

Friedrich Wilhelm Ritschl

Otto Ribbeck



1881



L.

FRIEDRICH WILHELM RITSCHL

EIN BEITRAG

ZUR GESCHICHTE DER PHILOLOGIE

VON

OTTO RIBBECK

ZWEITER BAND

MIT EINEM BILDNISS RITSCHLS

LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1881

Vorwort.

Nicht ohne Wehmuth gebe ich hiermit den zweiten Band, welcher das vor zwei Jahren zur Hälfte geförderte Lebensbild abschliesst, aus den Händen. Nun ich den Griffel niederlege und den so lange auf die geliebte Gestalt gehefteten Blick von ihr ablenke, scheint mir der Unersetzliche zum zweitenmal entrissen zu werden.

Ob es mir gelungen den Menschen wie den Gelehrten nach den verschiedenen Seiten seines Wesens, Wirkens und Könnens so darzustellen, dass die ihn am besten und tiefsten kannten an der Wahrheit der Züge nichts Wesentliches auszusetzen finden, muss dem Urtheil der Berufenen überlassen bleiben. Unter den wohlwollenden und beifälligen Stimmen, welche über den ersten Band laut geworden sind, hat es auch an einem mahnenden Zweifel nicht gefehlt, ob der Verfasser in seiner weiteren Darstellung auch dem Gebote objectiver Kritik genügen werde. Ich hoffe, man wird dem Biographen dasselbe Recht zugestehen wie dem Maler und dem Bildhauer, denen man nicht zumuthet grade die weniger gefälligen Theile eines Menschenantlitzes in scharfer Beleuchtung hervortreten zu lassen. Ein Werk der Pietät braucht kein Panegyricus zu sein: sie würde sich aber selbst verleugnen, wenn sie ihr Object auf den Secirtisch legen wollte. An geziemender Freimüthigkeit hab' ich es, denk' ich, nicht fehlen lassen: mag die Geschichte der Wissenschaft dereinst von höherem und höherem Standpunkt aus ihren Spruch fällen. Ich hatte nicht nöthig, ein Wort zu schreiben, welches der Verewigte nicht getrost, wenn er noch unter den Lebenden wäre, lesen dürfte. Und ich weiss, wie sich der Bescheidene über dieses Buch auslassen würde. So ungefähr, wie er unter

Anderem einst einem befreundeten Collegen schrieb, der die Verdienste seines Inschriftenwerkes zu populärer Kunde gebracht hatte. „Niemand kann mehr durchdrungen sein von dem lebhaftesten Bewusstsein dessen, was ihm fehlt, als ich. Womit ich mich schliesslich getröstet und das beunruhigte Herz wieder einigermassen ins Gleichgewicht gesetzt habe, das ist eine doppelte Erwägung. Erstlich, dass ich mir wohl ohne eitles Selbstlob das Zeugniss geben darf, dass, wie mangelhaft auch in vieler Beziehung das Vollbringen geblieben, doch der Wille gut und auch nicht ohne eine gewisse — sei es Stärke, sei es eigensinnige Zähigkeit war. Sodann sehe ich in Ihrer Auffassung vor Allem das, was doch eigentlich am meisten Werth hat im Menschenleben: die Liebe, sachliche wie persönliche, die redliche Bemühungen und nicht misrathene Leistungen mit einer gewissen Wärme und empfänglichen Theilnahme aufzunehmen fähig ist, wie sie in unserer egoistischen Zeit, wenn ich nicht irre, immer weniger häufig wird, und ohne die doch eigentlich gar keine rechte Freude am Leben ist. Ich sehe Ihre schönen Worte gleichsam vom Standpunkte eines Nekrologs an, der das Recht hat sich an die Lichtseiten zu halten, um ein Lichtbild zu entwerfen, was auch andere freut, während die Schattenseiten nicht geleugnet werden, aber nur grade bei dieser Gelegenheit sich nicht nothwendig in den Vordergrund schieben müssen."[1])

Dass nicht nur die mitgetheilten Thatsachen in ihrem Zusammenhang und ihrer Entwickelung, sondern auch die subjectiven Aeusserungen, Empfindungen und Beweggründe unseres Freundes urkundlich mit unbedingter Zuverlässigkeit verzeichnet werden konnten, das verdanken wir der schon früher im Vorworte zum ersten Band gerühmten Fülle des Materials. Den grösseren Theil hat er selbst hinterlassen: wohlgeordnete Personalacten; Specialsammlungen und Aufzeichnungen über einzelne besonders wichtige Lebensabschnitte, Unternehmungen und Beziehungen; Papiere mannigfachen

1) An Monnard 16. Juni 1863.

wissenschaftlichen Inhalts, Gedenkbücher, ein ganzes Archiv von Correspondenzen. Von den Acten des k. preussischen Cultusministeriums haben für diesen Band besonders die Berichte über das Bonner Seminar und über die Reorganisation der dortigen Bibliothek interessanten Ertrag geliefert, während die Darstellung der Conflictszeit lediglich aus R.s eignem Nachlass geschöpft ist. Ueber die Leipziger Periode standen mir ausser den Acten des k. sächsischen Cultusministeriums, den Archiven der philosophischen Facultät und der wissenschaftlichen Prüfungscommission mehrere Schreiben an des Herrn Ministers v. Falkenstein Exc. zu Gebote. Auch stellte der Rath der Stadt Leipzig ein wichtiges Gutachten in Schulsachen zu meiner Verfügung.

Reiche Ausbeute haben eigenhändige Briefe R.s geliefert, welche mir theils unmittelbar aus seinem Nachlass, theils durch die Güte der Empfänger oder ihrer Hinterbliebenen bekannt geworden sind, vor andern die an seine Eltern, an Jacob Bernays, Heinrich Brunn, Dübner (mitgetheilt von Herrn Adert in Genf), A. Fleckeisen, A. Graffunder, G. Hermann, C. Halm, M. Hertz, H. Keil, G. Kiessling, L. v. Lancizolle, K. Lehrs, G. Löwe, Eugen Mehler, Monnard, C. Niese, L. Pernice, Schneidewin, Stenzler, G. Welcker. Auf meine Bitte theilte mir die Leidner Universitätsbibliothek Briefe an Geel, das kais. archäologische Institut in Rom die an Emil Braun, das k. preussische Staatsarchiv und Herr Professor Varrentrapp solche an Johannes Schulze mit. Ausserdem haben mich mit besonders werthvollen Zusendungen und Mittheilungen unterstützt die Herren Brambach, Dziatzko, Eckstein, Fleischer, Jungmann, Wilhelm Schmitz, H. Stürenburg, Curt Wachsmuth. Allen, auch den nicht besonders Genannten, fühle ich mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Durch strenge Ausscheidung alles Persönlichen ist der Discretion Genüge geschehen.

Mit charakteristischen Reliquien in den Beilagen bin ich vielleicht wie im ersten Bande dem Einen zu sparsam, dem Andern zu freigebig gewesen. Mit Bedauern musste Manche von allzugrossem Umfange oder allzuvertraulicher Fassung zurückgelegt werden. Auch den weitgreifenden Einfluss R's auf die

philologische Litteratur seiner Zeit in vollständigen Nachweisungen vorzuführen musste ich mir versagen.[1]) Noch sind die Wirkungen seines Beispiels und seiner Lehre nicht abgeschlossen. Ihnen nachzugehen wird ein anziehendes Capitel für eine dereinstige umfassende Geschichte der Philologie bilden, welcher auch eine „unparteiische“ Würdigung der sogenannten R.schen Schule vorbehalten bleiben mag. Dass ihr Meister sie nicht für die alleinseligmachende ausgeben wollte, ist an gehöriger Stelle hervorgehoben worden, und schon darin begründet, dass von einer ausschliesslichen R.schen Methode ja nie die Rede gewesen ist und sein konnte. Er hat auch weder besondre Dogmen aufgestellt, auf welche er seine Jünger verpflichtete, noch wie ein Hippias von Elis sich berühmt, dass man Alles von ihm und nur von ihm lernen könne. Erziehen, anregen, den Weg weisen wollte er. Wie frei und vielseitig diese Anregung war, zeigen die Früchte, so verschieden nach Art und Güte, wie es die Natur der Individuen und der sie bestimmenden Umstände mit sich brachte. Für ein Glied dieser weit verzweigten und weit auseinandergehenden Familie würde es sich ebensowenig ziemen, gleichsam in öffentlicher Beichte Schwächen und Verirrungen als Vorzüge und Verdienste der Gesammtheit oder der Einzelnen aufzuweisen. Auch würde ja schon die Gerechtigkeit dann auch einen vergleichenden Blick auf andre Familien oder Schulen erfordern, wogegen doch der gute Geschmack Einspruch erheben müsste.

Das Bildniss, welches diesem Bande vorangestellt ist, gehört der Leipziger Zeit an: es giebt die Energie und Grossartigkeit der Züge am besten wieder, weniger die gewinnende Freundlichkeit und Beweglichkeit. Es war eben allezeit schwer diese lebensprühende Persönlichkeit gleichsam mit einem Blick ganz zu fassen. Von plastischen Abbildern ist ausser einer wenig gelungenen Büste von Afinger aus dem Jahr 1862 ein treffendes Medaillon aus der Leipziger Zeit, Jugendarbeit von Adolf Hildebrand, dem Neffen, und von demselben für das von Schülern gestiftete, am 29. Mai 1880

1) Ein vollständiges, wohlgeordnetes Verzeichniss von Ritschls eignen Schriften findet sich bekanntlich am Schluss des fünften Bandes der opuscula, deren vollendete Herausgabe Wachsmuth verdankt wird.

enthüllte Grabdenkmal[1]) gearbeitet eine mit grosser Feinheit modellirte Bronzebüste zu erwähnen, von welcher ein zweites Exemplar aus gleichem Material für die Räume des philologischen Seminars, eine Marmorcopie für die Aula der Universität Leipzig bestimmt ist.

Aufmerksamen und freundlichen Lesern des ersten Bandes verdanke ich manche Berichtigung und Ergänzung, einige sind mir auch selbst gelegentlich aufgestossen. Indem ich mich der Wohlthat 'minima non curat praetor' getröste, theile ich Erheblicheres im Folgenden mit.

Der S. 4 Z. 2 von oben erwähnte, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunde von Weissensee gelegene Ort heisst Schallenburg, nicht 'Schallenberg'; der Kantianer S. 33 Gerlach (vgl. S. 278), nicht 'Gerhard'. Ob dagegen der S. 71 genannte, bekannte Jurist sich damals 'Blume', wie dort angegeben, oder vielmehr Bluhme nannte, ist keineswegs mit unbedingter Sicherheit zu sagen, denn „er hat, wie die alten Römer in seiner Orthographie periodenweise gewechselt" (R. an Fleckeisen 6. Mai 1855), so dass Ritschl selbst nie wusste, wie er augenblicklich den Namen zu schreiben habe, wie denn auch der Nomenclator philologorum zwischen beiden Formen die Wahl lässt. Dass ich aber den Sohn des Kanzlers Niemeyer einmal, S. 36, nicht Hermann, sondern 'Agathon' genannt habe, thut mir leid, seitdem ich durch Arnold Ruge[2]) weiss, dass dem „Chef" dieser sein Taufname ein unbequemer war, von dem er vorzog keinen Gebrauch zu machen. So ist denn auch der II 409 Anm. 2 erwähnte Hermann eben dieser verpönte „Agathon".

Zu den auf S. 41. 44. 45 genannten Reisigianern, von denen Hahn schon als Student zur Theologie übergetreten ist, kommen noch hinzu Blumenthal, Reinhard, Stern,

1) Die Vorderseite des schönen Postamentes trägt die Inschrift: FRIDERICO · RITSCHELIO | LITTERARVM · ANTIQ · LVCI | PRINCIPI · PRAECEPTORVM | AMICORVM · PRAESIDIO | DISCIPVLI · PIENTISSIMI | F · C

2) 16. Juli 1879: „Bei Ihrer Familiarität mit den Verhältnissen fällt Agathon etwas aus der Rolle."

Kahnt, alle todt, wie auch Parreidt. Der Erfurter Jugendfreund C. Schmidt (I 18) taucht in Briefen an R. aus den vierziger und fünfziger Jahren als Director in Bielefeld auf, der sich mit einem Buch über das griechische Verbum trägt. Der Antiplautiner auf S. 147 schrieb sich G. A. B. Wolff, nicht 'Wolf', die grosse Schauspielerin Julie Rettich (S. 168), nicht 'Rettig', der Czeche Palacky (S. 219), nicht 'Palazki'. — Als Beitrag zur litterarischen Mythenbildung ist bemerkenswerth, dass ganz dasselbe Dictum, welches S. 46 aus einer Halle'schen Disputation berichtet wird, nach C. Beyer, dem Biographen Rückerts[1]), von diesem bereits im Jahr 1811 bei seiner Jenaischen Habilitation dem Philologen Eichstädt erwidert sein soll. Da ich für meine Angabe die Autorität eines Augen- und Ohrenzeugen, G. Kiessling's, habe, so wird entweder jenen ungenannten „hochbetagten Jugendfreund" Rückerts sein Gedächtniss getäuscht haben, oder R. hat jenes geflügelte Wort sei es in bewusster, sei es in unbewusster Erinnerung wiederholt. — Dass die Chiffre *A. T.* unter der Agathonrecension (I 285) die seinige gewesen sei und ἀγαθῇ τύχῃ bedeutet habe, bezeugt mir Kiessling, 12. Juli 1879, obwohl er das Schriftstück selbst längst vergessen hatte. — Da die Aussicht von der Breslauer Promenade, wie ich höre, gegenwärtig nicht mehr so frei ist als sie auf S. 112 sich geschildert findet, so setze der geneigte Leser in Zeile 16 gewährte statt 'gewährt'.

In diesem zweiten Bande muss es auf S. 52 Z. 19 heissen: „der Vortrag" statt „sein Vortrag", denn R. liess das Manuscript Welckers durch einen der Secretäre verlesen. S. 235 Z. 17 lese man „von ihm" statt „vor ihm". Auch ist nicht zu verschweigen, dass die Personenvertheilung auf der ebenda erwähnten iambischen Grabschrift eine unsichere ist (vgl. Bücheler anthol. epigr. lat. specimen I p. 24). S. 337 Z. 9 ist „gegen ihn" zu streichen; 351 Z. 5 von unten zu lesen: „in offner Aussprache".

Leipzig, 6. April 1881.

1) Friedrich Rückert. Ein biographisches Denkmal. Frankfurt a/M. 1868 S. 42.

Inhalt des ersten Bandes.

Inhalt des zweiten Bandes.

Bonn, erste Periode

1839—1848.

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluss bespiegeln,
Weingeschmückten Landesweiten
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten!

1. Anfänge.

Am 17. März 1839 wurde Breslau verlassen. Die Schnellpost führte die Reisenden zunächst nach Berlin, wo Ritschl im Ministerium Weisungen für sein neues Amt zu empfangen hatte. Einige Tage, bis zum 24., verweilten sie im Hause des Schwagers, freilich in wehmüthigen Gedanken an die geliebte Schwester, die es nicht mehr belebte. Dann begaben sie sich über Halle, Naumburg, Schulpforta (einen Abstecher nach Leipzig machte R. allein) zu längerem Aufenthalt nach Erfurt. Erst gegen Mitte April ging es westwärts der neuen Heimath zu.

Von Frankfurt kommend erblickten sie eines Abends den Rhein zum erstenmal, als sie über die lange Schiffbrücke in das lichterstrahlende Mainz einfuhren. „Mein Herz schlug vor Freude," meldet der Sohn an die Mutter.[1]) Mit der ersten Morgensonne war er auf und schwelgte im Anblick des breiten belebten Stromes, der sich zu seinen Füssen spiegelte. Der Civilgouverneur, Präsident v. Lichtenberg, den R. in Venedig kennen gelernt hatte, sorgte in liebenswürdiger Gastlichkeit dafür, dass den Reisenden der Rasttag auf das angenehmste verging.

Am Abend des 15. April trafen sie mit dem Dampfschiff in Bonn ein, bei unfreundlichem, neblig rauhem Wetter, welches den ersten Willkomm ein wenig verkümmerte und noch längere Zeit anhielt. Mit einigen Interimszimmern

1) Bonn 20. April 1839.

in der Wenzelgasse (bei einer Frau von Cler) mussten sie sich die ersten Wochen behelfen, bis sie gegen Ende Mai ihre eigentliche Wohnung im Erdgeschoss beziehen konnten, die freilich keine Aussicht auf Berge und Strom bot, aber doch ansehnliche Räume und eine stattliche Terrasse, die unmittelbar aus den Zimmern in den grossen, mit prächtigen Schattengängen versehenen Garten führte und von den kundigen Händen des neuen Bewohners alsbald mit freundlichen Blumenanlagen versehen wurde.

Ueber Land und Leute, insbesondere auch über die Bonner Universitätsverhältnisse war Ritschl durch sachkundige Schilderungen, die vielleicht etwas zu sehr ins Graue malten, hinlänglich vorbereitet [1]) Die Stadt, welche bis 1819 ein erbärmliches Nest gewesen, war seitdem rasch aufgeschossen, hatte aber etwas Halbwüchsiges, Unfertiges an sich. Ein unharmonisches Gemisch getrennter Elemente erschwerte dem Fremden das Einleben in ungewöhnlichem Grade. Die kleinbürgerliche Bevölkerung krankte noch an den Nachwehen der Bettelwirthschaft, welche in den kurfürstlichen Zeiten geblüht hatte: Armuth neben Genusssucht, Mangel an Energie und Anmuth bei einiger Selbstgefälligkeit, Neigung zum Klatschen bei einer gewissen weltmännischen Bonhommie; der Sinn überwiegend nach aussen und auf die Oberfläche des Lebens gerichtet: im Ganzen doch ein gutartiges und wohlmeinendes Geschlecht dieses niederrheinische Völkchen, dem es an kernhafteren, zum Theil aus der Nachbarschaft zugewanderten Familien natürlich nicht fehlte.

Englische, französische, holländische Fremdencolonien, fortwährend wechselnd, in geringer Berührung mit den Einheimischen, vertheuerten das Leben, verdarben und verwöhnten das Gesinde. Der jungen Universität, so grossartig sie angelegt und aufgeblüht war, fehlte die historische Tradition und daher der geschlossene Corporationsgeist. Viel-

---

1) Klausen, seit Herbst 1838 Prof. der Philologie in Greifswald († daselbst 1840), durch mehr als zehnjährigen Aufenthalt und akademische Wirksamkeit völlig eingeweiht in Bonner Zustände, hatte sehr eingehende Mittheilungen geliefert, die er „jeden Augenblick drucken zu lassen“ sich bereit erklärte, „wenn auch lieber anonym“.

mehr zersplitterte sich der Kreis der Professoren in mannigfache Parteien und Coterien, was denn auch auf die geselligen Verhältnisse einwirkte. Die Katholiken gespalten in zwei Lager: hier die Ultramontanen, mit der Regierung zerfallen, dort die Hermesianer, sehr populär uud von oben begünstigt. Der grösste Theil des Lehrstandes, darunter auch die Philologen Franz Ritter und Ludwig Schopen, hatten sich dieser Fahne angeschlossen. Unter den Protestanten waren es theils ebenfalls politisch-religiöse Schattirungen, theils Gegensätze persönlicher Art, welche Spaltungen verursachten und bisweilen die Tüchtigsten aus einander hielten oder trennten. Aber eine stattliche Reihe verdienstvoller und geistreicher Männer zierte den Lehrkörper: die Theologen Nitzsch und Bleek, die Juristen Bethmann-Hollweg, Walter und Böcking, die Mediciner Nasse, Wutzer, Naumann, in der philosophischen Facultät Welcker, Brandis, Diez, Lassen, Löbell, Plücker, und der in fürstlichem Selbstbewusstsein über Alle sich erhebende A. W. v. Schlegel.

Der erste Eindruck der Ankömmlinge war: „wir werden nur sehr allmälig hier Wurzel schlagen; es scheinen hier schon zu sehr abgeschlossene und in sich befriedigte Kreise zu sein, die Niemand mehr zu ihrer Behaglichkeit bedürfen.“ [1]) Schon die damals herrschende steife Ortssitte erschwerte rasche gegenseitige Annäherung. Denn zunächst hatte der Gatte allein etwa anderthalbhundert Besuche bei den Männern abzustatten, und erst in derselben Reihenfolge, wie diese erwidert wurden, führte er ihren Frauen die seinige zu, worauf denn endlich die Familien-Gegenbesuche zu erwarten waren. Die Geselligkeit war bunt und belebt, zum Theil, im Kreise wohlhabender, ja reicher Collegen, der Magnaten der Koblenzer Strasse, glänzend und luxuriös. So gab gleich im Mai der noch sehr geistesfrische und lebenslustige Theologe Augusti in seiner Villa vor dem Koblenzer Thor ein grosses Gartenfest. Es war eingeladen um 12 Uhr zum Dejeuner. Man speiste im grossen Gartensaal zwischen Blumen und Bäumen an kleinen Tischen, genoss im Garten oder in den Zimmern

---

1) R. an die Mutter 20. April 1839.

Kaffee oder Maitrank: hierauf folgte Komödie in kölnischem Dialekt, Musik (Gesang der verwittweten Frau Matthieu, die später Kinkels Gattin wurde), Tanz, Pfänder- und Espritspiele, — Alles bis zum Abend in einer Weise „lustig, wie es nur rheinischem, mit nichten schlesischem Naturell möglich ist“.[1]) Ein Zug leichtlebiger Vergnüglichkeit, der eine intensivere Herzenswärme nicht im mindesten Bedürfniss schien, fröstelte die durch norddeutsche Gemüthlichkeit verwöhnten Naturen eher an, wie sehr auch namentlich Ritschl selbst der harmlosesten geselligen Heiterkeit immer noch zugänglich war.

Aber unwiderstehlich wirkten doch die bezaubernden Reize der rheinischen Landschaft, welche in Spaziergängen und Ausflügen zu Fuss und zu Schiffe durchgekostet wurden. Der von italiänischen Erinnerungen noch Erfüllte verglich die Partie von Koblenz bis Bingen mit dem Comersee, die obere von Bingen aufwärts mit dem Lago maggiore![2]) Auch die Vorzüge des Klima's, der zeitig eintretende Frühling, der lang andauernde Herbst, waren doch nicht zu verachten: gerade die ersten Winter waren besonders mild. Einen Geburtstag wie den 6. April 1842 hätte man in Breslau oder Halle nicht feiern können. Der Schwager Hildebrand war, von Belgien kommend, gerade eingetroffen, um die Seinigen nach längerem Besuch von Bonn abzuholen. An wunderschönem Tag betrat die Doppelfamilie um 1 Uhr das Dampfschiff, welches sie nach Königswinter führte. Man erstieg den Drachenfels, trank oben in brennendem Sonnenschein Kaffee, und kehrte auf dem rechten Rheinufer, die Männer marschierend, die Frauen zu Esel nach Hause zurück, wo dann noch bis Mitternacht bei der Maitrankbowle musicirt wurde.[3]) Und wie bequem und einladend zu raschem Verkehr lag das heitere Land offen vor der Thür! Auf der glänzenden Wasserstrasse führten die Dampfer auf- und ab reiselustige Schaaren, und bald wurde auch die Eisenbahn nach Köln eröffnet. Ein Glanzpunkt gleich des ersten Sommers war das Musikfest, welches in den Pfingsttagen

---

1) R. an Stenzler 18. Mai 1839. 2) An Stenzler 18. November 1839. 3) An die Mutter 23. April 1842.

(17—21. Mai) nach Düsseldorf lockte. Der Eindruck war ein überwältigend grossartiger: der jugendliche Mendelssohn dirigirte, und die Grazie und Sicherheit seines musikalischen Regimentes, die hinreissende Gewalt seiner ganzen Persönlichkeit begeisterte im höchsten Grade.[1])

Waren sonach die allgemeinen Lebensverhältnisse, in welche der Fremdling eintrat, zwar mannigfach reizvoll und anregend, aber doch zum Theil noch problematischer Art, so fand er den Boden für seine eigentliche Wirksamkeit trefflich bestellt und lohnende Früchte mit Sicherheit versprechend. Grade für die philologischen Studien war schon bei der Gründung der Rheinischen Universität (1818) glänzend gesorgt worden. Niebuhrs grossartige Vorträge über alte Geschichte hatten der historischen Forschung nach jeder Richtung einen weiten Horizont eröffnet und ihrer Methode die Bahn gebrochen. Eine streng philologische Zucht war gleich von Anfang an in dem unter Heinrichs[2]) kraftvolle und feste Leitung gestellten Seminar eingeführt worden. Wenn dieser schneidige Schüler Heyne's die universale Richtung seines Lehrers und des ihm selbst geistesverwandten F. A. Wolf vertrat, so pflegte neben ihm der treffliche Ferdinand Näke[3]), ein Zögling der Hermannschen Schule, die Kunst feiner Exegese und sorgfältig wägender Kritik. Ebenfalls gleich bei Errichtung der Universität (Herbst 1818) aus seinem Lehramt am Halleschen Pädagogium zu einer ausserordentlichen Professur und der Stelle eines Seminarinspectors berufen, dann sehr bald (1820) zum Ordinarius und Professor der Eloquenz befördert, hat derselbe durch das Beispiel seiner durchaus selbständigen und gewissenhaften, von lauterem Wahrheitssinn getragenen Forschung, besonders durch die Kunst beobachtender und ebenso geschmack- als massvoll combinirender Erklärung der Dichtertexte in hohem Masse neben Heinrich dazu beigetragen, dass für die grammatisch-kritische Seite der philologischen Studien in Bonn ein fester Grund

1) An Stenzler, Düsseldorf 18. Mai 1839. 2) Karl Friedrich Heinrich geb. 8. Febr. 1774, gest. 20. Febr. 1838. Vgl. Vortrag seines Sohnes in der Bonner Philologenversammlung (Verhandlungen S. 89 ff.). 3) Geb. 15. Mai 1788, gest. 12. September 1838.

gelegt und eine dauernde Tradition geschaffen wurde. Noch mehr fiel das Schwergewicht methodischer Schulung auf Näke's Antheil, als nach Heinrichs Tode Welcker in die Leitung des Seminars mit eintrat. Dieser, eine ganz eigenartige, tiefsinnige Natur, zum Künstler und Dichter angelegt, bot in seinen Vorlesungen über alte Kunstgeschichte, Mythologie, Litteraturgeschichte eine Fülle neuer, fruchtbarer, aus seherhaftem Verständniss des Alterthums entsprungener, freilich oft kühner, nur mangelhaft bewiesener Gedanken. Seiner grossartigen, phantasievollen Anschauung erschlossen sich verborgene Zusammenhänge in der Geschichte des antiken Genius, erstanden begrabene und zertrümmerte Gestalten der Kunst und der Dichtung in neu geschaffener Herrlichkeit. Der mehrfach stockende, dann wieder wie in plötzlicher Befreiung dahinbrausende Vortrag des ganz von der Sache ergriffenen Lehrers übte auf Gemüth und Vorstellung der Zuhörer einen erwärmenden, oft erhebenden, stets auch sittlich läuternden Eindruck, während in den Seminarübungen der Mangel an klar bewusster, ruhiger Methode und an formaler Sicherheit sich bemerklich machte. Hier nun war Näke, der die geistige Ueberlegenheit des unvergleichlichen Mannes im grossen Ganzen willig anerkannte, mit seiner exacten Grammatik (im umfassenden Sinne der Hermannschen Schule), frei von aller Einseitigkeit und Pedanterie ergänzend eingetreten.

Sein Nachfolger, der sich ja von der Exclusivität der Hermannianer strenger Observanz stets frei gehalten hatte, brachte dem neuen Amtsgenossen ein achtungsvolles Verständniss seiner Richtung und Geistesart und die gewinnende Wärme seiner eigenen Persönlichkeit entgegen[1]), so dass von Anfang an ein herzliches collegialisches Verhältniss begründet wurde. Schon von Breslau aus[2]) hatte er bekannt, dass ihm Welckers Arbeiten „vielfältig Förderer und Leitsterne" seiner eigenen Bestrebungen geworden seien, worauf dieser in treuherzigen Worten die Hoffnung auf ein glückliches Zusammenleben gründete.[3]) Immerhin war die Verschiedenheit der Naturen wie der Jahre eine beträchtliche. Welcker, ein Idealist vom

1) Vergl. I 251 f. 2) 17. Febr. 1839. 3) 12. März 1839.

reinsten Wasser, „in fast jungfräulichen Illusionen über Menschen und Welt befangen“, weil ganz in seine selbstgegrabenen Gedankengänge vertieft, schwer zu überreden und zu beeinflussen, aber leicht verletzbar; auch in geselliger Unterhaltung zwar stets bedeutend, anmuthsvoll und mittheilend, aber mit dem Ausdruck ringend, getragen und gedämpft. Von der leichten Lebensart der Rheinländer hatte der cholerische Hesse keine Ader. Dagegen Ritschls scharf schneidiger Geist, die Präcision seiner Denk- und Ausdrucksweise, seine rasche praktische Art die Dinge anzufassen, und das bewegliche jugendliche Temperament, welches immer noch gern einmal ein wenig in Scherz und derbem Kraftgefühl über die Stränge hieb. Aber dem 18 Jahre älteren Collegen gegenüber, den er aufrichtig und in steigendem Grade verehrte, wusste er die Schranken zarter Rücksicht und bescheidener Schonung tactvoll und ohne doch der eignen Selbständigkeit das Geringste zu vergeben, innezuhalten. Auf gemeinschaftlichen Spaziergängen in der entzückenden Gegend, wo Welcker den Führer machte, kam man sich näher. Der ritterliche, wohlhabende Junggeselle lud wiederholt das junge Ehepaar zu Ausfahrten, nach Godesberg oder Rolandseck. Dann ging es wohl in der Abendkühle zu Fuss durch den Wald zurück, wenn grade der Mond, über dem Siebengebirge aufgehend, sein magisches Licht über die vornehme Landschaft warf. Genuss und Bewirthung der fremden Gäste, die während des Sommers schaarenweise Bonn durchströmten, theilte und tauschte man freundschaftlich mit einander aus. Ein Sonnabendkränzchen im engsten Kreise (nur Naumanns, Welckers vertraute Hausgenossen, wurden zugezogen) bildete sich schon im ersten Winter. Wissenschaftliche Arbeiten, Gedanken und Pläne besprachen die Beiden vertraulich mit einander, theilten sich handschriftliche Entwürfe zur Begutachtung mit. Noch näher vereinigte die gemeinschaftliche Pflege des Rheinischen Museums: denn etwaige Differenzen, wie sie bei litterarischen Bündnissen leicht entstehen, wusste der Eine wie der Andere mit glücklichem Tact unbeschadet der Sache zu vermeiden oder beizulegen. Auch in dem Grundsatz, die Seminarangelegenheiten „so ökonomisch hinsichtlich der Zeit

und der Dinte als möglich" zu behandeln, stimmten Beide harmonisch zusammen. Während der anderthalbjährigen Reise Welckers in Griechenland und Italien vertrat R. den Freund in unverdrossenster Gefälligkeit, wofür ihm dieser „die Krone der Collegialität" verhiess, und eine vertrauliche Correspondenz knüpfte das Band der Getrennten nur noch fester. Mehr als je erkannte da der Vereinsamte, was er an dem täglichen persönlichen Verkehr mit einem so reichen Geist und so edlen, theilnehmenden Charakter hatte, was er in seiner Abwesenheit entbehrte[1]); und Welcker, der Rückkehr und der frischen Wiederaufnahme eines innig verbundenen Zusammenlebens froh entgegensehend, schrieb: '*nil ego contulerim iucundo sanus amico*'.[2])

Wenn aber dieses Verhältniss von Anfang an auf gegenseitige neidlose Anerkennung gegründet war, so musste der gegen die Vorschläge von Facultät und Senat Berufene diesen hartköpfigeren Körperschaften gegenüber sich seine Stellung nicht ohne einige Mühe erkämpfen. Besonders die Professur der Eloquenz bot den Widersachern und ihrem Eigensinn ein offnes Angriffsfeld. In Senatssitzungen wurde verhandelt, ob der classische Wortführer der Universität *Guilelmus* oder *Wilhelmus*, *OE* oder vielmehr *Ö*, *quattuor* oder vielmehr *quatuor*, *ius* oder *jus* drucken zu lassen habe. Die Vertreter des Herkömmlichen beriefen sich auf den Vorgang von Heinrich und Näke, die doch sicher gewusst hätten, was lateinisch sei, wofür privatim auch die Variante vorkam: und das seien doch ganz andre Philologen gewesen. In Circularen erlaubte sich der Chemiker, der Anatom Vota abzugeben über den richtigen oder unrichtigen Gebrauch lateinischer Worte in Programmen oder Anschlägen. Auch der Curator von Rehfues stellte den geplagten Programmatarius zur Rede, dass er ihn einmal nur *Curatorem Nobilissimum* genannt hatte[3]), ja er verlangte, dass ihm jede Universitätsschrift auch rein wissenschaftlichen Inhalts vom Professor eloquentiae vor dem

1) R. an W. 18. Dec. 1842: „— und sehne mich nun mehr als je danach, wieder neben mir zu haben, mit dem sich akademische, litterarische, menschliche Interessen und Sorgen so schön theilen lassen wie mit Ihnen." 2) Rom 6. Januar 1843. 3) R. an Pernice 27. October 1841.

Druck zur Censur vorgelegt würde.[1]) Das lateinische Hochzeitsgedicht, welches R. im Februar 1840 im Namen der Bonner Universität zu Ehren des Prinzen Albert und der Königin Victoria hatte anfertigen müssen[2]), wurde gerade von den Ignoranten mit hämischer Kritik zerzaust. Ein Jurist wollte Prosodiefehler darin entdeckt haben, ein katholischer Theologe rieb sich an der „affectirten Orthographie", ein Professor der Geburtshülfe übte seinen Witz an der Aufspürung vermeintlicher Zweideutigkeiten u. s. w. Natürlich wehrte sich der Angegriffene seiner Haut und vergalt plumpe Bosheiten mit blanken, scharfen Schwerthieben.[3]) Es dauerte aber noch manches Jahr, bis die gelehrte Körperschaft seiner Autorität ganz traute. Als Professor eloquentiae hatte R. alljährlich die üblichen Berichte über den Erfolg der akademischen Preisaufgaben drucken zu lassen. Zum Behuf dieser Berichte lieferten die Decane die Urtheile ihrer Facultät lateinisch ein. Da dieses Latein indessen so von Incorrectheiten wimmelte, dass es eher wie Deutsch mit lateinischen Buchstaben aussah, so nahm sich R. ebenso wie in Breslau, wo es nie beanstandet worden war, die Freiheit, ihm durch veränderte Fassung ein manierlicheres und der Würde der Universität angemesseneres Ansehen zu geben. Die Herren verlangten aber hartnäckig den unveränderten Abdruck ihrer Aufzeichnungen. Es bedurfte erst der authentischen Interpretation eines Statutenparagraphs, auf den sich R. stützte, ehe er unangefochten an Stelle des ihm aufgedrungenen Küchenlateins ein classisches setzen durfte.[4])

Wie leidenschaftlich und gehässig die einfachsten Geschäftsfragen selbst von edleren Charakteren behandelt wurden, zeigt eine Auseinandersetzung R.'s mit dem greisen Philosophen Delbrück. Der zeitige Rector hatte durch Circular Umfrage gehalten, wer die übliche Festrede zum 3. August halten solle. Verpflichtet und berechtigt hierzu waren der Reihenfolge ihres Amtes nach sämmtliche Ordinarien; in der

1) R. an Pernice 21/5. Sept. 1840. 2) Opusc. V 687 ff. 3) An G. Hermann 17. Febr. 1840, an Lehrs 31. Oct. 1840. 4) R. an Joh. Schulze 30. Sept. 1847, 14. Febr. 1848.

Regel aber fiel diese Leistung dem Professor eloquentiae zu. Diesmal hatte sich Delbrück zum Worte gemeldet, obwohl er bereits früher geredet hatte, Andere aber noch zurückstanden. R. glaubte es seiner Stellung schuldig zu sein, gerade bei dieser ersten feierlichen Gelegenheit einer Pflicht, zu der er ja in doppeltem Grade berufen war, nachzukommen und sprach diesen Wunsch in einem nicht nur höflichen, sondern ehrerbietigen Brief in der Form einer bescheidenen Anfrage an Delbrück aus (18. Juni 1839). Die Antwort aber (vom 21. Juni) lautete nicht nur schroff abweisend, sondern erging sich in höhnischen Insinuationen, dass der Neuling die festliche Gelegenheit zur Habilitationsrede benutzen und die Aufmerksamkeit einer glänzenden Festversammlung von des Königs Majestät auf den antretenden Professor der Beredsamkeit lenken wolle, sprach von „Missgriffen und Misstritten", die derselbe zu bereuen habe: kurz der Verkündiger griechischer σωφροσύνη und καλοκἀγαθία vergass dem 40 Jahre jüngeren Amtsgenossen gegenüber die gewöhnlichsten Formen der Humanität. Dafür empfing er aber (am 23. Juni) eine classische Zurechtweisung in Lessingschem Stile, welche sachlich alle Einwände und Vorwürfe widerlegte und die würdigste Genugthuung durch die Erklärung nahm, dass der Beleidigte ihm sein Unrecht vergebe und den Zwist hiermit als geschlichtet betrachte. Sie sind auch weiterhin vollkommen gut mit einander ausgekommen.

In seinem Berufe zwar liess sich der Misshandelte von solchen und anderen Erbärmlichkeiten möglichst wenig anfechten, sondern ging ruhig seinen Weg fort; aber gar manchesmal regte sich die Sehnsucht nach dem freundlicheren Osten. Da fand er den allgemeinen Charakter des Bonner Stadt- und Universitätslebens „im allerhöchsten Grade untröstlich", fühlte sich im ganzen Lande „wildfremd, herausgerissen aus jeder Jugendgewöhnung"[1]), so dass er gegen Ende des ersten Semesters selbst mit geringerem Gehalte gern nach Halle gegangen wäre[2]); und diese Stimmung kehrte auch in den folgenden Jahren mehr oder weniger stark immer

1) An Kiessling 13. Sept. 1839. 2) An Pernice, Ende Juli 1839.

noch wieder.[1]) Scherzend, aber doch mit Seufzen schreibt er an Braun (10. Mai 1840): „ich kann mir gar nichts Glückseligeres denken, als dass ich mit meiner Bibliothek nach Rom zöge und in Gemeinschaft mit Dir zwischen philologischen und philologisch-antiquarischen Studien mich zu gleichen Theilen theilte. Könnte man doch in Rom eine Anstellung haben, die nicht zu viel zu thun gäbe ... bei der Diplomatie! *Ma si brama invano*". Und noch im Juni 1843 schwelgt er in dem Gedanken, für den Fall dass Bernhardy aus Halle fortginge dort neben Pernice zweiter Bibliothekar zu werden! Nicht mit Unrecht wurde ihm vorgestellt, dass jede Veränderung der Lebensverhältnisse nach dem 30. Jahre in gewisser Beziehung eine Verschlimmerung sei; dass was man einmal verlassen habe man niemals so wiederfinde, dass es auch in dem heiss geliebten Halle nicht mehr wie früher sei.[2]) In der That waren es die entflohenen Jugendjahre fröhlicher, freier Kameradschaft, nach denen der Blick sehnsüchtig zurückschaute. Denn was er am meisten vermisste, war ein gleichgestimmter Freund gleichen Alters, wie er in Halle so viele, in Breslau Stenzler gehabt hatte, mit dem er sich frei gehen lassen konnte in gleichgewogenem rückhaltlosem Austausch. Diese Lücke konnte dem angehenden Dreissiger ein bereits in der Mitte der fünfzig Stehender wie der treffliche Welcker, der doch immer mit einer gewissen Kunst behandelt sein wollte, nicht ausfüllen. Und noch weniger etwa der alte, obwohl ewig jugendliche Arndt, den nur zu sehen schon eine „wahre Herzstärkung" war. „Selbst zu Worte zu kommen, darauf muss man freilich bei ihm verzichten, so gut wie bei Schlegel; aber dem alten Turner hört man auch mit Freuden zu, wenn ihm die neuen, urkräftigen Wortbildungen in der Lebendigkeit und Begeisterung des Momentes wie Perlwasser aus klarem Bergquell heraussprudeln."[3])

Zu schätzen und auch zu nutzen wusste den gelehrten Philologen A. W. v. Schlegel, der im Jahre 1839 grade

1) An Pernice 25. April 1842, Juni 1843, an Niese 10. November 1844. 2) Meier an R. 8. Juni 1840. 3) An Stenzler 18. Mai 1839.

Decan war. Von den beiden Seiten seines Wesens kehrte er die angenehmere des geistesfrischen, witzigen, verbindlichen alten Herrn gegen die interessanten jungen Leute heraus, holte sie in seinem Wagen zu Spazierfahrten ab und zog sie in den auserlesenen Kreis, welchen er in seinem Hause versammelte. Er arbeitete damals grade an einer neuen Ausgabe seiner dramatischen Vorlesungen, deren Vollendung durch seine Theilnahme an der Publication der Werke Friedrichs des Gr. verhindert worden ist, und war eifrig mit Untersuchungen über die scenische Aufführung der griechischen Tragödien beschäftigt, welche er in besonderem gelehrten Anhang mit polemischen Ausführungen gegen Otfried Müller wie gegen G. Hermann behandeln wollte. Er hatte mit dem verstorbenen Näke gut gestanden und dessen vorsichtige und subtile Art hochgehalten, während er gegen Niebuhrs und Welckers Hypothesen in Epigrammen zu Felde zog. In weiterem Umfange hatte er die neueren Erscheinungen in der Philologie seit Jahrzehnten nicht mehr verfolgt und war eigentlich des Glaubens, dass dieselbe seit den Zeiten seines Lehrers Heyne nicht erheblich weitergekommen sei. Die umfassende Sach- und Bücherkunde des neuen Collegen, sein präcises, witziges Urtheil und die Klarheit aller seiner mündlichen und schriftlichen Aeusserungen musste dem alten Kritiker sehr willkommen sein. So zog er ihn denn fleissig zu Rathe. „Potztausend welche Gelehrsamkeit! nun weiss ich auch, warum Sie so mager sind!“ schrieb er in Bewunderung ausbrechend über eins der lehrreichen Billets, welche sein gefälliger promus condus ihm spendete. In „didaskalischen Conferenzen“ wurden controverse Fragen eingehender discutirt: über ἐκκύκλημα und ἐξώστρα, über die verschiedenen Formen und Anwendungen der Göttermaschine, über die Stellung der Pferde auf Wolkenwagen.

Am wenigsten bot für den Augenblick der Umgang mit jüngeren Fachgenossen an der Universität, da nicht nur ihre wissenschaftliche Befähigung, sondern auch ihre gemüthliche Stimmung unter dem Gefrierpunkt stand: sie glaubten sich zurückgesetzt und hielten sich mit anspruchsvollem Groll im Hintergrund oder halfen an der heimlichen Minirarbeit gegen

den unbequemen Eindringling. In dem ganzen Tross von Philologen zweiten und weiter absteigenden Ranges war nur der wackere Gymnasialdirector Schopen, ein Schüler Näke's, wissenschaftlich und menschlich geniessbar, eine echt niederrheinische, joviale Natur vom besten Schlage: nicht gerade von hochidealem Schwung und weitem Horizont der Interessen, aber trefflich geschult, ein feiner Kritiker und Exeget, gewiegter Latinist, vor Allem ein biederer, treuer Charakter.[1]) So war selbst in fachwissenschaftlichen Dingen der geistige Austausch sehr beschränkt. Wenn vollends Welcker auf Reisen war, wurden die Stossseufzer ganz desperat. „Ich wollte ich dürfte singen: sie sollen mich nicht haben. Ohne Sie ist es nun gar greulich hier. Auch alle philologischen Gedanken, Entdeckungen, Sympathien, Antipathien muss man ganz allein in sich selber hineinfressen."[2]) Unter den übrigen Collegen fand er ja Geist, Wissen und ehrenwerthe Gesinnung genug, aber keine gleichgestimmte Natur. Von den Theologen sagte ihm der leichtlebige Augusti noch am meisten zu. Auch mit Bleek stand er auf freundlich geselligem Fusse. Weniger zugänglich wegen seines feierlich zurückhaltenden Wesens war ihm Nitzsch, am wenigsten Sack, wie überhaupt in den zwar höchst gebildeten, aber hochkirchlichen Kreis, dessen Mittelpunkt das Bethmann-Hollweg'sche Haus war, seine freiere Richtung nicht passte.[3]) Und doch übte grade dieser Kreis, aus den achtungswerthesten Elementen bestehend, indirect eine grosse moralische Gewalt aus, der man nicht ungestraft sich entziehen konnte.[4]) Unter den Juristen zog ihn vor allen der pikante Böcking an, stiess ihn aber durch seine berühmte Grobheit bisweilen noch energischer ab[5]); auch der Umgang mit Nicolovius, einem Sohn seines Berliner Gönners,

1) Vergl. Ritschl opusc. V 167 f. R. hat ihm ein Denkmal gesetzt in der opusc. V 168 mitgetheilten Grabschrift und den tief empfundenen Gedächtnissworten 167 f. 2) An Welcker 12. Dec. 1841. 3) R. an Lehrs 21. Jan. 1843: „In welch beneidenswerther frischer Bewegung leben Sie doch an Ihrem Ostseestrande, und wie einfarbig düster und muffig geht es hier am gefeierten Rhein zu, in Bonn wenigstens, wo man sich vor frommem Geruch nicht mehr lassen kann!" 4) R. an Pernice 25. April 1842. 5) Sehr freundschaftliches Verhältniss zu R. bezeugen Böckings Billets von 1846 bis 1852.

verlief sich bald. Mit dem feinsinnigen und harmonisch gebildeten Löbell verbanden ihn mannigfache Interessen, aber eine gewisse Blutarmuth dieses übrigens sehr wohlgesinnten Collegen liess es zu einem recht vollen Verständniss doch auch erst langsam kommen.[1]) Noch weniger wollte ein dauerhaft warmer, auf wechselseitigem Vertrauen beruhender Familienverkehr gedeihen. Manches hoffnungsvoll begonnene Verhältniss wurde nach Monaten, nach Jahren aufgelöst: ein unbehagliches Anprobiren und Wiederablegen, dessen Ergebniss wiederholte Enttäuschung war.

2. Erste Bonner Schule.

Desto befriedigender von Anfang an gestaltete sich die Lehrwirksamkeit des neuen Professors, obwohl die Zahl der eigentlichen Philologen zunächst, wie zu Näke's Zeit, nicht über 40 bis 50 betrug und erst allmälig höher stieg. Die altangesessenen Privatdocenten und Extraordinarien gaben sich anfangs alle Mühe, den fremden Concurrenten zu tödten, indem sie ihre Vorlesungen auf dieselben Stunden mit den seinigen legten[2]); dennoch begann derselbe (am 6. Mai) mit 30 Zuhörern im Privatum (Aeschylus), während sich für das Publicum (Horazische Oden) sogar 86 aus allen Facultäten zusammenfanden. Als er aber durch diesen Erfolg ermuthigt im folgenden Winter zwei Privatcollegien (Römische Alterthümer, und Plautus' Trinummus) las, theilte sich die Schaar und kamen auf jedes derselben nur wenig über 20. Daneben las er sogar noch publice Encyclopädie vor 33. Nach dieser Erfahrung beschränkte er sich einstweilen in der Regel auf je ein Privatum, dessen noch nicht erledigter Stoff nicht selten im folgenden Semester als Publicum fortgesetzt wurde. Bis in die Fünfziger steigt die Zuhörerliste zum erstenmal im Winter 1845/6 (Geschichte der homerischen Gesänge vor 50, und Encyclopädie vor 52), der Sommer 1846 brachte für lateinische Grammatik sogar 64 (neben 41 im Aeschylus), eine Zahl, die aber so bald

1) Die „Charakteristiken und Kritiken" aus Bonn, welche für die alten Freunde Pernice, Kiessling, Stenzler, Braun in Aussicht genommen waren, sind ungeschrieben geblieben. 2) R. an Joh. Schulze 6. October 1839.

nicht wieder erreicht wurde.[1]) Damals, nach einem angestrengten Wintersemester, am Beginn der „glückseligen, heissersehnten Ferien“, schrieb er (15. März 1846) an Graffunder: „Man fühlt doch recht, dass man auf einen Punkt kommt, da man im Zenith seiner geistigen Kraft steht. Aber wie lange wirds dauern? Mir ist in der That jetzt auf dem Katheder recht herrscherlich zu Muthe“.

Der regelmässige Cyclus seiner Vorlesungen umschloss in dem ersten Bonner Jahrzehnt Homer, Aeschylus, Aristophanes, Plautus, Metrik, lateinische Grammatik, Encyclopädie oder Kritik und Hermeneutik. Die römischen Alterthümer las er in Bonn nur noch einmal, im ersten Winter (1839/40), dann gab er sie auf, zumal da sie anderweitig (durch Schopen und Ritter) vertreten waren. Früher „aufs lebhafteste begeistert für die realen Alterthumsstudien“ war er schon in der letzten Breslauer Zeit „durch eine Reihe innerer und äusserer Erfahrungen allmälig zu der Ueberzeugung gekommen, dass man mit Realien, so unbestreitbar ihr Werth und ihre Stellung für und in der Wissenschaft als solcher sei, doch nimmermehr den Zweck der Schule erreiche, also auch nicht die zweckmässige Heranbildung von Schullehrern bewerkstellige, sondern oft trotz aller Phrasen von höherer Auffassung der antiken Welt und ihres geistigen Lebens auf der einen, und von geistloser Wortklauberei auf der andern Seite, doch das wahre Ziel ächter Humanitätsbildung überwiegend auf dem Wege grammatischer Interpretation und ins eigne Leben dringender Lectüre der classischen Schriftsteller erstrebt werden müsse“.[2]) Daher er für die praktische Wirksamkeit im Seminar auf die Uebung strenger Kritik und Exegese allen Nachdruck gelegt wissen wollte.

Dass die Vorlesungen über „philologische Hermeneutik und Kritik“[3]) in Bonn weit umfassender und ausgereifter waren und es mit jeder Wiederholung wurden, war eine

1) Es war derselbe Sommer, in dem Lachmann in Berlin sein Colleg über ältere deutsche Litteratur nicht zu Stande brachte. Im folgenden Winter las derselbe Catull und Tibull vor 7 Zuhörern: G. Curtius an R. 2. Juni 1846, 15. Nov. 1846. 2) An Ambrosch 20. April 1839. 3) So seit Winter 1844/5 umgestellt.

natürliche Folge der mächtigen Zunahme an Erfahrung, der Erweiterung des Gesichtskreises und der steigenden Virtuosität in Handhabung der Technik. Schon die früher (I 245) gegebene Definition beider Disciplinen fand er nunmehr viel zu eng ausgedrückt. Er erklärte sie jetzt als „formale Disciplinen, welche lehren, wie der reale Inhalt der Wissenschaft zu gewinnen sei“, insbesondere als „Anleitung zur Bewahrheitung und zum Verständniss der Ueberlieferung (nicht: des Ueberlieferten) nach Gestalt und Gehalt“, beides zunächst unter Beschränkung auf die schriftlichen Quellen des griechischen und römischen Alterthums. Als Unterarten der subjectiven Kritik unterschied er die wählende, die negative, die divinatorische. Letztere charakterisirt er in einer eigenhändigen Randbemerkung folgendermassen (vgl. I 246): „Bei versteckten Verderbnissen kann nur die grösste Consequenz des Gedankens helfen, nie ein zufälliges Herumrathen. Es kann dann nur die schärfste Erwägung dessen, was stehen muss oder stehen kann, zu einem Ergebniss führen. Diese Nothwendigkeit muss in einem anschaulich festen Bilde vor dem Geiste stehen, zugleich müssen ihm alle Momente der objectiven Kritik und alle Heilungsmethoden gegenwärtig sein. Alles diess muss in einem Brennpunkt zusammengefasst sein“. Von philosophischen Abstractionen, nach welchen diese „Kunstfertigkeiten“ zu regeln seien, wollte er nichts wissen. Er schrieb an Niese[1]: „Was Du über Methode sagst, unterschreibe ich, nehme nur für mein Interesse und meine Aufgabe noch mehr in Anspruch als den allgemeinen Begriff von Methode, mit dem Ihr philosophirenden und speculirenden Köpfe (z. B. Du, Dein Bruder, Lanci, Graffunder) es immer allein zu thun habt; ich will sie auch im Einzelnen und Kleinen, und halte es für etwas recht Grosses, zu wissen, zu verstehen, zu lehren, wie sichern festen Schrittes und klaren Bewusstseins ein klassischer Text zu 'bewahrheiten' und zu erklären sei, lese auch grade jetzt mit besonderer Befriedigung Kritik und Hermeneutik, wozu mir Schleiermachers Allgemeinheiten herzlich wenig helfen“. In seiner praktischen Weise fasste

1) 10. November 1844.

er die Theorie als das durch fortgesetzten Versuch allmälig erwachsende, nie abgeschlossene Ergebniss empirisch gewonnener Einsicht. Bei der Ausübung, so lehrte er, „kommt unendlich viel auf gebildetes Gefühl, Takt, gesunden Sinn, feinen Blick an, auf eine gewisse Routine. Diese lassen sich nimmer vollständig in Regeln fassen. Absehen, ablernen, nachmachen. Theorie kann erst gedeihen, wenn bedeutende Muster der Ausübung vorausgegangen sind; sonach geht die Theorie niemals tiefer als die jedesmalige Ausübung. Folglich kann die Theorie gar keinen Anspruch machen, absolute Regeln zu geben, muss sich auf relative beschränken, weil sie zu kurzsichtig ist, die Bahnen und Gesichtspunkte im Voraus zu berechnen, die die Praxis in bewusstlosem, ohne Reflexion geschehendem Vorwärtsschreiten noch einmal einschlagen wird".

Auch das Capitel von der Kunst des Uebersetzens führte er aus, gab die verschiedenen Richtungen an und beurtheilte die Leistungen. Für die Schule empfahl er zunächst eine wörtlich treue Uebersetzung mit Verrenkung der deutschen Sprache, um die antiken Denkformen einzuprägen; dann erst möge der Versuch einer geschmackvollen Uebersetzung folgen: damit anzufangen verführe zur Oberflächlichkeit. Als Grundsatz der Interpunktion stellte er auf: „Interpungirt so, dass der Satz deutlich ist, und dann ists gut".

Schon in Breslau waren es diese Vorträge gewesen, bei denen er sich am unmittelbarsten gab und die durch unablässige Uebung gewonnenen Erfahrungen und Anschauungen am freiesten reproducirte. Mit einigen drei- und viereckigen Zettelchen und Papierstreifen ausgerüstet, welche kreuz und quer mit Notizen flüchtig beschrieben waren, kam er ohne viel Vorbereitung auf das Katheder. Mit naivem Erstaunen über die psychologische Thatsache erzählte er, wie während der Stunde aus der Erinnerung an eine vieljährige, halb bewusstlos geübte Praxis die Theorie mit reichster Fülle der charakteristischen Besonderheiten ganz von selbst sich gestalte, anschaulich werde und gleichsam zuströme, und bekannte, dass diese Art der improvisirten Entwickelung, die mit ihren Resultaten häufig ihn selbst überrasche, ihm eine wahre Erquickung und Herzensfreude sei.

Von der Art, wie er in jenen Jahren die technische Ausbildung seiner Schüler für die Textkritik betrieb, und von den Gesichtspunkten, welche ihn dabei leiteten, giebt die gradezu für Seminarzwecke unternommene Publication des kleinen griechischen Lexikons[1]) eine Anschauung, welches er ehemals in Rom abgeschrieben hatte (I 203). Der unveränderte Abdruck mit allen Schreiberfehlern und Abkürzungen sollte den Anfängern einstweilen die Autopsie von alten Manuscripten ersetzen und ihnen unmittelbar, klarer als durch blosse Collationen oder theoretische Belehrung an einem handgreiflichen, compacten Beispiel ein Bild handschriftlicher Ueberlieferung vor Augen stellen. Da aber der Text durch blosse Vergleichung mit den übrigen Etymologicis leicht und sicher verbessert werden kann, so hatten die Studenten eine treffliche Unterlage, um gleichsam *in corpore vili* selbständig ihre ersten Heilversuche mit Erfolg und beständiger Controle anzustellen. Dass aber die Verbesserung der alten Schriftsteller zwar noch nicht die Philologie selbst, indessen die unerlässliche Vorbedingung sei, schärft der Herausgeber (p. III—V = opusc. I 676 f.) mit nicht genug zu beherzigenden Worten ein. Er vergleicht die hierfür erforderliche Technik mit der Grammatik. Wie diese uns durch Beobachtung des individuellen Sprachgebrauchs verstehen lehrt, was jeder Schriftsteller sagen will, so müssen wir die Gewohnheiten der Schreiber lernen und vollkommen mit ihnen vertraut sein, um ihre Irrthümer und Versehen zu erkennen, eine Routine, in welcher die Philologen früherer Jahrhunderte, als man seine Classiker nur in Handschriften las, den heutigen, die auf gedruckte Ausgaben angewiesen grossentheils nie auch nur einen Codex gesehen haben, weit voraus waren.

Unter den übrigen Vorlesungsstoffen beschäftigte R. in dieser Periode am meisten die homerische Frage, welche noch immer auf der Tagesordnung vielseitigster Discussion stand, wie sie denn zum Theil von ihm selbst (I 237 ff.) in neue Bahnen geführt worden war. Den in der Untersuchung

1) Etymologicon Angelicanum, in zwei Proömien 1846/7 und 1847 = opusc. I 674—692. Vgl. V 733.

über das sogen. Plautinische Scholion angesponnenen Faden wieder aufzunehmen fand sich schneller, als erwartet war, Veranlassung. Die in jener Abhandlung (opusc. I 8) ausgesprochene Vermuthung, „sehr möglich, dass selbst das griechische Original der übersetzten Stelle“ (des Scholions) „noch in einer der unzähligen Handschriften des Plautus aufgefunden wird“, sollte sich nämlich schrittweise fast vollkommen bestätigen. Zunächst fand der Oxforder Cramer in einem Pariser Codex unter andern Excerpten περὶ κωμῳδίας, wie sie als litterarhistorische Einleitung dem Text des Aristophanes in Handschriften vorgesetzt zu werden pflegen, eine längere Notiz in griechischer Sprache, welche in der That dem grössten Theile des lateinischen Scholions sich wörtlich anschliesst.[1]) Die Ausbeutung dieses neuen Fundes erfolgte in dem Corollarium[2]) vom Sommer 1840, welches zugleich die gegen die frühere Schrift namentlich von Bernhardy erhobenen, grossentheils wenig überlegten Einwürfe zu erledigen[3]) und eine Epikrisis mancher Einzelfragen zu geben bestimmt war. Durch den von R. geführten Nachweis, dass beide so übereinstimmende Tractate aus einer gemeinschaftlichen Quelle abzuleiten seien, der lateinische aber dieselbe viel treuer wiedergebe, wuchs der Werth der letzteren. Auch die wichtigste Discrepanz, dass die Commission des Ptolemaeus nach dem griechischen Bericht die in der Bibliothek aufgehäuften Massen poetischer Litteratur verbessert hätte (διωρθώcαντο), während der lateinische von Sammlung und Ordnung der Schätze spricht, entschied R. aus den triftigsten Gründen zu Gunsten des Plautinischen Scholions. Den vollständigen Aristophanes-Commentar des Tzetzes fand mehrere Jahre später H. Keil, der Weisung Ritschls[4]) folgend, in der Ambrosianischen

1) Der Text bei Cramer anecd. Par. I 6, dem lateinischen gegenüber bei Ritschl opusc. I 124 ff. 2) *Corollarium disputationis de bibliothecis Alexandrinis deque Pisistrati curis Homericis.* Progr. zum Andenken des in diesem Jahr (1840) verstorbenen Ministers v. Altenstein = opusc. I 123—172. 3) Vgl. I 242, Anm. 4. 4) R. an Keil 16. Juni 1846: „Ad vocem Mailand. Könnten Sie nicht Ihre Tour über Mailand nehmen? Für diesen Fall mache ich Sie darauf aufmerksam, dass sicheren Nachrichten zufolge dort ein Aristophanes, d. h. wohl

Bibliothek zu Mailand. Wenn diese Fassung das gute Zutrauen, welches R. in die vergleichsweise Zuverlässigkeit des lateinischen Excerptes gesetzt hatte, in vielen Punkten bestätigte, so forderte sie doch auch manche wiederholte Erwägung der bisherigen Lösungsversuche wichtiger Fragen, woran er selbst sich indessen öffentlich nicht weiter betheiligt hat.[1])

Schon das Corollarium zusammenzustellen hatte ihm wenig Freude gemacht. „Nicht leicht," schrieb er an Lehrs[2]), „werde ich wieder dieselbe Materie zum zweiten Male durchkneten; es ist mir übel und weh geworden bei der Wiederkäuung. Wie ganz anders schneidet sichs aus dem Ganzen und aus frischem Holze!" Mit ähnlichen Worten[3]) bietet er G. Hermann dieses Programm nebst dem Winterproömium (1840/1) über Stichometrie und Heliodorus, als „Nachleseträubchen, mit Aristophanes zu reden". Es war eben Erfüllung einer sachlichen Pflicht, die einmal angeregten Fragen in ihr neues Stadium zu begleiten. Wie weit der Verf. dabei von dem kleinlichen Motiv Recht zu behalten entfernt war, zeigt sein naives Bekenntniss an den oben genannten Freund: „Curios ist mirs mit Bernhardy gegangen. Ich hatte früher seine Recension ein einziges Mal durchgelesen, und hatte ihm gutmüthig genug auf sein Wort geglaubt. Wie ich nun an die einzelnen Punkte kam, und überall, wo es die Wahrheit erforderte, mein Zugeständniss offen aussprechen wollte,

---

ein Plutos mit ausführlichem Commentar des Tzetzes stecken soll, welcher die Quelle alles dessen sei, was über Pisistratus und über die Alex. Bibl. von mir aus dem Schol. Plaut. und von Cramer in den Anecd. aus dem Cod. Parisinus edirt worden. Das verlohnte doch der Mühe! Finden Sie es aber und geben es nicht seorsum heraus, so bitte ich mirs für das Rh. Mus. aus". Im 1. Heft des 6. Jahrganges erschien es. 1) Eine fertige Untersuchung über das Zeitalter des Aristarch wurde für später zurückgelegt, ist aber nicht erschienen. Vgl. opusc. I 168. 189. 2) 31. October 1840. 3) An Hermann 10. Sept. 1840: „Nicht leicht werde ich mich wieder entschliessen, über dieselbe Sache zum zweiten Male zu schreiben; alles Schlagende hat man sich schon vorweggenommen, und so geräth man in eine Zähigkeit und Breite hinein, die einen selbst anwidert. Da schneidet sichs doch aus ganzem und frischem Holze ganz anders".

passirte mir das Ueberraschende, dass mir eine Behauptung nach der andern in unerwarteter Blösse und Nichtigkeit erschien. So ist denn das Ganze eine Polemik geworden, die anfänglich nicht im Mindesten beabsichtigt war" (vgl. I 347).

Für den praktischen Gebrauch der Vorlesungen verfolgte er indessen den vielverzweigten Gang der Homerforschung mit regstem Interesse. Fruchtbare Gedanken und weittragende Gesichtspunkte waren von mehreren Seiten aus zu Tage getreten. Mit Beobachtung der in den einzelnen Partien der homerischen Gesänge hervortretenden Schwankungen und Ungleichheiten der sprachlich-metrischen Form ging G. Hermann voran.[1]) Auf ganz eignen Füssen stand daneben Lachmann[2]), der durch scharfe Analyse des Inhalts aus der breiten Masse eine Anzahl wohl abgerundeter Einzellieder reinlich auszuscheiden unternahm. Der grammatisch-kritischen Behandlung des Textes und der methodischen Ausbeutung der Scholien wurde durch Lehrs und seine bewundernswürdige Wiedererweckung des Aristarch[3]) eine Leuchte aufgesteckt. Mit klarem Blick und gesunder Maasshaltung wusste R. in der gährenden wissenschaftlichen Bewegung von dem festen Punkte aus, auf dem er einmal Fuss gefasst hatte, alle Einseitigkeiten und unhistorischen Voraussetzungen nach beiden Extremen hin vermeidend, die wirklich fördernden Ergebnisse für seine eigne Anschauung zu verwerthen. Beim ersten Anlauf freilich imponirten auch ihm die Lachmannschen Untersuchungen gewaltig. Nach den Sommervorlesungen 1841 bekannte er Lehrs (28. Oct. 41): „Was übrigens die Composition in grösserem Maasse betrifft, so werde ich je länger desto mehr destructiv gesinnt. Ich weiss mich namentlich gegen Lachmann nicht zu wehren". Aber bei abermaliger gründlicher Revision der weitläufigen Acten und „specieller Prüfung der Lachmann'schen Aufstellungen" im Winter 1845/6 fand er, dass er sich weder mit Nitzsch noch mit Lachmann befreunden konnte. Gegen diesen glaubte er das

---

1) De interpolationibus Homeri 1832. De iteratis apud Homerum 1840. 2) Betrachtungen über Homers Ilias 1837. 1841. 3) De Aristarchi studiis Homericis 1833.

letzte Drittel oder Viertel der Ilias festhalten zu müssen, „wenn auch nicht für den Gesichtspunkt des gleichen Werthes und der gleichzeitigen Entstehung mit den andern Theilen“.[1]) Er arbeitete damals die ganze homerische Frage nach allen Seiten abschliessend durch. Seine Vorlesungen über dieselbe führten nicht nur in umfassender und kritisch durchleuchteter, sehr unparteiisch gehaltener Uebersicht in die weitläufige und verwickelte Geschichte der Homerforschung ein, sondern in kunstvoll berechnetem Bau gestaltete sich der Vortrag, der anfangs nur eine Geschichte der Meinungen verheissen hatte, zu einer allmälig vorschreitenden Geschichte der homerischen Gesänge selbst, in welche die haltbaren Ermittelungen der Forschung als Momente aufgenommen waren, bis am Ausgang die Resultate der dornenvollen und vielverzweigten Untersuchung wie reife Früchte gesammelt werden konnten. Was in dem mehrfach erwähnten Büchlein nur angedeutet war, wurde hier in beredter Begründung ausgeführt, in vielen Einzelzügen vervollständigt, in einigen Nebenpunkten auch wohl berichtigt. Nachdem die vorhomerische thrakisch-pierische Sängerschule dargestellt, die Vermittelung dieser didaktisch-mystischen Poesie mit der epischen in Thamyris, dem Sänger der κλέα ἀνδρῶν, gefunden, Zeitalter und Heimath Homers im Ganzen ebenso wie schon früher in Halle (vgl. I 305) bestimmt war, wurden fünf Hauptfragen, welche die Homerforschung seit F. A. Wolf beschäftigt haben, durchgenommen. I. Waren die homerischen Gesänge von Anfang an aufgeschrieben? Für Wolfs nur bis zu einer gewissen Wahrscheinlichkeit dargelegte Ansicht, dass dies nicht geschehen sei, wurde der entscheidende Beweis in der Biegsamkeit und dem Schwanken der überlieferten homerischen Sprachformen, besonders in den von Bentley entdeckten Anzeichen des äolischen Digamma gefunden, wovon sich im geschriebenen Text auch des Alterthums keine Spur fand. II. Die Planmässigkeit (nicht Einheit) der Ilias und Odyssee. Festgehalten und dargelegt wurde im Allgemeinen mit Nitzsch die wunderbare

1) An Welcker 10. Februar 1846.

Gleichheit der Farbe und des Tons, der Zusammenhang der Erzählung, die poetisch-künstlerische Einheit der Composition (vgl. I 306); daneben aber eingeräumt mannigfache Spuren formaler Ungleichartigkeit, kleine Widersprüche im Gang der Erzählung, Disharmonien, Verwirrungen, Sprünge, Wiederholungen, so dass die Antwort im Allgemeinen bejahend, im Besondern verneinend ausfiel. III. Der Zusammenhang von Ilias und Odyssee mit dem epischen Cyclus. Dass die homerischen Gesänge nicht als Theile jenes grossen Complexes von Heldengedichten zu betrachten seien, wurde aus dem Abstand der Zeiten, der localen Verhältnisse, der künstlerischen Richtungen klar gemacht, dagegen aus dem Anschluss der Kykliker an Homer die Folgerung gezogen, dass zur Entstehungszeit der ältesten kyklischen Gedichte (um den Anfang der Olympiaden) Ilias und Odyssee schon annähernd in ihrem gegenwärtigen Umfange (nicht bloss als Gerippe oder Urkern) bestanden haben müssen (vgl. I 304). IV. Ueber das Wesen der Rhapsodik sprach sich R. jetzt zurückhaltender als ehemals (I 307 f.) aus. Nur dass aus der erwiesenen Thatsache ursprünglich nicht schriftlicher Abfassung der homerischen Gesänge die Nothwendigkeit mündlicher Ueberlieferung, und zwar durch den Vortrag von Rhapsoden, sich ergebe, erkennt er als selbstverständliches Resultat an. Historischen Grund und Boden fand er erst V. in den Nachrichten über den Antheil des Pisistratus an der Zusammenstellung und Ordnung von Ilias und Odyssee, welche durch das sogenannte Plautinische Scholion einen festen Halt gewonnen haben. Er war es, der die ursprüngliche, allmälig durch Vereinzelung der Rhapsodenvorträge aufgelöste Ordnung der homerischen Gedichte durch die von ihm bestellte Commission Orphischer Dichter nach Möglichkeit, d. h. nach subjectiver Auffassung, mit Hülfe partieller Handschriften wieder herstellen liess (vgl. I 239), worauf dann Hipparchus einer früheren Bestimmung Solons, dass die Rhapsoden bei dem Vortrage ausgewählter Partien sich an die Ueberlieferung geschriebener (partieller) Exemplare zu halten hätten, die naheliegende Ergänzung gab, indem er anordnete, dass der nunmehr zusammenhängende Homer an dem Fest der Pan-

athenäen in bestimmter Reihenfolge vorgetragen werden sollte (vgl. opusc. I 57). Wenn aber auch vor Pisistratus zusammenhängende Rhapsodik nicht bestand, so wurde doch damit der früher geführte Beweis ursprünglichen Zusammenhanges der Gedichte selbst nicht umgestossen, vielmehr nur die Nothwendigkeit der Annahme eines vierfachen Stufenganges dargelegt: 1) der Einzelexistenz von Heldenliedern, 2) der innerlichen Vereinigung derselben zu organischen Ganzen vermittelst der künstlerischen That Homers, 3) äusserlicher Vereinzelung der Theile im Lauf der Zeit durch die Rhapsoden, 4) der schliesslichen äusserlichen Wiedervereinigung durch Pisistratus. In präcisester Form wurden endlich die gewonnenen Resultate in der Aufstellung folgender scharf charakterisirter Perioden zusammengefasst[1]):

„I. Periode. Existenz einzelner Heldenlieder von kleinerem Umfange, bald vom trojanischen Kriege an, den sie besingen, erst unter den Achäern im Mutterlande, dann in den kleinasiatischen Colonien.

II. Periode, etwa 900—800 v. Chr. Unverfälschter Gesang Homers und der Homeriden, ohne Schrift, mit der Aussprache des Digamma. Aus einer reichen Fülle epischer Einzellieder wählt der hervorragende Geist Homers eine Anzahl, verschmilzt sie mit eigenen und verknüpft sie kunstgemäss zu einem Ganzen, in welchem sich Alles auf einen Mittelpunkt, der eine ethische Idee enthält, bezieht. Es ist ein Verdienst, welches weit über eine blosse Zusammenstellung hinaus liegt; es ist die erste Schöpfung eines grossen organischen Ganzen. So entsteht der Umkreis der ächten Ilias und Odyssee, welche in geschlossenen Schulen fortgepflanzt wurden, während daneben auch die einzelnen Lieder, aus denen sie entstanden waren, fortgesungen werden.

III. Periode, 800—700 v. Chr. Vortrag der homerischen Gedichte noch immer ohne Schrift, aber mit allmäligem Ver-

1) Diese Sätze wurden mit Ritschls Genehmigung zuerst, aber nicht ganz correct, aus dem Heft eines Zuhörers veröffentlicht von Löbell: Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen (Leipzig 1846) I S. 600 ff. (vgl. 532), in authentischer Fassung wiederholt in Ritschls opusc. I 59 f. Anm.

schwinden des Digamma und Vereinzelung der Gesänge durch Rhapsodik, indem das Rhapsodiren nicht mehr bloss Eigenthum der Homeriden ist. Zugleich Erweiterung der Gedichte durch Einschaltungen.

IV. Periode, 700—600 v. Chr. in zwei Stufen.

1) Erste Aufzeichnung homerischer Gesänge im älteren Alphabet, ohne Digamma (denn die Alexandriner fanden keine Spur mehr davon); daneben weitere Vereinzelung der Gesänge durch Rhapsoden, aber ohne dass diese ihre eigene dichterische Thätigkeit dabei fortsetzen, welche zur Zeit des Pisistratus nicht mehr stattgefunden haben kann, da dieser die homerischen Gedichte als etwas Altes vorfindet.

2) Sammlung einzelner Theile zu grösseren Einheiten. Daneben noch mündlicher Vortrag, beliebige Vereinzelung und Verknüpfung, aber Sorge (Solons) für Nichtverfälschung durch Fixirung des Ueberlieferten in geschriebenen Exemplaren einzelner Gesänge, die immer häufiger werden.

V. Periode, 600—300 v. Chr. Der Fälschung, der Vereinzelung, der beliebigen Verknüpfung wird zugleich ein Ziel gesetzt durch des Pisistratus schriftlich fixirte Anordnung des Ursprünglichen, so weit es wieder zu gewinnen war; daneben, durch Hipparchs geordnete Einrichtung, zusammenhängender mündlicher Vortrag noch lange hin, zugleich aber Vervielfältigung der schriftlichen Exemplare des ganzen Homer; erste gelehrte Behandlung durch Liebhaber (ἐπαινέται), Umsetzung in das neue Alphabet.

VI. Periode. Die Thätigkeit der Alexandrinischen Kritiker.“

Dem Bedenken, dass der Vorstellung von einem Homer als dem Zusammenfüger beider Gedichte die Verschiedenheit derselben, nicht nur die geschlossenere Composition der Odyssee, sondern besonders die in ihr ausgeprägten Spuren einer fortgeschrittenen Cultur und Weltanschauung entgegenständen[1]), begegnete eine Schlussbetrachtung über das Verhältniss zwischen Ilias und Odyssee. Dieselbe gelangte zu dem Resultat, dass von den beiden Sagenkreisen, welche in Einzelliedern vorgebildet waren, der der Ilias aus einer älteren Zeit, der der Odyssee aus einer

1) Vgl. Löbell a. O. 532. 602.

Periode vorgerückter Entwickelung stammen möge, welcher Homer selbst näher stand. Indem nun derselbe mit diesem jüngeren Stoffe freier und selbständiger schalten mochte, würde sich die vollendetere Composition der Odyssee erklären.

Den exegetischen Theil, Erklärung des zweiten Buchs der Ilias (bis zum Schiffskatalog), las R. im Sommer 1841 zum ersten Mal. Selbstverständlich wurde die Kritik und die Lehre Aristarchs ganz besonders ins Auge gefasst. Aber er gestand Lehrs, dem Kenner, (28. October 1841) dass er nicht damit aufs Reine gekommen sei. Die Lücken in dem gegenwärtigen Stande der Homerforschung konnten sich seinem durchdringenden Blick nicht entziehen, und er bezeichnete die dringendsten Aufgaben derselben (Monographien über Aristophanes von Byzanz, über die kritischen Zeichen, Herstellung eines genauen kritischen Apparats u. s. w.), wie sie dann auch der Reihe nach in Angriff genommen worden sind.

Mit dem ausdauernden Fleiss der Zuhörer und den Leistungen der Seminaristen erklärte sich R. schon in seinem ersten Bericht zufrieden, indem er namentlich hervorhob, dass „die jungen Leute hier zu Lande im Ganzen viel besser vorbereitet von den Schulen zur Universität kommen als dies in der Regel, besonders in der letzten Zeit, in Schlesien der Fall war".[1]) Ein weiterer und zwar der bedeutendste Vorzug war der, dass die lockende, jugendfrische alma mater des Rheins ihre Wirksamkeit nicht auf die Provinz beschränkt sah, sondern dass, schon durch Welckers Namen bewogen, aus dem übrigen deutschen Vaterlande, besonders aus Mittel- und Norddeutschland Lernbegierige sich einfanden, erst mehr vereinzelt, aber durch natürliche Anziehungskraft immer wachsend. Von Anfang an bethätigten die Söhne der Hansestädte und der Ostseeküste (Mecklenburger, Pommern, Schleswig-Holsteiner) einen starken Zug zum grünen Rhein, ihnen reichten die Hannoveraner, die Hessen und Frankfurter die Hände; Schlesier und Posener folgten dem steigenden Ruf des ehemaligen Breslauer Lehrers; auch die Berliner sehnten sich nach einem frischeren Athemzuge. Die zahlreichen Freunde aus der Leipziger und be-

1) An Joh. Schulze 6. October 1839.

sonders aus der Hallischen Studienzeit, welche hier und da an Gymnasien, zum Theil als Directoren, wirkten, sandten ihre Zöglinge. Durch Freund Rein in Crefeld wurden bald auch mit holländischen Familien und Schulen Verbindungen angeknüpft, durch L. Schmitz in Liverpool, den Uebersetzer von Niebuhrs römischer Geschichte, mit England. Für die Schweizer war die Strasse rheinabwärts von selbst gegeben. So zeigen die Listen schon des ersten Jahrzehntes fast Semester um Semester Namen, die in der Wissenschaft, in der Litteratur oder im praktischen Leben einen guten Klang gewonnen haben.

Wenn der hochgewachsene schlanke Mann mit dem scharfgeschnittenen Profil und der prachtvollen Stirn, über der das braune Haar in welligen weichen Flocken aufquoll, mit den unter der Brille leuchtenden Augen, und dem unbeschreiblich lebendigen Munde sich mit elastischem Schwung auf das Katheder hob und stehend mit lebhaften Gesticulationen in freier Reproduction sprach, wie es ihm aus der Seele quoll, so wurde auch der Stumpfere zur Aufmerksamkeit gezwungen und fasste für den Augenblick wenigstens ein Interesse an der Lösung wissenschaftlicher Fragen. Bei aller Präcision und Straffheit des Vortrags war die Haltung doch eine völlig zwanglose, fast familiäre. Wenn die unentbehrliche mächtige Schnupftabacksdose, welcher der Redner fleissig und sehr ausgiebig zuzusprechen genöthigt war, einmal vermisst wurde, so griff die Hand wohl über das Katheder hinweg auf die erste Bank und machte bei einem grade schnupfenden Zuhörer eine freundschaftliche Anleihe. Was dem Ton der hohen Tenorstimme, der durch den Nasenpolypen etwas gehemmt war, an Klang gebrach, ersetzte die Sylbe für Sylbe scharf articulirende, kräftige Aussprache, welche wiederum durch gewisse Eigenheiten des thüringischen Dialektes eine gemüthliche Färbung gewann. Alles Gemachte, Feierliche, Anspruchsvolle lag dem Vortrag fern. Keine blendende Form, weder Pathos noch Glätte. Er ging gar nicht darauf aus die Zuhörer zu erobern, ihnen zu imponiren: er liess die Sachen wirken, und weil sie ihm am Herzen lagen, zog er jene in seine Gedankenkreise hinein. Es kam ihm nicht

darauf an, einen angefangenen Satz wieder abzubrechen und von Neuem anzuheben etwa mit den Worten: „nein, ich will es lieber so sagen“. Im Einzelnen besann er sich nicht selten auf den Ausdruck, weil es der treffendste sein sollte, „aber er fand ihn stets“. Eben dadurch wurde der Hörer mit in die Gedankenarbeit hineingezogen. Denn nicht mit dogmatischer Steifheit wurden ihm abgeschlossene Resultate von oben herab dictirt, sondern in den lebendigen Fluss der Forschung wurde er eingetaucht. In die Werkstatt der Wissenschaft wurde ihm der Blick geöffnet, so dass er sah, mit welchen Mitteln sie arbeitet, auf welchen Wegen sie zum Ziele gelangt, welche Abwege zu vermeiden, welche Hindernisse zu beseitigen waren, welche Ziele noch vor ihr liegen und was noch einmal und wie es vollkommener zu machen sei. Der Meister gab sich selbst als immer von Neuem lernenden Gesellen, urtheilte über fremde Leistungen freimüthig und gerecht, ohne Zorn und Parteileidenschaft, sparte nicht mit lehrreichem Tadel und Spott, der wohl auch gelegentlich in ziemlich freien burschikosen Humor überging, aber ohne in die hässliche Monotonie hämischer Tadelsucht und galliger Verfolgungswuth zu verfallen.

Wie er selbst den besten Theil seines philologischen Könnens den praktischen Uebungen unter Leitung seiner Lehrer G. Hermann und Reisig zu verdanken bekannte, so legte er in seiner eignen Lehrthätigkeit stets, und in Bonn noch mehr als in Breslau, das Hauptgewicht auf sein Seminar: in ihm war er sich bewusst das Nachhaltigste und Greifbarste zu wirken. Wenn er nicht grade peinlichen Anstoss nahm, seine Vorlesungen um andrer dringender Arbeiten willen auszusetzen, so hielt er die Seminarstunden mit grösster Regelmässigkeit inne. Wie er über Zweck und Einrichtung dieser Uebungen jederzeit dachte, ist durch ein Gutachten aus dem Jahre 1863 zu weiterer Kunde gekommen, welches er für einen finnländischen Collegen aufgesetzt hat.[1]) Zu den Vorlesungen, welche immer nur von aussen durch Ueberlieferung des Lernstoffes auf die Zuhörer wirken können,

1) Abgedruckt opusc. V 33 ff.

muss als wesentliche Ergänzung diejenige geistige Zucht hinzutreten, welche durch selbstthätige Uebung der eignen Kräfte von innen heraus zu methodischer Fertigkeit in der Verwendung der angeeigneten Kenntnisse führt. Weder eine Fortsetzung des Gymnasialunterrichtes noch eine Anleitung zum praktischen Lehren soll das philologische Seminar bieten: vielmehr soll es die wissenschaftliche Fertigkeit üben, „auf bewusstem methodischem Wege, nach strengen Gesetzen und Grundsätzen einer sowohl sprachlichen als sachlichen Erklärung das richtige Verständniss der classischen Schriftsteller zu bewirken, und zwar so, dass die dazu erforderlichen geistigen Operationen in Fleisch und Blut übergehen und mit Leichtigkeit und Geläufigkeit gehandhabt werden". Dadurch werden die philologischen Seminarien, vorausgesetzt dass sie mit der gehörigen Tüchtigkeit und Geschicklichkeit, mit dem entsprechenden Maass „anregender Kraft und hingebender Liebe" geleitet werden, zu wahren Pflanzschulen brauchbarer, geistig regsamer und lebendiger Gymnasiallehrer. Als unerlässliche Bedingung freilich galt ihm, dass die Zöglinge sattelfest in der Grammatik beider alten Sprachen von der Schule zur Universität kämen. Auch hielt er, um durchgreifend auf die Einzelnen zu wirken, den ganzen Menschen zu packen und methodisch durchzubilden, eine continuirliche Schulung von mehreren, wo möglich nicht weniger als vier Semestern für erforderlich; eine erst im letzten oder den beiden letzten Studiensemestern eintretende Theilnahme an Seminarübungen könne wohl im besten Falle nützliche Direction für künftige Studien gewähren, aber keine wahrhaft innerliche und nachhaltige Wirkung üben. Hervorstechende Talente zog er ohne Bedenken auch älteren mittelmässig begabten vor, und begünstigte ihre frühzeitige Aufnahme, weil sich eine noch ganz bildsame Natur wie Wachs formen und in stetigem Fortschritt weiterbilden lasse, ferner weil er die Erfahrung gemacht hatte und immer von neuem bestätigt sah, dass durch solche Elemente, wenn sie für längere Zeit dem Seminar erhalten blieben, die ganze geistige Atmosphäre desselben gehoben, und ein edler Ehrgeiz der Nacheiferung in den nachfolgenden erweckt werde, während

bei raschem Wechsel des Personenstandes eine feste Tradition, ein gleichmässiges Niveau und der so heilsame Gemeingeist der Anstalt nicht gepflegt werden könne.

In Bonn war unter den traurigen Umständen des letzten Jahres vor R.'s Berufung das philologische Seminar etwas zurückgegangen. „Heinrich hatte schon geraume Zeit vor der Krankheit, die ihn ein ganzes Jahr auf das Haus beschränkte, an Kraft und Munterkeit verloren. Auch Näke hatte lange, bevor er sichtbar verfiel, unter dem Druck eines organischen Fehlers, mehr als er äusserte, aber nach seiner Stimmung und seinem Aussehen die Rüstigkeit eingebüsst, ohne die es schwer ist andre anzuregen und zu beschäftigen." Welcker selbst, der Ostern 1838 in die Direction eingetreten, war während des Sommers durch nervösen Kopfschmerz und Rectoratsgeschäfte verhindert so einzugreifen wie er gewünscht hätte. Er bemerkte mit Bedauern ein Nachlassen des Selbststudiums unter den Seminaristen, unfruchtbar einseitige Wortkritik, ein trocknes, manierirtes, beschränktes Wesen.[1]) Hier schuf nun der neue Director alsbald frisches Leben. Sein College mochte nicht Unrecht haben, wenn er den noch jungen, sehr bescheiden auftretenden Mann den Studenten als Einen vorstellte, von dem sie wohl noch Nichts gehört hätten. Sie sollten ihn bald genug kennen und schätzen lernen. Vor Allem führte er wieder grössere Strenge bei der Aufnahme der ordentlichen Mitglieder ein, und steigerte dieselbe, je besser die Auswahl wurde, die sich bot. Die statutenmässige Zahl derselben (8) wurde durch Ernennung aus der Classe der ausserordentlichen Mitglieder ergänzt[2]), welche ohne bestimmte Verpflichtung durch Einreichung wissenschaftlicher Arbeiten oder gelegentlich durch eine mündliche Interpretation oder Disputation sich den Directoren im Laufe der vorhergehenden Semester bereits bekannt gemacht und sich jener Auszeichnung würdig gezeigt hatten. Auch in diese zweite Classe wurden nur solche aufgenommen, welche durch eine Probearbeit ihre philologische Bildung bis zu einem ge-

1) Bericht Welckers an das Ministerium vom 9. November 1839.
2) Bei steigendem Zudrange wurde die Achtzahl um 1, auch um 2 überschritten, die aber kein Stipendium erhielten.

wissen Grade nachgewiesen hatten.[1]) Beide Directoren waren einig in dem Princip, dass es darauf ankomme, ein „lebendiges Ehrgefühl“ in der Anstalt zu wecken, „dass eine Art von anfeuernder Tradition von Generation zu Generation forterbe“ und jene selbst bedacht sei sich von allem Mittelmässigen frei zu halten. Vor Allem sollte „Respect vor den hohen Anforderungen wahrer Wissenschaft, Respect vor strenger Methode Gemeingut des Seminars werden, und diese Methode mindestens sich jeder, der ein paar Jahre darin verweilt habe, aneignen.“[2])

In der That hatte schon nach Jahresfrist der Curatorialbericht (vom 4. September 1840) den „neuen Aufschwung“ des Instituts zu rühmen. Gleich im zweiten Jahre fiel durch Welckers Reise nach Italien und Griechenland Ritschl die alleinige Leitung zu, was dem Seminar nicht zum Schaden gereichte, denn er benutzte die Zeit, um die Zügel noch straffer zu ziehen und seinem Ziel desto kräftiger nachzustreben.[3]) Mit besonderer Genugthuung durfte er in dem Jahresbericht über 1840/1 versichern, „in 21 Semestern noch nie ein so gutes Seminar geleitet zu haben, wie namentlich im letzten Sommer,“ und dieses Lob wurde im folgenden Jahre noch gesteigert. Natürlich war nicht in jedem Jahre der Zugang an guten Köpfen gleich befriedigend. Ab und zu traten wie in der Natur gleichsam Erholungspausen magerer Semester ein, welchen desto fettere folgten. Selbst eine kleinere Anzahl energischer, begabter Mitglieder spornte auch die minder begabten „zu ungewöhnlichen Anstrengungen eines ehrenwerthen Wetteifers“ an. Der Curatorialbericht des Jahres 1845/6 rühmt die überaus befriedigende Wirksamkeit des Directoriums, deren wohlthätiger Einfluss auf die Beförderung gründlicher philologischer Studien fort und fort an Ausdehnung gewinne und immer reichere Früchte trage; und in dem Ministerialerlass vom 18. Januar 1847 wird „die

1) Die Zahl der von Auscultanten und ausserordentlichen Mitgliedern freiwillig eingereichten Arbeiten war beträchtlich, bis in die 30.
2) Bericht der Directoren an das Ministerium über das Jahr 1841/2.
3) Abermals hatte R. im Winter 1845/6, den Welcker wegen seiner Gesundheit im Süden zubringen musste, das Seminar allein zu leiten.

ungewöhnliche Blüthe des Studiums der classischen Philologie" auf der Universität Bonn anerkannt: dem Minister bleibe nur der Wunsch übrig „dass diese Blüthe des Instituts noch lange fortdauere und dadurch den Directoren für die hingebende Liebe, mit welcher sie die ihnen anvertraute Anstalt zu leiten fortfahren, die Genugthuung zu Theil werden möge, welche ihrer bescheidenen Sinnesart gewiss am meisten entspreche". Eine bemerkenswerthe Erscheinung war, dass hauptsächlich durch R.s vortreffliche Methode angezogen verhältnissmässig nicht wenige Studirende der katholischen Theologie, zum Theil schon geweihte Priester, entweder ganz zur Philologie übertraten oder das Studium derselben mit ihrem geistlichen Beruf vereinigten. Vorzügliche Talente aus ihrer Reihe thaten sich selbst im Seminar durch Eifer und Tüchtigkeit hervor, während Studirende der evangelischen Theologie sich weder hier noch in philologischen Vorlesungen blicken liessen. Immer mehr, so bemerkt der Jahresbericht über 1847/8 nachdrücklich, scheine sich unter diesen die Meinung zu verbreiten, dass sie von der Philologie sich fern halten dürften oder wohl gar müssten: eine Ansicht, die allmälig ihre Nachtheile zu entwickeln sicherlich nicht verfehlen werde.

Es lag auf jenem ersten Decennium der Bonner Philologenschule, auf das R. selbst in glänzenderen Zeiten mit einer gewissen Sehnsucht zurückblickte, ein besonderer Reiz jugendfrischer, frühlingswarmer Werdelust. Der engere Kreis begabter und begeisterter Jünger schloss sich vertraulicher an den Meister, dessen Kunst und Ruf von Jahr zu Jahr wuchs. Sie alle belebte und verband das gemeinsame Gefühl, dass sie am Anfang einer neuen Entwickelung der philologischen Studien standen, der die Zukunft angehöre.[1]) Noch war der Zudrang zum Seminar nicht gar zu gross, die Tüchtigen brauchten nicht lange zu warten, bis sie aufgenommen wurden.

Mit den Uebungen wurde es im Wesentlichen gehalten wie in Breslau. R. liess in wiederkehrendem Turnus

---

1) Hier lernte Brunn, *sine philologiae lumine caecutire archaeologiam:* praefatio seiner Dissertation '*artificum liberae Graeciae tempora*' (1843).

die Brüder des Terenz, den Dionysius von Halicarnass, Satiren oder Oden des Horaz, Aeschylus' Prometheus, Plautus, Aristophanes, Cicero's Brutus, gelegentlich auch Hesiods Theogonie, die Batrachomyomachie, Theognis, Vellejus, Lucrez, griechische Glossare behandeln. Die Einleitungen, welche die nöthigen thatsächlichen Voraussetzungen für Exegese und Kritik zusammenfassten, pflegten von den beiden ältesten Mitgliedern mit wetteiferndem Fleiss ausgearbeitet zu werden. Die handschriftlichen Varianten zu Plautus, Terenz, Dionysius, die aus Büchern nicht zu schöpfen waren, wurden, auf wenige gedruckte Blätter zusammengedrängt, unter die Studenten vertheilt, so dass alle im Besitz der unentbehrlichsten Grundlage waren. Im Uebrigen freilich musste man sich gar kärglich behelfen. Eine des Namens würdige Seminarbibliothek, die auch nur die nothwendigsten Texte und Handbücher geboten hätte, fehlte: ein kleiner, zufällig und planlos zusammengewürfelter Büchervorrath war durch Geschenke abgehender Seminaristen seit Heinrichs Zeit gesammelt worden; ihn hatte aus gänzlicher Verwahrlosung R. hervorgezogen, ordnen und katalogisiren lassen. Die noch sehr mässige Universitätsbibliothek war durch 8 philologische Docenten stark in Anspruch genommen. Aber den eignen Besitz stellte R. mit grösster Liberalität zur Verfügung: zwanzig bis dreissig seiner Bücher waren stets unter Studenten verliehen, mehr als man verlangte gab er Einem nach Hause, Einzelnen räumte er seine besten Zimmer zum ungestörten, stundenlangen Arbeiten Tag für Tag ein.

Den Disputationen wurden auch in Bonn Arbeiten kritisch-exegetischen Inhaltes zu Grunde gelegt, die, um den Stoff vollständig erschöpfen zu können, mässigen Umfanges, aber in der Sache wie in der Form sauber ausgeführt sein mussten. Beiden Seiten wurde eine besondere Besprechung in je einer Stunde gewidmet und für jede ein besonderer Opponent bestellt. Es war immer eine Art Feuerprobe und nicht der gelindesten Art, welche man in diesen Kämpfen zu bestehen hatte. Die schärfsten Geschosse kamen nicht vom Gegner, sondern vom Lenker der Schlachten, welcher ein unbarmherziges Kreuzfeuer nach beiden Seiten unterhielt und die

behäbige Sicherheit des Vortrages nach wohl vorbereitetem Concept nicht aufkommen liess. Namentlich bei dem Anfänger oder dem Fremdling ging es nicht ohne Wunden ab, zumal wenn er etwas eingebildet war und mit Anspruch auftrat. Die scharf articulirende Stimme Ritschls, welche im Lateinischen noch schneidiger klang, schonte keine Halbheit und Bequemlichkeit: beschämend war, wenn der virtuose Meister im Lateinsprechen, an dem richtigen Verständniss seiner zurechtweisenden Worte verzweifelnd, ausnahmsweise ins Deutsche überging, um nun allerdings dem Unglücklichen die Wahrheit desto unverblümter zu eröffnen. Doch hielt sich auch der herbste Tadel stets in den Grenzen sachlicher Verhandlung, keinen Stachel persönlicher Verletzung hinterlassend. So hat freilich eine solche Stunde Manchem bitteren Nachgeschmack gebracht, aber auch heilsame Erkenntniss seiner Mängel und des rechten Weges. Denn wo R. nur ernsten Willen und bescheidenes Streben zum Besseren erkannte, legte er dem wunden Gemüth den lindesten Balsam auf, erst unter vier Augen durch Zuspruch und freundlichen Rath, dann bei erster Gelegenheit durch bereitwillige Anerkennung des Fortschritts, der auch nach einem wenig versprechenden ersten Versuch nicht selten unerwartet schnell eintrat, und durch ermuthigende Förderung jeder Art. Seine Pädagogik, im Ganzen die glücklichste Mischung von eiserner Strenge und wohlmeinender Milde, verfuhr aber ganz individuell und erfand für jeden Fall ihre besonderen Mittel. Einmal, im Winter 1841/2, hatte er es mit einem durch Armuth Verbitterten, durch die Verhältnisse seiner Kindheit und Jugend in Starrheit und Abgeschlossenheit Versunkenen zu thun, der eine Eigenwilligkeit und Hartnäckigkeit entwickelte, „die um des allgemeinen Geistes der Anstalt willen um jeden Preis gebrochen werden musste; denn erst muss die Jugend glauben und folgen, ehe sie dem eigenen Urtheile vertrauen und sich selbständig fühlen darf.“ Da keine Vermahnung fruchtete, sah sich R., wie er berichtet, gezwungen, „ihn auf Anlass fortgesetzter Versäumnisse feierlich aus der Liste der Seminaristen zu streichen. Diese Execution, verbunden mit sehr ernsten, aber sehr freundlichen Privaterklärungen“,

machte auf den Betroffenen einen solchen Eindruck, dass er von Stund' an ein andrer Mensch wurde, sich mit offenstem Vertrauen anschloss und im Seminar, in das er wieder aufgenommen wurde, sich fortan von der besten Seite zeigte. Nur ausnahmsweise geschah es, dass ein banausischer Schwachkopf sich beschwerte, dass dort zu gelehrte Dinge getrieben würden, von denen ein künftiger Schulmeister keinen Gebrauch machen könne: den liess R. mit gelindem Hohne laufen.[1])

An jedem Donnerstag Abend war in den ersten Wintern den vertrauteren Schülern das Haus des Lehrers geöffnet. In seinem Arbeitszimmer wurden sie empfangen, wo sie bis zum Abendessen verweilten. Das war die „Beichtstunde", wie sie von den jungen Leuten mit Recht genannt wurde, denn auch für Angelegenheiten persönlichster und vertraulichster Natur fanden sie Ohr und Herz des väterlichen Freundes offen, und des eingehendsten Rathes und Zuspruchs durften sie sicher sein. Auf die auch bei andern Besuchen regelmässig zu erwartende Frage „womit beschäftigen Sie sich?" musste man vorbereitet und im Stande sein, über die benutzten Hülfsmittel, den eingeschlagenen Weg Auskunft zu geben. Aber gleichsam auf Schritt und Tritt die Arbeiten seiner Jünger zu gängeln fiel ihm nicht ein. „Sie werden das schon machen" war die gewöhnliche Antwort auf schwankende Fragen, welche auch ihre Wirkung nicht verfehlte und zu neuer Anstrengung anspornte. Wem er etwas Tüchtiges zutraute, den liess er ruhig in seiner Bahn gewähren und sich selber durcharbeiten. Die Mannigfaltigkeit der Studien zeigt, wie freier Spielraum der Individualität gelassen war. So zählt der Jahresbericht 1845/6 folgende Autoren auf, die von Seminaristen während dieser Zeit behandelt seien: Homer Pindar Parmenides Aeschylus Sophokles Euripides Theokrit die Anthologie Heraklit, Herodot Thukydides Philolaus Plato Aristoteles Plutarch Parthenius Konon Herodes Atticus Sextus Empiricus Stobäus; Terenz Lucrez Catull Horaz Varro Cicero Tacitus Suetonius. Die in gewissen Perioden vorherrschende Strömung der

---

1) R. an Welcker 12. December 1841.

Wissenschaft oder auch persönliche Beziehungen der jungen Leute unter einander brachten es mit sich, dass wiederum zu andern Zeiten die besten Kräfte sich auf ein gemeinsames Gebiet concentrirten, so z. B. im Jahr 1847/8 auf die alten Philosophen, besonders Aristoteles. Ein abgegrenztes Thema aber zu einzelnen Arbeiten oder zu einer Doctordissertation hat R. abgesehen von den officiellen Preisaufgaben der Facultät nie gestellt. Diese liebte er mit bestimmter Beziehung auf diese oder jene befähigte Kraft und die besondere Richtung Einzelner zuzuschneiden.[1]) Uebrigens pflegte er Zumuthungen der Art entschieden abzuweisen. Die wissenschaftliche Reife und Selbständigkeit, welche ein Doctorand aufzuweisen hat, sollte sich auch in der Auffindung einer fruchtbaren Aufgabe offenbaren. Ein Anderes war die Nachweisung und für die individuelle Neigung oder Befähigung berechnete Auswahl lohnender Arbeitsfelder, wo noch etwas zu thun sei. Der Horizont philologischer Studien und Interessen, welchen R. übersah, war weit genug, um jeder Einseitigkeit vorzubeugen, während grade seine eignen Domänen zum grossen Theil noch so jungfräulicher Boden waren, dass es für die Hände der Gesellen auf lange Zeit hinaus über und über zu thun gab. Und auch auf ferner liegenden Gebieten war immer die Methode scharfer Kritik und Exegese, wie sie im R.schen Seminar geübt wurde, die Wünschelruthe, welche der Forschung die gesuchten Schätze erschloss.

Reichlich und ungezwungen floss an jenen Abenden der Strom vertraulicher Mittheilung aus dem Munde des freundlichen Wirthes. Er legte neue Bücher vor und hielt mit seinem Urtheil nicht zurück, liess sich wohl bei solcher Gelegenheit ausführlicher über die Aufgabe und Methode philologischer Studien aus, machte auch gern über die eignen Arbeiten, über nahe wie ferne Aufgaben, interessante Andeutungen. „Ich weiss, dass ich nicht alt werde, und muss daher meine Zeit eintheilen, aber den Plautus

1) Als Zweck der akademischen Preisaufgaben bezeichnet er in seiner letzten Bonner Rede (3. August 1865 = Opusc. V 682 f.) die Aufmunterung zu wahrhaft liberaler Beschäftigung mit der Wissenschaft, welche ohne einen bestimmten praktischen Zweck die Wahrheit um ihrer selbst willen suche.

mache ich noch fertig," so schloss er einmal eine längere Schilderung seiner Plautinisehen Forschungen.[1]) Wie lebhaft wurde durch solche Gespräche die Lust zur Mitarbeit, die Begierde, an der Hand des Meisters auf dessen Bahn die jugendlichen Kräfte zu versuchen! Der Blick in die grosse Werkstätte zeigte, wie dem redlichen Bemühen auch des Schwächeren ein lohnendes Arbeitsfeld gesichert sei. Wie Manchem an diesen Abenden ein Licht für das Leben aufgegangen ist, haben dankbare Geständnisse oft viele Jahre später überraschend offenbart.

Eine rühmliche Doctorpromotion war das nächste ideale Ziel, welches den Vorgeschrittenen vorschwebte. Um Glanz und Würde derselben zu erhöhen, wurden auf R.s Veranlassung in Erinnerung Hallischer Vorzeit die alten feierlichen Formen wieder eingeführt, Bekleidung mit Mäntelchen und Barret, Auf- und Zuschlagen des Buches und Ertheilung des osculum durch den Promotor an den frisch vereidigten Doctor. Auserwählte wurden dadurch ausgezeichnet, dass der Lehrer die Promotion selbst übernahm, und so hat er nicht nur in seinem Decanatsjahr (1841/2), sondern auch später gar manches Mal als hierzu besonders bestellter Prodecan einem geliebten Zögling auf offener Tribüne in der Aula den schallenden Kuss applicirt, der den Schüler zum Rang eines Genossen in der Wissenschaft erhob. Aber vorher galt es scharf und ernsthaft zu disputiren: eine stattliche Corona von Studenten wurde zusammengetrommelt, und an Opposition auch von den Bänken der Docenten fehlte es nicht.

Aber auch in die Ferne und über die Schwelle der akademischen Jahre hinaus begleitete den würdigeren Schüler, sei es dass er zu einer anderen Universität überging oder nach Vollendung seiner Studien Ziele des praktischen Lebens oder wissenschaftlicher Forschung verfolgte, die treue Fürsorge des Lehrers. Schon die regelmässigen Jahresberichte an den Minister, grösstentheils von R. entworfen, lieferten neben der allgemeinen Uebersicht der im Seminar gepflegten Studien über Anlagen, Leistungen und Fortschritte der einzelnen ordentlichen Mitglieder, über ihr geistiges Naturell, die Vorzüge und Mängel desselben prägnante Charakteristiken,

1) Nach übereinstimmender Mittheilung von Brunn und Keil.

äusserst anziehend sowohl durch die nicht selten prophetische Schärfe der Beobachtung wie durch das liebevolle Eindringen in die Individualität. So erhielt die Behörde eine von ihr sehr geschätzte Reihe geistreich und scharf gezeichneter Charakterbilder der dem höheren Lehr- und Gelehrtenstand nicht nur Preussens und Deutschlands allmälig von Jahr zu Jahr zuwachsenden hoffnungsvollen Kräfte. Besonders hervorgehoben wurden schon hier diejenigen, welche sich dereinst zu Gymnasialdirectoren oder Universitätsprofessoren eigneten oder deren wissenschaftliche Zwecke eine Unterstützung zu Reisen oder dergl. verdienten. Auch über den Erfolg der von ehemaligen Seminaristen bestandenen Doctor- und Staatsprüfungen, über den Werth ihrer Dissertationen, was nun weiter aus den Zöglingen geworden und was ferner von ihnen zu erwarten sei, wurde berichtet. So ist einem grossen Theil der gegenwärtig im Lehramt und in der Wissenschaft wirkenden philologischen Generation in jenen interessanten Skizzen ihr Prognostikon gestellt, und in bei weitem den meisten Fällen ist es eingetroffen.

Ritschls Empfehlungen verfehlten ihre Wirkungen bei Unbefangenen selten, weil sie aus dem Herzen kamen und den Empfänger für die Persönlichkeit des Empfohlenen oder doch für die Zwecke desselben zu erwärmen verstanden. Es ist wahr: wen er empfahl, den sah er mit dem Auge der Liebe an, verschönerte ihn daher etwas, aber es waren darum keine falschen Züge, die er ihm andichtete. Wie Einer in seinen besten Stunden sein oder wie er unter günstigen Umständen werden konnte, so stellte er ihn dar; und geschmeichelte Porträts dieser Art gab er wohl auch den Trägern offen mit zu lehrreicher Selbstbeschauung, da gute Naturen in dem ihnen ertheilten Lobe, je freigebiger es ist, erkennen, was ihnen fehlt und was sie zu erstreben haben.

Noch förderlicher war der umsichtige und mit energischer Hülfe unterstützte Rath, welcher dem Suchenden die rechten Wege wies, den Platz für ihn ausfindig machte, der grade für die individuelle Kraft und das Bedürfniss dieses Einen der passendste und gedeihlichste war, die Aufgabe, für welche derselbe, wie der stehende Kunstausdruck lautete,

natus factusque erschien, bezeichnete und alle Mittel zur Erreichung eines wirklich erstrebenswerthen Zieles mit unermüdlicher Gefälligkeit zu beschaffen wusste. Da wurden alle Fäden persönlicher Verbindungen, die R. mit besonderem Geschick von Jugend auf zu knüpfen und festzuhalten verstanden hat, in Bewegung gesetzt; und Alles so zu combiniren, dass ein Glied in der Kette helfend oder ergänzend sich an das andere schloss, machte ihm ein gewisses technisches Vergnügen. Freilich erwuchs darüber allmälig lawinenhaft eine Correspondenz, welche zu bewältigen und mit solcher Ausdauer zu unterhalten nur wahre Liebe zur Sache und zu den Menschen vermochte. Denn auch die Breslauer Schüler, die sich ihm einmal angeschlossen hatten, liessen nicht locker: sie wollten des Rathes und Zuspruchs und der thätigen Hülfe des treuen Lehrers auch in der Ferne nicht entbehren, und namentlich der gute Marckscheffel bekannte[1]), dass die Tage, in welchen jener Breslau verlassen habe, für ihn eben so schmerzlich gewesen seien als die Zeit, wo er zum erstenmal aus dem elterlichen Hause schied.

Am liebsten schaffte er, wenn es irgend ging, die besten seiner Schüler bei Zeiten nach Italien: da, pflegte er aus Erfahrung zu sagen, wird der ganze Mensch umgewendet; den Segen seiner zahlreichen dortigen Verbindungen liess er ihnen voll zu Gute kommen. So hat er vor Allen seinem zärtlich geliebten Heinrich Brunn die Stätte auf dem Capitol bereitet, wo mit der Zeit die Geschichte der griechischen Künstler und eine Pflanzschule der Archäologie geschaffen werden sollte. Mit Empfehlungsbriefen für Berlin Leipzig Halle Gotha beladen ging derselbe zu Ostern 1843 von Bonn ab; dem Freunde Emil Braun, der im Sommer als Gast dort verweilte, wurde die Sorge für ihn aufs Herz gebunden. Die Quelle ermuthigenden und berathenden Zuspruchs hörte nicht auf zu fliessen; keine Gelegenheit zur Erweisung väterlicher Freundschaft blieb ungenutzt. So gewohnt wurden solche als selbstverständlich gebotene Erweisungen liebreichster und einsichtsvollster Fürsorge, dass mancher Andere des Dankes mit der Zeit

1) An R. Ende November 1840.

vergass und die warme Sonne über sich scheinen liess, als müsse es so sein. Aber mehr als Einer hat dem Verfasser bekannt, dass er bei der Durchmusterung R.scher Briefe mit Staunen und Rührung aufs Neue eingesehen habe, welche Fülle thätigen Wohlwollens ihm aus jenem nie versagenden Born zugeströmt sei.

3. Philologenversammlungen.

Wenn das Heimischwerden in Bonn nur langsam und unvollkommen von Statten ging, so war der Verkehr in die Ferne desto schwunghafter. Die so bequem und offen an der Weltstrasse gelegene kleine Gelehrtenstadt, welche den rheinabwärts Fahrenden den letzten malerischen Ruhepunkt bietet, wurde im Sommer und Herbst von langen Zügen hervorragender Fremden aus allen Ländern der gebildeten Welt heimgesucht; und auch das R.sche Haus war bisweilen „wie ein Taubenschlag“. Gleich im ersten Sommer (1839) kam ein gewaltiger Strom: Gerhard aus Berlin, der Onkel Panofka, David Schulz und Hoffmann von Fallersleben aus Breslau, Karl Witte aus Halle, Schneidewin aus Göttingen, das neuvermählte Hildebrandsche Paar, Anton Rein mit einer Herde von Zöglingen aus Crefeld, Bischof Thirlwall aus London. Fast unausgesetzt ging es noch fort bis Ende Octobers. Es riss gar nicht ab: wenn der eine zum Dampfschiff begleitet war, traf gewöhnlich nach wenigen Stunden schon ein neuer ein. Der liebste von allen Besuchen war der letzte: Emil Braun aus Rom, der acht Tage bei R.s wohnte und im Juli 1843 mit seiner liebenswürdigen Frau auf drei Wochen wiederkam. Im Sommer und Herbst 1844 gab es eine Fremdenfülle, wie sie noch kein Jahr in nur entfernt ähnlichem Maasse geliefert hatte. Monate lang lösten Besuche, darunter die liebsten und erfreulichsten, in ununterbrochener Reihenfolge einander ab. Das Buch, welches zur Verzeichnung der auswärtigen Gäste angelegt wurde, ergab mehr als 30 Nummern.[1])

Ebenso einladend als die gastliche Stadt für Fremde war für die Einheimischen der Bord der Dampfschiffe an der

1) An Niese 10. Nov., an Brunn 18. Nov. 1844.

Landungsbrücke zu Ausflügen stromauf und ab und in weitere Fernen. Bisweilen betrat ihn der Ruhebedürftige nur um aus dem rastlosen Gewirr des täglichen Treibens, aus der allzumächtig angeschwollenen Hochfluth zerstreuender Geschäfte und Pflichten sich in einen stillen Hafen zu retten, und angesammelte Briefschulden in sichrem Asyl zu erledigen oder eine Arbeit, die er im Kopfe trug, aus einem Gusse zu vollenden. Nicht immer freilich wollte es glücken. Die Bremse der Io schwirrte ihm nach. „Halb Bonn lag ja immer auf den Dampfschiffen"; er kam aus dem Regen in die Traufe oder gar in den Frankfurter Messtrubel.[1])

Im ersten Herbst (1839) lockte ihn das Mannheimer „Philologenmanoeuvre". Obwohl einer der Begründer[2]) dieser seit 1838 bestehenden Versammlungen (I 228), war er doch in Nürnberg nicht erschienen. Auch in Mannheim tauchte er nur als flüchtiges Meteor auf, in Begleitung seines neuen Schwagers Bruno Hildebrand, der damals Professor der Geschichte in Breslau war und sich mit der ältesten der drei Guttentagschen Töchter vermählt hatte. Mit ihm wanderte er Ende September 1839 von Koblenz durch das Rheingau, besuchte auch Worms und Heidelberg. In Mannheim fand er eine „Kernmasse deutscher Philologie vor, eingehüllt in reichliche Badensische Nussschalen"[3]); „alte Bänder wurden neu angezogen, neue geknüpft". Als aber „die eigentliche Wissenschaftlichkeit und Langeweile" begann, machte er sich mit seinem Gefährten aus dem Schulstaube und kehrte über das Siebengebirge nach Bonn zurück.[4])

Erst in Gotha fing er Feuer. „Ich habe," schrieb er an Lehrs (31. Oct. 1840), „diese philologischen Herbstmanoeuvres sonst, ehe ich eins mitgemacht, immer wie eine Art iocus angesehen, muss aber zu meiner Beschämung sagen, dass ich mit warmem Interesse für diese Institution zurückgekehrt bin.

---

1) R. an Pernice 28. März 1842. 2) Die Namen der „Gründer" sind verzeichnet in den Verhandlungen der 5. Philologenvers. in Ulm 1842 S. 3 f 3) Zugegen waren z. B. Thiersch, Schneidewin, K. F. Hermann, Creuzer, Bähr, Rost, Osann, W. Vischer, Gerlach und Roth aus Basel, Welcker, Sauppe, Döderlein, Haase aus Schulpforta, Walz. 4) An die Mutter 30. Sept. 1839.

Persönlich betrachtet, giebt es doch gar liebenswürdige Leute unter diesem Philologenvolke; und geistige Anregung kommt doch mehr heraus dabei als ich sonst gedacht. Das Gefühl allgemeiner Harmonie, wie es in der That alle beseelte, hatte etwas sehr Wohlthuendes.“ In gleicher Stimmung berichtete er an Pernice[1]): „Von dem Enthusiasmus und der allgemeinen Contentirung, die hier herrscht in diesen Tagen, kannst Du Dir keinen Begriff machen.“

Die Zahl der Theilnehmer (81 in Nürnberg, 158 in Mannheim) stieg in Gotha bereits auf 210. Selbst Lachmann und G. Hermann hatten sich eingefunden.[2]) Gleich in der vorbereitenden Sitzung (29. September) beantragte Rost, der statt des ehrwürdigen, leider durch Taubheit behinderten Fr. Jacobs das Präsidium führte, eine lateinische Adresse an G. Hermann. Ritschls bereits fertiger Entwurf wurde sofort vorgelesen, durch Acclamation angenommen, und in der zweiten öffentlichen Sitzung (1. October) wurde die gedruckte Votivtafel dem allverehrten Philologenfürsten überreicht.[3]) Es ist eine der ersten und liebenswürdigsten Proben seines Lapidarstiles, dessen monumentale Feierlichkeit er so meisterhaft durch eine Verbindung von Prägnanz mit beredter Wärme zu beleben verstand.

Der praktische Zug seiner Natur machte sich gleich in den allgemeinen Verhandlungen geltend. Mit Recht fand er einen wesentlichen Zweck derselben in der Begründung und Förderung grösserer Unternehmungen, welche der Wissenschaft dauernden Nutzen versprechen. So eben war er während eines Ferienaufenthaltes in Erfurt von Graffunder auf eine neue Copirmethode aufmerksam gemacht worden, welche ein dortiger Lithograph Uckermann erfunden haben wollte. In der That überzeugte er sich durch einen in seiner Gegenwart vorgenommenen Versuch, dass es gelang, ohne müh-

---

1) Gotha, 1. Oct. Ebenso an Kiessling 2. Oct. 2) Von bedeutenderen Philologen nennt das Verzeichniss ausserdem Thiersch, Bernhardy, Nägelsbach, Schneidewin, Emperius, Fritzsche, Grotefend, K. F. Hermann, Bergk, Ahrens, Göttling, Nitzsch. Auch Spitzner aus Wittenberg, Ferd. Ranke aus Göttingen, Kritz aus Erfurt u. A. waren zugegen. 3) Abgedruckt in den Verhandlungen S. 42, jetzt opusc. V 705 f.

selige Durchzeichnung, durch eine einfache chemische Operation ganze Seiten alter, ein- oder mehrfarbiger Handschriften ohne die geringste Beschädigung derselben mit der Unmöglichkeit eines Fehlers, mit allen Mängeln und Zufälligkeiten des Originals auf ein dazu präparirtes Papier abzudrucken: von da auf eine Steinplatte übertragen könne die Copie, so versicherte der Erfinder, mit geringen Kosten in 2—3000 Abzügen beliebig vervielfältigt werden. Diese Entdeckung, welche durch Einfachheit, Wohlfeilheit und Genauigkeit des Verfahrens die glänzendsten Vortheile zu versprechen schien, begrüsste R. mit Begeisterung. Wie er selbst eine Handschrift von seltener Schönheit, männliche Festigkeit und Klarheit mit Eleganz verbindend, besass, so hatte er eine angeborne Vorliebe für anschauliche und exacte Darstellungen oder Nachahmungen sei es graphischer, sei es plastischer Art. Karten, Globen, Reliefs wie die tabula Iliaca[1]), Modelle von Gebäuden und dergleichen, Facsimiles von Hand- und Inschriften interessirten ihn ungemein. Hier nun leuchtete ihm die praktische Verwendbarkeit in grossartigen Dimensionen sofort ein und er beschloss gleich in Gotha das Eisen zu schmieden.

In der ersten öffentlichen Sitzung (30. Sept.) machte er Mittheilungen „über die Anwendbarkeit einer lithographischen Erfindung für wichtige philologische Zwecke".[2]) Er ging von der Ueberzeugung aus, dass, je höher sich in der Gegenwart die ideelle Seite der Philologie entwickele, desto fester daneben gehalten werden müssten die materiellen Grundlagen, auf denen alle Alterthumswissenschaft beruhe, d. h. die handschriftlichen Quellen der Ueberlieferung. Zuverlässige Collationen seien nothwendig. Alle Hemmnisse, welche sich bisher der Befriedigung dieses Bedürfnisses entgegengestellt hätten, seien mit einem Schlage aus dem Wege geräumt durch die Erfurter Erfindung, welche in schriftlichem Bericht des Erfinders kurz beschrieben und

---

1) R. an Lehrs 21. Januar 1843: „Ihr Verdienst um die Entdeckung des Urhebers der Tabula Iliaca — beiläufig eine Gattung von εὑρήματα, für die ich ein ganz besonderes tendre habe" u. s. w. 2) Gothaer Verhandlungen S. 33 ff. Vgl. opusc. V 577 ff.

durch zwei unter Ritschls Aufsicht nach Erfurter Handschriften angefertigte Proben erläutert und bestätigt wurde. Von diesem Verfahren empfahl nun der Vortragende eine doppelte Anwendung zu machen: erstens vollständige Facsimilirung ganzer Codices, von denen er für diesen Zweck mit Ausschluss der Palimpseste besonders 4 Classen hervorhob: 1) bisher unbekannte Texte, 2) Handschriften von sehr schwieriger oder verderbter Schrift, 3) alle codices unici, 4) die grundlegenden Handschriften wichtiger Autoren. Die Ausführung dieses Plans musste freilich vorläufig der Liberalität der Regierungen oder dem Ermessen reich fundirter Bibliotheken anheimgestellt werden. Weit näher liegend und mit geringen Mitteln sicher zu erreichen sei dagegen ein zweiter Zweck, nämlich die Herstellung eines codex palaeographicus, welcher als Hülfsmittel zum Selbstudium griechischer und lateinischer Paläographie für die grosse Masse der Philologen eine möglichst erschöpfende Auswahl von facsimilirten Probeblättern nach Handschriften aller Jahrhunderte, Länder, Schriftarten, Gattungen des Inhalts bieten solle, jedes immer eine vollständige Seite enthaltend zur Veranschaulichung aller von der Kritik zu berücksichtigenden Erscheinungen, wie Abkürzungen, Buchstabenverwechselungen, Correcturen, Rasuren, Marginal- und Interlinearbemerkungen u. s. w. Nur so, hob er mit Recht hervor, könne der bestehende fühlbare Mangel philologischer Technik wirksam gehoben werden, nicht durch Verzeichnisse einzelner Wörter, Sylben und Buchstaben wie bei Bast. Dass nur auf solchem Wege ein wirkliches Bild, eine lebendige Anschauung der handschriftlichen Ueberlieferung, das dem Kritiker so unentbehrliche Verständniss paläographischer Bedingungen, ja überhaupt eine Wissenschaft der Paläographie angebahnt werden könne, hat man eingesehen, seitdem die Photographie zu ganz gleichen Zwecken angewandt worden ist. Ritschls nächster Plan und Vorschlag war nun damals der, auf 50 Bogen in gross Quart gegen 200 solche Proben griechischer und über 200 lateinischer Schrift (soviel irgend möglich nur aus Classikern) zusammenzustellen, und so in historischer Anordnung eine vollständige Geschichte der Veränderungen

griechischer und lateinischer Schrift zu geben. Vorzugsweise sollten die deutschen Bibliotheken ausgebeutet, auch die holländischen und schweizerischen herangezogen, Italien und Paris nur für einige weltberühmte Stücke in Anspruch genommen werden. Eine vorauszuschickende Einleitung in die griechische und lateinische Paläographie sollte sich auf wenige Bogen beschränken, der Preis für 1 Exemplar nicht mehr als 5 Thaler betragen! Zur Ausführung des Planes in Gemeinschaft mit dem Erfinder des Verfahrens erklärte sich der Berichterstatter bereit, falls die Versammlung ihn gutheisse und durch eine vorläufige Subscription die erforderlichen Geldmittel sichern wolle. Beiden Voraussetzungen wurde entsprochen. Die Versammlung gab dem Plane ihren „vollen Beifall“ und „beschloss, dieses Unternehmen in ihren empfehlenden und fördernden Schutz zu nehmen“.[1]) Der aufgelegte Subscriptionsbogen erhielt 42 Unterschriften, so dass „mit Rücksicht auf die noch fernerhin in weiterem Kreise zu erwartende Theilnahme der seitens des Lithographen erforderliche Kostenaufwand gedeckt schien“.[2]) Da sich aber bei näherer Besprechung mit demselben herausstellte, dass zur Aufnahme der Schriftzüge des Originals der vollständige Apparat einer typographisch-lithographischen Officin erforderlich sei, dieselbe also nicht, wie anfänglich vorausgesetzt, im Bibliothekslocal selbst von jedem Beliebigen vollzogen werden könne, sondern wenn auch nur für kurze Zeit eine Behandlung der Handschrift durch den Lithographen bedinge, so musste die Genehmigung, bezw. Vermittelung des Ministeriums zur zeitweiligen successiven Uebersendung der hierfür bestimmten codices von auswärtigen, zunächst deutschen Bibliotheken nachgesucht werden. Um in solchen Fällen, wo eine Versendung nicht zu erreichen wäre, wenigstens eine Durchzeichnung an Ort und Stelle zu unternehmen, gedachte R. einmal in den Osterferien 1841 Norddeutschland, das andre Mal zu gleicher Zeit im folgenden Jahre Süddeutschland zu bereisen. Bis zum Herbst 1842 sollten sämmtliche Tafeln fertig sein, so dass zu Neujahr 1843 das Werk erscheinen könnte.

1) Protokoll vom 3. Oct. 2) Bericht R.s an das Ministerium aus Erfurt, Oct. 1840.

Bei den sofort in Erfurt eingeleiteten Contractsverhandlungen machte aber der 75jährige Uckermann nachträglich so vielfache Umstände und Schwierigkeiten sowohl in Betreff des Kostenpunktes als auch der technischen Ausführung, dass R. das Geschäft mit ihm bereits vor dem Abschluss leid wurde und jener für seinen Theil auf das Unternehmen verzichtete (26. Oct. 1840). Es muss sich bei näherer Prüfung herausgestellt haben, dass die angebliche Erfindung weder neu noch zu dem beabsichtigten Zweck recht brauchbar war. Indessen gab R. das einmal gefasste Vorhaben nicht auf: freilich blieb dann nichts übrig als das gewöhnliche lithographische Verfahren nach sorgfältiger Durchzeichnung. Er liess sofort zwei Probeblätter aus einer Bonner Terenz- und einer Erfurter Ovidhandschrift herstellen. Ohne Hoffnung auf einen pecuniären Gewinn, im reinen Interesse der Wissenschaft war er sogar bereit, einen Theil des Risico's auf eigne Rechnung zu übernehmen. Unter die Mitglieder der Bonner Philologenversammlung vertheilte er „als bescheidenes ξεινήιον" zwei in je hundert Exemplaren abgezogene, in Bonn angefertigte Schrifttafeln von jenen beiden Codices, und begründete damit in seinem Bericht die Hoffnung, dass trotz der eingetretenen Hemmnisse „das unstreitig zeitgemässe Unternehmen mit andern Kräften und nach etwas modificirtem Plan glücklich werde zum Ziele geführt werden".[1])

Wegen des Verlages verhandelte er zuerst persönlich mit Perthes in Gotha, der seines hohen Alters wegen jedoch ablehnte, aber freundlichen und einsichtsvollen Rath gab. Einstweilen liess R. auf eigene Hand weiter arbeiten.[2]) Einen vorzüglich geschickten Zeichner hatte er in der Person seines Schülers Gläser gefunden, der die äusserste Akribie mit der saubersten Eleganz in der Ausführung verband.[3]) Das Ministerium interessirte sich sehr für das Unternehmen auch in seiner veränderten Gestalt, genehmigte[4]), dass von der Summe, welche der König für die Bonner Philologenversamm-

---

1) Bonner Verhandlungen S. 84 f. 2) An Welcker 12. December 1841: „Am ersten Heft meines cod. palaeogr. lasse ich tapfer arbeiten". 3) Gläser 20. April 1842 will demnächst die Breslauer Handschriften behufs der Facsimilirung vornehmen. 4) Auf R.s Antrag vom 29. Dec. 1841.

lung bewilligt hatte, der Rest im Betrage von 100 Thalern zu den Kosten jenes Werkes verwandt werde, und stellte die vorhandenen Kupferplatten des apparatus diplomaticus Koppianus für diesen Zweck zur Verfügung[1]).

Am 9. April 1842 schloss R. mit der Bonner Buchhandlung Henry und Cohen einen Vertrag nach dem modificirten Plan. Der „Codex palaeographicus Graecus et Latinus" sollte aus 144 lithographirten Blättern in Royalformat bestehen; jedes derselben ein mittels treuer Durchzeichnung herzustellendes Facsimile einer oder bei sehr kleinem Format zweier Seiten einer alten griechischen oder lateinischen Handschrift liefern. Zur Disposition standen 11 bereits gestochene Kupferplatten mit griechischer Schrift. Dazu sollte eine lateinisch geschriebene Einleitung auf 2—3 Bogen die nothwendigen Erklärungen und die motivirte Anweisung enthalten, nach welcher die Blätter chronologisch zu ordnen seien. Das Ganze, in 12 Lieferungen zu je 12 Blättern erscheinend, sollte 6 Thaler kosten. Schon im Lauf des bevorstehenden Sommers sollte eine erste Probelieferung, für welche jene bereits früher hergestellten Blätter (Terenz und Ovid) bestimmt waren, mit Prospectus und Subscriptionseinladung versandt werden. Wenn sich hiernach eine hinreichende Zahl von Subscribenten gefunden hätte, sollten im Laufe jedes Jahres mindestens zwei Hefte erscheinen.

Der wackere Schubart in Cassel begrüsste das Unternehmen als eins der wichtigsten der neueren Philologie, wodurch der diplomatischen Kritik eine Grundlage gegeben und eine ars critica erst möglich gemacht werde. Mit Recht legte er besondres Gewicht darauf, dass möglichst viel Proben aus datirten Handschriften gegeben würden[2]), und steuerte in diesem Sinne aus der unter seiner Verwaltung stehenden Bibliothek eine Probe der wichtigen Thukydideshandschrift mit Scholien bei.[3])

Noch im Spätherbst 1842 war R. an der Sammlung des

---

1) Ministerialschreiben an R. vom 17. Februar 1842. Vgl. Wachsmuth in Ritschls opusc. V 584. 2) An R. 7. Dec. 1841. 3) An R. 15. Nov. 1842. Schon am 19. Febr. desselben Jahres hatte er eine Probe des Servius geschickt.

Materials durch zahlreiche Correspondenzen thätig[1]), auch auf einer Reise nach Holland Belgien Paris behielt er sie im Auge, aber die Lust zu dem Unternehmen war bereits verraucht. Es wäre auch Schade gewesen, wenn er seine kostbare Kraft und Zeit auf längere Dauer einer rein technischen Mühewaltung zugewendet hätte, die durch die erforderliche doppelte Controle der Durchzeichnung und der Lithographie eine viel schwierigere geworden war, als bei Anwendung des Uckermann'schen Verfahrens der Fall gewesen wäre.[2])

Von den Annehmlichkeiten aller der hemmenden und verstimmenden Zwischenfälle, welche sich im Lauf solcher Unternehmungen, wobei man auf den guten Willen, Geschick und Einsicht mannigfacher Mitarbeiter angewiesen ist, einstellen, sollte R. damals die erste Erfahrung machen. Nach vielen Mühen und Zögerungen gelang es endlich 14 Blätter herzustellen, welche er am 21. Januar 1844 dem Ministerium einzusenden in der Lage war. Zugleich berichtete er, dass schon mehr als noch einmal so viel andre vorbereitet seien.

Der Anblick jener Schrifttafeln[3]) muss jeden Kenner mit Bewunderung erfüllen: so täuschend ist nicht nur der Charakter der Originale im Allgemeinen, sondern das kleinste Detail wiedergegeben; ja man muss gestehen, dass diese Klarheit und Treue selbst von photographischen Nachbildungen keineswegs erreicht wird.

Für die nächste Philologenversammlung war Bonn, zum Präsidenten Welcker, zum Vicepräsidenten Ritschl gewählt.

1) So z. B. bat er sich (2. Nov. 1842) von G. Hermann den Wittenberger Aeschylus zum Zweck des Facsimilirens aus. 2) So war es wohl gemeint, wenn R. am 2. Nov. 1842 an G. Hermann schrieb, dass, nachdem er sich einmal auf das Project eingelassen habe, er die Sache nun gegen seine Neigung irgendwie hinausführen müsse. „Beiläufig erlaube ich mir die Berichtigung, dass diese Abneigung keineswegs in Folge vereitelter Geldspeculation eingetreten ist, wie Herr Tischendorf seltsamer Weise in Paris erzählt hat, während mir der Gedanke an Gewinn nie eingefallen ist dabei.“ 3) Ein Verzeichniss von 12 Tafeln, welche im Besitz von C. Wachsmuth sind, hat dieser gegeben zu Ritschls opusc. V 583 f.

Sie fand vom 29. September bis 2. October 1841 statt, und wieder stieg die Zahl der Theilnehmer um ein halbes Hundert, auf 262. Koryphäen wie Immanuel Bekker und Lachmann erschienen neben den Stammvätern Fr. Thiersch und Rost[1]); der liebenswürdige Geel aus Leyden[2]) knüpfte bei dieser Gelegenheit das Band herzlicher Freundschaft mit R. Zu seinem und aller Versammelten Leidwesen war der Nestor G. Hermann durch eine undurchdringliche Dornenhecke von Geschäften und Obliegenheiten aller Art schliesslich verhindert der dringenden Einladung R.s[3]) zu folgen. Nachträglich beklagte er u. A. sehr[4]), nicht die Gesänge antiker und pseudoantiker Musik gehört zu haben, für die Heimsoeth gesorgt hatte.

Durch Welckers Abwesenheit kam R. in den Fall, den ganzen Umfang der Geschäfte allein übernehmen zu müssen. Des ersteren längst ersehnte und vorbereitete Reise nach Griechenland sollte grade in diesem Herbst endlich zur Ausführung kommen. Zwar hielt ihn das Ausbleiben des Urlaubs noch bis in den September hinein in Bonn zurück, doch verlangte sein körperlicher Zustand die sorgfältigste Schonung, so dass er, um sich überhaupt zu der weiten Wanderung nur zu befähigen, genöthigt war, vor den unvermeidlichen Anstrengungen und Aufregungen, welche die Theilnahme an der Versammlung und vollends die Leitung derselben mit sich geführt haben würde, sich in die Stille von Ems zurückzuziehen. In Worten wärmster Verehrung und Liebe gedachte sein Stellvertreter in der Eröffnungsrede des schmerzlich Vermissten, in herzgewinnender Weise führte er sich selbst ein, dem im rheinischen Boden feste Wurzel zu schlagen die Zeit noch nicht vergönnt habe, und bat, die vorübergehende Stellung, in die er gegenwärtig zu seinen neuen Landsleuten getreten sei, gleichsam als den Act seiner dauernden Nationalisirung betrachten zu dürfen.

Da eine Trennung in Sectionen damals noch nicht bestand, kam in den mannigfaltigen Vorträgen, die vor der

1) Ferner K. F. Hermann, Grotefend, Haase aus Breslau, Halm aus Speyer, die Baseler W. Vischer, Gerlach und Bachofen u. s. w. Auch Henry Benjamin aus Westindien. 2) Geel an R. 6. Juli 1842. 3) R. an Hermann 9. Sept. 1841. 4) An R. 6. December 1841.

gesammten Versammlung gehalten wurden, nicht weniger die Praxis als die strenge Forschung zu Worte. Letztere kam sogar neben den breitfluthenden Verhandlungen über griechische Lectüre, Parallelbehandlung der lateinischen, deutschen und griechischen Grammatik, Methode des Lateinunterrichts einigermassen zu kurz; und die Strebsameren beklagten, dass die anwesenden Heroen der Wissenschaft mit ihrer Gelehrsamkeit so hinter dem Berge hielten. Dass aber auch diesen praktischen Erörterungen der höhere Schwung der Begeisterung nicht fehlte, dafür sorgte die Beredsamkeit von Fr. Thiersch, der als hervorragende Autorität in pädagogischen und grammatischen Fragen den lebhaftesten Antheil an der Discussion nahm. R. selbst als Vorsitzender beschränkte sich auf abschliessendes Zusammenfassen der verschiedenen Ansichten. Nur einmal, als gar zu verwegen wegwerfende Behauptungen über das Griechische als eine schon beim Beginn der Litteratur absterbende Schriftsprache entwickelt waren, forderte er ausdrücklich zur Abwehr auf. Am tiefsten wirkte sein Vortrag einer von Welcker eingesendeten, gedankenvollen Betrachtung über die „Bedeutung der Philologie“.[1])

Dem anwesenden Senior A. W. Schlegel wurde durch eine Adresse gehuldigt, welche der Vorsitzende mit weihevollen Worten überreichte; das Andenken Otfried Müllers wurde durch eine Denkmünze geehrt. Folgereich war die Gründung des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, beantragt und in besonderem Vortrage näher begründet von Urlichs, der von längerem Aufenthalte in Italien in seine rheinische Heimath zurückgekehrt und von dem frischen Eindruck der segensreichen Wirksamkeit des in Rom blühenden archäologischen Instituts erfüllt war. Alsbald wurden die Statuten des neuen Vereins entworfen und der Vorstand gewählt. Am 18. Februar 1842 hat sich R. selbst ein Diplom als ordentliches, d. h. zahlendes Mitglied des Vereins ausgestellt.[2])

Die zur Unterhaltung und Bewirthung der Gäste getroffenen Veranstaltungen gelangen auf das Beste. Der König hatte die

1) Welckers kleine Schriften IV S. 1–16. 2) Unterschrieben sind als Vorstand: Ritschl Schopen Düntzer Urlichs Lersch.

Summe von 1000 Thl. zur Bestreitung der Kosten bewilligt. Mit Enthusiasmus wurde bei dem Festmahl in Königswinter (29. Sept.) der Toast auf den König aufgenommen, der, „mit begeisterter Neigung und tiefer Kennerschaft den Interessen moderner Bildung und der Blüthe moderner Kunst zugewendet, daneben den unvergänglichen Werth des classischen Alterthums vom grossartigsten und umfassendsten Standpunkt würdige, und durch solche Würdigung die erhebende Bürgschaft gewähre, dass diesen Studien wiederum auf eine lange Reihe von Jahren hinaus ihre Stellung als ewiges Fundament und wesentliche Ergänzung aller edlen Menschenbildung gesichert sei“. Nicht minder freudigen Nachhall fand das humoristische Hoch auf Schopen als das „Urbild rheinischer Fidelität“.[1]) Gewiss vollauf verdient und ebenso aufrichtig war die dankende Anerkennung, welche in der Schlusssitzung (2. Oct.) Thiersch im Namen der Versammlung der hingebenden Thätigkeit, der Gewandtheit und freundschaftlichen Gesinnung darbrachte, mit welcher der Vorsitzende Alles „eingeleitet, die Schwierigkeiten geebnet, das Widerstrebende vermittelt“ habe; und mit voller Befriedigung durfte dieser in seinem Schlusswort auf die verflossenen Tage und den heitren, einträchtigen und erquicklichen Verkehr, den sie gebracht, zurückblicken. Auch in Briefen der heimgekehrten Gäste klangen die Empfindungen angenehmster Erinnerung nach.[2]) Nur ein Kölnischer Elementarschullehrer beklagte sich in zwei Bogen langer Epistel, dass sein Name im Mitgliederverzeichniss nicht mit abgedruckt worden und somit sein heiliger Beruf herabgesetzt sei, gab aber doch auch zu erkennen, dass er den Tact und die Gewandtheit des Vorsitzenden wohlgefällig bemerkt habe, „Gaben, die nicht häufig sind, zumal unter den deutschen, meist unpraktischen Stubengelehrten“.

Wer sich selbst schon in ähnlicher Lage befunden, und diese Moira tritt früher oder später wenigstens an jeden Universitätsphilologen einmal heran, weiss, welche

---

1) Vgl. opusc. V 168 A. 2) Sintenis, der nicht selbst hatte dabei sein können, schreibt am 28. December: „Alle (warum soll ichs Dir nicht wieder sagen?) stimmen in der Anerkennung Deiner verdienstlichen Bemühungen nach allen Seiten hin überein.“

Strapazen und Sorgen die Leitung einer solchen Jahresversammlung mit sich bringt. Auf dem, der in Bonn damals den genius loci zu vertreten hatte, mussten sie doppelt lasten, da er schliesslich consul sine collega war. So gestand er denn auch nach glücklichem Verlauf der Congresstage dem fernen Amtsgenossen, dass ihn „während derselben, sowie vorher und nachher von früh 4 bis Abends 11 Uhr“ eine Hetzerei abgetrieben habe, von der ein Unbetheiligter unmöglich einen Begriff haben könne.[1]) „Suchen Sie darin keine Hyperbel; man könnte mir viel bieten, und ich übernähme dergleichen nicht zum zweiten Male. Trotz der ganz specifischen Zähigkeit meiner Natur bin ich doch hinterher in einen Zustand theils apathischer Erschöpfung, theils nervöser Gereiztheit verfallen, dass ich noch jetzt nicht darüber hinweg bin.“ Zur Erholung begab er sich, sobald seine unmittelbar nach dem Congress erkrankte Frau das Bett wieder verlassen konnte und die umständliche Abrechnung mit dem peinlichen Curator es gestattete, nach Erfurt und zu den Freunden in Gotha. Noch einmal besuchte er den liebenswürdigen alten Jacobs, der an Händen und Füssen gelähmt klagte, dass er nicht schreiben könne und beim Lesen, ohne die Feder in der Hand, vor Müdigkeit einschlafe. In Eisenach schlürfte er mit „dem alten und dem jungen Rein“ Cyperwein. Er lernte das „prächtige Cassel“ und Marburg kennen, das Urbild einer „echten deutschen kleinen Universität“, welches ihm noch zauberischer wie Jena vorkam: denn er hatte eine platonische Liebhaberei für kleine Musensitze. Ueber Frankfurt führte ihn sein Weg wieder nach Hause.[2])

Seit jenen Bonner Tagen ist R. über zwei Jahrzehnte lang den Philologenversammlungen fern geblieben, wie sehr auch gegen seine Neigung und stets vermisst von alten und jungen Freunden, die sich wiederum untereinander in der Liebe zu ihm zusammenfanden. Besonders mächtig zog es ihn nach Dresden, wo G. Hermann die fasces führen sollte. „Zu den Füssen dieses Präsidiums zu sitzen ist Ehrensache,“ schrieb er an ihn[3]), „und ich freue mich im Voraus darauf, dass mir

1) An Welcker Cassel, 20. October 1841. 2) An Pernice 21. November 1841. 3) Erfurt, 18. October 1843.

die Theilnahme an dieser Versammlung hoffentlich nicht wieder, wie für Cassel, durch Asklepische Ordre vereitelt werden wird!" Auch gedachte der alte Herr gleich in der Eröffnungsrede des Abwesenden, als dem beschieden sei die ihm selbst dereinst von Reiz angetraute Braut (die Plautinische Muse) heimzuführen. Aber diesmal war es der Bau eines eigenen Hauses, was ihn daheim fesselte.

Persönliches.

Es war nicht das Gefühl innigen Wohlgefallens an der immer noch nicht gewohnten Heimath, nicht der Gedanke, in Bonn seine Lebenstage zu beschliessen, was ihn bewog, seinen Penaten eine feste Stätte daselbst zu begründen, sondern bewährte dortige Professorenpraxis und die durch eigne Erfahrung genährte Ueberzeugung, dass ein behagliches häusliches Dasein nur in dieser Weise und jedenfalls mit geringeren Kosten zu gewinnen sei. Grade weil er noch immer einen engeren persönlichen Anschluss, einen warmen Familienumgang vermisste, war ihm eigner Grund und Boden im fremden Lande, ein Garten, dem er seine Pflege zuwenden, Dach und Fach, wo er als sein eigner Herr hausen konnte, doppelt erwünscht.

Am 14. Januar des Jahres 1842 war ihm das erste Kind, ein Töchterlein Marie Louise Henriette geboren; am 7. August 1843 ein Knabe Georg Friedrich Ferdinand: dem „pausbackigen, schwarzäugigen Burschen" legte der damalige Prorector der Universität Halle, Pernice, eine Studenten-Matrikel in bester Form in die Wiege.[1]) Von Athen schrieb Welcker (10. Mai 42) auf die fröhliche Kunde von der Erstgeburt: „dass die Rolle des zärtlichen Papa, das Vorlachen und Vorsingen, das Wiegen und Tänzeln Ihnen sehr gut lassen wird, stelle ich mir lebhaft vor." Aber während der junge Familienbaum diese lustigen grünen Zweige trieb, verödete das Erfurter Elternhaus. Noch im Sommer 1842 hatte der treue Sohn die Freude gehabt, sechs Wochen lang seine Mutter[2]) bei

1) Datirt vom 23. December 1843. Dankschreiben R.s an Pernice 30. December 1843. 2) R. an Welcker 18. Juni, 13. Sept. 1842; an Pernice 15. August 1842.

sich zu sehen. Schon in den letzten Jahren hatte sie viel gekränkelt. Eine ernstere Niederlage nach der Heimkehr schien sie eben noch glücklich überwunden zu haben, es ging aber nur langsam mit der Genesung vorwärts, die Kräfte wollten nicht wiederkehren; am 14. December desselben Jahres starb sie, „nicht älter als 64 Jahre, höchst ruhig, würdig und schmerzlos". „Ein Verlust," so schrieb ihr Fritz an Pernice (7. Januar 43), „der ungeheuer tief in meine ganze Existenz hineinschneidet und mir lebenslang in unzählige Fäden der Zukunft hinein fühlbar bleiben wird. Es war eine prächtige Frau, wenn man sie näher kannte, ein unerschöpflicher Born von Liebe, Sorge, Treue, sowie von Thätigkeit, Tüchtigkeit und Einsicht. Ich komme mir trotz meiner Jahre vor wie ein von seinem Stamme losgehauener Zweig, der nun haltungslos in der Luft schwebt. . . . Kurz es ist eine sehr traurige Geschichte, und ich werde noch lange nicht über sie hinwegkommen."

Im Frühling des Jahres 1843 bezog die Familie eine neue Wohnung auf der Poppelsdorfer Allee, nur ein Haus von der Welckerschen getrennt. Die Anlage des Gartens beschäftigte R. während der Osterferien „von früh 7 bis Mittag 1 Uhr, und weiter von 2 bis Abends 7 Uhr ohne Unterlass", eine Arbeit, die seiner „vom Druck des langen Wintersemesters angegriffenen Gesundheit" sehr wohlthätig war und für die er obendrein „stets eine bis zur Leidenschaft gesteigerte Neigung hatte".[1]) Wie lockend schildert er dem Schwager, den er dringend zu einem Besuch einladet, dieses Heim[2]): „Wir haben behaglichen und zierlichen Platz für Dich — doch das musst Du anschaulicher wissen. Denke Dir ein neues comfortables Haus vor der Stadt an einer wunderschönen Kastanienallee, mit der Aussicht auf Rhein und Siebengebirg; unter den Fenstern dicht am Hause einen grossen, und wenn auch grossentheils erst von mir angelegten und täglich sorgsamst fortgepflegten, doch schon grünen und liebliche Abwechselung gewährenden Garten; auf allen Seiten die anmuthigsten und mannigfaltigsten Spaziergänge in Feld, Wald, Wiese, Berg,

1) An Welcker 15. April 1843. 2) An Lancizolle Pfingstmontag 1843.

auch botanischen Garten, in allen möglichen Maassen von 5 Minuten bis 2 Stunden“ u. s. w.

Noch einmal im Herbst 1843 besuchte er den alten Vater in der Heimath, am 21. März des folgenden Jahres schied auch dieser aus dem Leben. So fühlte sich der Verwaiste „in der überwiegendsten Weise auf das Vorwärtsliegende hingewiesen und von der Vergangenheit losgeschnitten“.[1]) Zu wahrem Herzenstrost gereichte ihm während eines fremdenreichen Sommers der Besuch der Stettiner Verwandten und des Schwiegervaters. Die Anwesenheit des letzteren brachte im Juli 1844 den Entschluss zum Hausbau bald zur Reife. Das reissende Anwachsen der Stadt, die Ansiedelung zahlreicher Engländer trieb den Preis der Miethwohnungen von Jahr zu Jahr immer mehr in die Höhe: die Ankündigung einer Zinssteigerung (zum viertenmal seit der Ankunft von Breslau) stellte als unerquickliche Alternative „die Aussicht auf ein abermaliges Umziehen mit all den Kosten und der (zumal für eine Bibliothek) schauderhaften Hetze und Qual, die diese nichtswürdigste aller Erfindungen in ihrem Gefolge führt“.[2]) Selbst der vorsichtige, jeder leichtsinnigen Speculation äusserst abgeneigte Schwiegerpapa musste sich „nach wenigen Stunden“ überzeugen, dass unter den gegebenen Verhältnissen der Bau eines eignen Hauses in Bonn die beste Capitalanlage und reine Ersparniss sei. Eben so schnell als er gefasst war wurde der Beschluss ausgeführt: um die Mitte November stand die zweistöckige Villa unter Dach, 10 Minuten von der Stadt entfernt, still im Grünen an der Meckenheimer Strasse, mit der Front nach der Poppelsdorfer, seitab von der prächtigen Baumschulallee gelegen, mit freiestem Blick nach allen Seiten in die freundliche Landschaft, umgeben von einem geräumigen, luftigen Garten, dessen Anlage natürlich abermals die liebevollste Sorgfalt des Hausherrn in Anspruch nahm.

Das gab denn freilich monatelang von früh bis spät zahlreiche praktische Geschäfte, die aber in Verbindung mit dem Genuss von Karlsbader Sprudel den Leibesumständen

---

1) An Niese 10. November 1844. 2) Ebenda.

des Geplagten vortrefflich zusagten. „Von welchen Ueberlegungen, Berechnungen, Sorgen, Wegen, Beaufsichtigungen, Anspornungen und unendlichen Beschäftigungen dieser Hausbau begleitet gewesen ist, darüber liesse sich ein Buch schreiben.“[1]) Nun kam im Sommer noch die Nothwendigkeit dazu, eine Interimswohnung auf dem Lande zu beziehen, wo nicht mehr Bücher Platz hatten als auf ein Studentenrepositorium gehen, während die übrigen auf den Speicher des noch mitten im Bau begriffenen Hauses logirt wurden, wo sie sich Monate lang nur auf Leitern erreichen liessen. Scherzend gestand er, dass er ihre Ruhe selten genug gestört habe, und rühmte die Gelegenheit, „seit Jahren wieder zum ersten Mal zu empfinden, wie wohl einem ohne Bibliothek zu Muthe ist.“[2]) Endlich zu Anfang October 1845 konnte die Familie den schmucken „palazzo Riccello“ beziehen[3]) welcher nach zwei Monaten noch einen neuen Bewohner, die am 10. December geborene kleine Ida Sophie Clementine in seinen freundlichen Räumen begrüsste.

So waren die Fundamente eines häuslichen Behagens gelegt, für dessen stillen Genuss der Familienvater von Jahr zu Jahr empfänglicher geworden war. Wie sehr der Zug ins Weite, die stürmische Lebenslust seiner Jugend gedämpft sei, war ihm zu seiner eigenen Ueberraschung bei seiner letzten Reise ins Ausland klar geworden. Auf Paris, wo er in den Osterferien 1842 zu wissenschaftlichen Zwecken einen sechswöchentlichen Aufenthalt zu nehmen gedachte, hatte er sich noch von ganzem Herzen gefreut. „Eine solche Abwesenheit von Bonn wird mich zu einem neuen Menschen machen, obwohl es freilich nicht Italien ist“, dachte er.[4]) Welcker und Braun hatten ihn mit Empfehlungsschreiben ausgestattet. Da aber der Arzt für den Herbst Nordseebäder verordnete, so wurden die Gesundheitspflichten mit dem wissenschaftlichen Vorhaben combinirt und die Pariser Reise verschoben.[5])

Nach einem höchst anstrengenden Sommer fuhr er am

---

1) An Niese Martini 1844. 2) An Lehrs 7. August 1845. 3) An Brunn 14. December 1845. 4) An Welcker 12. December 1841. 5) An Welcker 3. April 1842.

18. August von Bonn ab, kam den 19. Nachmittags nach Rotterdam und begab sich mit der Diligence über Delft nach dem Haag. Er gedachte das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, zwischen die täglichen Seebäder Ausflüge in die Umgegend zu schieben, um Land und Leute kennen zu lernen, und nach 14 Tagen für eben so lange Zeit nach Ostende überzusiedeln. Anfangs machte ihm Holland einen „ausserordentlich wohlthätigen Eindruck". Er glaubte in einem „immerwährenden Baumgarten oder Lustpark" mit „zauberhaftem Gemisch von Kanälen, Buschpartien, Windmühlen, Wäldchen, Lusthäusern" zu fahren. Und in dem bunten Gewimmel der Städte „Mijnheer so wohlbedächtig einherschreitend mit seiner Thonpipe und dem runden Bäuchlein." Den holländischen Comfort wusste er sehr wohl zu schätzen, bewunderte die „Vereinigung von geschmackvollster Zierlichkeit und erfreulichster Solidität". Aber, bemerkte er schon am ersten Tage, „Alles hat doch seine Zeit, auch das Reisealter. Ehe ich michs versehe, überfällt mich doch jetzt ein Gefühl der Oede, Einsamkeit, der Sättigung, der Sehnsucht nach Heimathsruhe; ich lasse mir die Dinge alle recht wohl gefallen, aber der alte Reisejubel (wie in Italien) ists nicht mehr! Tempora mutantur et nos etc.!!" Um die Melancholie („wenn ich nicht zu alt und zu steif zu so was wäre, dächte ich, es wäre Heimweh") zu verjagen, suchte er, nachdem er in 1½ Tagen den Haag so durch und durchgelaufen hatte, dass er ihn auswendig wusste, Abwechselung in Scheveningen, was er freilich auch wieder schon am ersten Nachmittag auswendig gelernt hatte, da er stundenlang in dem Labyrinth der Sanddünen umhergelaufen war, ein paar andere Stunden sitzend unter einem Zeltdach auf einem Strandhügel, bei einer Tasse Thee zur Thonpfeife, in das „einförmige, blaugraue, unfruchtbare Meer" geguckt, dann Muscheln gesucht hatte, bis er auf einen von den Strandschiffern zusammengekehrten mannshohen Haufen derselben stiess, was ihm das Vergnügen verdarb. „Ich kenne mich gar nicht wieder," schrieb er am Abend des 21. August in sein Reisetagebuch, welches, wie das italiänische, für die Familie bestimmt war, „dass ich so eine ruh- und rastlose Natur geworden bin. .... Weder Ge-

legenheit zum Amusement noch Lust zum Arbeiten noch geduldige Genügsamkeit zu haben — das sind wirklich zu viele Mängel auf einmal. Es kribbelt und krabbelt immer in mir wie lauter Meerquappen und Seekrebse, nach immer Neuem und Anderem; 's ist als sollte ich die Welt im Trabe durchlaufen wie der ewige Jude." Um mit den Scheveninger Bauersleuten einigen Verkehr pflegen zu können, las er eine holländische Grammatik durch, da er zwar der Kochfrau seine Bedürfnisse durch blosse Gesticulation klar gemacht hatte, aber auf ebenso glücklichen Erfolg für andere Fälle auf die Dauer nicht rechnen konnte. Als er denn so am ersten Abend ganz still und einsam in seinem Stübchen sass, „der Mond prächtig zum offnen Fenster hereinschien und ein milder Seewind die Zweige eines grossen Maulbeerbaumes an die Scheiben schlug; die tiefe Stille nur unterbrochen von dem tönenden Summen und Schwirren des siedenden Theekessels" neben ihm auf dem Fussboden über der Kohlenpfanne: „es klang so heimlich und wieder so unheimlich wie fernes Glockenläuten und Kirmestanz und wieder Grabgeläute und Wehmuthsschluchzen, als wenn ganze zauberhafte Romane von Achim v. Arnim sich vor dem innern Auge gestalteten und abwickelten." Dabei wurde ihm auch wieder ruhiger. Vorher hatte es ihn noch in das Sonntagsgewühl hinausgetrieben.

Noch denselben Abend setzte er sich auf die Diligence und war am andern Mittag in Leyden. Da fand er denn die denkbar freundlichste Aufnahme, vornehmlich bei dem trefflichen Oberbibliothekar Geel, der ihn bereits erwartete[1]), und dem Director des antiquarischen Museums, Janssen, die beide deutsch sprachen. Lateinische Conversation führte er mit Peerlkamp, „dem mildesten und liebenswürdigsten Greise", der einmal, im Sommer 1839 in Bonn als Hospitant einer scharfen Vorlesung R.s über seine Horazkritik ohne dessen Wissen bei-

1) Am Schluss einer liebenswürdigen lateinischen Epistel vom 6. Juli 1842 schreibt Geel an R.: „Ich habe keine lat. Worte um Ihnen zu sagen wie herzlich willkommen Sie mir seyn werden. Kommen Sie doch! und lassen Sie Ulm" (die Philologenversammlung) „liegen: wozu nützen die traveaux forcés in einer Festung? Sie haben deren schon genug durchgestanden in den Congresstagen des vorigen Jahres."

gewohnt hatte.[1]) „Still und sanftmüthig, nicht ohne behaglichen Humor, gerieth er nur in Zorn gegen Obbarius, der ihn einen litterarischen Jacobiner und kritischen Sansculotten genannt habe."[2]) Drei junge Doctoren der Philologie, „zum Theil ausgezeichnet in der Wissenschaft", Hecker, van der Kapellen und Hamaker, wurden ihm förmlich als Adjutanten zur Disposition gestellt. Nicht nur standen ihm alle Sammlungen und Museen zu jeder beliebigen Stunde offen, auch zehn griechische und lateinische Handschriften bekam er in den Gasthof geschickt.[3]) Nach einem heitren Abend bei Geel fuhr er am folgenden Mittage (Dienstag den 23. August) in Begleitung von diesem, Janssen und Geels Neffen, der an der K. Bibliothek im Haag Custos war, nach Scheveningen. Hier liess sichs Geel nicht nehmen, die Gesellschaft an der Badehaustafel mit „delicatestem Seefisch und ältestem Rheinwein" königlich zu tractiren, wobei es sehr vergnüglich zuging. „Das Band der philologischen Studien und des constitutionellen Interesses vermittelte die innigste Sympathie", R. hatte das Gefühl, an diesen Leydenern wahre Freunde für das ganze Leben gewonnen zu haben. Den Beleg liefert die anmuthigste Correspondenz mit Geel, der sich in humoristischem Gemisch von elegantem Latein und etwas fremdartigem Deutsch erging, dann in der Fülle freundschaftlicher Empfindung ganz deutsch wurde, zuletzt aus Bequemlichkeit ins Holländische fiel.

Aber auch von Leyden selbst empfing der Reisende die wohlthuendsten Eindrücke. Ueberall die „sprechendsten Erinnerungen an die grossartige Gesinnung und Thatkraft der denkwürdigsten Vorzeit". Im Stadthause konnte er sich bei Betrachtung des schönen Bildes, welches eine Hauptscene aus der glorreichen Belagerung der Stadt darstellt, „der heftigsten inneren Bewegung nicht enthalten". „Und wie nun nach den unsäglichsten Leiden und Anstrengungen eines hochherzigen Patriotismus endlich Befreiung gewonnen ist, und den Bürgern zum Lohne entweder Ab-

1) Rein an R. 27. Oct. 1840. 2) R. an G. Hermann 2. Nov. 1842. 3) In einem Brief an M. Hertz vom 17. Dec. 1842 nennt er „die Humanität und Liberalität von Geel gradezu sine exemplo und wahrhaft herzerquickend".

gabenfreiheit oder eine Universität geboten wird, da wählen sie — Universität!!" Im Senatssaale derselben sah er die Portraits von Grotius, Scaliger, Salmasius, Hemsterhuis, Ruhnken, Wyttenbach herabschauen: „ein Heiligthum der Philologie, wie auf Erden kein zweites". Und in der grossen Aula stellte er sich auf dasselbe Katheder, von dem Ruhnkenius herab gesprochen, und „musste dem Geel, der das Publicum vorstellte, eine kleine lateinische Rede improvisiren". Noch einmal fuhr er auf einen halben Tag herüber, den er theils mit Geel, theils im Gasthof mit einem Haufen von Handschriften zubrachte, aus denen er sich aussuchte, was er künftig einmal, hauptsächlich für seinen codex palaeographicus, nach Bonn haben wollte. Dem einförmigen Badeleben in Scheveningen entrann er wenigstens für die zweite Hälfte jedes Tages durch einen Gang nach dem Haag, wo er zu Mittag speiste und Leute traf, mit denen er deutsch oder französisch sprechen konnte. Denn trotz seiner grammatischen Studien im Holländischen ging die Verständigung mit den Scheveningern gar kläglich von Statten. Er nahm sich vor, sollte er je zum zweiten Male, was er freilich kaum glaubte, auf den Gedanken kommen Holland zu bereisen, sicherlich vorher die Sprache des Landes zu lernen.

Sehr wohlthätig war bei der andauernden trostlosen Langeweile von Scheveningen der Scenenwechsel, den er nach Ablauf der ersten 14 Tage vornahm. Am 5. September breitete sich das malerische Antwerpen vor seinen erwartungsvollen Blicken aus. Der Contrast der hellen, heiteren und doch in mittelalterlicher Solidität ehrwürdigen Stadt gegen den „düstren holländischen Salonputz", das bunte behende Gemisch von Holländisch, Französisch, Deutsch, Vlämisch sprach ihn erfrischend an. In der Malerakademie vor dem grossen Trio der Kreuzesabnahme, der Kreuzesaufrichtung und der Kreuzigung, lernte er Rubens zum erstenmal lieben und bewundern. In Ostende am 7. September kaum angekommen begegnete er auf dem Wege zum Gasthofe Göttling aus Jena nebst seiner Schwester, die beide ebenfalls hier badeten. „Die gegenseitige Freude war gross," da beide Theile sich mit Schmerzen nach einem Menschen gesehnt hatten.

Sie verkehrten nun täglich vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit einander, und der frische Humor Göttlings liess trotz des schlechten Wetters keine melancholische Stimmung wie in Scheveningen aufkommen. Sie machten einen gemeinsamen Ausflug nach Brügge, wo van Eyck und Memling mit grösstem Interesse studiert wurden, dieselben flandrischen Meister, welche unsern Freund noch in Antwerpen ganz kalt gelassen hatten: „so wahr ist es, dass man in jedem genre das Höchste und Oberste sehen muss, um erst zu einem wahren Urtheil berechtigt und nur befähigt zu sein.“ Auch Gent und Mecheln besuchte er. Die ganze Reihe belgischer Handelsstädte, freilich Bilder gefallener Grösse, trat ihm in ihrer welthistorischen Bedeutung klar vor die Augen, als er wie einst in Italien in den Strassen und öffentlichen Gebäuden auf Schritt und Tritt den Spuren einer imposanten Vergangenheit begegnete.[1])

Indess war der Erfolg der Seebäder gar kein befriedigender, so dass es zweifelhaft wurde, ob der ursprüngliche Plan, noch für einige Wochen nach Paris zu gehen, sich ausführen liesse.[2]) Dennoch kam es dazu. Er ging über Brüssel und verweilte viertehalb Wochen in der Weltstadt. Leider fehlen uns über diesen Aufenthalt ausführlichere Aufzeichnungen. Um seine Zwecke zu erreichen musste er seine Zeit, die ihm so knapp zugemessen war, sehr zusammennehmen, und bei den ungeheuren Entfernungen war nicht daran zu denken, einzelne Halbstunden oder Stunden zu still beschaulicher Briefstellerei auszusparen. Durch Hase's Güte war er in der Lage, die Morgenstunden von 6 oder 7 bis Mittag 12 oder 1 Uhr auf seinem Zimmer (5 Treppen hoch in der rue Richelieu, Hôtel Valois) in aller Ruhe dem Studium der ihm geliehenen Handschriften widmen zu dürfen[3]), um den ganzen Rest des Tages im Strom des Pariser Lebens zu schwimmen. Mit gewohnter Rührigkeit suchte er von allen Seiten, vom Montmartre und vom Arc de triomphe, von

1) Leider ist der holländische Reisebericht nicht zu Ende geführt.
2) An Welcker, Ostende 13. Sept. 1842. 3) Er studierte u. A. die handschriftlichen Bemerkungen Scaligers zu Plautus, verglich den Coislinianus zu Dionysius Buch 1 und 2, den Regius zu Buch 1—3,

der Julisäule und vom Père la Chaise, vom Pantheon und von Notre Dame aus Ueberblicke über das gewaltige Ganze zu gewinnen. Nur auf die Besteigung der Vendomesäule verzichtete er nothgedrungen, weil er grade keinen Begleiter hatte und allein Niemand mehr hinauf gelassen wurde, seitdem sich so viele Engländer von da hinuntergestürzt hatten. Uebrigens war das Wetter öfters abscheulich, er selbst erkältet, und die wiederkehrende Tagebuchnotiz: „den ganzen Tag elendiglich herumgetrieben“ lässt auf keine sonderliche Erhebung des Gemüthes schliessen. Er fand „Alles leer und öde in dieser Jahreszeit“. Er fühlte sich einsam und hatte Heimweh: jene freie empfängliche Reisestimmung, die ihn einst über die Alpen getragen hatte, war zu seiner eigenen Verwunderung mit den Jahren verflogen. Auch fehlte ihm die rechte Uebung im Französischsprechen, die sich in so kurzer Zeit nicht erwerben liess. Höchst liebenswürdig und zuvorkommend als Bibliothekar wie als College und Mensch erwies sich Benedict Hase, ein thüringischer Landsmann, an den R. durch Braun empfohlen war. Wenn die verbindliche Anmuth seines Wesens, eine Naturgabe, welche er besonders in Italien recht con amore zur Virtuosität ausgebildet hatte, das Herz seines Gastfreundes gewann, so eroberte er es doppelt durch die ritterlichen Huldigungen, welche er der „Nichte“ des alten Herrn, Mademoiselle Zoé, darbrachte. Derselbe erschöpfte sich in Beweisen zuvorkommender Liebenswürdigkeit. Und so wurde er auch eines schönen Tages der Ehre einer Einladung zu dem Restaurant Frères provençaux gewürdigt, wo der Genuss eines exquisiten Diners noch erhöht wurde durch die Gegenwart einer Marquise, einer „Jugendfreundin“ Hase's, welche dem deutschen Gelehrten einen Geschmack von einer Pariser grande dame geben und dafür, wenn es ihr gefiel, das Bild eines geistreichen deutschen Professors entgegennehmen sollte. Leider ist über das Tischgespräch kein Protokoll geführt

---

untersuchte die Handschriften des Terenz, mehrere des Gellius. An M. Hertz 17. Dec. 1842: „ich habe nicht alle Codices untersucht, aber Nr. 5765 (und 8664), die ich vor kurzem selbst einsah, lohnen allein die Mühe des Vergleichens in hohem Grade.“

worden. R. hat dem „liebenswürdigen Deutsch-Franzosen“ stets eine warme Pietät bewahrt; seine Schutzbefohlenen, besonders seine Schüler, wenn sie nach Paris kamen, wurden von dem gefälligen Herrn mit zuvorkommender Freundlichkeit überhäuft und in allen ihren wissenschaftlichen Zwecken nach Möglichkeit gefördert. Auch mit Koreff, Letronne, Raoul-Rochette, Guigniaut, Cousin, Boissonade, Walckenaer, Lenormant, Lebas, Miller, Burnouf, d'Avezac machte R. Bekanntschaft, zum Theil bei Gelegenheit einer Sitzung des Institut, wo ihn Hase einführte. Dauernden Verkehr pflegte er besonders mit Dübner, dessen Gefälligkeit er seitdem bei mannigfachen Anlässen für seine philologischen Zwecke in Anspruch genommen hat. Auch Egger und Ludwig v. Sinner sah er viel. Letzterer trug wegen seiner Gewohnheit, vor Tische den Magen durch ein Glas Absinth, ein sogen. Cναψικόν, zu stärken, in diesen philologischen Kreisen den classischen Beinamen Cναψιδίων.

Am Schluss des dreiwöchentlichen Aufenthaltes musste der Spröde denn doch bekennen, dass Paris und Rom, zwar verschieden wie zwei Pole, doch die beiden grossartigsten Dinge seien, die er gesehen und äusserlich erlebt habe. „Nur,“ fügt er hinzu, „dass ich an Paris für dieses Leben genug habe, und in Rom immer leben könnte. Bloss, um etwa einem Nahestehenden als Führer durch diese Herrlichkeiten zu dienen (z. B. Sophien), könnte ich mich wieder zu einer Reise nach Paris entschliessen.“[1])

Den Rückweg nahm er über Metz, „das herrliche Trier“, von da zu Lande durch die Berge nach Coblenz, „durch das schöne Lahnthal“ nach Marburg, um seine seit drei Monaten dort bei der Schwester weilende Frau nebst den inzwischen gross gewordenen Kleinen abzuholen.[2]) Ende October genoss er „zufrieden und befriedigt“, auch „sichtbar gestärkt und erfrischt“[3]) wieder in Bonn die altgewohnte häusliche Ruhe und Stille, nach der er sich sehr gesehnt hatte.[4]) Er hatte seine Lust, fremde Länder zu sehen, für immer gebüsst:

1) An die Eltern 10. October 1842. 2) An Pernice 30. Oct. 1842. 3) An Welcker 3. Nov. 1842. 4) An die Mutter 23. Oct. 1842.

höchstens die gar zu nahe Schweiz einmal zur Erfrischung, aber in Gesellschaft zu besuchen hatte noch einigen Reiz für ihn, und dann — so oft als möglich — die Einkehr in die alten vertrauten Freundesstätten im lieben Deutschland.

Ausserdem freilich machte die Pflege des Leibes ihre gebieterischen Ansprüche geltend. Brunnencuren, oft zweimal im Jahr, sowohl zu Hause als an der Quelle, waren schon seit der ersten Bonner Zeit feste Regel. Wiederholt, zuletzt im Frühling 1844 mit Frau und Kindern, wurde Ems aufgesucht, was nur leider immer grade so lange half, als die Cur dauerte, keinen Tag länger. Von ausserordentlich günstiger Wirkung erwies sich eine Zeit lang der Karlsbader Sprudel, so dass der Glückliche, nachdem er zum erstenmal während des Sommersemesters 1844 künstlichen in Bonn gebraucht hatte, ein Gefühl von Gesundheit spürte, wie er es „seit Jahrzehnten" nicht gekannt hatte. Er glaubte in ihm eine Panacee gefunden zu haben[1]) und wallfahrtete Jahr für Jahr getreulich zu der wohlthätigen Nymphe. Da es an guter Professorengesellschaft in Karlsbad nie fehlte, so war der Aufenthalt auch geistig und gemüthlich anregend. Auf der Hin- oder Rückreise wurde manches zärtliche Rendezvous mit dem Hallenser Busenfreund (Pernice) veranstaltet, bald in Köthen, welches von letzterem besonders geliebt, weil regiert wurde, bald in Leipzig, wohin der Altmeister Godofredus als stärkster Magnet zog. Halle wurde vermieden wegen der dort wüthenden Parteikämpfe. In traulichem Zwiegespräch mit dem vielvermögenden, welterfahrenen Freunde, der unter dem bureaukratischen Brustpanzer sich ein warmes und treues Herz bewahrt hatte, wurden bei perlendem Cham-

1) An Lehrs 13. Januar 1845: „Kommen Sie diesen August nach Karlsbad .... Lassen Sie Sich wenigstens gesagt sein, dass ich alle Töpfe und Büchsen der Apotheken, alle Flaschen und Gläser der Brunnen und Wannen der Bäder vergeblich durchprobirt habe, bis sich mir erst in diesem Spätherbst meine Panacee im Karlsbader Sprudel (künstlichem) eröffnet hat. Wenn das das dürre Holz thut, was wird erst das grüne thun! Und den grossen Schelling, der Karlsbad allen Ernstes für das Urwasser hält, finden wir da zum Ueberfluss auch, und lassen uns von ihm in die Samothrakischen Mysterien einweihen."

pagner alte Zeiten wieder jung, und unzählige Dinge besprochen.

Auch in dem ungemüthlichen Bonn wurde doch nun von Jahr zu Jahr die Temperatur behaglicher. Gleich im ersten Winter war, von R. ausgehend, die Bildung eines wissenschaftlichen Männerkränzchens gelungen, an dem Bethmann-Hollweg Nitzsch Sack Brandis Loebell Perthes Mendelssohn Ritschl Theil nahmen. Hier hielt der letztgenannte z. B. am 3. Januar 1840 einen Vortrag über den angeblich von Doederlein entdeckten, in der That aber längst bekannten zweiten Schluss der Terenzischen Andria[1]); hier wird wohl auch das Plautinische Convivium mit Theologen abgehalten sein, dessen humoristische Beschreibung den Breslauer Freunden zu Gesicht kam.[2])

Ein neuer Kreis zu gleichem Zweck, „Freundeskränzchen"[3]) genannt, kam im Herbst 1843 zu Stande. Am 20. November einigte sich R. erst mit Naumann und warb noch an demselben Tage Dechen (den Berghauptmann) Dahlmann Welcker Bluhme, und man kam überein, zunächst in diesem kleinen Kreise während des Wintersemesters alle 14 Tage am Sonnabend bei einem der Mitglieder sich zu versammeln. Der jedesmalige Wirth hatte für die geistige Verpflegung durch einen wissenschaftlichen Vortrag wie nachher für die leibliche durch ein Souper, dem die Hausfrau präsidirte, zu sorgen. Zum erstenmal trat dieses Kränzchen am 25. November bei Dechen zusammen. Nach wenigen Tagen bot auch der Curator v. Bethmann-Hollweg seinen Beitritt an, im Januar folgte Noeggerath, im Herbst 1844 (nach Dahlmanns sehr beklagtem Ausscheiden) G. Bischof und Seebeck, der Führer des in Bonn studierenden Erbprinzen von Meiningen, im November 1846 Argelander; dagegen trat Bethmann-Hollweg „überhäufter Geschäfte

1) R. an G. Hermann 17. Februar 1840. Der Stoff wurde dann zum Proömium für den Sommer 1840 bearbeitet = Parerga 583 ff. 2) David Schulz an R. 21. Nov. 1840. 3) Die „Chronik des Bonner Freundeskränzchens", von Dr. Moritz Naumann den Mitgliedern desselben zum 25jährigen Jubiläum gewidmet und als Manuscript gedruckt (bei Carl Georgi 1868), bildet ein splendides Quartheft von 79 Seiten.

wegen" zeitweilig, factisch für immer aus. Neunmal in fünf Wintern hat Ritschl in diesen Zusammenkünften das Wort geführt. Am 9. März 1844 sprach er „über die Verwandtschaftsabstufungen der indogermanischen Sprachfamilie im Allgemeinen und über die logisch-psychologischen Elemente der lateinischen Declination insbesondere". „Ueberaus anziehend," so berichtet die etwas laienhaft geschriebene Chronik, „war die Entwickelungsgeschichte der Casus nach dem Gesetze der Nothwendigkeit, namentlich die Betrachtung über die obsolet gewordenen, antiken Casusformen des Locativus und des Instrumentalis." Dahlmann aber schrieb am Tage darauf, sich für den gestrigen „belehrenden und vortrefflichen Vortrag" bedankend: „das würde ich nun sehr weise finden, wenn Sie etwas der Art einmal dem Drucke übergäben, um es auch Uneingeweihten anschaulich zu machen, wie nahe jedem Gebildeten die sprachlichen Untersuchungen treten." Am 27. April desselben Jahres kam (wie weiland in der Breslauer Philomathie) eine „meisterhafte, fliessende und gefällige" Uebersetzung des Miles gloriosus zum Vortrag, „nebst scharfsinniger Erläuterung". Den Zuhörern war das lateinische Original zum Nachlesen in die Hand gegeben worden. Am 28. November wurde das Thema aus der Metrik genommen, „deren Principien auf musikalische, in den Sprachschatz aufgenommene Elemente zurückgeführt wurden. Namentlich wurden die Gesetze entwickelt, welche die Succession von Zeitmomenten beherrschen, und die Bedeutung des Sylbenmaasses, des Rhythmus, des Accentes und des Klanges erörtert; endlich wurde versucht, die Nothwendigkeit des Reimes in den romanischen wie in den germanischen Sprachen nachzuweisen". Am 8. März 1845 folgte nach einer „lichtvollen Einleitung, die über den Geist und den Charakter der Plautinischen Dramen im Allgemeinen Aufschlüsse gab und auf die von dem Dichter benutzten Vorbilder hinwies", eine „meisterhafte" Uebersetzung des Trinummus, welche „allgemeinen Beifall" fand. Am 29. November handelte sichs um „die Anfänge der Geschichte der Philologie; dabei wurde ausführlich von der grossen Bibliothek und von dem Museum in Alexandrien gesprochen; die Einrichtung der beiden Haupt-

abtheilungen dieser Bibliothek im Bruchium und im Serapeum, und der mit ihnen verbundenen Unterrichtsanstalten fanden ihre Erledigung." Am 14. März 1846 wurden die Zuhörer in die Frage über die Einheit oder Vielheit Homers eingeführt. „Die sehr scharfsinnigen Folgerungen, zu denen der Redner überging, suchten die Ansichten von Wolf und von Welcker sinnreich zu vereinigen." Am 2. Januar 1847 kehrte der Redner wieder zur Metrik zurück. Nach einer scharfen Kritik der Grundsätze von G. Hermann und Boeckh entwickelte er „mit vielem Geschick" sein eignes System, „das mehr auf psychologische als auf grammatische Principien sich stützt." Am 4. December bewährte er „abermals sein grosses Talent der Darstellung", indem er auf Grund des kürzlich aufgefundenen Verzeichnisses die gesammte Schriftstellerei des Varro auseinandersetzte.[1]) Am 25. März 1848 endlich unter allgemeiner Verstörung „über die furchtbaren Nachrichten aus Berlin" zog er eine Parallelle zwischen Plautus und Terentius, „besonders in Beziehung auf Originalität und Erfindungsgabe", wobei auch die Verschiedenheit ihrer griechischen Vorbilder besprochen wurde. Ausserdem fungirte er am 11. März desselben Jahres bei einem Vortrage Nöggeraths über die murrhinischen Gefässe als Assistent desselben. Bei Gelegenheit derselben Zusammenkünfte sprach Welcker u. A. über Sappho (1. Mai 1844), erläuterte die Giebelfelder des Parthenon (14. December), gab wiederholt Mittheilungen aus seinen griechischen Reisetagebüchern, entwickelte einzelne Capitel seiner mythologischen Forschungen u. s. w.

Auch an der meist sehr aufgeräumten Tafelrunde war der Freund ein höchst belebendes Element. „Ritschl war ausgelassen lustig" steht am 13. December 1845 verzeichnet. „Er und

---

1) Dieser Vortrag, zur Abhandlung erweitert, erschien im Rheinischen Museum VI (1848) S. 481—560 = opusc. III 419 ff., und unter besonderem Titel: „Die Schriftstellerei des M. Terentius Varro und die des Origenes. Nach dem ungedruckten Kataloge des Hieronymus. Bonn 1847. Den verehrten Freunden und geduldigen Zuhörern, Herren F. Argelander, G. Bischof, F. Bluhme, H. v. Dechen, M. Naumann, J. Nöggerath, F. G. Welcker zum Danke gewidmet."

Nöggerath schraubten sich gegenseitig mit dem grössten Humor.“ Ein andresmal gab er „kräftige Geschichten“ von Leo in Halle zum Besten. Oder er debattirte stürmisch über Constitutionalismus, führte eine lebhafte Discussion über gothische Baukunst, belehrte aus dem Stegreif über Darstellungen germanischer Krieger und Frauen auf römischen Kunstwerken, sprach mit einer dem Chronisten „unbegreiflichen Begeisterung“ über W. v. Humboldts Briefe an eine Freundin; berichtete als Rector (1846) über interessante Studentenvorkommnisse wie die von ihm vorgenommene dreifache Relegation. Besonders angenehm wusste er es den Gästen in seinem eignen Hause zu machen, unterstützt von der geistsprühenden Herrin desselben. Die Chronik rühmt, wie beim Abendessen Herr und Frau R. „in heiteren Witzen und Neckereien wetteiferten“ (8. März 1844). Dankbar wird berichtet, dass bei einer Kälte von 12 Grad unter Null (2. Januar 1847) die liebenswürdige Wirthin im Esszimmer „eine äusserst behagliche Temperatur“ bereitet hatte und die Unterhaltung in entsprechendem Grade zu beleben wusste. Einmal sogar schien Welcker durch die grosse Heiterkeit „fast beunruhigt zn werden“ (28. Nov. 1844). Auch für Seebeck, der in Bonn eines eignen Herdes entbehrte, stand das Ritschlsche Haus offen, wenn die Reihe an ihn kam; und seine Briefe bezeugen, mit welcher Liebe er auch nach seinem Scheiden (1845) an demselben festhielt.

So ging es in anregendem und behaglichem Flusse fort, bis die politischen Stürme am Horizont aufstiegen und endlich im März 1848 sich das Gewitter entlud. Da würde durch die Wallungen des politischen Gesprächs die bisherige Harmlosigkeit und Eintracht grausam zerrissen. Mit einer „bitteren Discussion“ am 25. März 1848 schlossen die Zusammenkünfte einstweilen ab, den nächsten Winter und noch die grössere Hälfte des folgenden (1849/50) blieben sie ausgesetzt. Als sie aber am 14. Februar 1850 wieder eröffnet wurden, hatte Ritschl aus nicht überlieferten Gründen seinen Austritt erklärt.

Uebrigens bot das kleine Bonn eine weit über seine Dimensionen reichende Fülle anregender, heiterer, zum Theil glänzender Geselligkeit. Nachdem Brandis mit seiner Fa-

milie aus Griechenland zurückgekehrt war, bildete sein gastfreies Haus einen der angenehmsten Vereinigungspunkte: sei es dass bedeutende Fremde wie Bunsen, Heinrich v. Arnim, Tocqueville u. a. den Anlass zu rasch improvisirten Zusammenkünften gaben, sei es dass man sich an gemeinsamer Lectüre Shakespearescher Stücke erfreute, wobei Ritschl die komischen Rollen zufielen. Täglich in den Abendstunden zwischen 6 und 8 sammelte sich ein Kreis näherer und fernerer Bekannter um den Theetisch der Gebrüder Boisserée. Auch hier traf man in der Regel interessante Ausländer. Wenn Sulpiz frisch und energisch manchmal etwas derb in die Unterhaltung hineinfuhr, wusste die feine stattliche Hausfrau mit leisen, aber festen Händen eine mehr neutrale Salonatmosphäre herzustellen, die geeignet war, die mannigfach gemischten Elemente in einer Zeit beginnender politischer und religiöser Gährung bei ruhigem Wellenschlage zu erhalten. Am bedeutendsten zugleich und behaglichsten waren wohl die allwöchentlichen Abende bei Dahlmann, dessen scheinbar finstres Antlitz sich im häuslichen Kreise zu herzlicher Freundlichkeit und schalkhaftem Humor aufhellte. Studenten wie Professoren, auch die in Bonn studierenden Prinzen mit ihren Begleitern fanden sich hier zu zwanglosem Austausch zusammen, und manches ernste politische Wort liess der gedankenvolle Historiker vernehmen.

Noch waren die Zeiten harmlos genug, um über confessionelle Gegensätze im persönlichen Verkehr hinwegzusehen. So bestand gute Nachbarschaft zwischen dem Ritschlschen Hause und dem Walters, des katholischen Kirchenrechtslehrers, eines der witzigsten und gewandtesten Gesellschafter. Ein herzliches Verhältniss zu der Familie Löbell hatte sich früh gebildet; jüngere Collegen wie Urlichs, Albrecht Ritschl bewährten bei mannigfachen Gelegenheiten ihre geselligen Talente. Im Rectoratsjahr 1847 feierte man in den behaglichen Räumen des Walterschen Hauses Carneval durch ein freundschaftliches Picknick. Eine Darstellung des Jahrmarktes zu Plundersweilern, nach freier Bearbeitung mit allerhand eingelegten Rollen und Couplets, bot für heitere und geistreiche Einfälle und Episoden, für leichte und derbere

Pritschenhiebe offenes Feld. R. trat als Ahasver, seine Gattin als Esther auf, der theologische Vetter trug als Bänkelsänger mit seiner trefflichen Stimme eine selbstverfasste Mordgeschichte vor, Walter bildete die Rolle des Marmotte in allerliebstem Französisch mit lustigen Taschenspielerscherzen auf das anmuthigste aus. Auch der preussische Prinz Friedrich Carl, der damals in Bonn studierte und um die Erlaubniss gebeten hatte, dem fröhlichen Feste beizuwohnen, erschien in reichem Tscherkessencostüm, begleitet von seinen beiden Gouverneuren, Major v. Roon und Graf Bismarck-Bohlen. Letzterer hatte sich in einen braunen Phantasiefrack geworfen, den er bei einem Maskenverleiher aufgetrieben: mit höchstem Gaudium erkannten die Professoren hierin das ehemalige Galakleid ihres seligen Collegen Schlegel, welches sich derselbe einst für eine Berliner Hofsaison hatte anfertigen lassen. An der Picknickstafel entwickelte sich eine wahrhaft rheinische Carnevalslustigkeit, und ein schwärmender Komos der Herren (unter ihnen R.) begab sich (zu Wagen freilich) noch bei später Nachtzeit im Jahrmarktscostüm in die Häuser befreundeter Collegen, um nach Landessitte ihnen mit improvisirten Vorstellungen aufzuwarten.

Litterarische Thätigkeit.

Dass auch im stillen Studierzimmer die Verbindungen mit der philologischen Aussenwelt in weit umfassendem und immer wachsendem Maassstabe gepflegt wurden, dafür war durch das wissenschaftliche Organ gesorgt, welches R. vom zweiten Jahre seiner Bonner Zeit an bis an sein Lebensende in treuer Obhut behalten hat, das Rheinische Museum für Philologie. Durch Näke's Tod war diese von Niebuhr gegründete Zeitschrift eines ihrer beiden Herausgeber beraubt worden. Da eine zeitweilige Unterbrechung eintrat, so hatte sich bereits das Dioskurenpaar Lersch und Düntzer entschlossen, das verwaiste Kind zu adoptiren.[1]) Die Ausführung dieses grossmüthigen Gedankens scheiterte an R.s Berufung. Nun hatte Welcker zunächst die Einsetzung einer vierköpfigen Redaction

1) R. an Lehrs 25. Nov. 1840.

beabsichtigt, wovon aber jener aus naheliegenden Gründen nichts wissen wollte.[1]) Erst im Herbst des Jahres 1840 war die weitere Fortdauer unter ausschliesslicher Leitung von Welcker und Ritschl gesichert.[2]) Sofort betrieb dieser mit gewohnter Energie die Anwerbung tüchtiger Mitarbeiter. Die Hauptform der Beiträge sollten Abhandlungen bleiben, aber in billiger Beschränkung des Umfangs, „und zwar solche, die frisch und lebendig in den Zusammenhang der heutigen Entwickelung unserer Wissenschaft eingreifen", so dass Alles fern bleiben sollte, was der Zeitschrift den „Anstrich eines Magazins" geben würde. Recensionen sollten „in der Regel durch ein besonderes Interesse motivirt sein müssen, willkommen aber immer sein Collectivanzeigen, beurtheilende Uebersichten über die litterarischen Erscheinungen irgend eines weiteren oder engeren, selbst engsten Kreises der Philologie". Endlich sollte „Miscellen aller Art ein weiter Spielraum" gegeben werden.[3])

Der Schwerpunkt der geschäftlichen Verwaltung fiel von Anfang an auf R.s Schultern, und dass in ihm alle Bedingungen zu einem solchen Vorhaben vereinigt seien, erkannte Welcker[4]) freudig an. Natürlich kam viel darauf an, gleich die ersten Hefte der „Neuen Folge" möglichst reichhaltig und glänzend auszustatten. R. gedachte „die Jüngeren von strenger Schule" als „eine geistig verbundene philologische Hetärie" um das Banner seines Museums zu schaaren. Unter den zur Mitarbeit Eingeladenen war Lehrs einer der ersten[5]), und dieser stellte bereitwillig eine Reihe vielversprechender Stoffe (Ate und Theoblabie, Joseph Scaliger, Herodianea u. s. w.) zur Auswahl.[6]) Braun bot eine Quintessenz aller Ausgrabungsberichte an.[7]) Vor Allem liessen die beiden Herausgeber sich angelegen sein, ihr Museum mit den würdigsten Gaben zu schmücken. Welcker eröffnete das erste Heft mit einer schönen Abhandlung über die Vorstellungen

---

1) R. an Braun 10. Mai 1840. 2) Contract vom 21. November 1840. R. an die Mutter 3. November 1840. 3) R. an Lehrs 25. Nov. 1840. 4) Rhein. Mus. N. F. I S. 2. 5) R. an Lehrs 25. Nov. 1840. 6) R. an Lehrs 28. October 1841. 7) 5. December 1840.

der Giebelfelder und Metopen an dem Tempel zu Delphi, im Vorwort des Freundes O. Müller gedenkend, welchen der Pfeil des Pythischen Gottes, dessen Wesen und Walten seinen Geist so viel beschäftigt, kürzlich getroffen hatte. Es folgt Ritschls grosser Aufsatz über die Plautinischen Didaskalien mit seinen ergebnissreichen Excursen. Hierauf mit kürzeren Beiträgen eine Vierzahl nah verbundener Freunde: Bergk mit Conjecturen zu Aristophanes, Braun über Kunstvorstellungen des etruskischen Tages, Schneidewin über den Thyestes des Varius, von Sintenis briefliche Bemerkungen zur Kritik der Plutarchischen Biographien. Die Miscellen füllte, abgesehen von Beiträgen Schwencks zu Hesychius, ganz allein Ritschl, einerseits mit einer stattlichen Reihe interessanter Mittheilungen aus lateinischen und griechischen Handschriften, theils aus Briefen von Theodor Oehler [1]), der damals belgische und englische Bibliotheken durchsuchte, theils aus eigenem Vorrath [2]); andrerseits durch Textverbesserungen zu Aeschylus, Euripides, zur griechischen Anthologie, zu Xenophon, zu Donatus, zur vita Terentii von Sueton, zu Cicero de republica; denn alle sind sie von ihm, obwohl einige mit andern Chiffern versehen. [3]) Im zweiten Heft handelte er über Aristo den Peripatetiker. [4]) Auch in diesem sind die Miscellen fast alle aus seiner Feder: erstens eine Auswahl kleiner, aber wichtiger Aufsätze metrischen Inhalts [5]): über das Spondiacum des Terpander, die iambische Anakrusis, Neuerungen des Archilochus, metrum prosodiacum, accentuirte Verse (politische Verse, Choliamben, das Lesbische Müllerlied); zweitens wiederum aus Mittheilungen von Oehler ein längeres prosaisches Bruchstück aus der Zeit Hadrians, durch die vereinigten Bemühungen von Ritschl, Welcker und Schopen lesbar gemacht, dessen Wichtigkeit für die Lebensgeschichte des Dichters Florus ein bündiger Commentar des Herausgebers ins Licht setzte. [6]) Endlich, um Kleineres zu übergehen, brachte das 4. Heft an seiner Spitze

1) Vgl. opusc. III 835—845. 2) Vgl. opusc. I 753 ff. 758 f. 3) Vgl. opusc. I 746 ff. 748 f. 755. 756. III 795 ff. Parerga 637 f. opusc. III 812. 4) Vgl. opusc. I 551 ff. 5) Opusc. I 271—299. 6) Opusc. III 729 —742.

die interessante Untersuchung über die Vermessung des römischen Reiches unter Augustus.[1])

„Das Rheinische Museum stellt sich glänzend heraus, es ist ein herzerfreuendes Büchlein geworden“ schrieb Braun nach Lesung des ersten Heftes (15. Juni 1841). Als hervorragende Genossen traten in den folgenden Lieferungen noch hinzu Ahrens Emperius Haupt Bamberger Lehrs u. A. Freilich mussten auch um des Friedens willen einige unumgängliche Collegen aus nächster Nähe, oder Schützlinge Welckers mit in Kauf genommen werden. Denn wie „der phantasiereich sinnende Mann nicht nur alle Geneigtheit, sondern auch Fähigkeit“ hatte, „divergirende Thätigkeiten in der Philologie nicht bloss gelten zu lassen, sondern mit Enthusiasmus anzuerkennen“[2]), so war er bald aus persönlichem Zartgefühl, bald um individueller Sympathien willen schwer zu den rigoroseren Grundsätzen R.s zu bestimmen.

Letzterer, der grade, weil er die Hauptredaction in Händen hatte, einzelnen bestimmten Wünschen des befreundeten Collegen ἀκοντί γε θυμῷ nachgeben musste, versprach den Seinigen im Vertrauen, dass die Gesellschaft „immer gewählter werden solle“, zumal wenn er während Welckers Abwesenheit in Griechenland ein Jahr freie Hand habe.[3]) Diesen bat er um kurze, pikante Reiseberichte über archäologische Funde, nur andeutend, die gelehrte Ausführung vorbehalten.[4]) Welcker sandte eine interessante Inschrift über die Genossenschaft der Dionysischen Künstler, und warb Ross und Ulrichs, die ebenfalls in Athen waren, zur Mitarbeit an.[5]) Ueberhaupt war der zweite Band reich an Epigraphicis. Leider ging das Versprechen, welches der König von Griechenland bei Tafel gab, Ausgrabungen im Dionysostheater veranstalten zu lassen, damals nicht in Erfüllung. Einige schöne Beiträge lieferte auch Lachmann.[6])

Sehr wichtig für das Redactionsgeschäft war, dass es R. gelang, den Druck der Zeitschrift (vom zweiten Bande an)

---

1) Vgl. opusc. III 743—787. 2) R. an Lehrs 25. Nov. 1840. 3) R. an Lehrs 28. October 1841. 4) R. an Welcker 1. Febr. 1842. 5) Welcker an R. 24. März 1842. 6) Lachmann an R. 13. Mai, 2. Juli 1842.

nach Bonn zu verlegen[1]); und eine Aufmunterung für den bisweilen besorgten Sauerländer, dass ihm seit dem Jahr 1845 das preussische Ministerium 40 Exemplare abnahm.

An erheiternden Zusendungen, wie sie allen Herausgebern öffentlicher Organe von Zeit zu Zeit als anmuthige Herzstärkung erblühen, fehlte es auch unserem Museum nicht. Es wird immer Leute geben, welche wissenschaftliche Zeitschriften, zumal wenn sie nicht das Gorgonenhaupt der Exclusivität drohend an der Stirn tragen, als eine Art Bedürfnissanstalten oder Commissionsbureau's betrachten, und je weniger sie zu bieten haben, desto vornehmer sich gebehrden. Da hatte ein einsamer Forscher die „für alle teutischen Leser", wie er meinte, „spannende und anregende Entdeckung" gemacht, dass die römische plebs „teutischer Sprache und Religion" gewesen sei und dass der Text der Plautinischen Lustspiele eine „sprachliche Doppelheit" darstelle, nämlich neben dem Lateinischen eine für den eingeweihten Plebejer wohlverständliche, durch veränderte Sylbenabtheilung und andre Geheimmittel hervorzulockende „teutische" Geheimsprache voller revolutionärer Ausfälle auf die Unterdrücker. Ein Andrer bot Meditationen über das gegenseitige Verhältniss der virtus und fortuna bei den einzelnen römischen Historikern an, und verlangte die Kleinigkeit von 4—500 Separatabzügen seiner Arbeit.

Von der Herbstreise 1842 brachte R. einen Plan mit, den er mit grossem Feuer sofort in Angriff nahm. Schon Droysen hatte eine philologische Revue als Beigabe des Museums gewünscht.[2]) Die Zimmermann'sche Zeitschrift entfremdete sich mehr und mehr alle Gemüther, und die Jahn'schen Jahrbücher waren mit ihrem „endlosen Gewäsch über Religions- und mathematische Schulbücher längst aller Welt zum Verdruss". Das Bedürfniss nach einem auf der Höhe der Wissenschaft stehenden Blatt, welches in gleichem Geiste kurze scharf charakterisirende Uebersichten über alle Erscheinungen der philologischen Litteratur liefere, war wiederholt mündlich und schriftlich gegen R. ausgesprochen

1) R. an Welcker 6. April 1842. 2) An R. 22. September 1841.

worden. In Ostende hatte er mit Göttling, in Paris am letzten Tage mit Schneidewin, in Marburg mit Bergk die Frage verhandelt. Man begegnete sich in dem Gedanken, dass ein solches kritisches Litteraturblatt, nicht für sich bestehend, sondern als ergänzender Anhang zu einer Zeitschrift wie das Rheinische Museum, welche mit selbständigen Leistungen die Wissenschaft vorwärts bringe, alle Interessen befriedigen und auch die Verbreitung des Museums fördern würde. Gegenüber so vieler mattherziger Kritik erschien „ein neues Schwert der Gerechtigkeit“ wünschenswerth. Man dachte die einzelnen Fächer unter die competentesten Kenner zu vertheilen. Ein als Manuscript gedruckter Prospect gab in scharfen Umrissen von Zweck, Richtung und Form des Unternehmens eine Anschauung. Nach R.s Meinung sollten alle Artikel anonym sein: dagegen erklärte sich Ahrens entschieden für Nennung der Namen, damit man gleich schwarz auf weiss sehe, dass hier nicht Krethi und Plethi ihr Wesen treiben. „Vivat die Oeffentlichkeit in Ständeversammlungen, in dem Gericht und in der Litteratur!“ rief er aus. Des Recensirens wie überhaupt der zersplitternden Betheiligung an Zeitschriften hatte sich R. seit der Halle'schen Periode, abgesehen von kurzen anonymen Artikeln, enthalten. Dennoch erklärte er sich bereit, die Redactionsgeschäfte und die Fächer der Encyclopädie, der Metrik und der römischen Dramatiker selbst zu übernehmen. In einem ausführlichen Schreiben vom 20. November 1842 an Welcker entwickelte er diesem den Plan. W. antwortete (2. December) zustimmend und versprach seine Mitwirkung im Fach der Mythologie. Je näher der Zeitpunkt der Ausführung rückte, desto mehr drängte sich freilich auch die Besorgniss vor neuer Arbeitslast und Zerstreuung[1]) auf. Da, während noch Alles in Gährung war, übernahm Bergk die Redaction der ehemaligen Zimmermannschen Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft, wodurch eine unvorhergesehene Concurrenz hervorgerufen wurde. R. fand es mit Wolf unbequem sich da finden zu lassen, wo es so gedrang herging und so scharf gelaufen

1) R. an Welcker 18. December 1842.

werden sollte. Er schlug vor, die Sache einstweilen noch ein Jahr lang ruhen zu lassen und abzuwarten, wie sich die Dinge gestalteten.[1]) So hat das Rhein. Museum sich des berufsmässigen regelmässigen Recensirens ganz enthalten, in Ausnahmsfällen aber Recensionen, welche die wissenschaftliche Arbeit selbständig weiter führten, nicht von der Hand gewiesen, noch öfter auf Veranlassung neuer Schriften daran anknüpfende Abhandlungen geliefert.

Im Jahr 1846 trat ein zweiter Nebenbuhler auf und zwar ein sehr gefährlicher, mit einer Schaar sehr bedeutender Genossen, der Göttinger Philologus, so dass nunmehr 4 philologische Zeitschriften in Deutschland dem Mittheilungsbedürfniss der Gelehrten zu Gebote standen. R. fand diese Fülle „mehr als genug", und wünschte mit manchem Stossseufzer, ohne sich die Unmöglichkeit zu verhehlen, seiner verantwortungsvollen Redaction loszuwerden. Er tröstete sich indessen mit dem Gedanken, dass es mit den Zeitschriften ähnlich sei wie mit den vielen Universitäten in Deutschland: besser eine zu viel als eine zu wenig, man müsse keine Brennpunkte irgend welcher geistigen Kräfte zerstören, so lange sie sich noch selbst helfen; der grösste Feind des Guten sei das Beste, und jenes immer besser als dieses, wenn man es nicht haben könne.

Dem dritten Jahrgang (1845) war zum erstenmal ein Verzeichniss der Mitarbeiter vorangeschickt, in welches R. mit besonderem Vergnügen die Namen seiner Schüler eintrug, vorläufig noch ein kleines Häuflein: H. Brunn in Rom[2]), G. Curtius in Dresden, R. Enger in Oppeln, Gläser in Breslau. Uebrigens war eine Elite bewährter und ausgezeichneter Philologen und Archäologen darin zu finden: Ahrens Bamberger Bergk Braun E. Curtius Droysen Dübner Emperius Geel Gerhard Göttling G. F. Grotefend F. Haase M. Haupt K. F. Hermann O. Jahn Lachmann Lehrs Ross Sauppe A. W. v. Schlegel Schneidewin Sintenis Ulrichs u. A. Im folgenden kamen u. A. hinzu W. A. Becker in Leipzig, W. Henzen und Th. Mommsen in Rom

1) R. an Welcker 23. Januar 1843. 2) R. an Brunn Mai 1845: „ich habe . . . Ihren Namen unter die Mitarbeiter gesetzt und nun müssen Sie mich rechtfertigen . . . . ich hätte gern die Studiengenossen einer schönen Bonnischen Zeit in diesem Sammelpunkt vereinigt."

Preller in Jena, Roth in Basel, A. Schaefer in Dresden, und von Bonner Schülern H. Keil und Prien, seit 1847 Jacob Bernays, der sehr bald auch thätigen Antheil an dem Redactionsgeschäft nahm, und andre.

So mehrte sich von Jahr zu Jahr der Kranz der Genossen, während freilich die Theilnahme des kaufenden Publicums zu dem Werth der gebotenen Gaben in dauerndem Missverhältniss blieb, so dass manche ungeduldige Laune des Verlegers, manche Krisis zu beschwören war.

Die eignen litterarischen Arbeiten unseres Freundes verfolgten in den ersten Bonner Jahren noch zum Theil die alten in Halle und Breslau angesponnenen Fäden. Concentration auf die eine Hauptaufgabe, den Plautus, war vorläufig besonders durch die Ansprüche, welche die Pflege der Zeitschrift an ihn machte, erschwert. Aber bei seiner vielseitigen, erregbaren Natur und dem schnellen Blick, der jeder interessanten Frage den springenden Punkt sofort abzugewinnen wusste, war überhaupt die geradlinige, unentwegte Verfolgung eines einzigen Arbeitszieles eigentlich nicht seine Sache. Ohne diese Neigung zu philologischen „Spaziergängen" hätte ihn das Feuer, welches er an jede Thätigkeit setzte, die ihn wirklich anzog, schnell verzehrt. So beruhigt er in seiner halb ironischen Weise Welckers Sorge, dass er sich mit Arbeiten übernehmen möchte.[1]) „Ich habe ein sehr grosses Talent, von jeher, einen litterarischen Müssiggang zu treiben, und verbringe viele ganze und halbe Tage mit luxuriirendem Herumschnüffeln ohne bestimmten Zweck, wobei gar nichts herauskommt. Es muss mir immer erst auf die Finger brennen, ehe ich mich wirklich einmal concentrire. Drum bringe ich auch nicht leicht etwas Grösseres zu Stande. Gott bessers .... Nun, jeder treibts eben wie er kann, und ultra posse —." Er vergleicht sich[2]) mit Emil Braun: „Sein Feuereifer, mit dem er eine neue Idee ergreift und Pläne darauf baut, ist ungeheuer: er ist aber so verstrickt in

1) An Welcker 1. Februar 1842. 2) An Welcker 3. April 1842.

Tausenderlei, dass **weniges** zur Erfüllung kommt. Ich leide übrigens in gewissem Grade an derselben Schwäche, bin indess neulich einmal sehr ernsthaft mit meinem Innern deswegen zu Rathe gegangen, und habe mir vorgesetzt, consequenter als bisher verführerische Nebenwege zu meiden, und mich mit Concentration auf **einem** Wege zu halten. Man kann nur schwer gegen die Natur!"

Halb auf Liebhaberei halb auf freundschaftlicher Gefälligkeit beruhten zunächst die in sehr gemässigtem Tempo fortgesetzten **archäologischen** Versuche unseres Freundes. Sein römischer Mentor besass eine unvergleichliche Gabe, Andre in seine Bahnen zu locken, zur Förderung seiner Ideen anzuspannen und anzuspornen, wie es denn, um diese Aufklärung nachzuholen (vgl. I 223), eben dieses Talent war, in dessen Anerkennung ihm die römischen Freunde Lepsius, Ritschl und Lanci im Jahre 1838 zu seinem Geburtstage ein Diplom in prächtigstem Italiänisch als Rittmeister 'di tutte quante le cavallerie degli Stati di Settentrione, Grande Scudiero di tutte le Corti del mezzogiorno, e Cavallerizzo maggiore di tutti i principati di Levante e Ponente' ausgestellt hatten. Der Gedanke kam sicherlich von Ritschl, und auch in der Ausführung erkennt man die geübte Hand des professor eloquentiae. Beim Abschied in Italien hatte derselbe allerhand weitere archäologische Beiträge für das Institut versprochen, zu denen Braun das Monumentenmaterial, namentlich Vasenzeichnungen, liefern sollte, wofür R. eine ausgesprochene Vorliebe hatte.[1]) Zunächst sollte ein Aufsatz über die Grazien kommen, der aber vergeblich erwartet wurde[2]), desgleichen einer über das Parisurtheil. Zur Aufmunterung mochte einstweilen die sinnige 'strenna nuziale' dienen, welche der Rittmeister zum 28. August 1838 dem jungen Ehepaar widmete, einige Darstellungen grade des giudizio di Paride, freilich eines 'argomento erotico per eccellenza', kurz behandelnd. Das schwerere Geschütz blieb noch lange dem gelehrten Philologen vorbehalten, besonders

---

1) Vgl. I 203. R. an Lehrs 28. Oct. 1841. 2) Braun an R. 17. März 1838.

die eingehende Erklärung des Reliefs in der villa Lu
Mit Spannung und Verlangen sah der Rittmeister noch bis in den Frühling des Jahres 1842 dem verheissenen Aufsatz entgegen.[2]) „Schön, Herr Admiral, lassen Sie den Paris nur unter Segel gehn. Hier wird er erwartet. Hübsch wenig Noten und weichen“ (so!) „Text!“ schrieb er noch am 22. Januar 1842. Aber am 19. April, dem Schlusstage des Lustrums seiner Rittmeisterschaft, sah er kleinlaut ein, dass er „selbst werde vor die Klinge müssen. Wie kann ein Admiral so unpünktlich sein!“ Dieser aber wusste während des Decanatsjahres seiner armen Seele keinen Rath. „Es wäre Alles gut,“ klagt er[3]), „wenn man nur Zeit kaufen könnte und Geld genug dazu hätte. Noch nie ists mir mit dem Artikel so kläglich gegangen wie in diesem Jahre. Wenn das nicht besser wird, so läuft einem das bischen Leben ab ehe man sichs versieht, und man hat am Ende gar nichts gemacht.“

Das membro ordinario dell' instituto di corrispondenza archeologica[4]) hatte indessen schon längst seinen schuldigen Tribut durch Einlieferung einer gründlichen und geschmackvollen Erklärung der Pelopsvase in Ruvo gezollt, welche ihm von Braun gleich in den ersten Bonner Wochen (21. Mai 1839), als ob er nichts Eiligeres zu thun hätte, zugewiesen worden war. Nach Jahresfrist schrieb er an diesen (10. Mai 1840): „Gestern bin ich mit einer Plautinischen Arbeit zum Abschluss gekommen, und morgen geht es auf die Bibliothek, um die Materialien zur Erklärung der Oenomausvase zusammenzusuchen. Binnen vier Wochen hast Du sie.“ Wenigstens doch im August traf das Manuscript ein mit einer „colossalen Dedication“ an Braun und Welcker, die indessen nicht abgedruckt worden ist.[5]) Es war bereits vor dem

1) Braun an R. 15. Juni 1841. 2) Braun an R. 16. September, 4. December 1841. 3) An Braun 16. Juni 1842. 4) Diplom vom 9. December 1839. Unterschriften: Bunsen, Segretario Generale. Kestner, archivista Alberto Thorwaldsen. 5) Der Druck war beendigt im Juli 1841: Braun an R. 21. Juli 1841. Die Abhandlung erschien italiänisch im 12. Bande der Annali 1840 p. 171—197, auch in besonderem Abzug in Quartformat: Vaso del Pelope illustrato da Federigo Ritschel (so). Con due tavole in rame. Die ursprünglich

Corollarium und dem Winterproömium in mehrwöchentlicher Arbeit entstanden.[1]) Von streng philologischen Genossen wie Lehrs wollte er sie als unschuldige „Spielerei“ betrachtet wissen[2]); nebenbei aber den vornehmen Archäologen zeigen, „dass es mit den Bildern eben auch keine Hexerei sei“.[3]) Das ist ihm auch mit der anmuthigen und methodischen Behandlung des Hauptbildes (der Opferscene vor dem Wettrennen zwischen Pelops und Oenomaos) vollkommen geglückt. Wenn er aber mit der Beziehung des Uebrigen auf bakchische Mysterien nur zu sehr der damals beliebten, von Millin, Böttiger und Creuzer eingeführten Manier symbolischer Deutelei nachgab, so war auch das ein Tribut, welchen er der Freundschaft seines archäologischen Mentors, Braun, zollte, des eifrigen Aufspürers hochzeitlicher Mysterienbeziehungen. Selbstverständlich ist der Verfasser von dieser Jugendthorheit später so entschieden zurückgekommen, dass er bei der Aufnahme der Abhandlung in den ersten Band seiner Opuscula den ganzen Abschnitt cassirte und sich „von der für immer zu Grabe getragenen Verirrung“ unumwunden lossagte.[4])

Dass er im Grunde nur ein „archäologischer Naturalist“ war, auf fremdem Boden wirthschaftend so gut es sein guter Hausverstand vermochte, seine philologische Methode auf jenen übertragend, das fühlte er sehr wohl. Noch einmal, nach 17 Jahren, ist er zu den künstlerischen Darstellungen des Pelops-Oenomaos-Mythos zurückgekehrt, um die unternommene Zusammenstellung durch eine Nachlese der inzwischen theils neugefundenen theils durch neue Erklärung hinzugekommenen Monumente zu vervollständigen. Grade das römische Sarkophagrelief, welches er in den Mittelpunkt seiner Erörterung stellte, hatte noch Braun zur Publication zeichnen lassen, „als die Götter an ihm den wehmüthigen Spruch wahr machten ὃν οἱ θεοὶ φιλοῦϲιν, ἀποθνήϲκει νέοϲ“.[5]) Im December 1857 wurden einige Tage

deutsche Fassung, aber umgearbeitet und ohne den Schluss von S. 185 = 17 (unten) an in opusc. I 795—814. 1) R. an Pernice 31. August 1840. 2) An Lehrs 28. October 1841. 3) An G. Hermann 10. September 1840. 4) Opusc. I 814 Anm. 5) So in der Einleitung des Aufsatzes opusc. I 816.

auf die Vorstudien gewandt[1]), die Ausarbeitung verzögerte sich noch einige Zeit.[2])

Der unbequemen, aber löblichen Institution preussischer Universitäten, dass das Lectionsverzeichniss jedes Semesters von Seiten des Professor eloquentiae durch ein lateinisches Proömium geschmückt wird, verdankt die Philologie neben vielem Vergänglichen einen Schatz der belehrendsten und anmuthigsten Abhandlungen, die zum Theil Epoche in der Wissenschaft gemacht haben. Keinem ist sie auch nach dieser Seite zu grösserem Danke verpflichtet als dem Bonner programmatarius, der während einer 26jährigen Wirksamkeit nicht weniger als 53 solcher Proömien ausser 16 grösseren Festprogrammen geliefert hat. Fast alle sind kleine abgerundete Kunstwerke (Gemmen vergleichbar), mit Lust und Liebe gemacht, mit festem Ziel, von durchschlagender, oft bahnbrechender Wirkung und glänzendem Ertrage. Er entledigte sich seiner Pflicht nicht wie eines opus operatum, indem er etwa Theile eines im Druck befindlichen Buches bogenweise abziehen liess, benutzte auch nicht die Gelegenheit zu Gallenausbrüchen über philologische Collegen, noch suchte er in orakelhafter Kürze einen vornehmen Nimbus oder kramte einen Ueberfluss wohlfeiler, citatenreicher Gelehrsamkeit pedantisch aus oder sprudelte in springender Hast unbewiesene Paradoxa hervor oder ermüdete durch langweilige Begründung leicht fassbarer Dinge. Vielmehr gab er meisterhafte Proben fruchtbarer Methode und formvollendeter Darstellung, angemessen der Fassungskraft reiferer Studenten, zu mitthätigem Nachdenken reizend, und selbst für Nichtphilo-

1) R. an Brunn 7. December 1857: „Binnen 2—3 Tagen erfolgt nun wirklich das Ms. der Spiegazione des Pelops-Reliefs. Mit den Studien, die mich doch etliche Tage gekostet, bin ich fertig, habe also nur noch aufzuschreiben.“ 2) An Brunn 25. December 1857: „Die Relieferklärung erfolgt sicher innerhalb dieser Ferien. Sie wäre fertig, hätte ich nicht plötzlich für 2 Bogen Museumsmanuscript, da nichts Fremdes in Bänken war, selbst sorgen müssen.“ Erschienen ist der italiänische Text nach Brunns Uebersetzung in den Annali Band 30 (1858) p. 163—173. Die ursprüngliche deutsche Fassung in opusc. I 815—827.

logen durch die Kunst der Beweisführung ebenso anziehend als lehrreich.

Die Reihe dieser Schriften eröffnete[1]) er mit einer warmen Apologie der Einrichtung selbst gegen ihre Verächter, welche die Beschränkung auf philologische Specialitäten als exclusiv und den Studierenden gegenüber wirkungslos verwarfen und dafür Allocutionen allgemeiner Art verlangten, etwa gewürzt durch artige Anekdoten, wie sie F. A. Wolf anmuthig und behaglich vorzutragen wusste, oder erbauliche Paraphrasen von Sentenzen der Alten, worin einst der gute Eichstädt u. A. geschwelgt hatten. R. wies nachdrücklich auf die propädeutische Stellung hin, welche die Philologie den übrigen Disciplinen gegenüber einnehme, als unentbehrliche Grundlage und Rüstzeug derselben. Daher könne aus einer philologischen Untersuchung, wenn sie nur mit der richtigen Methode geführt werde, Jeder etwas lernen: freilich gebe es Kleines und Grosses in der Wissenschaft, aber nichtig an sich sei Nichts (*nihili esse nihil*). Jene eleganten Gemeinplätze seien bald erschöpft, indessen wolle er für diesmal den Liebhabern derselben zu Gefallen sein und ihnen eine ganze Schüssel von diesen Leckerbissen auftragen, an der sich auch der hungrigste Magen satt essen könne. Er gab nämlich eine Sammlung griechischer Apophthegmen heraus, welche ihm Haupt vor Jahren aus einer Wiener Handschrift abgeschrieben hatte, liess aber auf den Text und kritisch-exegetischen Commentar dazu eine höchst lehrreiche und anregende, obwohl nur die Spitzen der umfassenden Frage kurz berührende Erörterung folgen über die Quellen in der älteren Litteratur, aus welchen dergleichen späte Spruchsammlungen möglicherweise abgeleitet sein konnten. Er hob schon hier das dringende Bedürfniss einer Untersuchung über die Quellen des Laertius Diogenes hervor. Als Hauptfundgrube der Spruchweisheit bezeichnete er, die Kreise der Umschau immer enger ziehend, die alten Biographen, insbesondre die der Philosophen, demnächst die Sammler

1) Gnomologium Vindobonense, Proömium zum Winterverzeichniss 1839/40 = opusc. I 560 ff.

von kleinen Geschichten aller Art, wies dann auf jene Schriftsteller hin, welche speciell die Zusammenstellung von Apophthegmen, wiederum in gewissen Spielarten, von Gnomen, von Sprüchwörtern sich zur Aufgabe gemacht hatten. So eröffnete er einen weiten Ueberblick über ein zum grossen Theil noch wenig oder gar nicht, auch heute noch lange nicht erschöpftes Gebiet litterarhistorischer Forschung, und schloss, ganz nach dem Sinne jener Unzufriedenen, mit einem stolzen Einzelspruch für die Commilitonen, den er aus der Menge heraushob: οἱ πεπαιδευμένοι τόσον διαφέρουσι τῶν ἀπαιδεύτων, ὅσον θεὸς τῶν ἀνθρώπων, oder, nach Aristoteles, ὅσον οἱ ζῶντες τῶν τεθνεώτων.

Im Zusammenhang mit diesen gnomologischen Studien steht ein früher geschriebener, aber etwas später (1841) veröffentlichter kleiner Aufsatz des Rheinischen Museums über Aristo, den Peripatetiker aus Keos[1]), dessen Unterscheidung von dem gleichnamigen Stoiker aus Chios eine combinirende Betrachtung der beiderseitigen Schriften und des Charakters derselben veranlasste.

Aus demselben Jahr haben wir eine der interessantesten Digressionen zu verzeichnen. Schon den Hallenser Studenten hatte Geographie und insbesondere Geschichte der alten Geographie angezogen (I 40. 55); die Breslauer Vorlesungen über römische Antiquitäten (I 130) hatten dieses Interesse wach erhalten. In Rom ward er durch Braun auf die „vielleicht älteste“ Handschrift der Cosmographia des sogenannten Aethicus und die in ihr enthaltene merkwürdige Ausfüllung einer Lücke am Anfang aufmerksam gemacht worden. Hierauf zurückzukommen wurde er angeregt durch die Schrift seines ehemaligen Breslauer Collegen Huschke über den zur Zeit der Geburt Jesu Christi gehaltenen Reichscensus (1840). „Da sind mir grosse Lichter aufgegangen,“ schrieb er am 21. November 1841 an Pernice, dem er meldete, dass er eben „darauf versessen“ sei, „als Ergänzung“ zu jener „sehr vor-

---

1) Ausführung der zweiten These zu den schedae criticae, die aus den Agathonstudien entsprungen war (s. opusc. I 556): vgl. I 339 no. 71 und oben S. 74.

züglichen Schrift“ eine „Abhandlung über die allgemeine römische Reichsvermessung unter Augustus“ zu machen. Im December war sie fertig[1]), um das vierte Heft im ersten Jahrgang des Neuen Rheinischen Museums (1842) zu eröffnen.[2]) Die Quintessenz dieses Aufsatzes fasste er zusammen auf einem Blatt, welches er nach Rom an Welcker und Braun schickte, um sie zur Beschaffung oder Vermittelung einer genauen Copie der Vaticanischen Handschrift des Aethicus zu gewinnen, die ihm zu weiterer Verfolgung des interessanten Gegenstandes als Grundlage dienen sollte.

„Lange genug haben sich die Theologen gequält mit dem ‘allgemeinen Reichscensus’ beim Evang. Lucas, da die Geschichte von einem solchen nichts wusste. Sehr vortrefflich hat ihn in einem eigenen Büchlein neulich Huschke nachgewiesen, unter Augustus. Aufs Engste hängt aber damit zusammen eine allgemeine Reichsvermessung, von der die geläufige Historie auch nichts weiss. Cäsar ordnete sie an, wie er auch die Zeitrechnung ordnete; er verwendete dazu 4 namentlich bekannte gelehrte Griechen d. i. Feldmesser mit mathematisch-astronomischen Kenntnissen und Fertigkeiten, denen er den orbis terrarum auf ganz eigenthümliche Weise zu diesem Behuf vertheilte. Die bürgerlichen Unruhen brachten die Sache ins Stocken. Augustus nahm sie wieder auf, den Verwaltungszweck einer allgemeinen Besteuerung, eines durchgreifenden Steuersystems daran knüpfend. Agrippa stand an der Spitze des Unternehmens, der zugleich einen geographisch-chorographisch-wissenschaftlichen Gesichtspunkt dabei fasste. Wir wissen, in welchem Jahre jeder der 4 festgesetzten Theile des Orbis fertig gemessen war. Alle Resultate legte Agrippa in Commentariis nieder, welche im Staatsarchiv secretirt, später aber dem Plinius zugänglich wurden. Zugleich fasste Agr. den Plan, aus diesen Aufzeichnungen eine grosse Weltkarte anfertigen zu lassen, hinterliess aber bei seinem Tode

---

1) R. an Welcker 12. December 1841. 2) Die Vermessung des römischen Reichs unter Augustus, die Weltkarte des Agrippa, und die Cosmographie des sogenannten Aethicus (Julius Honorius). Vgl. oben S. 75.

nur den Riss und die testamentarische Bestimmung, dass seine Schwester den Porticus, worin der Orbis pictus angebracht werden sollte, ausführen sollte. Augustus aber wurde der wirkliche Vollender. Ganz Rom schaute jetzt zum ersten Male den ganzen Erdkreis auf einer ungeheuren Landkarte (von Mosaik, wie ich glaube). Von hier datirt alle genauere geographische Kenntniss als Gemeingut des römischen Volks. Kleinere Copien des Originals wurden gemacht, in den Schulen beim Unterricht zu Grunde gelegt, in den Provinzen verbreitet, in Compendien commentirt; im Laufe der Zeit nahm man die Veränderungen, die Resultate erweiterter Kenntniss etc. auf. Auf keiner andern Grundlage beruht selbst die Peutingersche Tafel. Einen solchen erläuternden Text aber besitzen wir noch, aus dem — bei gehöriger Combination aller Ueberlieferungen und dessen, was die Natur der Sache als nothwendig herausstellt — die meisten der hier behaupteten Sätze rückwärts geschlossen werden können. Dieser Text ist — der sogenannte Aethicus, richtiger Julius Honorius orator, gedruckt zuletzt an der 2. und 3. Gronovschen Ausgabe des Mela. Dessen vielleicht älteste Handschrift ist die Vaticanische No. 3864, worin er nach den Büchern de bello Gallico unter der Aufschrift 'Cronica Caesaris' steht. Davon hat mir Braun einmal den Anfang mitgetheilt, der eine Lücke ausfüllt, wodurch allein meine ganze Betrachtung möglich geworden ist. Ich habe nämlich hier einen Auszug aus einem gewiss 3 Bogen starken Aufsatze gegeben, der im 4. Heft des Rh. Mus. erscheinen soll. Nichts könnte mir nun erwünschter sein, als eine genaue Abschrift jener ganzen Cronica Caesaris, eines Stückes von geringem Umfange. Findet sich ein fähiger Abschreiber, so würde ich demjenigen sehr dankbar sein, der mir die Copie auf meine Rechnung machen liesse. Dixi.

F. R.“

Um aber zu verstehen, wie jene Sätze gewonnen sind, worin die Ergänzung der Huschke'schen Arbeit besteht, welche Fragen insbesondere R. erledigte, muss auf den Gang seiner Untersuchung noch etwas näher eingegangen werden. Wenn Huschke aus einer höchst spärlichen und trümmerhaften

Ueberlieferung vereinzelter Nachrichten bei meist späten und spätesten Schriftstellern durch glänzende Combination „den innern und nothwendigen Zusammenhang einer zum Behuf eines allgemeinen Steuersystems vorgenommenen und mit vollständiger Ermittelung der Kopfzahl verbundenen Flächenvermessung, sowie einer darauf gegründeten Vermögensschätzung“ vor Augen gestellt hatte, so unterwarf R. das Werk der Reichsvermessung und die darüber erhaltenen Details einer nähern Prüfung. Mit Hülfe der noch nicht benutzten Vaticanischen Handschrift ergänzte er den Bericht des sogen. Aethicus in einem sehr wesentlichen Punkte und gewann Sicherheit für Berichtigung der arg entstellten Zahlen. Die unerklärten Angaben über die zur Vermessung der verschiedenen Reichstheile aufgewandten Zeiträume sehr verschiedener Ausdehnung bezog er auf successive Vollziehung des ganzen Geschäftes, so dass die in dem Bericht verzeichneten Fristen alle von einem gemeinsamen festen Datum an gerechnet und die von da an verflossenen Jahre bis zum Abschluss jedes Theils der Aufgabe zu verstehen sind. In diesem allmäligen Fortschreiten des Werkes lehrte er Cäsars ursprünglichen Plan und seine vorbereitenden Anordnungen von den durch Augustus angegebenen Modificationen unterscheiden. Ferner wies er nach, dass auch in Beziehung auf den Länderumfang der römischen Monarchie der alte Bericht mit den geschichtlichen Thatsachen sehr wohl vereinbar sei. Statt denselben (die sogen. Expositio) mit Mannert als werthlos zu verwerfen, beseitigte er die entgegenstehenden Bedenken durch Erklärung der eigenthümlichen Beschaffenheit jener Quelle, deren Redaction und Vervielfältigung für den praktischen Zweck mannigfache Entstellungen, Irrthümer und Zusätze herbeiführen konnte. Diese Erörterung gipfelt in der schönen Combination, dass die Cosmographia nichts andres ist als ein für Schulzwecke hergerichteter erklärender Text zu der Weltkarte des Agrippa, die in kleineren Copien durch das Reich verbreitet wurde. Da Agrippa auch von den entlegenen Grenzländern, welche nicht zum römischen Reich gehörten, Messungen, wenn auch nur auf ungefährer Schätzung beruhend und auf mannigfachen Wegen gewonnen, in seinen

commentarii, einer für das Archiv bestimmten, die Resultate der Messungen enthaltenden Staatsschrift, niedergelegt hatte, so erklärt sich daraus die Aufnahme jener Länder in der Expositio, während die scheinbar willkürliche Aufzählung italischer Provinzen auf die vermuthlich zum Zweck der Vermessung von Augustus angeordnete Eintheilung Italiens in 11 regiones zurückgeführt wird. Ja auch die seltsame Gestalt des orbis terrarum, wie sie aus der Expositio hervorgeht, insbesondere die wunderliche Bestimmung der nordischen Länder, erklärt sich aus der für bequemere Betrachtung beliebten Zusammenpressung der für die Wände von Säulenhallen bestimmten Karte, wie dies durch die Gestalt der Peutingerschen Tafel, eines späten Abbildes jener Weltkarte, veranschaulicht wird.

Die interessante Entwickelung zeigt aufs Neue, wie klar auch auf diesem Gebiete die Anschauungen des Verfassers waren, mit wie praktischem Realismus er sich in grossartige, halb wissenschaftliche halb politische Unternehmungen des Alterthums wie jenen Cäsarischen Plan und dessen Ausführung hineinzudenken verstand. Echt historische Betrachtungsweise ist niedergelegt in dem Satze (S. 777): „keine bedeutende Erscheinung im culturgeschichtlichen Gebiete steigt fertig gleichsam aus der Erde empor und ist mit einem Male da, sondern sie ist bedingt durch Vorstufen und erwächst im Zusammenhange eines stätigen Fortschrittes; ebenso wenig geht aber auch ein wesentlicher Fortschritt, eine Leistung, welche die Keime weiterer Entwickelung in sich trägt, spurlos verloren und bleibt jemals ohne Gewinn für die Folgezeit.“

Auf weiteres Eingehen in die Einzelnheiten eines Stoffes, der noch zu mancher interessanten Betrachtung einlade, verzichtete der Verf. vorläufig, bis die Benutzung handschriftlicher Mittel sicherere Schritte erlaube. Da ihm aber sein Breslauer Schüler Gläser mittheilte, dass er den späteren lateinischen Geographen seine Studien zugewendet habe und mit der Rehdigerschen Handschrift des Aethicus beschäftigt sei[1]), so überliess er diesem das Weitere, und ermunterte ihn

---

1) Gläser an R. 20. Sept. 1841. Vgl. opusc. III S. 782 f. Anm. 40.

zu dem leider nicht ausgeführten Plan einer „Gesammtausgabe der kleineren lateinischen Geographen".[1]) Der an Einzelproblemen reiche Gegenstand jener Abhandlung ist später von Anderen nach mannigfachen Seiten erörtert und weitergeführt worden.

Das in Breslau mit Ambrosch angeknüpfte Band zum Zweck gemeinschaftlicher Herausgabe des Dionysius (vergl. I 146. 233 f.) war durch den Fortgang R.s und damit zusammenhängende Umstände persönlicher Natur gelöst. Die bis dahin in seinen Händen befindlichen Collationen waren an Ambrosch auf dessen Verlangen zurückgeliefert.[2]) Bald kam ein neuer Anstoss aus Rom von dem projectenreichen Freund Braun. Man jammere allgemein nach einem neuen Dionysius, Fea behaupte die Varianten zum Chigianus zu haben, die zum Vaticanus und Hudsonianus (Urbinas) wolle er (Braun) schaffen, Canina verspreche viele und reiche Beiträge sachlicher Art.[3]) R. ging auf den Gedanken einer Verbindung zu diesem Zwecke ein: der Verlag wurde in beider Namen durch Fr. Haase in Paris der Didotschen Firma für ihre Collection classischer Autoren angetragen. Letzterer war das Anerbieten eben so erwünscht als unerwartet. Fr. Dübner, der spiritus familiaris der Didotschen Autorensammlung, führte die Verhandlungen[4]), und es kam ein Vertrag zu Stande, welcher den Herausgebern das Recht vorbehielt, den Text wo und wieviel mal sie wollten abdrucken zu lassen. Inzwischen aber hatte Braun schon wieder einen neuen Geburtshelfer für sein Schoosskind ausfindig gemacht;

1) Entworfen im Rhein. Mus. II (1843) S. 159 f. Vgl. Wachsmuths Bemerkung in Ritschls opuscula III 788. In Briefen an R. vom 14. Januar und 20. April 1842 spricht Gläser von seinem Vorhaben. Die Absicht, Wernsdorfs poetae Latini minores neu zu bearbeiten, wozu er mit der Ausgabe des Calpurnius den Anfang gemacht, hatte ihn zunächst auf die geographischen Gedichte und weiter auf den Gedanken an ein Corpus Geographorum geführt. Drückende persönliche Verhältnisse liessen ihn nicht zur Ausführung kommen. 2) R. an Ambrosch 13. April 1839. 3) Braun an R. 10. April 1840. 4) Dübner an R. 17. Januar, 12. März 1841.

aber es schien in den Sternen geschrieben, dass die Stunde für dessen Auferstehung noch lange nicht gekommen sei. Ein junger reicher Amerikaner aus Brittisch Guiana, Namens Benjamin, der sich seiner Gesundheit wegen in Italien aufhielt, hatte sich in den Kopf gesetzt oder setzen lassen, seinen Namen durch eine Ausgabe des Dionysius zu verewigen, zu der er selbst weiter nichts als sein Geld herzugeben gedachte, während die Arbeit von Andren gethan werden sollte. Der römische Mago, an den sich der Nabob gewendet hatte, schlug als „Textordner" seinen kritischen Freund vor; einen ergiebigen und zweckmässigen Commentar hoffte er selbst „unter Mitwirkung von verschiedenen Collegen zusammenzutreiben". Alle Unkosten für Collationen (einschliesslich einer Reise nach Paris zu diesem Zweck), für Honorar, Druck in England oder Deutschland versprach der Amerikaner zu tragen. [1])

Der Phantasie Brauns schwebte bereits die fertige Ausgabe als „ein Compendium" oder „Repertorium der römischen Archäologie" vor. Für den Commentar sollten Männer wie Göttling, Borghesi, Canina, der Leipziger Becker und „vielleicht noch ein handfester Jurist" geworben, alle „topographischen Untersuchungen mit lichtvollen Plänen und Karten erläutert werden", — „Alles so recht herrlich, zweckmässig und fördernd". [2]) Sogar der Besteller, „ein budelnerscher Kerl, vom besten Willen und fleissig, nicht ohne Talent, aber freilich ohne Fundament", sollte als eine Art servus litterarius sein Scherflein Arbeit beitragen nicht nur durch Excerpte, sondern alle topographischen Punkte sollte er an Ort und Stelle untersuchen. [3]) R. ging auf den Benjamin-Braunschen Plan ein, hauptsächlich weil er Geld brauchte und — weil die Pariser Reise ihn lockte. Letzteres gestand er seinem philologischen Beichtvater G. Hermann, versprach ihm aber zugleich, das solle das letzte Parergon sein, welches ihn verleite, und lange solle es ihn auch nicht in Anspruch nehmen, da er fest entschlossen sei, so sehr es auch gegen seine Natur laufe, sich

1) Braun an R. 18. Februar 1841. 2) Braun an R. 23. Februar 1841. 3) Braun an R. 15. Juni 1841.

Gewalt anzuthun und sich zu zwingen, nicht über das Maass einer Bekkerschen oder Dindorfschen Bearbeitung hinauszugehn.[1]) Eine solche Fabrikarbeit taliter qualiter auf Bestellung zu machen lief aber eben so sehr gegen seine Natur, dass sie nie zu Stande gekommen ist. Braun hatte dem Amerikaner gegenüber gut versprechen, in einem Jahre solle sein Dionysius zum Druck fix und fertig sein: beinahe hat er vielleicht selbst daran geglaubt, obwohl doch noch Alles, die Collationen mit eingeschlossen, zu beschaffen war.

R. wollte, dass zunächst der Text allein gedruckt werde und als Vorläufer der grösseren Ausgabe bei Didot erscheine: mit dem Commentar wollte er nichts zu thun haben.[2]) Benjamin zog vor, das Denkmal seines wissenschaftlichen Eifers einem englischen Verleger, unter der Aegide der Universitäten Oxford oder Cambridge, anzuvertrauen, indem er das Vorurtheil des englischen Publicums gegen Bücher aus Deutschland als „zu gelehrt, zu tief, zu dunkel“ vorschützte. Die Engländer wollten sich aber auf keinen Contract einlassen, ehe sie nicht das fertige Manuscript oder bestimmte Zusicherungen über die Lieferungsfristen in Händen hätten. Aber schon mit den Collationen ging es langsam genug vorwärts. Zwar die römischen Handschriften nahm Braun gleich selbst in Angriff, später gab er die Revision in andre Hände: zu Ende des Jahres 1841 aber war Alles fertig, wenigstens zu seiner höchsten Zufriedenheit.[3]) Desto schleppender ging es mit den Pariser Handschriften. R. konnte sie während seines kurzen Aufenthaltes (Herbst 1842) nur zum kleineren Theil bewältigen (S. 63 A. 3). Den Rest der Arbeit band er dem Herrn v. Sinner auf die Seele, der versprach, sie durch einen Griechen, Namens Sypsomos, ausführen zu lassen; Dübner sollte sie controliren. Hiervon war am 1. Januar 1843 noch nichts erfüllt: R. erweiterte seine Bestellung für den ganzen Rest[4]) und fügte hinzu: „unendlich viel liegt mir daran, dass

1) An Hermann 5. Juni 1842. 2) R. an Braun 22. Sept. 1840. 3) Braun an R. 23. Juli, 16. Sept., 4., 23. December 1841. 4) An Dübner 1. Jan. 1843.

alles so schnell gehe, wie es die erforderliche Akribie und die sonstigen Verhältnisse nur zulassen.“ Wieder vergingen 9 Monate, als Dübner auf erfolgte Mahnung gestand, er habe den Brief entweder verlegt oder verloren, und um erneuerte Instruction und Stellung eines bestimmten Termins bat. Beides wurde ihm in bündigster Weise zu Theil[1]), der Byzantiner liess die Collation des Coislinianus bis zum Jahresschluss, des Regius bis Ende Februars 1844 in sichre Aussicht stellen. Eitle Hoffnung. Als Mitte Mai herangekommen war, erfolgte ein neuer Schmerzensschrei des Harrenden[2]), aber ohne Erfolg. Inzwischen steigerte sich die Ungeduld des Amerikaners, der fortwährend zwischen Italien Frankreich Deutschland England Amerika Griechenland hin- und herpendelte, seine Standquartiere in Rom Paris London Konstantinopel Athen hatte, oft aber durch Briefe gar nicht zu erreichen war, von Semester zu Semester. „Wenn man mir am Anfange gesagt hätte, dass dieses Werk 4 Jahre zur Vollendung brauchte, so hätte ich es nicht gethan,“ schrieb er in seinem unbeholfenen Deutsch. Zu seiner Beruhigung sendete R. im Sommer 1845 die erste Probe seiner Textrecension nach London, vermuthlich die ersten 30 Capitel, welche im Herbst des folgenden Jahres als Universitätsprogramm erschienen.[3]) Der Amerikaner war entzückt über — die Handschrift: „chiaro come libro stampato. Mit einer Handschrift, deren Anordnung so einfach, geistreich und deutlich ist, haben wir völlig Recht das Vollkommenste zu erwarten, und dafür ist nur die Sorge nöthig“, schrieb er aus Aachen.[4])

Genauere Vergleichungen der römischen Handschriften und erneuertes Studium hatte das frühere Urtheil über den relativen Werth der beiden Hauptcodices (vgl. I 234) wesentlich modificirt. Zwischen Chigianus und Urbinas stellte sich

1) R. an Dübner 6. October 1843. 2) R. an Dübner 18. Mai 1844. 3) Im Buchhandel unter dem Titel: Dionysii Halicarnassensis Antiquitatum Romanarum libri I capita XXX priora ex optimis codicibus emendata, mit Weglassung des griechischen Textes und der lateinischen Uebersetzung von Lapus wieder abgedruckt in opusc. I 490 ff. 4) 4. Sept. (1845?)

die Wagschale nunmehr ziemlich gleich, nur dass doch immer noch ceteris paribus das grössere Zutrauen sich dem ersteren als dem treueren, durch keine neuere Correctur berührten Zeugen zuwandte. Das Hauptgewicht der Entscheidung musste hiernach im einzelnen Falle mehr inneren Kriterien als handschriftlicher Autorität zufallen. Indem die eigentliche emendatio noch vorbehalten wurde, begnügte sich der Herausgeber für diesmal den Text des 10. oder 11. Jahrhunderts nebst den handschriftlichen Zeugnissen in einer abermaligen umfangreicheren Probe darzustellen, und hier und da durch beigefügte sprachliche Beobachtungen zu rechtfertigen.

Das günstigere Urtheil über den Urbinas, dem er schon diesmal durch Aufnahme mehrerer vorzüglicher Lesarten Ausdruck gegeben hatte, rechtfertigte er im folgenden Jahre[1]) ausführlich gegen den Einspruch von Cobet und Sintenis, und formulirte das Verhältniss der beiden Handschriften so, dass er den Chigianus für das bessere Exemplar einer schlechteren, den Urbinas für den schlechteren Repräsentanten einer besseren Classe erklärte. In der That bewies er durch eine planmässig geordnete lange Reihe schlagender Beispiele die glänzenden Vorzüge des Urbinas, durch welchen allein eine bedeutende Anzahl Lücken (von längeren Satzgliedern bis zu einzelnen Wörtern) trefflich ausgefüllt werden, während er zur Beglaubigung seiner Quelle in andern Ergänzungen mit dem Chigianus Hand in Hand geht. Dazu eben so treffliche Wortverbesserungen, wo in den andern Handschriften sinnlose oder schlecht verklebte Corruptelen; Wortumstellungen, durch welche das wichtige Stilgesetz, den Hiatus zu vermeiden, gewahrt wird. So waren die sicheren Grundlagen für eine völlige Umgestaltung des Textes gelegt und der richtige Mittelweg für die Verwerthung der beiden Haupthandschriften gewiesen.

Da nun aber zur Fortsetzung der Arbeit die Pariser

1) Bonner Programm zum 15. August 1847: De codice Vrbinate Dionysii Halicarnassensis disputatio = opusc. I 516 ff. Vgl. p. 517. 518 Anm.

Collationen nicht länger zu entbehren waren, so erging wieder einmal eine bewegliche Mahnung[1]) an Dübner: „Was meinen Sie, wäre es nicht allgemach Zeit ernstlich an den Dionysius zu denken? Ich meinerseits habe jetzt den besten Willen dazu, und wäre es auch nur, um mich nach Abstossung dieser Verpflichtung ungetheilt dem Plautus widmen zu können. Aber auch abgesehen davon: es sind so herrliche Sachen im Dionysius zu machen, der Kerl mit seinen fleissigen Notizen und langweiligen Reden kriegt ein so neues, reinliches Habit, dass ich mit wirklichem Interesse an die Sache gehe. Aber, Sie wissen es ja seit nunmehr 4 Jahren, ich kann es nicht ohne Ihre Hülfe. Ich brauche die Collationen der 2 Regii, die Ihr perfider Βυζάντιος so oft versprochen und nie gemacht hat. So ein langes Hinzerren hat doch etwas höchst peinliches. Nehmen wir also, bitte ich, nochmals einen letzten herzhaften Anlauf und suchen das Ding zu Stande zu bringen.“

Aber wiederum verging der Sommer, ohne dass die ersehnte Sendung aus Paris ankam.[2]) Inzwischen hatte sich R. in seinem Schüler Jacob Bernays einen Assistenten für die verdriessliche Arbeit herangezogen. Während er selbst in Karlsbad war, machte dieser die schon erwähnte Publication vollends für den Druck zurecht.[3]) In besondren Abzügen, welche eine Widmung[4]) an Monsignore Laureani, den von der italiänischen Reise her wohlbekannten (I 196) scrittore der Vaticana trugen, kam sie in den Buchhandel. Auch der cunctator Sypsomos hatte doch endlich wenigstens die Hälfte seiner Arbeit geliefert, aber immer blieb noch vom Regius Buch 8—10, vom Coislinianus Buch 8—11 ausstehen. Am 10. October 1847 bei Uebersendung des Dionysiusprogramms (zum Zeichen dass er weiter vorrücke, zugleich aber auch wie unentbehrlich ihm die weiteren Collationen seien) schrieb R. an Dübner: „Sie haben mir einmal gesagt, wenn Ihre Freunde etwas von Ihnen haben wollten, dürften

---

1) 12. April 1846. 2) R. an Dübner 13. October 1846. 3) R. an Bernays 4. Sept. 1846: vgl. opusc. I 517: 'ego et assumptus in operis societatem Iacobus Bernays meus.' 4) Die Widmung opusc. V 760.

sie durchaus nicht mit schonender Zartheit zu Werke gehen, sondern müssten Ihnen die Pistole auf die Brust setzen. Das thue ich also, indem ich drohentlich ankündige, dass Sypsomos die Collationen bis spätestens Anfang des Jahres 1847 post Christum natum fertig haben muss. Ich beschwöre Sie, thun Sie ein Ding, und lassen mich nicht im Stich!" Die Emendation des Textes und Zusammenstellung des Apparates ging unter Beihülfe von Bernays auch während des unruhigen Sommers 1848 ihren Gang. Man stand im 6. Buch, in dem R. zahlreiche Lücken vermuthete.[1]) Dem jungen Gelehrten, der im Begriff war sich in Bonn als Privatdocent zu habilitiren, rieth der in freundschaftlichster Weise für ihn sorgende Lehrer dringend den Abschluss des Ganzen allein zu übernehmen. „Sie müssen den Dionysius fertig machen, das geht gar nicht anders. Theilen Sie sichs ein, dass ihre übrigen Zwecke dabei nicht zu kurz kommen; ein paar Stunden täglich, neben dem Dociren, Studiren, Zeitungslesen etc. bringen weit bei consequenter Durchführung. Ich würde Ihnen das rathen, wenn ich und mein Interesse auch gar nicht dabei betheiligt wären .... Was steht entgegen ausser ein bischen Unlust? Nun, das ist doch nicht das erstemal, und wird nicht das letztemal sein, dass die ein tapfrer doctor philosophiae zu überwinden bereit und fähig sein muss."[2]) In der That übernahm B. die Aufgabe. Und so konnte am 28. Februar 1849 die Meldung an Braun ergehen, dass Buch 7—9 fertig geworden sei. Wiederum musste wegen des für die Fortsetzung erforderlichen handschriftlichen Materials in Paris angeklopft werden.[3]) Endlich zu Anfang des Jahres 1850 ging auch das letzte Manuscript druckfertig an den englischen Verleger ab.

Während so das Benjaminsche Werk gemächlich seiner Vollendung entgegenreifte, erhob gegen Ende des Jahres 1849 Didot, der finden mochte, dass das legitime 'nonum prematur in annum' nunmehr reichlich erfüllt sei, einen un-

---

1) R. an Bernays, Pfingstwoche 1848. 2) R. an Bernays 24. Juli 1848. 3) R. an Dübner 9. März 1849.

geduldigen, nicht allzu verbindlichen Mahnruf. Aber vor dem Erscheinen jener grösseren Ausgabe, deren beste Grundlage, die Collation der römischen Handschriften, auf Kosten des Amerikaners beschafft war, den blossen Text ohne Einwilligung desselben bei einem andren Verleger drucken zu lassen, konnte weder billig noch ehrenhaft erscheinen. R. liess also durch den erprobten Vermittler Dübner[1]) dem drängenden Sosius anheimstellen, sich entweder einen andren Bearbeiter des Dionysius zu wählen oder sich bis Ostern 1851, wenigstens bis zum Ablauf des Jahres 1850, zu gedulden. Fürwahr ein kühnes Versprechen, wenn man bedenkt, dass zugleich seine volle Kraft durch die Herausgabe des Plautus in Anspruch genommen war, an die er durch „eiserne Contraktsfesseln“ gebunden war, und die fünfstündige Homervorlesung grade im laufenden Sommer ein ungewöhnliches Maass von Vorbereitung forderte. Zu Allem kam, dass der Text des redseligen Historikers sich bei tieferem Eindringen weit schlimmer verderbt herausstellte, als man geahnt hatte, dass auch die besten Handschriften nur für einen Theil der Schäden Hülfe boten, während bei den tiefer gehenden aller Grund unter den Füssen zu wanken schien. Nur mit Beihülfe von Bernays, die er ausdrücklich anmeldete, war die Möglichkeit, den genannten Termin einzuhalten, denkbar. Aber auch Ostern 1852, das äusserste Ziel, bis zu dem das gemeinsame Werk unter die Presse gehen sollte, brachte keinen Dionysius. Auch der Druck der Benjaminschen Ausgabe wollte noch immer nicht zu Stande kommen. Der wunderliche Amerikaner hatte sich dem Genuss von Laudanum ergeben. Nachdem er, offenbar in einem Anfall von Geistesstörung, einmal einen äusserst brutalen Ton angeschlagen hatte, liess er nichts weiter von sich hören, kam auch seinen Verpflichtungen nicht mehr nach. Am 27. Mai 1852 meldete Braun seinen Tod: es musste noch mit der Wittwe wegen Abwickelung der Angelegenheit verhandelt werden.[2])

1) R. an Dübner 6. Mai 1850. 2) Bernays schreibt mir, von einem Druck des Dionysius seitens des Amerikaners sei ihm nie etwas zu Ohren gekommen. Eine Druckprobe wenigstens auf

Vergeblich suchte schon vorher R. seinen getreuen Genossen zu bewegen, sich „für das vergebliche Harren auf die Druckverewigung seiner bisherigen Lucubrationen“ durch Uebernahme des Didotschen Dionysius zu entschädigen, wenigstens gleich nach Erledigung des Lucrez.[1]) Auch Sintenis, der durch werthvolle Beiträge seinen Beruf für die Aufgabe bewiesen hatte, ging doch auf den Vorschlag, sie zu übernehmen, nicht ein.[2]) Erst nach Ablauf von abermals 10 Jahren[3]) war R. in der Lage, dem Pariser Verleger, dessen Ungeduld von Jahr zu Jahr wuchs, einen andren seiner Bonner Schüler, Adolph Kiessling, als seinen Stellvertreter vorzuschlagen, den er zu dieser Aufgabe eigens herangezogen und, nachdem derselbe mit einer Dissertation über den Dionysius promovirt, durch Ueberantwortung seines ganzen Apparates gleichsam zum Erben der Dionysianischen Masse eingesetzt hatte. Eben (1860) hatte derselbe in der Teubnerschen Classikerbibliothek den ersten Band einer Textausgabe geliefert, war jetzt in Rom mit abermaliger Revision der Fea-Braunschen Collationen beschäftigt, und konnte gleich nach seiner Rückkehr im Sommer mit voller Kraft daran gehn, auf der gewonnenen Grundlage „den zierlichen und saubren Bau einer Didotiana comme il faut áufzurichten“. Zur definitiven Einigung mit dem Verleger war R. durch Kiessling ermächtigt; und mit dieser Cession ist wenigstens sein Antheil an der Leidensgeschichte des unglücklichen Autors erledigt. Aber im Seminar hat er nie aufgehört, die Kritik des alten Schutzbefohlenen zu pflegen und tüchtige Arbeiter auch auf diesem Felde heranzuziehen.[4])

Schon in Breslau hatte R. den Plan, die Textausgabe des Plautus durch eine Reihe von Einzeluntersuchungen

---

einem Blatt liegt vor: Text, darunter Varianten, und in zwei Columnen gebrochen die lateinische Uebersetzung. 1) R. an Bernays 6. April 1851. 2) Sintenis an R. 11. Juli 1857. 3) R. an Dübner 1. Januar 1861. 4) Noch einmal, als die alten Abhandlungen für den ersten Band der opuscula zu revidiren waren, wurde Dübners Hülfe zur Richtigstellung einiger Zweifel in Anspruch genommen: R. an Dübner 1. August 1866, vgl. opusc. I 479. 480 f. 490.

sowohl kritischer als litterarhistorischer Art theils vorzubereiten, theils zu begleiten. In mehreren Bänden solche „Beiwerke“ dereinst zu vereinigen lag von Anfang an in seiner Absicht. Giebt es doch in der ganzen römischen Litteratur kaum einen zweiten Schriftsteller, welcher die Forschung nach so vielen Seiten hin anregt als Plautus. Es war ein fast jungfräulicher, schon für sich reichsten Ertrag verheissender Boden mit einem weiten blühenden Hinterlande, welches zu den lohnendsten Streifzügen einlud. Man kann sagen, dass R. der Entdecker dieser Provinz geworden ist. Seine Untersuchungen haben über die Geschichte des gesammten römischen Drama's und der Bühne ungeahntes Licht verbreitet, und der Forschung über römische Litteraturgeschichte der republicanischen Zeit überhaupt die Wege gewiesen und angebahnt.

Gleich die Schrift *de veteribus Plauti interpretibus*[1]), das Einladungsprogramm zur Habilitation am 7. September 1839, ergab nach der stumpf-mechanischen Compilation des Holländers Suringar und den gedankenlosen Vorarbeiten Anderer eine mustergültige Probe, wie die auf griechischem Gebiet geübte kritische Methode auf das römische, wo die Forschung damals noch in den ersten Anfängen stand, anzuwenden sei. In scharfer Begrenzung des Begriffes der *interpretes* wurden als eigentliche Erklärer des Plautus im Alterthum nur Scaurus und Sisenna anerkannt und ihre Leistungen auf Grund der überlieferten Zeugnisse in richtiges Licht gestellt. Wichtige Beiträge und Winke zur allgemeinen Geschichte der römischen Grammatiker, zur Quellenforschung, zur Verbesserung der Texte ergaben sich. Eine besondre Untersuchung über Plautinische Pinakographen wurde in Aussicht gestellt.

Ueber Person, Leben und Wirksamkeit des Dichters gab es zwar allerhand äusserliche Zusammenstellungen, aber keine tiefer eindringende Untersuchung. Auch Lessings flüchtige Skizze hatte die eigentlichen Probleme grösstentheils unberührt gelassen, andre kaum obenhin gestreift. Nicht einmal die Namen waren bisher ins Reine gebracht. Der ehr-

1) Parerga S. 535—387.

liche *Sarsinas* (aus Sarsina oder Sassina in Umbrien) war durch eine Kette wunderlicher Zufälle und Missverständnisse allmälig zu einem 'Assisius', dann gar zu einem 'Asinius' und 'Asinus' geworden. Diese schrittweis fortgebildeten Entstellungen wusste R. im Proömium[1]) des Sommers 1841 in kunstgemäss, Buchstab für Buchstab so zwingender Beweisführung aufzudecken, dass G. Hermann eine „wahre Herzstärkung" davon empfand.[2])

Aber den vulgären 'M. Accius Plautus' hielt doch auch R. in diesem Jahre noch fest. In der Abhandlung über die Plautinischen Didaskalien erwähnt er zwar die abweichende Lesart des Mailänder Codex T. MACCI PLAUTI als auffallend[3]), aber ohne ihr weitere Folge zu geben. Da kam G. Hermanns Programm 'de L. Attii didascalicon libro'[4]), welches zu beweisen suchte, dass diese Schrift in trochäischen Septenaren abgefasst gewesen sei. Die nähere Betrachtung der Reste regte blitzartig in R. den Gedanken an, dass der T. Maccius seines Palimpsestes durch richtige Behandlung jener Acciusverse zu Ehren zu bringen sei.[5]) Er sah sich nach anderweitigen Zeugnissen des Alterthums um und fand, dass dem fehlerhaften Versausgang im Mercator-Prolog durch die Verbesserung *Macci Titi* (statt des vulgären 'Marci Accii') geholfen werde, und auch im Asinaria-Prolog entpuppte sich der wahre Maccius aus 'Marcus'. Wie 'Agellius' durch unwissende Abschreiber aus A. Gellius zusammengezogen, so war 'Maccius' durch ähnlichen Unverstand in 'M. Accius' zerlegt worden. Diese ebenso einfache als überraschende Belehrung brachte das Königsprogramm[6]) zum 3. August 1842. Mit Verwunderung liest man, wie nichtig die scheinbaren Spuren sind, aus welchen die ersten Herausgeber (Saracenus und Pius) die von den Nachfolgern allzu gläubig angenommenen Namen 'M. Accius' geschöpft haben. Mit guter Zuversicht konnte der Entdecker bei Uebersendung der schönen Abhandlung an den Altmeister G. Hermann die

1) Parerga S. 3—9. 2) Hermann an R. 3. April 1841. 3) Rhein. Mus. I 61: „was ja wohl wieder Reste des wunderlichen T. MACCI PLAUTI sein werden"; Parerga 297 dagegen: „was offenbar wieder Reste von T. MACCI PLAUTI sind." 4) Opusc. VIII 390 ff. 5) R. an G. Hermann 5. Juni 1842. 6) Parerga S. 9—43.

Frage richten, ob ihm „bei genauer Leichenschau der M. Accius wirklich so todt scheine, wie er ihn todtgemacht zu haben denke" (15. August 1842). Aber nicht in der einfachen Richtigstellung der Thatsachen, welche früher oder später auch Andere aus den Handschriften hervorgezogen haben würden, liegt das Verdienst jener berühmten Schrift, sondern in der siegreichen Schärfe der Kritik, womit der Irrthum in allen seinen Schlupfwinkeln aufgesucht und aus ihnen vertrieben wird, so dass diese Darlegung eines vollkommen gesicherten Fundes für alle Zeiten ein besonders erfreuliches und lehrreiches Muster philologischer Methode bleiben wird. Ahrens schrieb damals[1]): „Du verstehst zu beweisen, eine Kunst, von der leider viele unserer Philologen kaum eine Ahnung haben." Und eine interessante Bestätigung lieferte nachträglich Bergks schöne Beobachtung über die Gewohnheit des Plinius, in den Quellenverzeichnissen zu seiner Naturgeschichte jeden Schriftsteller immer nur mit zwei Namen zu bezeichnen, so dass also auch hier die landläufige Schreibung 'M. Accius Plautus' mit Nothwendigkeit auf Maccius Plautus führt.[2])

Ein zweites war die schärfere, endgültige Bestimmung der Lebenszeit des Dichters[3]): sie führte zugleich zu klarerem Verständniss seiner Lebensumstände, der Grenzen und Stufen seiner Bühnenwirksamkeit, kam auch chronologischen Entscheidungen über andre Dichter, wie Naevius, zu Gute. Die Ausbeute ferner, welche der Palimpsest für die Zeitbestimmung einzelner Stücke liefert, wurde in dem Aufsatz über die Plautinischen Didaskalien[4]) besprochen. Leider nur zwei solcher Notizen sind in dem Mailänder Codex erhalten, von denen die eine zum Pseudulus gehört, die andre von Mai auf ein Terenzisches Stück bezogen wurde, während Windischmann zuerst auch sie dem Plautus zugewiesen hatte. Nach den entsetzlich schwachen und oberflächlichen Faseleien, welche bisher deutsche wie französische Gelehrte über diese Frage ausge-

1) Aus Ilfeld 3. Juli 1843. 2) Bergk an R. 30. März 1844: vgl. Parerga 39 f. 3) De aetate Planti, Sommer 1841 = Parerga 45—70. 4) Rhein. Mus. I (1842) 29—88.

schüttet hatten, schaffte erst R. festen Boden, indem er aus der Lage und Zusammengehörigkeit der rescribirten Blätter nachwies, dass jene Didaskalie, da auf dem vorhergehenden Blatte der Schluss des Rudens gestanden habe, dem Stichus vorgesetzt sein müsse. Die eindringende Erörterung des genau revidirten Textes, welche unter vergleichender Heranziehung der reichlich erhaltenen, aber bisher schmählich vernachlässigten Terenzischen Didaskalien das Verständniss, die methodische Ergänzung und Verwerthung dieser für das römische Bühnenwesen so wichtigen Urkunden begründete, ergab als gesichertes Resultat das Aufführungsjahr 553 der Stadt. Alle Zweifel an der so glücklich entdeckten Thatsache sind durch Studemunds sorgfältige Nachprüfung endgültig widerlegt worden. Auch die Pseudulus-Didaskalie, deren falsche Lesung durch Mai Anlass zu manchen irrthümlichen Deutungen gegeben hatte, wurde auf Grund einer mit scrupulöser Genauigkeit genommenen Copie in fruchtbarer Weise commentirt. In die bis dahin in grösster Verwirrung und Nebel befangene Frage, welche öffentlichen Spiele in Rom eigentlich scenisch, d. h. ausser andern Belustigungen mit Bühnenvorstellungen verbunden und wie sie organisirt waren, wurde mit erschöpfender Quellenkenntniss und hellem Blick für die realen Verhältnisse Klarheit und Sicherheit gebracht. Eine Reihe trefflicher Excurse führte Einzelnes noch weiter aus: so wurde der nicht einmal von Niebuhr richtig verstandene, höchst wichtige Begriff der Erneuerung (*instauratio ludorum*) durch methodische Untersuchung des Sprachgebrauchs festgestellt und im Zusammenhang damit die regelmässige Dauer der ludi Romani und plebei ermittelt, ihre allmälige Erweiterung und Entwickelung chronologisch bestimmt. Besonders lehrreich und interessant ist die Auseinandersetzung über das eigenthümliche Verhältniss der amtlichen Festgeber zu den Schauspielunternehmern und dieser zu den Dichtern: das ganze Geschäft, welches zwischen diesen verschiedenen Factoren geschlossen wurde, wusste der Scharfsinnige zur evidenten Anschauung zu bringen. Auch die Terenzischen Didaskalien, über die eine besondere Untersuchung versprochen wurde, gingen nicht leer aus: nament-

lich wurde die schwierige Frage nach dem Original oder den Originalen der Hecyra beleuchtet, obwohl nicht erledigt. G. Hermann war von dieser neuen Gabe ganz hingerissen. „Gleich am Abend des 7. noch“ (unmittelbar nach dem Empfang), schreibt er am 9. August 1841, „habe ich mit grossem Vergnügen Ihre ganz herrliche Abhandlung über die Plautinischen Didaskalien durchgelesen. Immer begieriger wird man auf die Ergebnisse Ihrer so mühsamen, aber auch so fruchtbringenden Arbeiten.“

Keiner unter den Gelehrten des römischen Alterthums hat dem Drama überhaupt und insbesondere dem Plautinischen so eingehende und umfassende Studien zugewendet als M. Terentius Varro, der Aristoteles der Römer. Natürlich dass diese bedeutenden Arbeiten, von denen leider nur zerstreute Brocken vorhanden sind, das Interesse des grossen Plautusforschers fesselten, dass er ihren Inhalt und Zusammenhang, ihre Methode, soweit es noch möglich ist, zu ermitteln suchte und auf diesem Wege ein Bahnbrecher für die Ergründung der gesammten Varronischen Schriftstellerei geworden ist. Schon die Abhandlung über die alten Erklärer des Plautus, dann der Excurs über die letzten Quellen der Plautinischen Didaskalien hatte Anlass gegeben der Varronischen Leistungen zu gedenken und sie zu verwerthen. Einem Hauptproblem war die grosse Abhandlung über die fabulae Varronianae des Plautus gewidmet, welche in den Jahren 1843 und 44 geschrieben, aber erst 1845 gedruckt ist.[1]) Nämlich die gewaltige Masse Plautinischer Komödien zu sichten, das echte Eigenthum des Dichters zu ermitteln, diese Aufgabe hatte schon bald nach dem Tode desselben die Liebhaber philologischer Studien lebhaft beschäftigt und war endlich durch Varro zu einem gewissen Abschluss gebracht worden. Aber das berühmte Gelliuscapitel (III 3), welches einen ziemlich verworrenen Bericht über die widerstreitenden Ansichten der alten Kenner enthält, bedurfte der kritisch-exegetischen Behandlung eines Meisters, um eine Ausbeute zu liefern, wie sie R. aus ihm gewonnen hat. In-

1) Parerga S. 71–245.

dem er aus den überlieferten spärlichen Andeutungen über die ersten Bühnenversuche des Komikers, seine Schicksale und weiteren Erfolge ein klares Bild seiner Wirksamkeit und der allgemeinen Bühnenverhältnisse seiner Zeit, auf deren Aehnlichkeit mit der Shakespeareschen hinweisend, entwickelte, und ebenso anschaulich den Zustand der komischen Bühne in den zunächst folgenden Perioden vor Augen stellte, machte er zunächst verständlich, wie schon 30 Jahre nach dem Tode des beliebten Dichters in einer unfruchtbaren Zeit die Anziehungskraft seines Humors noch einmal von frischem gewirkt, wie dann aber grade die Wiedererweckung seiner Muse Schauspieldirectoren und Dichterlinge zu bewusster und unbewusster Fälschung verführt hat, so dass Plautus zu einem Collectivnamen für eine bunte Masse von Lustspielen namenloser Epigonen wurde, und eben dadurch bei dem fast gleichzeitigen Erwachen des durch den Pergamenischen Gelehrten Krates in Rom angeregten philologischen Interesses (ähnlich wie in Alexandria) die ersten, noch ganz dilettantischen Versuche hervorgerufen wurden, die Spreu vom Weizen zu sondern und Verzeichnisse der echten Plautuskomödien festzustellen. Auf die schwankende Basis so ungünstiger Vorbedingungen und so ungenügender Vorarbeiten gründete Varro sein Unternehmen. Die von ihm eingeschlagene theils actenmässige, theils subjective Methode und die Kriterien, nach denen er in dreifacher Abstufung der Sicherheit eine immer noch sehr beträchtliche Menge von Stücken (100) dem Plautus zuwies, werden durch die einleuchtendste Combination ermittelt und begründet. Es ergiebt sich, dass höchst wahrscheinlich grade die 21 in Handschriften ehemals geretteten Stücke (von denen die Vidularia zwischen dem 6. und 11. Jahrh. nach Chr. verloren gegangen ist) dieselben sind, welche Varro in die erste Classe setzte als diejenigen, über deren Echtheit kein Zweifel erhoben war, leicht begreiflich, wenn eben sie, wie sich aus anderen Indicien ergiebt, den beiden letzten Jahrzehnten des Dichters, also seiner Glanzzeit angehören; ohne dass übrigens durch diesen Umstand einer schärferen Prüfung der einzelnen Stücke vorgegriffen wäre. Der scharfsinnige Versuch, aus dem Wust der überlieferten Titel zunächst die 19 Nummern

der zweiten Classe zu ermitteln, bleibt natürlich zum Theil hypothetisch. Als gesichertes und fruchtbares Resultat ergiebt sich aus der sorgfältigen Durchmusterung der römischen Komödientitel, dass schon durch die Form derselben die Entwickelung der römischen Palliata im grossen und ganzen angedeutet ist: der mehr oder weniger enge Anschluss an das griechische Original drückt sich nämlich auch in der griechischen oder lateinischen Form des Titels aus, so dass Plautus durchweg lateinische, Terenz und Turpilius durchweg griechische Titel haben, während die Mischung bei Caecilius die Phase des Ueberganges darstellt. Diese ganze Abhandlung mit ihrem reichen, fein durchgearbeiteten Detail ist die wichtigste Vorarbeit für eine noch zu erwartende kritische Sammlung der Plautinischen Fragmente, für deren Behandlung der erste Excurs ein Muster giebt; und auch für die Reste der übrigen Dramatiker, Tragiker wie Komiker der Republik, enthält sie zahlreiche und werthvolle Fingerzeige.

Aber am glänzendsten sind die Lichter, welche der dritte Excurs über das Fortleben des Plautus auf der Bühne der litterarhistorischen Forschung sowie der Textkritik aufsteckt. Es sind die erhaltenen Prologe zu den Plautinischen Stücken, aus deren scharfer Prüfung und Erklärung die überraschendsten Thatsachen entspringen. Gleich die Behandlung des merkwürdigen Casinaprologs, seine Zeitbestimmung, führt mitten in die Geschichte der Palliata hinein, wo noch so gut wie Alles genauer Feststellung bedurfte (auch die Togata und die Mimen des Syrus werden gestreift). Die Umtaufung jenes und eines andren Stückes (Poenulus) bei wiederholter Aufführung liefert einen Anhalt zur Bestimmung der Zeitperiode (das siebente Jahrh. der Stadt), in welche die nichtplautinischen Prologe und andre Einschiebsel im Texte zu setzen sind. Die fernere Erörterung verschiedener historischer Kriterien (Erwähnung der basilicae, der pistores als Bäcker, der Sonnenuhren), welche späteren Ursprung einzelner Stellen erkennen lassen, führt auf die weitgreifende Untersuchung über die Zuschauerplätze des römischen Theaters, die nach verfehlten Anläufen Früherer zu sicherem Abschluss gebracht wird. Durch den überzeugenden Nachweis, dass nach mancherlei merkwürdigen Zwischenfällen

erst seit dem Anfang des 7. Jahrh. (wahrscheinlich 607 durch Mummius) ein vollständiger Theaterbau mit Sitzstufen in Rom bestand, wird ein unfehlbares Kriterium gewonnen für den nachplautinischen Ursprung der Prologe zum Poenulus, Amphitruo, zu den Captivi. Weiter lehrt die genaue Beobachtung des Sprachgebrauchs, dass die Anführung des Namens Plautus (statt *poeta*) sowie die Angabe des griechischen Originals späterer Zeit angehört. So ist in diesen schwachen Producten einer ephemeren Muse eine Fundgrube der Forschung eröffnet, welche auch Nachkommenden, die an R.s unübertrefflicher Kunst gelernt,noch manches nützliche Korn geliefert hat.

Dies sind die Arbeiten, von denen der Verf. am 17. Mai 1844 an Braun schrieb: „Ich habe diesen Winter mühselige Kalmäusereien über Geschichte des ältesten römischen Theaters gemacht und schöne Dinge, wie ich meine, gefunden, auch ausgearbeitet."

Um aber den künstlerischen Entwickelungsgang des Dichters verfolgen zu können, ist die Bestimmung der Zeitfolge seiner Stücke von entscheidender Bedeutung, freilich eine schwierige und schlüpfrige Aufgabe. Bei der Armuth an authentischen Zeugnissen ist die Forschung in den meisten Fällen auf indirecte Spuren angewiesen, deren Ermittelung und Combination klares und ruhiges Urtheil erfordert. Die schwachen Vorgänger R.s hatten sich meist mit ganz vagen Allgemeinheiten und handgreiflich unlogischen Argumentationen begnügt. In scharfem Gegensatz hierzu zeigte die Untersuchung *de actae Trinummi tempore*[1]) (1843), wie hinfällig jene Träumereien seien und wie man es anzufangen habe, um zu sicheren Resultaten zu gelangen. Einen festen Ausgangspunkt bildet die Erwähnung „neuer Aedilen" (V 2, 148). Da die Aedilen an den Iden des März ihr Amt antraten, so muss der Trinummus am nächstfolgenden Bühnenfest, also im April an den Megalensischen Spielen aufgeführt sein. Diese sind aber erst seit dem Jahre 559 d. St. mit dramatischen Aufführungen verbunden, also kann der Trinummus nicht vor diesem Jahr dargestellt sein, gehört mithin in die letzte Lebensperiode des Plautus († etwa 570).

1) Parerga S. 337—354.

Von diesem festen Punkte aus gewinnen denn auch andre Beziehungen ihr richtiges Licht, z. B. die Klagen über Amtserschleichung, von denen aus den Quellen nachgewiesen wird, dass sie in jenem letzten Jahrzehnt besonders berechtigt waren. Die auf solchem Wege ermittelte Thatsache, dass unter den erhaltenen Stücken eine Reihe der besten im Greisenalter des Dichters entstanden ist, lässt uns die Frische und Spannkraft seines Talentes erkennen. Die am Schluss des Programms verheissene Abhandlung über die Chronologie der übrigen Plautinischen Komödien, welche zugleich die Kunst des Verfassers eingehend im Ganzen wie in den einzelnen Stücken entwickeln sollte, ist leider nicht erschienen.[1])

Römische Topographie hatte unseren Freund schon in Breslau angezogen: in seinen Vorlesungen über römische Alterthümer war sie mit Vorliebe behandelt worden (I 130). An Ort und Stelle hatte er dann seine Anschauung gebildet und sich überzeugt, wie wenig den anspruchsvollen Autoritäten dieses Gebietes zu trauen sei (I 207). Litterarisch betrat er es nur zweimal seinem Plautus zu Liebe. Das Verdienst, zu der ersten dieser beiden kleinen Abhandlungen die Anregung gegeben zu haben, gebührt dem Leipziger Topographen W. A. Becker. In der Liste der römischen Thore, deren Namen und Lage zu bestimmen eine zum Theil dornenvolle Aufgabe ist, führten nämlich die Antiquare auch eine porta Metia auf, deren Legitimation allein auf zwei Plautusstellen beruhte. In seinen Nöthen sich mit ihr pflichtgemäss auseinanderzusetzen nahm Becker in einem umständlichen Schreiben (30. December 1841) seine Zuflucht zu R.s handschriftlichen Schätzen: der Ambrosianus sollte helfen, in dem aber die betreffenden Stellen gar nicht erhalten sind. R. bewies nun unwiderleglich[2]), dass dieser Name an der einen, der Casina-Stelle, nichtssagend, dass er schon wegen der verschiedenen Prosodie (in der Casina: *Mētia,* im Pseudulus: *Mĕtia*) unmöglich, dass er ausschliesslich der Conjectur eines alten Herausgebers (Saracenus) zu verdanken sei, da im

1) Einzelne Andeutungen finden sich in den praefationes zu den Ausgaben einzelner Stücke. 2) De porta Metia quae fertur urbis Romae, 1842 = opusc. II 375 ff.

Pseudulus alle Handschriften ohne Ausnahme ganz unverfänglich '*extra portam mi etiam currendumst prius*' bieten, in der Casina die Lesart der Pfälzer Handschriften *metuam* zu der evidenten Verbesserung führt, vermöge welcher dem Gatten nachgesagt wird, er wünsche seine Frau zu sehen '*ardentem .. extra portam mortuam*'. Becker bemerkte demzufolge in einer Anmerkung seines Handbuchs[1]), der Name 'porta Metia' sei durch R. „für immer beseitigt", wie sich denn auch G. Hermann (11. Mai 1842) „für die so schön zertrümmerte porta Metia" bedankte.[2])

Die zweite der topographischen Untersuchungen[3]) knüpfte an das Intermezzo im Curculio an, wo der Garderobenmeister die Zuhörer mit einer satirischen Schilderung des in den verschiedenen Gegenden des Forums und der angrenzenden Stadttheile wimmelnden Strassenpublicums unterhält. Die nähere Bestimmung dieser Localitäten und die Kenntniss ihrer Geschäfte hat für Plautus noch das besondre Interesse, weil daraus sichere Kriterien für Echtheit oder Unechtheit gewisser Verse und Versgruppen zu gewinnen sind. Die Abhandlung erörtert nur einen der in Betracht kommenden Punkte, Lage und Geschichte der sogenannten tabernae, der Verkaufsbuden, welche auf der Süd- und Nordseite des Forums angebracht waren. Ursprünglich Fleischerbuden sind beide Gruppen zu derselben Zeit, spätestens in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. der Stadt (vor 444) in Wechslerbuden umgewandelt worden, indem bei zunehmender Eleganz die Metzger wahrscheinlich in abgelegene Winkel und Seitengassen des Marktes zurückgedrängt wurden. Die Unterscheidung zwischen *veteres* und *novae* aber beruht darauf, dass die der Südseite (die veteres) nach einem Brande, welcher grosse Theile des Forums verheerte, früher (545 der Stadt), die der Nordseite (die novae) später wieder hergestellt sind (vor 570). Wer die Confusion und Willkür kennt, welche in topographischen Abhandlungen zu herrschen pflegt, und die trostlose Langeweile gekostet

---

1) I 178 A. 267 (1843). 2) R. an Welcker, Frankfurt a. M. 3. April 1842: „In Rom liegt auch ein neues lumpiges Programm von mir, worin ich eine der portae Servianae um ihre Existenz gebracht."
3) De tabernis fori Romani, 1845 = opusc. II 385 ff.

hat, welche den Leser beim Durchirren dieses Dickichts plagt, der weiss die feste Hand eines solchen Wegweisers doppelt zu schätzen. Immer ist es im wesentlichen der gesunde, einfache und klare, aber umsichtige Menschenverstand, die praktische Anschauung, die sorgfältig und unbefangen eindringende Erklärung der Zeugnisse, welcher ebenso schlichte als sichre Ergebnisse verdankt werden. Aber dass man den Weg zu diesem Ziele gern zurücklegt und mit der Ueberzeugung wirklichen Verständnisses sich desselben bemächtigt, bewirkt der künstlerisch überlegte Aufbau der Beweisführung und die hinreissende Grazie der Discussion, kurz das Gefühl, dass man denken und verstehen lernt, nicht nur mit neuen Thatsachen belastet, sondern innerlich gefördert wird.

Nun aber die Herstellung des Plautinischen Textes selbst, eine Aufgabe, welche Scharfsinn und dichterische Phantasie so vielfach in Anspruch nimmt. Der im Jahr 1835 geschriebenen Abhandlung *de Plauti Bacchidibus* war am Schluss eine Fortsetzung in Aussicht gestellt, welche sich mit dem verlorenen Anfang des Stückes beschäftigen sollte (I 156). Noch in Breslau, gleich im ersten Jahr nach der Rückkehr aus Italien, im Winter 1838/9 fand der Verf. Zeit diesen Plan wenigstens grösstentheils auszuführen. Es fehlte nur der letzte Schluss, als seine Versetzung nach Bonn die Arbeit abbrach.[1]) Dort blieb sie vorläufig liegen: selbst im ersten Bande der Parerga (1845), in welchem jener erste Theil wiederholt ist, fand sie keine Aufnahme, sondern wurde für den Anfang des zweiten zurückgestellt.[2]) Erst im Jahre 1845 wurde sie vollendet und zur Veröffentlichung zunächst im Rheinischen Museum reif gemacht, dessen vierter Band sie unter dem Titel „Die ursprüngliche Gestalt der Plautinischen Bacchides“ als Zierde der beiden letzten Hefte brachte.[3]) Den Grund legt der im ersten Abschnitt geführte Nachweis, dass in der gegenwärtigen Gestalt des Stückes weder das eigentliche Sachverhältniss, um welches sich die ganze Handlung dreht, noch insbesondre

1) An G. Hermann 3. August 1845. 2) Parerga I 427: 'in exordio enim Bacchidum coniecturae ope instaurando Dissertatio XI versabitur.' 3) S. 354—376. 567—610* = opusc. II 292—368.

die Anfangsscene selbst klar und verständlich sei, dass der Zuschauer durch dieselbe nicht sowohl mit dramaturgischer Feinheit in medias res, sondern „wie mit verbundenen Augen in eine Gesellschaft geführt werde, von der ihm Ort, Personen, Zweck und Anlass fremd sind“, und das in einem Stück, welches rücksichtlich der künstlerischen Anlage sonst zu den vollendetsten gehört. Die genaue Erwägung der Scene ergab eine durchgreifende Berichtigung der Personenabtheilung, welche durch einen Abdruck des Textes in kritisch gereinigter Gestalt zur Anschauung gebracht wurde. Damit legte der Verf. zugleich eine Probe seiner neu gewonnenen metrisch-prosodischen Grundsätze vor, welche in gewaltigem Fortschritt gegenüber jenem ersten Hallischen Versuch vollkommene Uebereinstimmung mit G. Hermanns Ansichten bekundete, wie dies in überraschendem Zusammentreffen die fast gleichzeitig (1845) mit dem Abdruck des Ritschlschen Aufsatzes erschienene äusserst elegante Textrecension der Bacchides bewies, welche der Grossmeister (es war seine letzte Plautusspende) mit einer ebenso liebenswürdigen als anmuthigen lateinischen Epistel an den, in dessen von ihm abgetretene Rechte er hiermit eingriff, zu höchster Freude des Adressaten[1]) geschmückt hat. Nachdem im zweiten Abschnitt die Fragmente der verlorenen Partie kritisch hergestellt sind und ihre mögliche Beziehung zu der Exposition durch methodische Erklärung gesichert ist, werden dieselben im vierten zu einer sorgfältigst erwogenen Reconstruction des Inhalts der verlorenen Scenen verwendet, deren Umfang nach wohl begründeter Schätzung auf ein paar hundert Verse veranschlagt wird. Der Verf. bekannte seinen Freunden[2]), dass diese Reconstruction zu den Sachen gehöre, die ihm „am meisten Nachdenken und Kopfzerbrechen in seinem Leben gekostet haben“, wenn man's ihr auch vielleicht nicht ansehe. In der That gehört ja diese Seite der philologischen Arbeit, welche dicht an poetische Nachschöpfung grenzt und doch an die subtilste Erwägung aller in dem Rahmen gegebener Bedingungen denkbaren Möglichkeiten gebunden ist,

1) R. an Hermann 3. August 1845. 2) An Lehrs 15. September, an Fleckeisen 1. October 1846.

zu den subjectiv reizvollsten und objectiv undankbarsten Beschäftigungen. Von grösserer Tragweite sind die in den letzten Abschnitten entwickelten Gedanken über die Act- und Scenenabtheilung der römischen Komödie. Für die Bestimmung der Actschlüsse, über die jede Ueberlieferung fehlt, werden mit sichrem Blick die Gesetze der fortschreitenden dramatischen Handlung und der Illusion, d. h. der realen Wahrscheinlichkeit geltend gemacht.

Auf die Interpolationen, welche den Text des Plautus entstellen, hatte längst G. Hermann die Aufmerksamkeit gelenkt, aber in erschöpfendem Zusammenhange war dieses wichtige Capitel noch nicht behandelt. Die Abhandlung *de interpolatione Trinummi* hatte R. bereits im Jahre 1840 „im Kopfe und in Notaten soweit fertig, dass er sie erst für das Herbstproömium auszuarbeiten gedachte, dann für die Fortsetzung der Hermannschen 'Acta societatis Graecae' bestimmte, welcher er gern einen Tribut seiner Pietät zollen wollte.[1]) Aber erst 1844 kam er dazu, dem verehrten Manne in andrer Form und bei andrer Gelegenheit die beabsichtigte Huldigung mit dieser Schrift darzubringen. Der Philologenversammlung, welche in jenem Jahre unter Hermanns Präsidium in Dresden tagte, sandte er, an persönlichem Erscheinen durch häusliche Verhältnisse verhindert, zum Gruss die längst geplante Schrift unter besonderem Titel (*Athetescon Plautinarum liber I*), mit einer lateinischen Widmungsepistel[2]) an den ehrwürdigen Präsidenten, der ihm ausser dem brittischen Genie allein als Führer und Licht in dem Irrsal der Plautinischen Studien gedient habe.[3])

In grösserem Maasstabe beabsichtigte R. alle von ihm ermittelten Interpolationen im Text des Plautus mit Ausschluss der kleinsten (einzelner Wörter und Verstheilchen) und der grössten wie der Schlussscene des Poenulus, in zwei gesonderten Untersuchungen zu behandeln. Einmal wollte er die verschiedenen Arten der Interpolation in systematischer Ordnung durchgehen und mit ausgewählten Beispielen aus

---

1) An G. Hermann 10. September 1840. 2) Opusc. V 758 f. 3) An G. Hermann 24. September 1844: „Der Gedanke“ (der lateinischen Epistel) „ist mir schnell gekommen und schnell ausgeführt: nehmen Sie also freundlich und nachsichtig vorlieb.“

sämmtlichen Stücken des Dichters erläutern; ausserdem aber den Umfang der Fälschung an einem einzigen Stücke wie dem Trinummus durch erschöpfende Darlegung sämmtlicher Fälle zur Anschauung bringen. Die erste dieser beiden Abhandlungen (als Diss. XIV für den zweiten Band der Parerga bestimmt) ist in dem beabsichtigten Umfange nicht erschienen. Nur ein Ausschnitt „Parallelstellen als Ursache von Glossemen“[1]) in einer kunstvoll geordneten Reihe theils urkundlich sichrer theils durch innere Gründe schlagender Beispiele ziert den ersten Band des Schneidewinschen Philologus. Er bietet wichtige Belelehrung über die Entstehungsweise mancher weichselzopfartiger Wirrsale unserer Ueberlieferung. Für den Trinummus wies die erwähnte ausführliche Schrift drei Hauptclassen der Interpolation nach: erstens irrthümliche Wiederholung gleicher Verse, zweitens absichtliche oder zufällige Variationen desselben Satzes, drittens Erweiterung eines Gedankens zum Zweck der Erklärung. Desto nachdrücklicher aber vertheidigte er im zweiten Capitel eine Reihe unschuldig verdächtigter Stellen gegen wilde Interpolationsjäger wie sein alter unverständiger, nie mehr genannter Widerpart einer war — '*insipiens ille* (κάρτ' ὢν ἐπώνυμος).'[2]) Diese mit sehr schneidigen Waffen geführte Vertheidigung betonte mit Recht, dass bei einem Lustspieldichter wie Plautus die blosse Entbehrlichkeit dieser oder jener Stelle unmöglich als ein Kriterium ihrer Unechtheit gelten könne, beseitigte übrigens andre Anstösse theils durch glückliche Emendation theils durch richtige Erklärung, und lieferte treffliche Muster gediegener Textkritik. Besonders überzeugend ist der Nachweis der Lücken, welche die Ueberlieferung im Trinummus verschuldet hat.[3])

Dass die Entdeckung der ursprünglichen Blätterlagen im Palimpsest eine bedeutende Hülfe für die Wiederherstellung der richtigen Scenenfolge im 3. und 4. Act der Mostellaria sein würde, hatte R. bereits in Mailand vorausgesehen (I 176) und in dem Sendschreiben an Hermann ausgesprochen (I 230).

1) In Aussicht gestellt de interpol. Trin. p. 12 = Parerga S 525, geschrieben im Januar 1846 = opusc. II 274—291. 2) Vgl. Parerga 539 f. 3) Weiter ausgeführt in besondrem 'epimetrum de lacunis Trinummi' p. 576—579.

Den Beweis brachte das stattliche Königsprogramm zum 15. October 1843: *de turbato scenarum ordine Mostellariae Plautinae*[1]), dem noch eine wohlgefüllte *mantissa emendationum* (hauptsächlich Versumstellungen und Athetesen) angehängt ist. Wenn Lachmann und Ritschl unabhängig von einander bereits aus den Gesetzen der dramatischen Composition so ziemlich das Richtige erschlossen hatten, so wies nunmehr letzterer aus dem ursprünglichen Gefüge der Mailänder Handschrift mit fast mathematischer Sicherheit nach, dass die vermuthete Scenenfolge dort in der That so überliefert gewesen sein müsse. Selbst die verlorenen Blätter der kostbaren Urkunde, da auf jeder Seite die gleiche Zeilenzahl stand, dienten zur Berechnung des ursprünglichen Versbestandes, dessen Vergleichung mit dem vorhandenen verschiedene Ausfälle ergab. Die Bestimmung der Lücken, ihrer Stelle wie ihres Umfanges (z. B. einer von 24 Versen), auch die hypothetische Ausfüllung derselben, bildet den Inhalt des zweiten Capitels. So gesellte sich in diesem Muster einschneidender und zugleich productiver Kritik die treueste und geschickteste Verwendung urkundlicher Thatsachen zu der genialen Kühnheit und Erfindsamkeit eines nachdichtenden Kunstverstandes. Niedergeschrieben sind die 50 Quartseiten der Abhandlung grösstentheils in den Nebenstunden eines vierwöchentlichen Curaufenthaltes in Ems während der Herbstferien 1843. Ausser seinen Collationen, einigen Ausgaben und der Schrift des Acidalius hatte der Verf. keine Bücher bei sich. Das Manuscript ging von dort blätterweise in die Druckerei.[2])

Wie in Seminar und Vorlesungen die Plautinische Textkritik gelehrt und geübt wurde, zeigt am anschaulichsten das Winterproömium 1841/2, in welchem die kunstmässige Herstellung des akrostichischen argumentum zum Miles gloriosus[3]) Punkt für Punkt auf das sorgfältigste erörtert und den Studenten gleichsam vorgemacht wird. Es wird bewiesen, dass der Verfasser dieser Inhaltsangaben denselben

---

1) Parerga diss. VIII p. 433—508. 2) Das Programm trägt die Unterschrift: 'Scr. in Thermis Emacensibus m. Sept.'. 3) Opusc. II 404 ff.

metrisch-prosodischen Grundsätzen folgte wie Plautus selbst, und die strenge Verstechnik nach G. Hermanns Vorbild glücklich durchgeführt. Die Frage nach dem Verfasser der metrischen Inhaltsangaben wurde erst 8 Jahre später im Schlusscapitel der Prolegomena zum Trinummus[1]) beantwortet, welches aber nur einen Auszug der längst geführten Untersuchung gab. Von den zwei Zeiträumen, welche für Productionen jener Art geeignet scheinen konnten, der von litterarhistorischen und grammatischen Studien bewegten Periode des 7. Jahrh. d. St., in welcher Plautus wieder ein Liebling des Publicums wurde, und dem gleicher Liebhaberei zugeneigten Zeitalter der Antonine, giebt R. dem letzteren den Vorzug einmal wegen des affectirt archaisirenden Stils der einen (nicht akrostichischen) Gruppe jener Verse, dann wegen der Analogie, welche die damals von Sulpicius Apollinaris verfassten metrischen Inhaltsangaben zu den 12 Büchern der Aeneis bieten.[2])

Auch den Terenz verlor der sospitator Plauti nicht aus dem Auge. Ueber die Adelphi las er publice (Winter 1840/1, 1843/4). Die handschriftlichen Collationen wurden vervollständigt, die Vorbereitungen zur Zusammenstellung des kritischen Apparates fortgesetzt.[3]) Durch eine sehr flüchtig hingeworfene Publication Döderleins wurde die Abhandlung *de gemino exitu Andriae Terentianae* veranlasst.[4]) In manchen Handschriften sonst untergeordneten Ranges ist eine auch von Donat erwähnte eigenthümliche Schlussscene der Andria erhalten, ein sicheres Beispiel doppelter Bearbeitung, sei es von der Hand des Dichters, sei es von einem Späteren auf

---

1) P. CCCXVI—CCCXX = opusc. V 524—527. 2) Dass die Frage ganz von Neuem wieder aufzunehmen sei, deutet die Anm. opusc. II 404 an. 3) Die vorläufige Zusammenstellung aus alten Ausgaben, auch Collation dreier Rehdigerscher Handschriften war Gläser in Breslau anvertraut, der am 18. Mai 1840 die erste, am 12. Juni die zweite Hälfte seiner Arbeit einsandte. Bei der Vergleichung einer Berliner Handschrift, welche Lachmann vermittelte (16. März 1841), kam natürlich nichts heraus. Von Braun erwartete R. eine Abschrift der Randscholien des Bembinus (an Welcker 12. December 1841). 4) Sommerproömium 1840 = Parerga diss. X.

Anlass wiederholter Aufführung in republicanischer Zeit. Weder Döderlein noch G. Hermann[1]) ahnten, dass jene Verse, freilich sehr verwahrlost, längst in gedruckten Ausgaben standen. R. stellte zuerst die diplomatische Beglaubigung sowie das litterarhistorische Urtheil darüber fest und gab dem vergessenen Text eine lesbare Gestalt, ohne dabei mit den beträchtlichen Unterlassungs- und Begehungssünden seiner Vorgänger in dem rigorosen Ton heutiger aretalogi ins Gericht zu gehen. Die erbetenen Emendationen von Hermann kamen zu spät, um sofort noch Verwendung finden zu können[2]), wurden aber beim Wiederabdruck der Abhandlung in den Parerga als besondres Epimetrum hinzugefügt. (Vgl. S. 67.)

Die verwickelte, auf Grund der Didaskalien herzustellende Chronologie der Terenzischen Stücke und ihrer wiederholten Aufführungen, Untersuchungen über die Prologe, über die Rollenvertheilung, — Alles in so engem Zusammenhange mit den Plautinischen Forschungen — beschäftigten ihn in jenen Jahren lebhaft.[3])

Die litterarhistorischen Forschungen über altrömisches Drama, deren Mittelpunkt Plautus war, führten mit Nothwendigkeit auf eindringende Beschäftigung mit so wichtigen Quellenschriftstellern wie Sueton und Hieronymus. Das leider nur zum kleineren Theil erhaltene biographische Werk des ersteren, *de viris inlustribus*, wenigstens in dem Abschnitt *de poetis* soweit als möglich zu ergänzen musste als eine der lockendsten Aufgaben erscheinen. Ja eine glänzende Aussicht schien aufzutauchen den verlorenen Schatz mit leichter Mühe zu heben. Ludwig Tross hatte in der Leydener Bibliothek eine der ältesten Copien jener unter Pabst Nicolaus V. aus einem deutschen

---

1) An R. 10. Jan. 1840. 2) R. theilte Hermann am 17. Februar 1840 brieflich seine Herstellung der Scene mit, Hermanns Antwort kam erst Ende Februar, am 27. März bat R. um die Erlaubniss, sie für die Parerga verwerthen zu dürfen. 3) Ein hinterlassenes Convolut giebt Zeugniss davon. An Fleckeisen schreibt R. 13. April 1857 (als ihm die Emendation der vita Terentii zu schaffen machte), dass er über die verwickelte Chronologie der Terenzischen Stücke „vor Jahren viel gedüftelt" habe, was er aus seinen Papieren zusammensuchen müsse.

Kloster nach Italien gebrachten Handschriften entdeckt, welcher allein man den Besitz des Dialogus de oratoribus, der Germania und eines Theils der Suetonischen Litteraturbiographien verdankt. In seiner Ausgabe (1841) war auch die merkwürdige Notiz mitgetheilt, welche der Italiäner Jovianus Pontanus, der gelehrte Abschreiber jenes verschollenen Archetypus, an den Rand gesetzt hatte, dass nämlich ein Paduaner des 15. Jahrhunderts, Namens Secco Polentone, bekannt durch ein grosses, auch jetzt nur zum kleineren Theil gedrucktes, compilatorisches Werk 'Scriptorum illustrium latinae linguae', die verlorenen Theile der Suetonischen Schrift de oratoribus und de poetis wieder aufgefunden, aber aus Missgunst und Hochmuth verbrannt habe. Was lag auf den ersten Blick näher als der Argwohn, dass er dies nur gethan habe, um seinem eigenen Machwerk desto mehr Ansehn und Ruhm zu sichern, dass er die unschätzbaren Nachrichten Suetons auf das reichlichste darin ausgebeutet haben werde und mithin nach Abzug etwaiger Phrasen und Thorheiten der echte Kern antiker Litteraturkunde sich aus allem Wust müsse herausschälen lassen. Und auf welche stattliche Reihe altrömischer Dichter, die gleichsam wieder Leben für die Wissenschaft gewinnen würden, durfte man rechnen, wenn man die Chronik des Hieronymus durchlief, dessen magre Artikel ja, wie schon Scaliger gesehen, aus keiner andren Quelle als den Suetonischen Biographien geschöpft sind! Also eine Handschrift des Polentone in Italien aufzutreiben, vorläufig wenigstens einige Excerpte zur Probe daraus zu nehmen schien unsrem eifrigen Schatzgräber so unermesslich wichtig, dass man zuvörderst gar nicht danach zu fragen habe, woher das Geld dazu kommen solle. In diesem Sinne wurde Welcker, der einen Theil des Winters 1842/3 in Rom zubrachte, zu Hülfe gerufen.[1])

Wie misslich es aber mit der Benutzung des vermeintlichen Fundamentes nicht nur für römische Litteratur-, sondern für allgemeine Geschichte, ich meine der Chronik des Hieronymus stehe, das durchschaute R.s unbestechlicher

1) R. an Welcker 10. Febr. 1843.

Scharfblick im Verlauf dieser Studien vor allen seinen Zeitgenossen. Der von den damaligen Philologen fast ganz ungekannte, seltene Commentar des Bischofs Pontacus (1604), den er nach jahrelangem Suchen endlich für ganz kurze Zeit in seine Hände bekommen hatte, verschaffte ihm bald die Einsicht, dass die chronologischen Angaben, wie sie in Scaligers Text verzeichnet stehen, durch die willkürliche Stellung der Data zu diesem oder jenem Jahre im allerhöchsten Grade unsicher seien, dass demnach unzählige chronologische Untersuchungen, und grade die genauesten und gewissenhaftesten, die auf solcher Basis geführt sind, einer durchgreifenden Revision bedürften, vor Allem aber eine neue kritische Bearbeitung der Chronik des Eusebius-Hieronymus dringend nothwendig sei, welche die oft um 4—10 Jahre differirenden Angaben der Handschriften treu und übersichtlich verzeichne.[1]) Ja er selbst ging schon im Jahr 1842 mit dem Plane um, sich dieser Aufgabe zu unterziehen. Leider ist sein Anerbieten, eine Ausgabe als Theil des von Niebuhr angeregten, unter den Auspicien der Berliner Akademie besorgten Corpus Byzantinorum zu liefern[2]), nicht zur Ausführung gekommen, vielleicht aus äusseren Gründen. Einige Decennien später hat einer seiner Schüler, Alfred Schoene, den Gedanken einer kritischen Ausgabe verwirklicht.[3])

Zunächst regte die sehr flüchtige Publication der Suetonschen Schrift von Tross einen Aufsatz für das Rheinische Museum[4]) an, in welchem der Verf. seine Ansichten über den ursprünglichen Bestand des Suetonischen Werkes de

---

1) R. an Welcker 10. Februar 1843. 2) Lachmann an R. 13. Mai 1842: „Die Byzantiner-Commission, die jetzt nur aus Bekker, Boeckh und mir besteht, hat sich über Ihr Anerbieten wegen des Chron. Hieron. besprochen. Wir finden es durchaus dankenswerth und annehmlich. Nur scheint es auch bedenklich den Umfang der Sammlung noch mehr zu erweitern. Da dies Bedenken aber nur buchhändlerisch ist, so scheint es uns am natürlichsten die Sache Ihnen und Weber" (dem Verleger) „zu überlassen. Findet er gut Ihre Arbeit als einen Band des Corpus zu geben, so können wir uns nur darüber freuen und Ihnen herzlich danken." 3) Der zuerst, 1866, erschienene zweite Band ist Mommsen und Ritschl gewidmet. 4) II (1843) S. 615 ff. = Parerga 609 ff.

viris inlustribus entwickelte, die ausschliessliche Benutzung desselben durch Hieronymus, und wiederum Varro's Bücher de poetis als Quelle für den betreffenden Abschnitt des Sueton nachwies. Wie trügerisch aber, auch abgesehen von der Scaligerschen Textgestaltung, die chronologischen Data des Hieronymus seien, zeigte er, indem er die erhaltenen Theile des Suetonischen Werkes als Maassstab anlegte und nachwies, dass die Ansätze des ehrenwerthen Kirchenvaters, wo sein Gewährsmann ihn im Stiche liess, auf den oberflächlichsten, ungefähren Schlüssen aus Lebensumständen und oft ganz zufälligen Zusammenstellungen beruhten. Um so nachdrücklicher machte er auf den zu hoffenden Gewinn aus der Compilation des Polentone aufmerksam. Und wirklich gelang es dem Spüreifer Heinrich Brunns, der sich damit gewissermassen seine italiänischen Sporen verdienen sollte, eine Handschrift des kostbaren Werkes in Florenz aufzutreiben. Eine vorläufige Notiz aus dem vorgesetzten Inhaltsverzeichniss enttäuschte freilich schon einigermassen, da Sueton grade von den ältesten Dichtern viel mehr behandelt hatte, als hier verzeichnet stand. Aber vielleicht war die Handschrift, oder doch der Index unvollständig. Die zu erwartenden Abschriften und Auszüge, auf die R. wegen seiner grade brennenden Untersuchungen über die Dichter des 6. Jahrhunderts äusserst gespannt war, mussten ja Alles aufklären.[1]) Aber diese schönen Illusionen wurden auf das grausamste zerstört durch die erste Probe[2]), welche ein alter Zuhörer, J. Resler, von dem Laurentianus einsandte: „nicht ein Wort ist alt an dem ganzen, höchst inhaltleeren Geschwätz“, schrieb R. an Brunn (17. Mai 1844), und verbat sich, nachdem die Sache hiermit gründlich aufs Reine gebracht war, alle weiteren Mittheilungen. Das lockende Irrlicht einer Gelehrtenanekdote, wie sie die Lust der Italiäner am Fabuliren zu erzeugen pflegt, war eben erloschen.

Alle bisher erwähnten Abhandlungen, welche sich um Plautus und Terenz gruppiren, waren nach bewusstem

---

1) R. an Brunn 1. Januar 1844. 2) Vgl. Parerga 632.

Plane[1]) innerlich untereinander zusammenhängend geschrieben, um dereinst ein Buch als Vorhalle für die Textrecension beider Dichter zu bilden. Der grössere Theil derselben, in diesem Sinne geordnet, wurde für den ersten Band dieser Parerga bestimmt: kaum werde ihm das ἔργον ebensoviel Arbeit kosten, meinte damals der Verfasser.[2]) Während des besuchreichen Sommers 1844 wurde der Druck, zum Theil auch noch die Ausarbeitung, da auch fast alles früher Erschienene umgearbeitet und erweitert wurde, gefördert.[3]) Im Februar 1845 konnten die ersten Exemplare des über 40 Bogen starken Buches versendet werden. Es war gewidmet dem langjährigen Gönner Joh. Schulze zu besonderer Herzstärkung, deren er unter dem Eichhornschen Regiment bedurfte[4]), und den beiden väterlichen Freunden, dem Schwiegervater und dem Stettiner Onkel. Noch war die Zahl derer, welche sich für Plautus und Plautinische Fragen interessirten, klein, und noch kleiner die der gründlichen Kenner und einsichtigen Beurtheiler. Dass aber kein anderes Buch die Erforschung der römischen Litteraturgeschichte so bedeutend fördere als diese Parerga, darüber war von jeher unter den Kundigen nur eine Stimme. Treffend schrieb Joh. Schulze, nach der Lectüre dieser durch ihre Methode so ausgezeichneten Untersuchungen könne er sich den wohlthätigen Einfluss erklären, welchen der Verf. bildend und leitend auf seine Schüler übe.[5]) Dass ein zweiter Band, in welchem

---

1) R. an Joh. Schulze 15. Februar 1845: „Das Buch ist nicht gemacht, weil die Abhandlungen geschrieben waren, sondern diese sind geschrieben worden um das Buch zu bilden, und dieses kann sich wenigstens rücksichtlich dieser Entstehungsart mit einem berühmten Beispiel, dem des Aglaophamus, trösten.“ 2) An M. Hertz 17. Febr. 1845. 3) Praef. p. IX. 4) Boeckh an R. 30. März 1845: „Schulze'n habe ich zufällig seit der Zeit, da ich Ihr Werk erhalten, nicht gesehen; ohne Zweifel wird ihm aber Ihre schöne Dedication viele Freude gemacht haben. Ich finde dieselbe um so passender, je weniger darin unter den jetzigen Verhältnissen eine Gunstbuhlerei liegt; grade denjenigen muss man Ehre und Aufmerksamkeit erzeigen, von denen man keine Vergeltung mehr erwarten kann, und deren Einfluss und Wirksamkeit in der Vergangenheit liegt, von der Gegenwart aber ohne deren Schuld verkümmert wird.“ 5) Himmelfahrtstag 1845.

das Verhältniss des Gedruckten zum Ungedruckten das umgekehrte des ersten sein sollte, nicht erschienen ist, wär nicht seine Schuld.[1])

Bei Uebersendung der Parerga an Hermann sprach der Verf. die Absicht aus, vielleicht noch im laufenden Jahre die Ausgabe eines Plautinischen Stückes zu liefern.[2]) Aber die Homervorlesung, die Varronischen Studien, die Dionysiusverpflichtungen und die von Jahr zu Jahr sich mehrenden Amtsgeschäfte nahmen fast alle Zeit in Anspruch. Im Sommerproömium 1846 publicirte er ein für die Plautuskritik hochwichtiges altes Glossarium.[3]) Den kritischen Werth dieses Verzeichnisses, welches sich damit begnügt aus den einzelnen Stücken des Dichters die in jedem vorkommenden Adverbia ohne weitere Erklärung oder Anführung der Stelle einfach zu verzeichnen, hatte sein Scharfblick mit voller Sicherheit darin erkannt, dass diese Wörter nach der Ordnung des Textes aufeinanderfolgen, so dass sie nicht nur zur Verbesserung einzelner Irrthümer, sondern namentlich zur Aufdeckung von Lücken von entscheidendem Nutzen sind. Denn der Verfasser jenes Registers hatte, wie aus seinen Anführungen hervorgeht, noch die ganze Vidularia, unverkürzt auch Amphitruo Bacchides Aulularia und Cistellaria vor sich, lebte also vor der Zeit Priscians, wo Aulularia und Bacchides bereits verstümmelt waren. Auch ergab sich aus der Aufeinanderfolge der Stücke, dass in der Handschrift des Glossators noch ebenso wie im Ambrosianus die Bacchides nach streng alphabetischer Reihenfolge auf die Aulularia folgten, während sie später an die Stelle nach dem Epidicus gesetzt sind. Ausser diesen wichtigen Fingerzeigen brachte jenes Proömium vorläufig nur den verbesserten Wortlaut des Glossars nebst allen Varianten der Handschriften; die weitere Ausnutzung, eine treffliche Uebung auch für das philologische Seminar, blieb für das nächstemal vorbehalten. Da indessen die Geschäfte des Rectorats in den beiden fol-

---

1) Das baldige Erscheinen wird in der Vorrede zum ersten Bande p. XXXII versprochen: vgl. opusc. II p. XXI. 2) An G. Hermann 10. Febr. 1845. 3) Opusc. II 228 ff.

genden Semestern den Abschluss dieser Arbeit verhinderten, dann aber wieder neue Probleme lockten, so kam der Verfasser erst bei Zusammenstellung des zweiten Bandes seiner opuscula (1868) dazu, seine „seit vier Lustren" verborgen gehaltenen Schätze mit den inzwischen nöthig gewordenen Veränderungen, auch mit neuen Zuthaten vermehrt herauszugeben.

Während er so von den verschiedensten Seiten her die Wege für sein grosses Ziel, die Plautusausgabe, ebnete und immer neue Entdeckungen machte, immer neue Gesichtspunkte für das Verständniss des Dichters und die Herstellung seiner Werke eröffnete, während unter allen Sachverständigen nur eine Stimme war, dass der Verfasser der Parerga und kein Andrer der berufene sospitator Plauti sei, musste er nicht wenig überrascht sein, als er wenige Wochen nach dem Abschluss jenes letzten interessanten Proömiums einen vom 10. Februar datirten Brief des Professors Eduard Geppert in Berlin erhielt, der in wunderbar naivem Ton meldete, er habe im Herbst den Mailänder Palimpsest mit einer beinahe für ihn selbst überraschenden Schnelligkeit verglichen, gedenke nunmehr (wahrscheinlich in entsprechender Geschwindigkeit) nacheinander eine Reihe Plautinischer Stücke in Einzelausgaben mit kritischem Apparat, denen sich vielleicht zum Schluss eine Gesammtausgabe anreihen werde, zu veröffentlichen, und wünsche zu wissen, was man in Bezug auf Plautus von R. zu erwarten habe, damit nämlich das Gute, was dieser der gelehrten Welt etwa zugedacht habe, durch ihn nicht auf irgend eine Weise beeinträchtigt würde.[1])

Man thut dem damals noch jugendlichen Heisssporn nicht Unrecht, wenn man sagt, dass sein Selbstvertrauen in umgekehrtem Verhältniss zu seinen wissenschaftlichen Leistungen und Erfolgen stand. Dilettantisch angelegt und ungenügend geschult hatte er den Ernst strenger Arbeit weder selbst erprobt noch an Andren würdigen gelernt. Die von

1) Der vollständige Brief steht zu lesen Rhein. Mus. V 128 = opusc. II 202 ff. A.

Tieck unter Friedrich Wilhelm IV. angeregte und gepflegte Reproduction altgriechischer Dramen auf moderner Bühne (wagte man sich doch sogar an die Frösche des Aristophanes) hatte den strebsamen Privatdocenten, der auch etwas vom Schauspielregisseur in sich verspürte, auf den nicht neuen Gedanken gebracht, Plautinische Komödien im Urtext durch Studenten vor einem erlesenen Publicum zur Aufführung zu bringen. Der Erfolg war wohl geeignet, ihm in den Kopf zu steigen. Gleich der ersten Aufführung der Captivi spendeten der König selbst und der Prinz von Preussen, Humboldt, Savigny, Eichhorn und andre Grössen begeisterten Beifall. Um den einmal erweckten Enthusiasmus nicht erkalten zu lassen[1]), hatte der betriebsame dominus gregis in rascher Folge auch den Trinummus, die Menächmen, den Curculio seinen jungen Histrionen einstudiert, die aus allen Facultäten zusammengetrommelt von Plautinischer Prosodie und Metrik genau soviel verstanden wie er selbst. Indessen schadete das nichts: „unser Publicum“, versicherte er, „ist nicht so verwöhnt und lässt sich den Hiatus überall gefallen, ohne sich um seine Legitimität zu kümmern.“ Freilich sassen auch Männer wie Lachmann und Meineke unter den Zuhörern, aber über den fröhlichen Convivien, welche auf den classischen Genuss folgten, wurde eine Handvoll fehlender oder überzähliger Sylben oder auch Versfüsse leicht wieder vergessen. Die gedruckten Textausgaben mit deutscher Uebersetzung, welche dem Verständniss nachhelfen sollten, waren ephemere, fingerfertige Fabricate, für alte und junge Laien bestimmt, ohne jeden wissenschaftlichen Werth. Darauf allein beschränkten sich die Verdienste desjenigen, der als Concurrent Ritschls für die Bearbeitung des Plautus auftrat, aber nicht einmal die Parerga angesehen haben konnte, wenn er mit schonendem Zweifel die Frage an denselben richtete, ob er auch jetzt noch so vollständig von den kritischen Ueberzeugungen in Beziehung auf Plautus durchdrungen sei, die er im Schreiben an G. Hermann ausgesprochen, ob ihm auch jetzt noch die von Bentley durch-

1) Geppert an R. 5. Nov. 1844.

geführte Correctheit in prosodischer Hinsicht das Ideal sei, nach dem die Kritik bei Plautus zu streben habe. Dem Schreiben folgte nach wenigen Wochen, im April, die verheissene Ausgabe des Rudens, mit einer Vorrede, welche die ersten Proben der neuen Palimpsestcollation brachte und den metrisch-prosodischen Standpunkt des Verfassers mit kindlicher Unbefangenheit darlegte. Ein Blick genügte dem Kundigen, um den Werth des Machwerks erkennen zu lassen. R., der ohnehin seinem Freund Schneidewin einen Beitrag für den kürzlich gegründeten Philologus versprochen hatte, setzte sich, obgleich „eben im ersten fervor der Collegien“[1]), augenblicklich hin, um in Form eines offnen Briefes an den Göttinger Collegen dem Berliner Pfuscher die gebührende Antwort zu ertheilen. Unter der Hand wuchs ihm der Stoff an, so dass eine Art Recension daraus wurde, die er nun der schnelleren Veröffentlichung halber unter dem Titel „Ueber die jüngsten Plautinischen Studien. An Professor Schneidewin in Göttingen“, dem eben im Abschluss begriffenen Heft des Rheinischen Museums rasch noch einfügte.[2])

Es war eine grausame, aber verdiente Execution. Geppert hatte sich gegenüber den Ermittelungen der Stubengelehrten auf seine Bühnenerfahrung berufen. „Man muss die Verse des Plautus, die für die Bühne und nicht für das Studierzimmer bestimmt sind, selbst gesprochen und oftmals gehört haben, um zu bemerken, wie sehr der Dialog durch diesen Mangel an Correctheit dafür an Lebendigkeit, Energie und Deutlichkeit gewinnt.“ Es bedürfe „eines oftmaligen und gewissenhaften Anhörens der Verse“, um „der Plautinischen Sprache ihren eigenthümlichen Klang abzulauschen“. Mit Recht machte sich R. darüber lustig, „was so eine praktische Bühnenroutine für grammatische und metrische Wunder bewirke, und nicht nur möglich, nein schön mache, was wir bisher im Studierzimmer für pure Unmöglichkeit und Abscheulichkeit gehalten haben“. Er führt eine hübsche Schaar

1) An Schneidewin 29. April 1846. 2) Rhein. Mus. V (1846) S. 128—160 = opusc. II 202—227.

solcher „kleiner und grosser Ungeheuer“, auf gutes Glück ohne vieles Suchen aus dem Geppertschen Text herausgegriffen, vor, welche ein Sündenregister knabenhafter Schnitzer darstellen und wonach die Theorie des neuen Herausgebers auf den einfachen Satz hinausläuft, dass „so ziemlich jeder Fuss für jeden Fuss“ stehen könne. Das Wunder aber, durch welches jene Bestien in „wohlgezogene, liebliche Hausthiere“ verwandelt werden und Vertauschungen, wobei dem Gelehrten im Studierzimmer die Haare zu Berge stehen, im Munde der gelehrigen Histrionen auf der Bühne so schön klingen, offenbart sich als das bekannte 'keine Hexerei, meine Herren, nichts als die pure Geschwindigkeit'. Nur seien diese Taschenspielerstückchen nicht neu, sondern bereits von den Herren Weise und Lindemann hinreichend verwerthet. Zu verwundern bleibe nur, dass eine so weitherzige Theorie sich noch irgend einen Zwang anthue und den Plautinischen Vers nicht in ähnlicher Weise definire wie neuerlich der Saturnische Vers definirt sei, „als der Vers, dessen Gesetz darin bestehe kein Gesetz zu haben“. In weiterer Entwickelung der neuen Erkenntniss werde man es wohl noch erleben, „dass nicht nur *vicissitudinibus* für einsilbig, sondern vielleicht auch *est* für einen Proceleusmaticus erklärt werde“.

Das völlig nichtssagende, verworrene und begriffslose Geschwätz des Herausgebers über die Berechtigung des Hiatus führt dann zu einer Beleuchtung seiner „kindlichen Vorstellungen von Kritik“, welche zu folgendem Schluss gelangt: „Es giebt ein Wort, worin der Inbegriff aller philologischen Kunst und Wissenschaft liegt, das aber Herr G. nur vom Hörensagen kennt. Herr G. hat keinen Begriff von Methode. Das ist der Schlüssel zum Verständniss seiner ganzen Thorheiten.“ Da sich aber derselbe für seine „kecken Lehrsätze“ auf das Zeugniss des Palimpsestes berufen und damit die Glaubwürdigkeit der R.schen Vergleichung in Abrede gestellt hat, so wird ihm durch eine Menge der auffallendsten Berichtigungen und Nachträge zu nur einer Palimpsestseite nachgewiesen, dass die Hälfte der Varianten übergangen, die Hälfte falsch angegeben sei. „Fragte man ihn aufs Gewissen, gewiss er würde bekennen, dass der Mailänder Palimpsest der erste

codex manuscriptus ist, den er in Händen gehabt hat." Schliesslich stellt der Verfasser in Aussicht, dass er sich auch den folgenden kritischen Einzelausgaben des Herrn G. „als treuen Begleiter und stetigen, wenn auch freilich nachhinkenden Mitarbeiter" durch ähnliche Ergänzungen wie hier zum Rudens unmittelbar anschliessen werde, eine Drohung, welche er freilich weder ausgeführt noch ernst gemeint hat, denn dieses eine Exempel genügte vollkommen, um den Urtheilsfähigen zu zeigen, was von Geppertschen Plautusausgaben zu halten und zu erwarten sei. Es ist die vernichtendste Kritik, die er je an einem Gegner geübt hat, sachlich durchaus zutreffend, in der Form allerdings sehr gesalzen und nicht höflich, aber gerechtfertigt durch die Selbstüberschätzung des Unberufenen, der ihm in die langgepflegte Ernte einzufallen drohte[1]): in späteren Jahren gestand er selbst, dass er sie „heutzutage vermuthlich anders wählen würde."[2]) Die Berliner, welche die Geppertschen Bühnenleistungen mit so lebhaftem Beifallklatschen belohnt hatten, waren über so respectswidrigen Ton aus der Provinz einigermassen verschnupft. Als R. im August mit Schelling in Karlsbad zusammentraf, entspann sich bei der ersten Begrüssung folgender Dialog.[3]) „Ich habe von Ihnen gehört in Berlin." — „Das kann wohl sein, Herr Geheimerath, ich höre auch von Ihnen in Bonn." — „Ich habe gehört, Sie hätten dem armen Geppert arg mitgespielt, dem Ich mich, ich gestehe es, sehr verpflichtet fühle für die äusserst gelungenen theatralischen Aufführungen, durch die er uns die antike Komödie ungemein lebendig vergegenwärtigt hat." — „Es thut mir leid, Ihnen dieses Vergnügen durch meine unabsichtliche Bosheit vergällt zu haben; aber ich habe auch nicht seine Verdienste als Schauspieler und maître de plaisir angefochten, sondern nur den Philologen und Kritiker zurechtgewiesen, und nicht leiden wollen, dass er die Schauspielerei auf dieses Gebiet herüberpflanze." — „So; das verstehe ich freilich nicht." — „Ich aber ein wenig, wie ich mir einbilde."

1) R. an Joh. Schulze 21. Juli 1846. 2) Anmerkung zu opusc. II 202. 3) R. an Lehrs 15. Sept. 1846.

Der Zurechtgewiesene selbst fand doch nöthig, noch einmal nach Mailand zu gehen, um dort seine Collationen nach Kräften zu revidiren. Er hat sich dann in einer von seiner sonstigen Harmlosigkeit sehr abstechenden, bösartigen Schrift an seinem Gegner zu rächen gesucht, der aber auf weitere Discussionen mit ihm sich nie eingelassen und die Entscheidung getrost der Zeit anheimgestellt hat.[1]) Auch gegenüber dem gänzlich verunglückten Versuch, die begrabenen falschen Namen des Dichters wieder ins Leben zurückzuführen, überliess er die kunstgerechte Widerlegung der langmüthigen Feder von M. Hertz: er selbst begnügte sich bei Gelegenheit[2]) in heitrem Ton einige Schlaglichter auf die eigenthümliche Gelehrsamkeit des Berliner Professors zu werfen, welchen ein hochberühmter College desselben noch vor wenigen Jahren (1850) in seinem bedeutendsten Werke, die Eingeweihten behaupteten, aus freilich tief versteckter Ironie, als „hochgelehrt" (*doctissimus*) verewigt hatte.[3])

Die Parerga trugen dem Verfasser die Wahl zum correspondirenden Mitgliede der Berliner Akademie ein[4]), gleichzeitig mit Lehrs. Uebrigens war es die erste bedeutendere Auszeichnung dieser Art, welche seinen wissenschaftlichen Verdiensten von einer gelehrten Corporation gezollt wurde. Denn die Aufnahme unter die Membri ordinarj des archäologischen Instituts in Rom war wohl mehr ein Act der Courtoisie gewesen, veranlasst durch Braun, gleichsam eine Aufmunterung zu fleissigen Beiträgen. Sonst war ihm bisher nur ein schön verziertes Ehrendiplom des Wetzlarschen Vereins für Geschicht- und Alterthumskunde[5]) und die Anerkennung der K. Pr. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zu Theil geworden, welche in dem neuen Mitgliede eine Bürgschaft mehr dafür gewonnen zu haben hoffte, „dass die Palme der Wissenschaft auch Früchte für das Leben trage".[6])

---

1) Proleg. ad Trin. p. XII f. = opusc. V 290. praef. ad Stichum p. VIII. 2) Praef. ad Mercatorem (1854) p. XI f. 3) Lachmann Lucr. p. 159. 4) Diplom vom Februar 1845. 5) Vom 10. Juni 1840. 6) Diplom vom 12. October 1840.

Nicht würdiger und bedeutungsvoller konnte der neu erwählte Berliner Akademiker der gelehrten Körperschaft, zu deren Mitglied er berufen war, Dank und Huldigung darbringen, als durch die inhalt- und ergebnissreiche Abhandlung über Varro's Disciplinarum libri.[1]) Dieselbe zeigte, dass jener Kreis der sieben freien Künste (Grammatik Rhetorik Dialektik Arithmetik Musik Geometrie Astronomie, in verschieden überlieferter Reihenfolge), in welchen das encyclopädische Wissen des Mittelalters eingeschlossen war, zuerst von dem römischen Polyhistor beschrieben ist, nur dass derselbe ursprünglich noch Medicin und Architektur, also 9 Disciplinae umfasste, von denen jeder ein besonderes Buch gewidmet war. Von Isidor rückwärts bis auf die Quelle verfolgte R. die Ausflüsse und Leitungen dieser encyclopädischen Tradition, und gewann somit neue Fundgruben, um unsere Kenntniss Varronischer Gelehrsamkeit aus ihnen zu bereichern. Zunächst galt es aus directen Citaten und geschickter Combination derselben eine feste Grundlage zur Bestimmung des näheren Inhaltes der einzelnen Bücher, der Behandlungsweise und der Anordnung herzustellen. Schwieriger war die Ausfüllung dieses Rahmens durch Brocken, welche ohne ausdrückliches Zeugniss dennoch in sachlicher Verwandtschaft dazu zu stehen schienen. Da nämlich Varro, ehe er im Greisenalter, als ein hoher Achtziger (wie am Schluss nachgewiesen wird) die Summe seiner umfassenden Gelehrsamkeit in diesem letzten Werke vereinigte, die einzelnen Wissenschaften (besonders Grammatik Metrik Geographie) in mannigfachen Specialschriften bearbeitet hatte, kam es darauf an, aus den ungesichteten Resten Varronischer Erudition diejenigen auszuscheiden, welche auf Grund umsichtiger Erwägung mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit jenem encyclopädischen Werke, welche dagegen andren Schriften zuzuschreiben seien. Wenn auch Vieles hier problematisch bleiben musste, so eröffneten sich doch manche interessante

---

1) Bonner Programm zum 15. October 1845 = opusc. III 352—402. Die Abhandlung war bereits Anfangs Mai fertig ausgearbeitet: R. an Hertz 4. Mai 1845.

Einblicke in die Gliederung des Varronischen Wissenschaftssystems, während durch die negativen Resultate die nähere Erkenntniss und schärfere Unterscheidung seiner wissenschaftlichen Sonderschriften gefördert wurde. So lernte man z. B., dass Varro unter den Begriff der Geometrie nicht nur u. A. die Optik in engerem Sinne, sondern in ihrem praktischen Theile ausser der Gromatik (der Feldmesserkunde) auch die Geographie, insbesondere Geodäsie eingeschlossen hat.

Wie R. durch Plautus auf Varro's Studien über denselben Dichter und das gesammte altrömische Drama geführt war und in wie fruchtbaren Zusammenhang er die bezüglichen Forschungen des grossen römischen Litterarhistorikers mit denjenigen Problemen gebracht hatte, die ihm selbst zu lösen am Herzen lag, ist bereits angedeutet worden (S. 103). Aber die einmal betretene Spur führte ihn tief hinein in den weiten Bereich der Varronischen Schriftstellerei. Die zahlreichen Bruchstücke derselben zu sammeln, zu sichten und in den richtigen Zusammenhang zu bringen hat R. in einer Reihe musterhafter Untersuchungen den mächtigsten Anstoss gegeben. Ueber die Anfänge der Bühne (*de scaenicis originibus*) hatte Varro eine Schrift in mehreren Büchern verfasst, welche, wie es nach einer Anführung bei Servius scheint, auch den Titel *Scaurus* trug. Nach wem war sie so benannt? in welcher Beziehung stand diese Person zu jenem Stoff? und woher der Doppeltitel? Diese Fragen führten zu der interessanten Untersuchung über die sogenannten logistorici Varro's, jene ethisch-historischen Essays über die mannigfachsten Capitel menschlicher Wissbegierde oder Reflexión. Sie war bereits abgeschlossen, als R. seine Vorrede zu den Parerga schrieb[1]), wurde im Frühling 1845 zu Papier gebracht[2]) und erschien nach mehreren Monaten als Proömium[3]) für den Winter 1845/6. Die mit grosser Sicherheit in ruhig fortschreitenden Schlüssen ermittelten Resultate stellten als Kriterien jener Gruppe Folgendes fest.

---

1) Parerga praef. p. XXXIII, datirt vom November 1844. 2) R. an G. Hermann 3. Aug. 1845. 3) opusc. III 403—418: vgl. p. 416. Die Anfänge dieser Studien über die logistorici lassen sich durch das Mittelglied des Aristo Ceus bis auf die Halle-Breslauer Zeit zurückverfolgen: vgl. opusc. I 553.

Die Form der Doppeltitel ist den Varronischen logistorici mit den Satiren gemein. Während aber der Inhalt dieser stets in griechischen Worten angegeben war, hatten jene stets zwei lateinische Titel, von denen der eine ein Personenname, der andre sachlich war, z. B. 'Catus de liberis educandis'. Jener Personenname war fast ohne Ausnahme ein cognomen, der Träger desselben stand sowohl zu dem Inhalt des Buches in sachlicher als zu dem Verfasser in freundschaftlicher Beziehung. Aus der Musterung dieser Namen und der sehr glücklichen näheren Bestimmung der von dem Verf. gemeinten Persönlichkeiten ergiebt sich, wie weit der Kreis mehr oder weniger bedeutender Zeitgenossen war, welche an den Studien des universalen Gelehrten Antheil nahmen und dafür mit der Ehre einer litterarischen Dedication, welche jedesmal den besonderen Neigungen und Verhältnissen sinnig angepasst war, bedacht wurden. Durch die gewonnenen Kriterien war es möglich, 18 verschiedene logistorici festzustellen, und die Musterung der Personen, welchen dieselben gewidmet sein mögen, ergab auch eine gewisse Lebensperiode (um das Ende des 7. und den Anfang des 8. Jahrhunderts) als Zeit der Abfassung.

Sämmtlichen Untersuchungen über Zahl, Inhalt und gegenseitiges Verhältniss der Varronischen Schriften sollte aber bald durch eine so werthvolle wie unverhoffte Entdeckung zum erstenmal ein urkundlicher Anhalt geboten werden. Man wusste, dass Hieronymus in einem seiner Briefe an Paula ein Verzeichniss der Schriften des Varro entworfen hatte, „um zu zeigen, wie weit die Fruchtbarkeit dieses grössten römischen Polygraphen dennoch zurückstehe hinter der des Origenes". Aber leider hatte Rufinus in seiner gegen Hieronymus gerichteten Apologie, in die grössere Stücke aus jenem Brief wörtlich aufgenommen sind, grade bei Beginn des Varronischen Schriftenverzeichnisses sein Excerpt abgebrochen. Niemand ahnte, dass sich der wichtige Abschnitt des Hieronymusbriefes unversehrt in eine Einleitung zu Homilien des Origenes über die Genesis gerettet hatte, welche in einer Handschrift der Stadtbibliothek zu Arras zu lesen ist. Ein Abdruck derselben auf einem Doppelblatt in Folio fiel Urlichs

in die Hände, als er im Sommer 1847 die durch Hänels Manuscripten-Katalog bekannten handschriftlichen Schätze des Sir Thomas Phillipps zu Middlehill durchmusterte. Ein Exemplar dieses Druckes (das letzte der noch vorhandenen) gelangte durch den glücklichen Finder an Ritschl, der sich beeilte, dieses κειμήλιον im Rheinischen Museum (1848) nicht nur zu veröffentlichen, sondern mit einem ungemein reichhaltigen, aus dem Vollen geschöpften Commentar[1]), wie nur er ihn liefern konnte, zu begleiten, nachdem er schon vorher den Genossen des Kränzchens, wie oben (S. 69) berichtet, Vortrag darüber gehalten hatte. Leider hat selbst Hieronymus unter dem Vorwande, seinen Lesern die Langeweile zu ersparen, die Aufzählung der Varronischen Schriften nicht zu Ende geführt, so dass auch so gar manche Frage noch schwebend bleiben musste; aber dennoch war der Gewinn noch gross genug, den der Verf. unter folgenden vier Gesichtspunkten zusammenfasste: die Kunde neuer Büchertitel; die Bestätigung schon bekannter, aber angezweifelter, und Scheidung solcher, die man zusammengeworfen hatte; neue oder richtigere Bestimmung der Bücherzahl einzelner Werke; die jetzt erst gegebene Möglichkeit, den Gesammtumfang der Varronischen Schriftstellerei annähernd zu berechnen. So entfaltet nun die eingehende Beleuchtung der neugefundenen Urkunde ein wahrhaft grossartiges Bild von der staunenswerthen Vielseitigkeit des Varronischen Talentes, „nicht nur innerhalb der Grenzen wissenschaftlicher Forschung, sondern auch im Gebiete freier Darstellung in Prosa wie in Poesie“. Man lernte den zwischen phantastisch-humoristischer Gestaltungslust und umfassender Gelehrsamkeit wunderbar getheilten Mann als schaffenden Dichter in mehreren Gattungen kennen. Ein erstaunliches Beispiel, in welchem Maass die Begriffe von dem Umfange seiner Production in einzelnen Gattungen corrigirt wurden, liefert der Ansatz von 76 logistorici, deren die bisherige Forschung nur 18 zu ermitteln gewusst hatte. Mit welcher Umsicht und Gelehrsamkeit nun der Verfasser die gewaltigen Massen durchdringt, jedem Werk seinen an-

1) Die Schriftstellerei des M. Terentius Varro = opusc. III 419—505.

gemessenen Platz anweist, die Vertheilung des Stoffs durch die einzelnen Bücher, z. B. des grossen sprachwissenschaftlichen Werkes (de lingua latina) feststellt und was von Nachrichten oder Bruchstücken erhalten ist zur näheren Bestimmung zu verwerthen weiss, kann hier unmöglich im Einzelnen ausgeführt werden. Zu beklagen ist nur, dass einem Forscher von so weitem, durchdringendem Blick und so viel besonnener Maasshaltung im Combiniren die Zeit gefehlt hat zu einer vollständigen Bearbeitung der Varronischen Fragmente, einer Aufgabe, welche der Verfasser auch bei dieser Gelegenheit wieder als ein dringendes Bedürfniss der Wissenschaft bezeichnete: leider ist es noch immer nicht befriedigt. Wer aber einst die schwierige Arbeit, bei der schon so Mancher ermüdet ist, glücklich zu Ende führen wird, der findet auf Schritt und Tritt leitende Gesichtspunkte und Fingerzeige in dieser durchsichtigen und ungemein frischen Abhandlung. Besonders fein ist die Schlusscombination. Nachdem die ungefähre Schätzung des Gesammtumfanges der Varronischen Schriftstellerei zu der Zahl von höchstens 74 Werken in etwa 620 Büchern geführt hat, erhebt sich die Frage nach der Quelle, aus welcher Hieronymus sein Verzeichniss geschöpft haben mag, und es wird bis zur Evidenz wahrscheinlich gemacht, dass er es nirgends anders her hatte als von Varro selbst und zwar aus dessen Selbstbiographie (de vita sua), wodurch denn der unschätzbare Werth des merkwürdigen Fundes vollends besiegelt wird. Eine genaue und für den Theil, welcher Varro angeht, facsimilirte Copie jener Einleitung nach der Arraser Handschrift (aus dem 12. oder 13. Jahrhundert) von August Schleicher für R. angefertigt, brachte das Winterproömium 1849/50.[1]) Später kamen durch eine Publication von Chappuis zwei neue Quellen für die kritische Sicherstellung des Textes hinzu, da sich auch in der grossen Pariser Bibliothek zwei Handschriften jener Homilien mit dem Katalog gefunden hatten. Den nicht unwichtigen Ertrag derselben verfehlte R. nicht den Lesern seines Rheinischen Museums (1857) mitzutheilen und zu erläutern.[2])

1) Opusc. III 506 f. 2) Rhein. Mus. XII S. 147—154 = opusc. III 522—530.

Eines war unter den Varronischen Werken, an dem R. gewissermassen ein individuell persönliches Interesse nahm, das waren die Imagines. Bildnisse berühmter Männer, besonders von Gelehrten und Schriftstellern zu sammeln hatte ihm von jeher Vergnügen gemacht. Er liebte sein Studierzimmer mit den Porträts verstorbener und lebender Philologen zu schmücken, und die Freunde nah und fern mussten ihm behülflich sein, die Lücken zu füllen. Nun wusste man aus dem Bericht des Plinius, dass Varro ein Album von 700 Bildnissen berühmter Männer zusammengestellt hatte, und aus anderweitigen Quellen, dass, nach der Siebenzahl in Gruppen (Hebdomaden) geordnet, sowohl ausländische als römische Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Feldherren und Staatsmänner darin vertreten waren und jedes einzelne Bildniss mit einem metrischen Epigramm und erläuterndem Prosatext versehen war, ein für jene Zeit grossartiges Unternehmen, dessen Neuheit und Bedeutung Plinius in überschwänglicher Rhetorik feiert. Durch Hieronymus erfuhr man nun, dass dieses Werk nicht, wie man auf gutes Glück angenommen, aus 100, sondern aus 15 Büchern[1]) bestanden hatte. Mit diesem Anhalt nun die Oekonomie und Tendenz des Ganzen durch Combination zu ermitteln, das weite Fachwerk, soweit die geringen Notizen auf die Spur helfen, im Einzelnen auszufüllen, reizte die Phantasie nicht weniger als den Scharfsinn R.s, so dass er diesen Zweig seiner Varronischen Studien allein auch in späterer Zeit noch weiter gepflegt hat, bis die Frage zu einem gewissen Abschluss gelangt war. Des Zusammenhangs wegen sei es gestattet, dieses Capitel hier weiter zu verfolgen, wenn auch der folgenden Periode damit vorgegriffen wird.

Das in dem oben erwähnten Aufsatz über die Schriftstellerei des Varro nur kurz berührte Problem (opusc. III 452) wurde zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht in dem Proömium[2]) für den Winter 1856/7. Die anregende und treibende

1) In dem Katalog von Phillipps steht 51 durch einen Schreibfehler, welchen die Collation sowohl der Arraser als der Pariser Handschriften berichtigt: opusc. III 507. 509. 2) Wiederholt in Prooemiorum Bonnensium Decas (1861) n. VI und opusc. III 508—522.

Kraft, welche der Methode und der Darstellungsweise des Verfassers eigen war, brachte auch diesmal eine fruchtbare Discussion[1]) in Fluss, so dass „gleichsam unter den Augen des Publicums“ die anfangs so dunkle und schlüpfrige Frage Licht und festen Boden gewann. Es wird nicht ohne Interesse sein, an diesem einen Beispiel zu zeigen, wie auch in der Philologie die Ἔρις ἀγαθή allmälig aber stetig dem Ziele näher führt.

Durch Gellius weiss man, dass im ersten Buch der Hebdomades von Varro nach seiner mystisch-doctrinären Weise über die Bedeutung der Siebenzahl gehandelt war, ebenso wie andren Werken desselben Verfassers (den libri divinarum rerum, humanarum rerum, de lingua latina) je ein einleitendes Buch mit allgemeinen theoretischen Erörterungen vorausgeschickt war. Wie waren nun die 100 Hebdomaden auf die übrigbleibenden 14 Bücher vertheilt? Die mit grosser Consequenz durchgeführte Liebhaberei des Sammlers für symmetrische Anordnung lässt nur eíne Möglichkeit zu, nämlich die Vertheilung von je 7 Hebdomaden (49 Bildnissen) auf jedes einzelne Buch. Wenn sich hieraus eine Gesammtsumme von nur 686 Porträts ergab, so bot sich zunächst nur die Auskunft, dass Plinius diese Zahl willkürlich zu 700 abgerundet haben möge. Eine zweite Hauptfrage war die Aufeinanderfolge der Bücher nach ihrem Inhalte. Einen Wink hierüber giebt Ausonius, welcher 7 griechische Architekten aufzählt, die im 10. Buch der Varronischen Hebdomaden zusammengestellt seien. Nun lässt sich nach der bekannten Ambition der Römer überhaupt und des Varro besonders mit Sicherheit voraussetzen, dass er Griechen und Römer, oder vielmehr Italer (d. h. römische Staatsangehörige) und Ausländer (letztere natürlich mit dem Schwergewicht auf Griechenland) nicht bunt durcheinander geworfen, sondern in der bestimmten Absicht in geschlossenen Gruppen gegenübergestellt habe, um zu erweisen, dass seine Landsleute es den Fremden insgesammt in der Zahl der

1) Die Actenstücke sind durch C. Wachsmuth zusammengestellt in opusc. III 508—592.

Berühmtheiten gleich gethan haben. Hieraus ergab sich eine Anordnung der 14 Bücher nach 7 Dyaden, so dass immer in zwei aufeinanderfolgenden Büchern dieselben Kategorien der Römer und der Fremden parallelisirt waren, ein Princip, das z. B. in der historischen Beispielsammlung des Valerius Maximus, vermuthlich nach Varronischem Muster, durchgeführt ist. Freilich war es dem ehrgeizigen Römer nur dadurch möglich das gewünschte Gleichgewicht herzustellen, dass er die Verdienste seiner Landsleute auf gewissen Gebieten überschätzte, auch eine Niederlage auf dem einen durch einen Sieg auf dem andren ausglich, wie er denn auch bei der Auswahl der Bilder auf den disponiblen Vorrath angewiesen war. Nach jenem Wink des Ausonius müssten also die Bücher mit graden Zahlen den Fremden, die mit ungraden den Römern gewidmet gewesen sein. Zwar erwähnt Gellius, dass im ersten Buch die Zeit Homers bestimmt war: er könnte aber das einleitende nicht mitgerechnet und das erste der eigentlichen Imagines gemeint haben. Für theilweise Ausfüllung der einzelnen Hebdomades boten sich die Listen griechischer Aerzte, griechischer Erzbildner bei Plinius, welche letzteren Brunn auf Varro zurückführte.

So weit R. in dem erwähnten Proömium. Die beiden schwachen Punkte seiner Auseinandersetzung griff Mercklin[1]) mit Erfolg an und brachte sie mit einem Schlage zu erfreulichem Abschluss. Wenn schon Urlichs und Hertz in Briefen[2]) übereinstimmend sich der an der Gesammtsumme von 700 imagines fehlenden doppelten Siebenzahl durch die Unterstellung von 14 Titelvignetten angenommen hatten, so combinirte Mercklin dieses Deficit mit dem von R. etwas künstlich umgedeuteten Zeugniss des Gellius über Homer, und nahm dafür den von ihm verworfenen Gedanken auf, dass auf die theoretische Erörterung im ersten Buch auch noch zur vorläufigen Exemplification eine Doppelgruppe von je 7 Bildern, paradigmatische Repräsentanten der sämmtlichen Kategorien darstellend, gefolgt sein möchte. Den Quellen für Ermittelung der Hebdomaden auf litterarischem Gebiet

1) Prooemium indicis scholarum Dorpatensium a. 1857 = opusc. III 530—544. 2) Vgl. opusc. III 529 f. R. an Hertz 30. Nov. 1856.

fügte er mit glücklichem Blick das 10. Buch des Quintilian hinzu, wie später M. Schmidt[1]) auf einige Hebdomaden bei Hygin hinwies.

Dem Mercklinschen Vorschlag, betreffend das erste Buch, stimmte R. im Proömium[2]) für den Sommer 1858 freudig zu, um nunmehr die 7 Kategorien berühmter Persönlichkeiten, welche in den 7 Doppelbüchern (2—15) dargestellt waren, nach allgemeinen Gesichtspunkten möglichst zwingender Art festzustellen. Den Anschauungen des gesammten Alterthums sich anschliessend schied er zunächst öffentliches und Privatleben: jenem sprach er als Hauptfelder des Ruhms zu: Krieg und Politik, diesem Litteratur und Künste; letztere nach den 3 Gruppen der Erzbildner, Bildhauer und Maler. In der ersteren fügte er zu Poesie und künstlerischer Prosa (vertreten durch Redner, Historiker, Philosophen) mit geschicktem Griff als dritte Reihe die Fachwissenschaften, disciplinae, hinzu. Da Varro nach eignen Angaben die Imagines nach zurückgelegtem 77sten, die Disciplinarum libri im 83. Lebensjahre herausgegeben hat, so mochte ihm schon bei jenem wenig früheren Werk der Gedanke an die disciplinae nahe liegen, deren Neunzahl für den vorliegenden Zweck leicht auf sieben zu reduciren war. Wie in jenem encyclopädischen Werk wird die Architektur zu den Wissenschaften, nicht zu den Künsten gerechnet sein, desgleichen Musik nebst Medicin und Grammatik. Mithin war (nach Ausonius) die 5. Dyas den disciplinae gewidmet, und es ergiebt sich folgende Disposition der 7 schön in einander greifenden Dyaden: 1. Könige und Feldherrn, 2. Staatsmänner, 3. Dichter, 4. Prosaiker, 5. Gelehrte, 6. Künstler, 7. Miscellen. Nun erst wird verständlich, warum der von Varro selbst veranstaltete Auszug grade 4 Bücher[3]) umfasste, nämlich je 2 auf einander folgende Dyaden und die letzte für sich in je 1 Buch zusammengezogen.

Das Princip der Anordnung für die einzelnen Bilder innerhalb ihrer Kategorien wurde, wiederum in unbewusster Uebereir-

1) Rhein. Mus. XX (1865) p. 298 f. = opusc. III 591 f. 2) Wiederholt in Prooemiorum Bonnensium Decas n. VII = opusc. III 544—563. 3) Noch leichter würde sich freilich die einfache Siebenzahl erklären: vgl. opusc. III 529 Anm.

stimmung, von Brunn und Mercklin gefunden[1]), wodurch manche Schwierigkeiten im Einzelnen sich lösten. Wenn nämlich schon R. darauf hingewiesen hatte, dass Varro das Moment der Zeitfolge nicht werde ausser Acht gelassen haben, so ergab sich nunmehr bei weiterer Ueberlegung, dass zunächst im ersten Buch der paradigmatischen Bilderreihe der Gesichtspunkt nicht des geistigen Ranges, sondern der chronologischen Folge zu Grunde gelegt war, so dass die dort aufgenommenen Vertreter der einzelnen Classen die Urväter derselben waren. Dasselbe Princip aber beherrschte, wie Mercklin weiter bemerkte, sowohl die Anordnung ganzer Bücher wie auch die Reihenfolge der Bilder innerhalb der einzelnen Hebdomaden. Brunn[2]) aber zog aus der Vergleichung zweier Blätter der Wiener Dioskorides-Handschrift, enthaltend je 7 Porträt-Figuren von Botanikern und Medicinern, nachvarronisch, aber vermuthlich nach dem Vorbilde Varro's, den schönen Schluss, dass auch in den Imagines jeder der 100 Hebdomaden des Textes ihr eignes Titelblatt mit den dazu gehörigen 7 Bildnissen beigegeben sein möge.

Wie kam aber der römische Polyhistor eigentlich auf den Gedanken einer solchen Sammlung? Diese Frage beantwortete Urlichs.[3]) Im Jahre 715 d. St. triumphirte Asinius Pollio über die Parthiner, und aus der Kriegsbeute gründete er die erste öffentliche Bibliothek in Rom, die er mit Bildnissen berühmter Männer schmückte: der einzige Lebende, der durch Aufnahme seines Porträts geehrt wurde, war Varro. Da nun dessen Imagines grade in derselben Zeit oder ein wenig später entstanden sind, so scheint es, dass der Autor dieses Werkes durch einen Auftrag Pollio's, für ihn die Bilder auszuwählen, die Anregung zu seinem Unternehmen erhalten hat.

Den problematischen Charakter dieser ganzen Untersuchung stellte R. keinen Augenblick in Abrede. Aber er gehörte nicht zu den vornehmen und bequemen Verächtern

---

1) Varronische Briefe im Rhein. Mus. XIII (1858) S. 460—477 = opusc. III 565—584. 2) Vgl. R. an Brunn 18. April 1858. 3) Rhein. Mus. XIV (1859) p. 606—612 = opusc. III 584—591.

hypothetischer Versuche, selbst aus geringfügigen Linien und Punkten die Umrisse untergegangener Werke des Alterthums wiederherzustellen. Er mochte nicht auf die Freude verzichten, durch eignes Vorgehen Andre zum Wetteifer anzureizen und allmälig, indem der Kreis der Möglichkeiten sich mehr und mehr verengerte, doch wenigstens das Wahrscheinlichste zu ermitteln oder die Grenzen des Wissbaren annähernd zu erkennen.[1]) Dem jugendfrohen Motto: *nil tam difficilest quin quaerendo investigari possiet*, welches er in den vierziger Jahren unter sein Bild setzte, ist er bis in sein Alter treu geblieben.

6. Allgemein Akademisches.

Aber nicht auf Lehre und Forschung blieb die Thätigkeit des überall frisch und klug Eingreifenden beschränkt. Zunächst seine Stellung als Wortführer der akademischen Corporation legte ihm nicht nur, wie schon erwähnt, zahlreiche wissenschaftliche Spenden auf: auch als Festredner musste er auftreten, wenn sich kein andrer unter den Collegen dazu bereit fand, und alle öffentlichen Kundgebungen der Universität in Anschlägen, Diplomen, Adressen bei allerhand Anlässen, als Ermahnungen an die gesammte Studentenschaft, Verkündigungen von Relegationen und andren Urtheilen, Bezeugungen der Trauer oder der Freude, des Beileids oder der Glückwünsche sei es in Prosa oder in Versen waren auf seine Feder angewiesen. Mit ebensoviel Vorliebe als Meisterschaft führte er den lapidaren Griffel. Unbequemer waren ihm die solennen Festreden. Als nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. zu der bisherigen Feier des 3. August, welche dem Gründer der Universität galt, auch

1) Opusc. III 578 f. Vgl. p. 544 Anm. An Brunn 18. April 1858: „Ihr Dioskorides-Inventum ist ja ganz allerliebst und für mich äusserst ansprechend . . . Ich lasse alles abdrucken wie es ist, mit etlichen Bemerkungen; es ist doch jedenfalls Ferment und stimulans für weitere — wo nicht Forschung, doch 'imaginatorische' Combination. Haben unsere Hypothesen keinen andren Werth, so behalten sie den der instructiven Exemplification und der Ausschliessung von 100 vagen Möglichkeiten, die als Unmöglichkeiten nachgewiesen werden."

noch der Geburtstag des regierenden Königs (15. October) hinzukam, setzte der Ueberladene es durch, dass wenigstens für diesen Tag das gesammte übrige Personal der ordentlichen Professoren solidarisch einzustehen und in dem Sinne der ursprünglichen Bestimmung den Redner aus seiner Mitte durch Umfrage zu stellen hatte.[1]) So wahrte er sich wenigstens für die Herbstferien die nöthige Freiheit.

Von diesen gelegentlichen oratorischen Leistungen, die meist rasch hingeworfen waren, dachte er zu bescheiden, um sie regelmässig durch den Druck zu verewigen.[2]) Nur ausnahmsweise, wenn grade eine wissenschaftliche Gabe nicht zu Gebote stand, liess er eine und die andre seiner Reden als Lectionsproömium erscheinen. Die wenigen erhaltenen Proben[3]) haben abgesehen von der trefflichen Form als Zeugnisse der allgemeinen Anschauungen des Redners über Wissenschaft und Staatsleben ihren Werth. Zum Politiker von Hause aus nicht angelegt hatte er doch ein lebhaftes patriotisches Interesse und war den liberalen Ideen überwiegend zugewandt, ohne das Verständniss für entgegengesetzte Standpunkte, zumal wenn sie ihm durch eine sympathische Persönlichkeit vermittelt wurden, zu entbehren. Die rheinische Atmosphäre, wo unter dem frischen Luftzuge, der von Frankreich herüberwehte, unter vorgeschritteneren Institutionen in der ganzen Bevölkerung die Gewohnheit des politischen Freidenkens sich entwickelt hatte, übte auch auf den „Mutterländer“, wie der Altpreusse damals genannt wurde, ihren bestimmenden Einfluss aus. Durch den Umgang mit Welcker, Arndt, später Dahlmann u. A., besonders seit der lebhafteren Erregung der Geister unter dem neuen König, wurden seine Sympathien immer entschiedener dem Liberalismus zugeführt. Er gewann die Ueberzeugung, dass in nicht allzulanger Zeit „eine unermessliche Umgestaltung aller unserer Zustände bevorstehe“, und fühlte sich „berufen mitzugestalten“, ja es wandelte ihn die Lust an, selbst „ab und zu als Deputirter auf den Landtag

1) Schreiben R.s an Rector und Senat vom 16. Juli 1842. — 2) Die Vergleichung mit den Boeckhschen Reden weist er zurück in dem Vorwort zu Nr. 5 opusc. V S. 654 Anm. 3) Opusc. V 638—679.

zu gehen".[1]) Am meisten natürlich beschäftigte ihn auch auf diesem Gebiet was seines Amtes war, die Gestaltung des öffentlichen Unterrichts, die Verfassung der Universitäten, die Freiheit wissenschaftlicher Arbeit, und er verfolgte wie die meisten angesehenen Vertreter des Gelehrtenstandes die überkirchlichen Tendenzen einer mächtigen Partei, die tastenden Reformversuche und ungeschickten Eingriffe des Eichhornschen Ministeriums mit ernstlicher Sorge. Immer fester bildete sich die Meinung, dass der Nachfolger Altensteins seinem Amte nicht gewachsen sei und den auf ihn gesetzten Erwartungen nicht entspreche. Zwischen ihm und dem bisher so einflussreichen Rath, Joh. Schulze, bestand keinerlei Sympathie. Von allen Seiten vermisste man eine feste, zielbewusste Lenkung des Staatsruders. „Sie verstehen die Zeit nicht und die Geschichte und die Rechte des Geistes", schrieb R. an Welcker 1. Februar 1842. „Sie möchten gern helfen, wissen aber nicht wie. Die es wissen, deren Wege einzuschlagen fehlt es an Courage. Indem man die Bewegungen der Gegenwart weder versteht noch zu beherrschen weiss, klammert man sich mit einer Art von Verzweiflung ans Alte an. Daher auch jetzt Eichhorns Hinneigung nicht zum Pietismus, aber doch zu den edleren, dabei doch immer befangeneren Häuptern des Pietismus." Das von den Trabanten des Ministers in begünstigten Blättern erhobene Geschrei über die verderbliche Emancipation der Philologie vom Christenthum, über die Nothwendigkeit den philologischen Gymnasialunterricht wieder „unter die Gemeinsamkeit mit und Abhängigkeit von der Theologie" als zu dem einzigen Heil zurückzuführen[2]), erschien ihm wie Lobeck in hohem Grade bedrohlich. Es war wohl die Absicht, der trüben Gegenwart ein leuchtendes Bild aus besseren Zeiten gegenüberzustellen, als R. in demselben Jahr (1843) ein Lob W. v. Humboldts zum Gegenstand seiner Königsrede[3]) machte.

Indem er beklagt, dass von der diplomatischen Thätig-

---

1) An Lancizolle Pfingsten 1843. 2) An Welcker 10. Februar 1843. 3) Sie erschien unverändert als Proömium zum Lectionsverzeichniss des Sommers 1844, ist wieder abgedruckt opusc. V 654—663.

keit desselben im Einzelnen noch so wenig bekannt sei, gedenkt er der Einrichtung der preussischen Provinzialstände als eines verheissungsvollen Anfanges grösserer Oeffentlichkeit in politischen Verhandlungen. Die begeisterte Schilderung der geistigen Universalität seines Helden, als deren Grundlage er die liebevolle und unablässige Beschäftigung mit dem griechischen und römischen Alterthum bezeichnet, führt ihn zum Schluss auf die Widersacher dieser Studien, von denen er drei Classen unterscheidet: die durchaus verächtlichen Utilitarier, die Nationalen, welche in patriotischem Eifer, aber ohne historischen Sinn, um das Vaterland auf eigene Füsse zu stellen, nichts von den Alten mehr wissen wollen; endlich die allerschlimmsten, die frommen Dunkelmänner (*tenebriones*), welche von den Griechen und Römern, den Vertretern der Humanität, Gefahr für das Christenthum besorgen.[1]) Denselben Gefühlen gab R. im nächsten Jahr in dem lateinischen Gratulationsschreiben[2]) Ausdruck, welches er Namens seiner Universität an die Königsberger Schwester zur Feier ihres 300jährigen Jubiläums zu richten hatte. Wie auf ein Signal wurden bei dieser Gelegenheit von allen Seiten die Stimmen der Opposition laut. Im Angesichte des Königs sprach Lobeck jene Flammenworte über die Eumeniden der Glaubenszwietracht, die er von neuem aus ihrem Dunkel emporsteigen sah.[3]) Aus zahlreichen Adressen ertönte ein Chor bitterer und klagender Stimmen, welche an hoher Stelle ungnädig vermerkt wurden, besonders die Auslassungen von Breslau und Halle. Ein neckischer Zufall wollte, dass die Bonner Adresse, welche nicht ohne heftigen Kampf im Senat

---

1) Boeckh an R. 28. Mai 1844: „Nicht minder dankbar bin ich Ihnen aber auch für das, was Sie über Wilh. v. Humboldt gesagt haben, und ich wünsche nur, dass es von denen gelesen werde, die sich darnach zu richten hätten. Diese finden es aber zweckmässig manches zu ignoriren, d. h. zu thun, als hätten sie es nicht gelesen. Es gilt jetzt seine Ueberzeugung zu vertreten; steht man aber ganz vereinzelt, so verliert man wo nicht den Muth, doch die Lust; daher kann mir nichts erwünschter seyn, als in Ihnen einen Gleichgesinnten zu finden, der nicht verstummt.“ 2) Opusc. V 700—702. 3) Auswahl aus Lobecks akademischen Reden. Herausgegeben von Albert Lehnerdt. S. 164 ff.

durchgegangen war[1]), in Königsberg zwar von Argelander überreicht, aber nicht wie die übrigen abgedruckt, sondern ohne Sang und Klang in den Acten begraben wurde.[2])

Während eines Zeitraums von vollen 25 Jahren hat R. das Gedächtniss des Stifters der Fridericia Guilelmia Rhenana unverdrossen gefeiert, bald die Tugenden des Königs bald die Verdienste seiner grossen Rathgeber, bald insbesondere die ihm zu verdankende Pflege der Künste und Wissenschaften, des öffentlichen Unterrichtswesens beleuchtend.[3]) Als Wortführer seiner Corporation hat er es trefflich verstanden den Freimuth seiner persönlichen Ueberzeugung, ohne ihn zu verhehlen, in ein discretes, urbanes Gewand zu kleiden: keine einseitig subjectiven Ergüsse, keine polternden Philippiken, kein Liebäugeln nach rechts oder links, sondern ein würdevoll festlicher, bescheiden sachlicher und doch geistreich belebter Ton durchklang die meisterhaft geformte Rede. Gegenstände aus seinem besonderen Fach hat er nie bei diesen Gelegenheiten verhandelt. Aber gern lenkte er das Wort auf das Gebiet wissenschaftlicher und akademischer Interessen. So ging eine (1842) zwischen dem regierenden König und dessen Vater gezogene Parallele[4]), die sich, wie es nicht anders sein konnte, in feinen Umrissen hielt, in eine theoretische Betrachtung über die Methode des Vergleichens über. Er wandte sich gegen die beliebte Frage, wer von Zweien dem Andern vorzuziehen sei, als eine in den meisten Fällen verkehrte und unfruchtbare, und verweilte bei dem Rangstreit der Wissen-

1) R. an Lehrs 29. Mai 1845, an Pernice 27. Dec. 1844. 2) An Lehrs 13. Januar, 29. Mai, 2. Juni 1845. Burdach an R. 6. Juni 1845. Rosenkranz an R. 7. Juni 1845. 3) In der letzten, kurz vor seinem Abgange am 3. August 1865 gehaltenen Rede (opusc. V 679—684) wirft er einen kurzen Rückblick auf die mannigfachen Themata, welche er in einem Zeitraum von 25 Jahren (S. 680 scheint 'quindecim annorum' Rechnungsfehler) zum Gedächtniss Friedrich Wilhelms III. behandelt habe: die lange gesegnete Regierung, die Privattugenden des Königs, Pflege der Künste und Wissenschaften, des öffentlichen Unterrichtswesens, die Verdienste seiner grossen Rathgeber Altenstein Humboldt Stein Scharnhorst. 4) Herausgegeben als Proömium zum Winter-Lectionsverzeichniss 1842/3 = opusc. V 644 —654.

schaften unter einander. Ausgehend von den überwundenen Gegensätzen der Wort- und Sachphilologie, deren Vereinigung erst die wahre Philologie ergebe, tadelte er die Anmassung der abstracten Philosophie, welche sich gegenwärtig als Herrin gebehrde und nur zu oft das Beispiel des Aristoteles, der das empirische Wissen zu schätzen wusste, vergesse; ebenso die wechselseitige Geringschätzung, welche zwischen Vertretern der Natur- und der sogenannten Geisteswissenschaften geäussert werde. Dergleichen Gebahren erscheint dem Redner so geschmacklos und so verderblich für alle Wissenschaft, dass er erklärt als sichersten Maassstab der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung eines Gelehrten dessen Verhältniss zu den übrigen Disciplinen ausserhalb seines Specialfachs zu betrachten.[1]) Auch die Theologen sollen nicht glauben, dass sie vor den Andern etwas voraus haben, denn Gott ist in uns Allen und ihn suchen wir Alle, nur auf verschiedenen Wegen, wenn man auch nicht unaufhörlich dabei an Gott denkt, was er gar nicht verlangt.[2]) Ebenso wird der Rangstreit unter den Künsten und auf geistigem Gebiete unter den Nationen als einseitig verworfen und auf Goethe's universalen Blick verwiesen.

Seit seinem Eintritt in akademische Ehrenämter, der sehr bald erfolgte, hat R. mit steigendem Einfluss an der

---

1) Opusc. V 651: *Qualia iudicia mihi quidem tam insipida videntur tantaque esse tamquam pestis doctrinae, ut ex animi sententia perhorrescenda et homine liberaliter educato prorsus indigna censeam, atque adeo omnium primum, simulatque de homine litterato, quem nondum norim, mentio iniecta sit, sciscitari illud soleam, quae penes illum sit ceterarum, in quibus ipse non habitet, artium litterarumque existimatio: qua quidem re certissime videmur veram doctrinam politioremque humanitatem censere* u. s. w. 2) Opusc. V 651 f.: *Nec theologia sicubi principatum quendam affectat, magis tolerabili fastu agit: deus enim, ut paucis complectar, in omnibus; et quaerimus deum omnes: ad eundemque perveniunt, qui dum id agunt, ut rerum varietatem sive historiae luce illustratam sive mentis acie enucleatam animo comprehendant, non sane solent sine ulla intermissione de deo cogitare, id quod ille ne postulat quidem: itemque altera ex parte qui illud ipsum, ut deum quaerant, spectant et moliuntur, non nisi per easdem has ambages, in quibus cum voluptate reliquae litterae morantur, id quod volunt assequuntur, recta illuc pervenire omnino nequeunt.*

Verwaltung und Regierung der Universität mitgearbeitet. Sein lebendiger Eifer, sein praktisches Geschick, die Schärfe seines Blicks und seine Herrschaft über die Form sicherten ihm eine gewichtige Stimme im Rath der „Alten", sobald er sie brauchen wollte. Zum erstenmal wurde er im Herbst 1841 zum Decan gewählt, in den Senat gleich nach Ablauf dieses Amtes. Als Decan betrieb er auf das eifrigste die Berufung von Dahlmann.[1]) Es kam darauf an, die auf 588 Studenten herabgekommene Universität (an welcher Verminderung allein die philosophische Facultät keinen Antheil hatte) zu heben.

In den Verhandlungen über so manche Projecte des Ministers fand sich Gelegenheit die Lebensinteressen der Wissenschaft und der Hochschulen in schneidigen Voten zu vertheidigen. Mit tiefem Bedauern gewahrte man das Bestreben die preussischen Universitäten ihrer freien Bewegung, der sie ihre Blüthe verdankten, zu berauben und in Reglementsfesseln zu schlagen, wie sie die österreichischen Schwestern trugen. Das Princip des Misstrauens, fürchtete man, sei zur Herrschaft erhoben. Namentlich gegen die Absicht, die Termine der Immatriculation, der Annahme, des Beginns und Schlusses der Vorlesungen streng zu regeln und einer scharfen Controle zu unterwerfen, Zwangscollegien einzuführen, sprach sich R. in einem ausführlichen Gutachten[2]) an den Rector aus, welches im Gegensatz zu jenem Misstrauen von oben herab dem Eifer und den Kenntnissen der lebenden Generation der studierenden Jugend auf Grund langjähriger Beobachtung und Vergleichung ein ehrenvolles Zeugniss ausstellte. Ohne das Bestehen einzelner Missbräuche zu leugnen und zweckmässige Maassregeln zur Abstellung derselben verwerfen zu wollen, trat er mit ganzem Gewicht ein für die Erhaltung der Universitätsferien in ihrer bisher üblichen Ausdehnung. Grade den gewissenhaftesten, productiv arbeitenden Professoren sei nach der „Leib und Seele im wörtlichsten Sinne erschöpfenden Geistesarbeit eines Semesters eine längere Pause nicht nur billig zu vergönnen, sondern zur Wiederbelebung und

1) An Welcker 1. Februar 1842. 2) Vom 27. December 1842.

Erstarkung der abgespannten Kraft ganz unentbehrlich nothwendig". Immer und immer wieder vergesse man, dass mit der geistigen Anstrengung der akademischen Lehrthätigkeit kein anderer Beruf zu vergleichen sei, dass hier vom Abarbeiten vorliegender Pensa, überhaupt von Fertigwerden nie die Rede sein könne, dass nur die Musse der Ferien jene freie Geistesstimmung gewähre, welche zur Vollendung litterarischer Werke unerlässlich sei. In fast komischer Verzweiflung ruft er aus: „Wird denn noch nicht genug gearbeitet und gelernt in Deutschland? ist denn für den Deutschen das Leben nur dazu da, um sich in immer gesteigertem Grade abzuquälen? ist es immer nur Mittel, nie Zweck?" Er weist auf den so viel ausgedehnteren Feriengenuss hin, den man sich in England Frankreich Holland Belgien Italien gönne. Es seien die reinen Praktiker, „die den Universitätsprofessor nur nach dem engen und falschen Maasstabe ihrer eignen Verhältnisse zu messen wissen, welche Vorlesungen für Ablesungen halten", aus deren Kreis solche Verkümmerung immer wieder angeregt werde. Es sei ein Unglück, wenn ein Unterrichtsministerium keinen Rath in seinem Schosse zähle, „der als gewesener Universitätsprofessor die liberaleren Bedingungen des akademischen Lebens, Lehrens und Wirkens aus eigner Erfahrung kenne."

Die Tendenz Eichhorns, die Erfolge des akademischen Unterrichtes durch Einführung repetitorisch-conversatorischer Uebungen zu sichern[1]), begegnete grade bei den bedeutendsten Universitätslehrern entschiedener Missbilligung. Ein anonymer Artikel aus R.s Feder[2]) wies auf die längst bestehenden Seminare und sogenannten Gesellschaften hin, auf den Vorzug des didaktischen Vortrages vor dem dialogischen, der eine sehr vermehrte Stundenzahl erfordern und zur Folge haben würde, dass der Studierende immer mehr genöthigt wäre sich auf sein specielles Fach zu beschränken: also der Verlust der weiteren akademischen Lernfreiheit, eine thatsächliche Beschränkung auf das Brodstudium sei zu

1) Ministerialerlass vom 17. April 1844. 2) Augsburger Allgem. Zeitung 1844 N. 147, 26. Mai, Correspondenz aus Bonn vom 20. Mai (§).

befürchten. „Sind der Herr Geheimde Rath," so interpellirte den Hallischen Curator sein sarkastischer Freund[1]), „hitzig im Repetiren, Dialogisiren und Conversiren mit den Herren Studiosibus drinnen? Ist doch ein schönes Institutum das, zumal mit der lockenden Perspective des Sokrates-Ordens." Der Verpflichtung, Colloquien mit den Studenten zu halten, entledigte er sich auf seine Weise. Er kündigte gehorsam für den Sommer 1846 'colloquia philologica privatissime et gratis' an, hielt sie aber in der anmuthigen Form von gelegentlichen kleinen Abendgesellschaften ab, und berichtete darüber (6. December 1846) dem Curator in aller Offenheit.

Zu den mannigfachen Reformfragen, welche vom Minister angeregt und den akademischen Körperschaften zur vorläufigen Begutachtung vorgelegt wurden, gehörte auch die Abschaffung der lateinischen Sprache für den akademischen Gebrauch. Zuerst kam die Frage der Beschränkung 1846 in der philosophischen Facultät zur Verhandlung. R. stimmte gegen die Neuerung und hielt „mordicus am Latein fest für jeden Gebrauch innerhalb der Corporation".[2]) In einem ausführlichen Gutachten vom 24. October erkannte er von den vorgebrachten Gründen nur diejenigen für stichhaltig an, welche sich auf die öffentlichen Festreden beziehen. Uebrigens schien ihm selbst die bedingte Concession, in Disputationen z. B. über naturwissenschaftliche Thesen die deutsche Sprache anzuwenden, einer Aufhebung des ganzen Actes gleich zu kommen, und wie ein Versuch das Princip der Realschulen auf die Universitäten zu verpflanzen, zu deren Wesen es in innerlichstem und geschichtlichem Gegensatz stehe. Nur wenn man wolle, dass sich die Kenntniss des Latein, d. h. dasjenige Maass lateinischer Bildung, welches auch heutigen Tages gelehrte Wissenschaft in keinem Fache entbehren könne, von den Universitäten möglichst verschwinde, dürfe man mit gutem Gewissen dem zustimmen. Wozu denn auf Gymnasien eine so breite Grundlage lateinischen Unterrichts, wenn auf der Universität nicht darauf fortgebaut werde? Endlich sei die Forderung des Latein bei Doctor-

1) An Pernice 17. Mai 1844. 2) An Pernice 15. Juli 1846.

disputationen eine heilsame Schutzwehr gegen die täglich wachsende Masse sogenannter Litteraten, welche sonst, ohne gründliche Gelehrsamkeit, sich leicht durch Zungenfertigkeit und Schönrednerei eindrängen oder einschleichen würden. Auch Welcker sprach sich in ernsten und tiefen Worten zu Gunsten der classischen Form aus. Aber der unaufhaltsame Realismus der Zeit, welcher nun einmal der todten Sprache als mittelalterlicher Antiquität abgeneigt ist, liess nicht ab, dieses Bollwerk humaner Bildung zu unterwühlen, und es gelang ihm mit der Zeit selbst geborene Vertreter derselben auf seine Seite zu bringen. Als im Jahr 1859 abermals dieselbe Frage allen Facultäten und Senaten preussischer Universitäten vom Ministerium vorgelegt worden war, siegte in der Bonner Philosophenfacultät die Ansicht, dass in Zukunft der Gebrauch der lateinischen Sprache für Preisbewerbungsschriften, Dissertationen und Disputationen nicht mehr verbindlich sein, sondern nach Belieben der Facultät die deutsche gestattet werden möge, und das Curatorium, bestehend aus dem zeitigen Rector (O. Jahn) und dem Universitätsrichter (Willdenow), befürwortete diesen durch ein Promemoria von Löbell begründeten Antrag (7. October 1859). Das Hauptmotiv aber war die notorische Unfähigkeit der nichtphilologischen Studenten, namentlich der naturwissenschaftlichen, selbständig in erträglichem Latein ihren Gedanken Ausdruck zu geben. R., welcher gerade diesen Sommer sehr leidend und zur Zeit des Facultätsbeschlusses (am letzten Tage des Sommersemesters, 15. August) mit Urlaub (in Berlin) abwesend gewesen war, erfuhr erst kurz vor Weihnachten davon durch einen Schmerzensruf aus Halle[1]), war mit Recht „ausser sich vor Erstaunen" und fühlte sich in dieser ihn so nahe berührenden Sache durch sein Gewissen bewogen, nachträglich ein Separatvotum, und zwar mit Umgehung der gewöhnlichen Geschäftsform gleichzeitig an das Ministerium, den Senat und die Facultät einzureichen.[2]) Es handle

1) Pernice an R. 17. Dec. 1859. R. an Pernice 19. Dec. 1859.
2) 27. December 1859. Er dachte sogar daran über die Lateinfrage eine besondere kleine Schrift zu veröffentlichen: an Pernice 20. Januar 1860.

sich nicht um den Gebrauch des Latein in der Litteratur, in Vorlesungen oder bei öffentlichen Festfeiern, wofür der Vorzug des Deutschen unbedingt eingeräumt wird, sondern um den Nachweis der humanen Bildung, zu deren Pflege die Forderung der lateinischen Sprache ein heilsamer Sporn sei. „Wenn es Pferde giebt, die gegen jeden Sporn unempfindlich sind, so hebt das nicht die Nützlichkeit des Sporns auf. Ueberall wird nach der Natur der menschlichen Dinge die Forderung höher stehen und stehen müssen als die durchschnittliche Erfüllung; um dieser Unvollkommenheit willen die an sich begründete Forderung selbst aufheben, heisst meines Erachtens die Sache auf den Kopf stellen.“ Uebrigens bezog sich der Verf. auf sein und Welckers Gutachten von 1846. Das dürfe man sich nicht verhehlen, dass, wenn dem Antrag der Facultät Folge geleistet würde, in kurzer Frist lateinische Dissertationen und Disputationen mit einziger Ausnahme vermuthlich der in die classische Philologie einschlagenden nur noch eine historische Erinnerung sein werden. „Es möge nur nicht verkannt werden, dass die scheinbar untergeordnete Frage als innersten Kern einen Principienkampf in sich birgt. Die Naturwissenschaft hat ihre glänzenden Erfolge, die sehr möglicherweise dermaleinst, wenn die Gegenwart als Vergangenheit überschaut wird, als die wesentliche Signatur unserer Periode anerkannt werden, nicht ohne einen mehr oder weniger bewussten Gegensatz auch zur Einseitigkeit und Uebertreibung gesteigert. Aber eben so natürlich ist es, dass die historische Wissenschaft das Recht und die Pflicht fühlt, ohne Hass und ohne Feindschaft, aber tapfer und überzeugungstreu ihren von ihr als eben so nothwendig erkannten Posten zu vertheidigen und nicht in gutmüthiger Sorglosigkeit ihre Bollwerke ohne Noth preiszugeben. Zu diesen aber, so leicht es auch ist darüber zu lächeln, gehört auch die Aufrechthaltung des Latein als akademische Forderung: nicht als einer Einzelheit an und für sich, sondern im principiellen Zusammenhange des Ganzen, weil eben in diesen Gebieten eines am andern hängt, und die schliessliche Consequenz der von der historischen Wissenschaft sich unbehindert loslösenden und sie widerstandlos zurückdrängenden

Strömung der Zeit keine andere sein würde, als die Universität in ein Polytechnicum zu verwandeln."

Allgemeine Gedanken über Universitätswesen entwickelte er in seiner Rectoratsrede[1]), beim Antritt des Amtes am 18. October 1846. Sie beleuchtet die bescheidenen Reste akademischer Machtbefugniss und Selbständigkeit, welche von der ehemaligen Majestät der Universitäten noch übrig geblieben sind. Indem er einräumt, dass der moderne Staatsbegriff den Bestand unabhängiger Corporationen als Staaten im Staat nicht vertrage, meint er doch, dass man, wie es zu gehen pflege, aus einem Extrem in das entgegengesetzte gefallen sei, den Universitäten zu viel genommen, dem Staat zu viel gegeben habe. Auf zwieträchtiger Eintracht, d. h. auf dem Gleichgewicht entgegengesetzter Rechte und Pflichten beruhe das Heil, die Geschichte der Universitäten aber habe mehr Kämpfe als Siege zu verzeichnen. Zu hoffen sei, dass die Geburten des Argwohns, welche in den Karlsbader Beschlüssen zu Tage getreten seien, mit der Zeit wieder entfernt würden. Im Gegensatz zu der seitdem bestehenden Einrichtung ausserordentlicher Regierungsbevollmächtigter wird das altherkömmliche, durch glänzende Namen bewährte Amt von Universitätskanzlern oder Curatoren als höchst zweckmässig und segensreich gepriesen, da es nicht zur Unterdrückung, sondern zur Pflege der Hochschulen bestimmt durch die Ständigkeit sichren Ueberblick der Geschäfte und durch die Uebertragung an einen Nichtprofessor Unparteilichkeit verbürge. Aber leider seien auch die Curatoren in Deutschland nicht selten aus Beschützern der Universitäten Werkzeuge einer tyrannischen Regierung geworden. Wende man nun seinen Blick auf diejenige Behörde, welcher von jeher die eigentliche Leitung zukomme, auf Rector und Senat, so sei zu beklagen, dass erstens die Competenzen und Beziehungen dieser beiden Behörden nicht scharf genug umschrieben und geschieden, und dass manche Seiten der akademischen Verwaltung ihrer Einwirkung entrückt seien. Auf drei Punkten besonders beruhe die akademische Frei-

1) Opusc. V 663—670.

heit: auf eigner Gerichtsbarkeit, auf Lehrfreiheit und auf Selbständigkeit der Verwaltung. Von der Lehrfreiheit könne man sagen, dass trotz mancher theils offner theils verdeckter Versuche, das höchste Gut des Menschengeschlechtes, das Licht des Wissens den vergänglichen Ansichten des Staates oder der Kirche dienstbar zu machen, trotzdem dass einzelne Vertreter der Wissenschaft solchen Angriffen unterlegen seien, dennoch im Allgemeinen, Oesterreich ausgenommen, im Vaterlande noch gestattet sei, seine Gedanken auszusprechen und seine Ueberzeugungen in frei gewählter Form und Methode zu lehren. Viel weniger noch sei die andre Seite der Lehrfreiheit, die Befugniss sie Andren (durch Gewährung der Habilitation) zu ertheilen, in Wirklichkeit erschüttert oder beschränkt, während bei der Besetzung von Lehrstühlen, wo die Verwaltung ein Wort mitzusprechen habe, die Freiheit der Wahl und das Recht des Einspruchs schon mehr bestritten sei. Gar traurig aber sei es mit der Verfügung über den eigentlichen nervus rerum, die Geldmittel bestellt: die oberste akademische Behörde habe nicht nur keinen Theil daran, sondern befinde sich über alles Dahingehörige in tiefster Unkenntniss, wodurch ihr eine Hauptquelle, Gutes zu wirken, abgeschnitten sei. Unter solchen Umständen sei der Rector vor der Hand darauf beschränkt, beim Amtsantritt seinen guten Willen zu geloben. Nur eins sei noch übrig, worin er den eigentlichen Glanzpunkt seiner Würde erkenne, das väterliche Verhältniss des Rectors zu der studierenden Jugend, die Befugniss sie in ihren Rechten und Freiheiten zu schützen.

In dieses Gebiet gehörte recht eigentlich das noch immer von oben herab beargwöhnte akademische Verbindungswesen. Hierüber hatte R. als Rector Anlass sich eingehend auszusprechen in einem Bericht an das Curatorium vom 25. August 1847, betreffend ein Memorandum „über die geheimen Studentenverbindungen“. Auf Grund seiner Erfahrungen, die er sowohl während seines eignen Studentenlebens wie auch als Docent an verschiedenen Universitäten gesammelt hatte, nahm er sich entschieden der im Gegensatz zu den Corps mit unverdienter Ungunst beurtheilten Burschen-

schaften an, hob das idealere Streben der letzteren hervor und versicherte die Unschädlichkeit ihrer politischen Interessen, deren natürliche Berechtigung er mit beredten Worten vertrat. Das einzige Mittel, dem gegenwärtigen unerträglichen Zustand der Lüge und der Demoralisation ein Ende zu machen und den tiefgewurzelten Krankheitszustand der Genesung entgegenzuführen, sei die gesetzliche Anerkennung der Verbindungen, sofern dieselben durch Einreichung der Statuten die Unschädlichkeit ihrer Zwecke dargethan haben. Als Herzpunkt der ganzen Reform aber sei die Gültigkeit der Ehrengerichte zu betrachten, nicht bloss unter den Mitgliedern derselben Verbindungen, sondern auch ausserhalb dieses Kreises. Ihre Aufgabe müsse nicht sein, das Duell unbedingt auszuschliessen, sondern nur, ihm nach Kräften zu steuern und eine Ausgleichung wo möglich zu bewirken. Vor Allem müsse dem Skandal der Pro-patria-Duelle und Einpaukungen gesteuert werden, was nur zu erreichen, wenn bei gesetzlicher Freigebung der Studentenvereine das Prinzip der antilandsmannschaftlichen Verbindungen mindestens ebenso stark vertreten sei wie das der landsmannschaftlichen. Duelle, die ohne vor das Ehrengericht gebracht zu sein oder gegen die Entscheidung desselben zur Ausführung gekommen seien, müssten unerbittlich mit den härtesten Strafen (Relegation) belegt, die gegentheiligen mit sehr viel grösserer Milde behandelt werden.

Von sonstigen Geschäften hatte der Magnificus „leider nur multa, nicht multum“ zu besorgen. Den mit ihrer Bedeutung in so ungleichem Verhältniss stehenden Verlust an Arbeitsmusse und Stimmung empfand er lebhaft und gab seiner Ungeduld in humoristischer Uebertreibung gelegentlich kräftigen Ausdruck: er verwünschte die „unaufhörlich sich jagenden Senatsversammlungen, Facultätssitzungen, Kassenrevisionen, Wittwenversorgungsanstaltsberechnungen, Lesevereinsberathungen, Turnvereinsbesprechungen, Rescriptsbeantwortungen, Antragstellungen, Studentenunruhenbesänftigungen, Duellbeilegungen, Unterstützungsgesuchsunterstützungen, Ehrendinersabessungen, Armensuppenvertheilungsballbesuchungen, Fackelredenabhaltungen und was der verfluchten

Ungungen mehr ist, war und sein wird, bis man wieder in seines Nichts gebührende Privatstellung zurückgesunken sein wird"; klagte, dass er „nichts, aber auch durchaus nichts neben diesen gefrässigen Ungeheuern ausser der dringendsten Collegien- und Seminar-Nothdurft zu Stande bringen oder auch nur vornehmen könne".[1]) Am 21. September 1847 hatte er noch den König, der bei Brühl Manoeuvres abhielt, in Bonn zu begrüssen, und es gab viel Kopfzerbrechens und Hin- und Herfragens über das Costüm, in welchem der Rector zu erscheinen habe, da die Wohlthat der Amtsroben den Sterblichen damals noch nicht beschieden war.

An sich fand er die „Rectorei gar nicht so schwer, wie es scheinen sollte, wenn man die Nöthe so vieler ungeschickter Regimenter ansieht". „*Colla buona maniera*, wie es in Italien immer heisst, das ist die Hauptsache."[2]) Aber am Schluss seines Jahres erklärte er: „einmal Rector und nicht wieder [oder aber: immer]". „Wenn der Tyrann gescheiter als die Repräsentanten," fand er, dem absolutistischen Freunde zur Genugthuung, die constitutionelle Verfassung vom Uebel.[3]) „Jede Administration, wenn sie gedeihen soll, muss mit vollkommenstem Absolutismus, immerhin hinterher mit Verantwortlichkeit, geübt werden. Nichts schauderhafter als ein Collegium mit vollkommener Stimmengleichheit und ohne rechtliche Präponderanz des Präses."[4])

Nachdem er seit etlichen Jahren erst annäherungs- und vorbereitungsweise, im letzten gründlich und erschöpfend die Genüsse des Regierens, Einflusshabens und Herrschens und einer davon unzertrennlichen Geschäftsthätigkeit durchgekostet hatte, gab er sich selbst offne Rechenschaft über die mit einander streitenden Neigungen seiner Natur. Er bekennt[5]), dass die Geschäfte keineswegs derselben zuwider und jene Genüsse nicht ohne Reiz für ihn seien. „Aber soviel ist gewiss: niemand kann zween Herren dienen; die

---

1) An Schneidewin 29. Januar 1847. 2) An Pernice 10. Januar 1847. 3) An Pernice 6. September 1847. 4) An Pernice 20. November 1847. 5) Ebenda.

Studien kommen dabei zu kurz.“ Wenn ihm aber die freie Wahl gestellt würde zwischen der theoretischen Wirksamkeit und einem praktischen Leben, so müsse es doch, wenn er sich für letzteres entscheiden sollte, eine wirklich lohnende Praxis sein, im Gebiete des Universitätslebens etwa eine Stellung wie eine Art von Rector perpetuus, oder die eines Curators. Gegen die kleinen Triumphe eines gewöhnlichen Rectorats gehalten seien Erfolge und Behagen des wissenschaftlichen Lebens so viel erheblicher, dass er aus diesem Grunde fest entschlossen sei, sich mit der Niederlegung des Rectorats von allem Geschäftsleben vollständig zurückzuziehen.

Am 15. October 1847 hielt er seine Schlussrede[1]), welche ganz von der Sehnsucht nach Musse zu wissenschaftlicher Production erfüllt ist. Sie entwickelt einen Gedanken, der vielleicht im kommenden Jahrhundert einmal zur Ausführung gelangen wird. Nach einigen Bemerkungen im Eingang über die Fortschritte, welche der Staat im Innern während des letzten Jahres durch die Berufung des vereinigten Landtages und die Einführung der Geschwornengerichte in den alten Provinzen gemacht habe, geht der Redner auf die viel besprochene Frage der Universitätsreform über. Eine viel gehörte Klage sei, dass manche alternde Professoren nicht Schritt hielten mit dem Fortgang ihrer Wissenschaft, und die eigentlichen Förderer derselben, die Jüngeren, sie nicht zu lehren hätten. Zwar sei diesem Uebelstande einigermassen begegnet durch das vortreffliche Institut der Privatdocenten, das wahre Lebenselement (*vis vitalis*) der Universitäten, aber abgesehen davon, dass es leider immer noch gewisse Zwangscollegia gebe[2]), sei das aus mehr als einem Grunde ein mangelhafter Ersatz. Es gebe noch einen andren Gesichtspunkt. Nicht nur die geistige Kraft nehme im Alter ab, sondern durch die Macht der Gewohnheit erschlaffe allmälig auch die Energie und damit die Wirkung des Vortrags. Je vorgerückter an Jahren, desto ferner stehe man der Jugend, desto weniger vermöge man auf sie einzugehen. Ein gewisser Ueberdruss am Lehren

1) Opusc. V 670–679. 2) *quo instituto nihil nostra sententia cogitari perniciosius potest*: p. 673.

stelle sich ein, zugleich aber wachse von Jahr zu Jahr die Liebe zur Wissenschaft, die Sehnsucht nach Forschung und litterarischer Production, welche durch gewissenhafte Erfüllung des Lehramtes nur zu sehr gehemmt werde. Daher die Erscheinung, dass sehr beliebte Docenten oft litterarisch unfruchtbar und berühmte Schriftsteller wiederum schlechte Lehrer seien. Man könne sagen, in erster Linie müsse für den Universitätslehrer die Ueberlieferung der Wissenschaft stehen, neue Entdeckungen zu machen sei Sache der Akademien. Aber diese wollen nicht einmal wie die Universitäten alle Wissenschaften umfassen, sondern schliessen eine Reihe derselben aus. Frägt man aber weiter nach ihrer Wirksamkeit, so kann von vornherein die Pariser Akademie wegen ihrer ganz besondren Organisation, die in nationalen Verhältnissen beruht, nicht in Betracht kommen. Während sie vermöge der französischen Centralisation der Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen des Reichs ist und alle hervorragenden Kräfte an sich zieht, ohne dass in der Hauptstadt oder den Provinzen Universitäten ähnlicher Bedeutung wie die unsrigen ihr zur Seite stehen: giebt es in Deutschland kein anerkanntes Centrum, die Wissenschaft ist nach allen Radien zerstreut, und die eigentlichen Herde derselben sind die einzelnen Universitäten. Was neben ihnen die Akademien leisten, geht grösstentheils von jenen aus, deren Lehrer zum Theil diesen Körperschaften als Mitglieder angehören; die Werke, welche man ihnen verdankt, könnten ebensogut von den Universitäten geliefert werden, wenn diesen die nöthigen Geldmittel zu Gebote stünden. Mögen aber immerhin Akademien ihren Nutzen haben, so sind doch Universitäten ungleich nützlicher, weil hier die Wissenschaft in Verbindung tritt mit dem praktischen Leben und zwischen Forschern und Lernenden eine erfrischende Wechselwirkung stattfindet. Um also jenen Zwiespalt im Beruf des älteren Universitätsprofessors zu schlichten, hebe man die Akademien auf und verlege sie auf die Universitäten, so dass jede derselben ihre besondre Akademie habe, alle Specialakademien zusammen aber einer Generalakademie als ebensoviel Glieder angehören. Die Mitglieder aber nehme man aus den be-

jahrten Universitätsprofessoren, welche des Lehrens müde sind und ganz der Wissenschaft leben wollen. Man entbinde sie von der Pflicht Vorlesungen zu halten, ohne ihnen das Recht dazu zu nehmen. So werden Lehrstühle für frische Kräfte frei, ohne die Staatskasse allzusehr zu belasten, wenn die Einkünfte der Akademien auf die Universitäten vertheilt werden; und auch in die Akademien, deren älterer Schwester (in Berlin) eine billige Prärogative zuzugestehen, wird ein neues Leben einkehren.

Zweite Bonner Periode

1848—1865.

1. Reformen.

Der stille Friede gelehrter Arbeit wie das Behagen des geselligen Verkehrs wurde durch die Stürme der Märzrevolution im Jahre 1848 gewaltsam unterbrochen. Ein Fest, welches die abgehenden Prinzen vorbereitet hatten, wurde in letzter Stunde abgesagt. Dahlmann ging nach Frankfurt, die zurückbleibenden Professoren bildeten zum Schutz ihrer grossentheils vor der Stadt gelegenen Häuser Nachtposten, patrouillirten und zogen mit Flinten bewaffnet auf die Wache. Man fürchtete Ueberfälle von Seiten der Bauern, die durch communistische Wühlereien aufgehetzt schon Säcke bereit halten sollten, um ihre Beute heimzutragen! Die Aengstlichen, in Erinnerungen an die Zeit des französischen Terrorismus versenkt, verübelten den Muthigeren ihre Unerschrockenheit als Radicalismus. Die Politik beherrschte alle Kreise, Frauen wie Männer, zerstörte freundschaftliche Verhältnisse und schuf ganz neue Gruppirungen. Je unklarer die Vorstellungen der Meisten, je kurzsichtiger die Anschauungen, desto ausschweifender die Hoffnungen und Befürchtungen, desto leidenschaftlicher die Aufregung der Gemüther in Liebe und Hass.

Zwei Zielpunkte waren es, in welchen die wärmsten Wünsche Ritschls mit denen aller Liberalgesinnten zusammentrafen: erstens Abschaffung des Polizeistaates und Ausbildung einer freiheitlichen Selbstregierung des Volkes, in echt deutschen, nicht französischen Formen; zweitens ein einiges Deutschland mit einem starken Preussen.[1]) Mit Spannung verfolgte er die Verhandlungen in Berlin und Frankfurt:

1) An Pernice 14. August 1848.

am liebsten hätte er selbst in einer der beiden Versammlungen mitgetagt.[1]) Aber als Protestant, Nicht-Rheinländer und Professor hatte er in seiner Provinz weder Aussicht gewählt zu werden noch überhaupt in öffentliche Berathungen über politische Fragen mit Erfolg einzutreten. So griff er zur Feder und machte im April auf eigne Faust einen Verfassungsentwurf für Deutschland unter Beifügung eines selbstfabricirten Kärtleins, welches die Gestaltung des Reiches, wie er sie sich dachte, illustriren sollte, die Mitte haltend zwischen dem bisherigen „Hackefleisch" und der französischen Centralisirung, Alles zu Handen des in das Frankfurter Parlament gewählten Schwagers Hildebrand.[2]) Auch an andren guten Rathschlägen liess er es nicht fehlen. Nachdrücklich warnte er vor den Ultramontanen, deren Pläne er in nächster Nähe studiert hatte und mit vollkommener Klarheit durchschaute.[3]) In den Ferien unternahm er selbst eine Wallfahrt zur Paulskirche.

Auch eine Reform der deutschen Universitäten stand auf der Tagesordnung, und hier fühlte er sich durch Erfahrung und Einsicht in erster Linie berufen mitzuwirken. War er doch besonders seit seinem Rectoratsjahre an der Leitung der Bonner Universitätsangelegenheiten, soweit bei der bestehenden Verfassung von einer solchen die Rede sein konnte, als anerkannt geschickter und so zu sagen unentbehrlicher Geschäftsmann in hervorragendem Grade betheiligt. Als nun Graf Schwerin Minister wurde, setzte R. in einem ostensiblen Brief an Joh. Schulze, welcher auch an seine richtige Adresse kam, ausführlich seine Ansichten über das, was im Gebiete der Universitäten zunächst zu thun sei, auseinander. Auch ein Promemoria über das Gymnasialwesen trug er im Kopfe. Gern hätte er bei den erwarteten Reformen auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichtes mit eingegriffen, gleichgültig in welcher Form, nur um der Sache zu dienen.[4])

Mit ihm und auf seinen Antrieb traten gleich zu Anfang

---

1) An Kiessling, Pfingstwoche 1848. 2) R. an Hildebrand 26. April 1848. 3) R. an Hildebrand 2. Juni 1848. 4) An Bernays 28. Juni 1848.

Aprils zehn befreundete Bonner Universitätsprofessoren zusammen, um sich über die von der Zeit geforderten Reformen zu besprechen. Der Austausch ihrer Wünsche und Gedanken führte zu dem Entwurf einer an das Ministerium zu richtenden Vorstellung, welcher bestimmt war zunächst dem Senat und dem Plenum der Universität als Unterlage für weitere Berathungen angeboten zu werden. Aber gleich am ersten Tage (dem 18. April), an welchem die Versammlung der ordentlichen Professoren in solcher Absicht zusammentrat, wurde sie von einem entgegenkommenden Erlass des Ministers (vom 15. April) in Kenntniss gesetzt, in Folge dessen eine Commission zu ausführlicher Berathung sowohl der in Aussicht gestellten als der noch ausserdem erforderlichen Reformen gewählt wurde. Ihr wurde jene Vorarbeit in der Form eines von R. redigirten[1]) gedruckten Promemoria's (vom 20. April) zu freier Benutzung überwiesen und demnächst auch in andren betheiligten Kreisen weiter verbreitet.[2]) Fast selbstverständlich war der von R. ausgegangene und abgefasste Senatsantrag auf augenblickliche Abschaffung der ausserordentlichen Regierungsbevollmächtigten, als einfache Consequenz der bereits vom Bundestag beschlossenen Aufhebung aller Ausnahmsgesetze. Jener Entwurf fasst eine doppelte Aufgabe ins Auge, einerseits zeitgemässe Reform, andrerseits Schonung des eigenthümlichen Charakters der deutschen Universitäten. Er will sich auf die „dringendsten Bedürfnisse" beschränken, trägt aber denn doch neben einigen unbedingt nothwendigen Anträgen (wie u. a. Freigebung der Studentenverbindungen) in Manchem den „breiten Stempel" jener reformseligen Zeit. Ein neu zu begründendes Curatorium sollte die illusorisch gewordene Bestimmung der Statuten zur Wahrheit machen, wonach unter Mitwirkung des Curators Rector und Senat in allen Gesammt-Angelegenheiten der Universität die Leitung und Entscheidung habe. Die Verwaltung sollte „aus einer

1) R. an Kiessling Pfingsten 1848. 2) Wünsche und Vorschläge Universitätsreformen betreffend. Bonn, gedruckt bei Carl Georgi. 1848. 12 S. in 4.

heimlichen eine öffentliche, aus einer einseitigen eine vertheilte", die Corporation sollte mündig erklärt und zur Mitwirkung bei der Verwendung des Universitäts-Vermögens berufen werden. Als „eine der wohlthätigsten und nothwendigsten Verbesserungen" wird wunderbarer Weise die Feststellung von Normalgehalten für alle, auch die ausserordentlichen Professoren, sowie „für die persönlichen Gehaltserhöhungen der möglichst ausschliesslich geltende Grundsatz des Dienstalters" empfohlen. Da es für eine vollkommen gerechte Abstufung wissenschaftlichen Verdienstes einen ausreichenden äussern Maasstab überhaupt nicht gebe, so könne nur vermittelst jener Normen „dem Misstrauen, ob persönliche Gunst oder unparteiische Anerkennung des Verdienstes eine (zumal geheime) Verwendung von Fonds bewirkt habe, vorgebeugt, dem ganzen widrigen Gefolge dieses Misstrauens gesteuert werden". Ein bindendes Vorschlagsrecht der Universität bei der Wahl und Berufung ihrer Lehrer wird gefordert, sowie die Befugniss die Verhandlungen einzuleiten und in stätem Einvernehmen mit der Staatsbehörde zu der schliesslich von dieser ausgehenden Entscheidung zu führen. An Stelle des bisherigen akademischen Senats soll wieder das Plenum der ordentlichen Professoren treten, welches sich nur für die besondren Geschäftskreise in verschiedene frei gewählte Ausschüsse zu gliedern habe. Auch für die ausserordentlichen Professoren und die Privatdocenten wird eine angemessene Vertretung in den sie berührenden Angelegenheiten beansprucht. Vor Allem sei das vielfach erschütterte Vertrauen zu der akademischen Gerichtsbarkeit durch eine Reform derselben wieder herzustellen. Es wird ein processualisches Verfahren nach den Normen der rheinischen Gesetzgebung vorgeschlagen: Antheil der Studierenden an der Wahl des Richtercollegiums, sofern dasselbe aus Universitätslehrern bestehe; Zuziehung von Studierenden zur Rechtsprechung selbst; Gestattung der freien Wahl eines Vertheidigers aus dem Kreise der sämmtlichen Universitätsgenossen. Unter allen Umständen geboten sei die unverweilte Vernichtung der jetzigen Stellung und Competenz der Universitätsrichter, wie solche erst in Folge der Karlsbader Beschlüsse ins Leben gerufen sei. Wie un-

würdig der Universität und wie unzweckmässig dieselbe sei, wird mit scharfen Worten ausgeführt, da man wohl grade in Bonn schlimme Erfahrungen gemacht hatte. Was der akademischen Gerichtsbehörde Noth thue, sei lediglich ein Gehilfe etwa in der Stellung, wie sie in der Rheinprovinz die Beamten des öffentlichen Ministeriums den regelmässigen Gerichtsbehörden des Staats gegenüber einnehmen. Für das eigentlich wissenschaftliche Leben endlich erfordere der Grundsatz, dass die Wissenschaft und ihre Bekenner keine Bevormundung ertragen, gebieterisch die Abschaffung der Zwangscollegien und der qualificirten Zeugnisse von Seiten der Docenten, wofür eine angemessene Gestaltung der Prüfungen Ersatz zu bieten habe 1) durch Oeffentlichkeit derselben, 2) durch Zuziehung der betreffenden Professoren zu den verschiedenen Prüfungscommissionen des Staates, nach dem Vorbilde der für die Prüfungen des höheren Schulfachs bereits bestehenden Commissionen. Späteren Aeusserungen bleibt vorbehalten das Verhältniss zwichen den Staatsprüfungen und den akademischen Promotionen und die Erörterung der Mittel, „durch welche die Ertheilung der akademischen Grade gehoben und theils gleichmässiger theils bedeutungsvoller gemacht werden kann“. Zuletzt wird dem Minister anheim gegeben, freigewählte Abgeordnete sämmtlicher preussischer Universitäten zu mündlicher Berathung der gesammten Reformfrage um sich zu versammeln.[1])

Inzwischen brachte die Bonner Commission, deren thätigstes Mitglied R. war, in 7 Sitzungen Grundlagen einer neuen Universitäts-Verfassung und -Verwaltung zu Stande.[2]) Die Redaction dieser Vorlage nebst den Motiven stammt aus seiner Feder.[3]) Hiernach wird die Oberleitung des Universitätswesens mittels organischer Gesetzgebung der Reichsgewalt, die Ver-

1) Zu einer solchen Conferenz mitberufen zu werden wünschte R. eine Zeit lang lebhaft: an Kiessling, Pfingsten 1848. 2) R. an Hildebrand 26. April 1848. 3) Ein Pfingstbrief R.s an Bernays (1848) berichtet, dass „die eben gedruckten 'Grundzüge einer verbesserten Universitätsverfassung: Vorlage für die Berathungen der Plenarversammlung' hauptsächlich und in der Form ganz“ seine Arbeit seien. Das Manuscript von seiner Hand liegt uns vor.

waltung der einzelnen Universitäten den Einzelstaaten zugewiesen. Bei jener sollen die Universitätsinteressen durch eine besondere Abtheilung des Reichsschulrathes vertreten sein, welcher sich alle zwei Jahre an dem Sitze der Reichsgewalt versammelt und die von ihm berathenen Gesetzesvorschläge dem Reichsminister des Unterrichtes zu seiner oder erforderlichen Falles zur Beschlussnahme des Parlamentes vorzulegen hat. Jene Abtheilung für Universitätswesen ist zu bilden durch Abgeordnete der Universitäten, deren jede ein aus ihrer Mitte frei gewähltes Mitglied entsendet, und durch je einzelne Abgeordnete der betreffenden Staatsregierungen. Den einzelnen Universitäten soll das Recht einer verfassungsmässigen Theilnahme an ihrer Verwaltung verbürgt werden: namentlich in Bezug auf Feststellung oder Abänderung der Sonderstatuten, Einrichtung der wissenschaftlichen Institute, Berufung der Lehrer und alle Personalanstellungen, Verwendung der Geldmittel. Das Corporationsvermögen der einzelnen Universitäten wird an den Staat abgetreten, der ihnen dafür die Höhe des hiervon bezogenen Einkommens gewährleistet (eine Bestimmung, welche für den Preis einer Entlastung von Geschäften die Zukunft der Universitäten mit ihren wachsenden Bedürfnissen denn doch allzusehr von dem guten Willen der Regierung abhängig macht). Die venia docendi erwirbt man durch öffentliche Ablegung wissenschaftlicher Leistungen, für die der Reichsschulrath eine allgemeingültige Norm festzusetzen hat; einmal erworben kann sie auf jeder deutschen Universität ausgeübt werden. Unbedingte Lehr- und Hörfreiheit, nur mit Festsetzung einer Altersgrenze (wenigstens das 18te Lebensjahr) für die Hörer, wird gewährleistet. Die Staatsprüfungen, öffentlich und von gemischten Commissionen zu vollziehen, sind Reichssache und ihre Ergebnisse gelten für das ganze Reich. Die akademische Gerichtsbarkeit ist aufgehoben, doch übt die Corporation disciplinare Gewalt in gewissen, noch zu regelnden Grenzen und Formen aus.

Mit warmen Worten sprechen sich die Motive gegen Centralisation und Uniformirung nach französischem Muster und für möglichst schonende Erhaltung der Sonderverwaltung

der einzelnen Universitäten durch die betreffenden Staaten aus; sie berufen sich auf die Thatsache, dass „dieselbe vielgestaltige Mannigfaltigkeit, die, in Deutschlands geschichtlicher Entwickelung begründet, seinen politischen Verfall verschuldet hat, auf rein geistigem Gebiete den eigenthümlichsten Vorzug unseres Vaterlandes bildet". Die Wohlthaten, welche demselben „aus der bisherigen naturwüchsigen Mannigfaltigkeit für einen regen geistigen Wetteifer, für vielseitige und selbständige wissenschaftliche Anregung sowie für gleichmässigere Verbreitung der Bildung erwachsen sind", sollen bewahrt werden.

Nur so zu sagen die „Grundrechte" der deutschen Universitäten sollten in jenem Verfassungsentwurf festgestellt werden; zahlreiche Einzelfragen (wie die Sonderung in Facultäten, Erweiterung des Kreises der Lehrgegenstände, die Normen für Ertheilung akademischer Grade, Verhältniss der ordentlichen und ausserordentlichen Professoren, Gebrauch der lateinischen Sprache u. s. w.) blieben einer geordneten Berathung und Vereinbarung der vollständig und gleichmässig vertretenen Universitäten vorbehalten; über die daraus hervorgegangenen Anträge sollte der Reichsschulrath beschliessen. Abschaffung der mit dem fortgeschrittenen Zeitbewusstsein unvereinbaren Reste einer vererbten Zunftmässigkeit ebensowohl als besonnene Erhaltung der aus dem innersten Wesen des deutschen Geistes hervorgegangenen Eigenthümlichkeiten als Grundlage einer fruchtbaren Weiterbildung wurde als leitender Gesichtspunkt für diese Reformen aufgestellt. Das Grundrecht der Freizügigkeit auch auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Lebens wird besonders im Hinblick auf die zu erwartende freiere Entwickelung eines selbständigen Gemeindelebens empfohlen. Jeder engherzige Universitätszwang, der in übelverstandenem Sonderpatriotismus die künftige Anstellung an den Besuch einer Landesuniversität knüpft oder gar den Besuch bestimmter vaterländischer Universitäten den Landeskindern verpönt, soll fallen. Gegen die von anderer Seite geforderte Unentgeltlichkeit akademischer Vorlesungen wird der wohlthätige Einfluss der Concurrenz zwischen staatlichen und privaten Bildungsmitteln geltend gemacht, welcher

mit Aufhebung des Honorars wegfallen würde. Während die Ausarbeitung eines allseitig genügenden Disciplinarcodex für die Universitäten der gemeinschaftlichen Fürsorge der Reichsminister des Unterrichts und der Justiz auf Grund der Vorschläge dss Reichsschulraths überwiesen wird, findet die Vorlage für angemessen, im Hinblick auf vergangene trostlose Zeiten, der akademischen Jugend durch ausdrückliche Versicherung des Rechtes freier Vereinigung von vornherein eine Beruhigung zu gewähren.

Unterdessen berieth auch diese eifrig über eine Umgestaltung des Studentenwesens und die ihrerseits der akademischen Behörde vorzutragenden Reformwünsche. Ihr Vertrauensmann und Vermittler war ohne sein Zuthun Ritschl; sie wollten ihn sogar durchaus zu ihrem förmlichen Präsidenten machen[1]), was er aber aus mannigfachen Gründen zu hintertreiben wusste, obwohl er es factisch in den alle Wochen mehrmals stattfindenden Versammlungen bereits war. Ueberall und zu jeder Zeit hat er es meisterlich verstanden, mit den jugendlichen Brauseköpfen umzugehen, namentlich auch solchen Sausewinden, welche allzuflott auf den Wogen des Verbindungslebens dahinschwammen, wirkungsvolle Vermahnungen zu appliciren. „Um auf solche Bursche zu wirken, dazu kömmt mir immer trefflich zu statten, dass ich selbst kein Theekessel war, sondern Lusate in Leipzig, und ihnen das *experto crede Ruperto* zurufen kann, was natürlich ganz anderes Vertrauen gewinnt, als wenn der alte Mucker auch ein junger war und nun Moral predigt.“[2])

Von dem Reformeifer aber in Sachen der Universitäten war er nach Jahresfrist bereits gründlich zurückgekommen. Die weise Erwägung, dass ein Umbau in grösseren Dimensionen leicht den Grundplan und eigenthümlichen Charakter dieser Institute in verhängnissvoller Weise angreifen könne, dass gar manche der im ersten Anlauf erstrebten Aenderungen viel mehr Verschlechterungen sein würden, hatte inzwischen die Oberhand gewonnen. So vertrat er in der Reform-Com-

1) R. an Kiessling, Pfingsten 1848. 2) An Pernice 7. Februar 1853.

mission wie im Senate den Gesichtspunkt, möglichst viel beim Alten zu lassen, der auch durchdrang.[1])

Uebrigens so lebhaft er auch in jenen bewegten Zeiten an den naiven Discussionen über Neugestaltung von Staat und Reich Theil nahm, so liess er sich doch durch den politischen Meinungskampf seine persönlichen Verhältnisse zu alten vertrauten Freunden nicht stören. „Sollen uns denn, lieber Alter,“ schrieb er an Pernice (21. Juli 1848), „diese Zeitläufte, die alles Gewohnte zerschneiden, auch in unser Privatleben hineinschneiden? Was geht die denn unser persönliches Verhältniss an? Ich wenigstens weiss diese Gebiete wie immer zu trennen; haben wir uns doch nun bereits ein paar Decennien die gegenseitige Freiheit der Ansichten und Ueberzeugungen gestattet, so auseinandergehend sie auch waren, und ihnen einen Einfluss auf unsere Freundschaft niemals eingeräumt, weil wir beiderseits von einander wussten, dass eines jeden Standpunkt der einer ehrlichen Ueberzeugung war. Bekehren werden wir uns freilich wohl gegenseitig niemals; lassen wir also das, worin wir nicht zusammentreffen, auf sich beruhen, und halten uns an das, was davon unabhängig nach wie vor bestehen kann. Es würde uns schwerer werden, wenn wir uns tagtäglich im Leben oder gar in Geschäftsverhältnissen berührten, die entschiedene Parteinahme, der sich keiner von uns entziehen wird, ohne Störung und Trübung des rein menschlichen Verhältnisses durchzuführen; aber dafür wenigstens ist die Entfernung, sonst kein Beförderungsmittel der Freundschaft, günstig und heilsam.“

Und als ihm derselbe Freund eine beiläufige Warnung vor Aufrechterhaltung des Polizeistaates übel genommen hatte, wie freundlich, ohne doch seiner Ueberzeugung etwas zu vergeben, war er beflissen, derselben jede persönliche Schärfe zu nehmen (14. Aug. 1848): „Mit dem 'Polizeistaat' meinte ich nichts weniger als Deine individuelle Natur, dachte auch ganz und gar nicht an ein altes Karlsbader Gespräch, sondern hatte ganz einfach das grosse Princip im Sinne, dem

1) An Pernice 27. März 1850.

Du mit hundert andern ehrenwerthen Männern aus Ueberzeugung anhängst, und das ich von jetzt an, trotz möglicher Rückschläge von vorübergehender Dauer, für verloren halte. In Anwendung auf den speciellen Fall: alle Präventivmaassregeln gegen möglichen Missbrauch der Rede- und Gedankenfreiheit, die Einschnürung der letztern selbst in die Wickelbänder sogenannter loyaler Gesinnung, die argwöhnische und bevormundende Ueberwachung jeder freimüthigen Aeusserung, die doch, wenn sie die Wahrheit für sich hat, trotz Aechtung, Ungnade und Strafverfahren sich Bahn bricht, wenn nicht, unschädlich verhallt, sich selbst vernichtet und nicht so viel Aufhebens verdient. Ich drücke das Alles natürlich vom Standpunkte meiner Anschauungsweise aus und weiss recht gut, wie sich's ungefähr vom entgegengesetzten ausnimmt und anhört, will und wollte auch darüber gar nicht streiten. Aber für den Augenblick ist einmal das andere Princip Sieger, welches doch NB. kein unsittliches ist, wenn man es selbst für falsch hält; wer sich in das alte eingelebt hat, wird, mit je ehrlicherer Ueberzeugung er ihm ergeben ist, desto leichter Gefahr laufen, sich von leidenschaftlicher Auffassung beschleichen zu lassen, ohne dass er sich's bewusst ist, und sich in bester Meinung Ungelegenheiten und Verdriesslichkeiten schaffen, die er, da sich's eben nicht um einen Gegensatz von absolut gut und absolut schlecht handelt, sich weiser ersparte."

Schon Ende Juli, nach der Rückkehr von Frankfurt, wandte er sich wieder fruchtbareren Gedanken in seiner Studierstube und der Pflege seines Gartens zu. Als vollends der politische Himmel sich immer mehr und mehr in ein düsteres Aschgrau hüllte, die Unfähigkeit der Linken immer hoffnungsloser hervortrat und jedem Freund edleren Geisteslebens klar werden musste, dass die Zukunftsideale der Radicalen damit nicht vereinbar seien, zog er sich von einem Felde, für das er sich nicht berufen fühlte, ein für allemal zurück. Nur an organisatorischen Berathungen für das Unterrichtswesen in grösserem Stil hätte er sich immer noch gern betheiligt. „So sehr ich," schrieb er an Lancizolle (18. Februar 1849), „von politischer Thätigkeit im Grossen und Allgemeinen

zurück- und zu sehr bescheidener Selbstschätzung gekommen bin, so belohnend finde ich noch immer praktische organisirende Thätigkeit in dem engen Kreise, den man mit gründlicher Einsicht beherrscht. Bescheide mich übrigens sehr gern, dass es viele tüchtige Kräfte giebt, und dass nicht jeder berufen sein kann in Wirksamkeit zu kommen. Hingegen zu Plauto bin ich berufen. Diese Auffassungsweise, dünkt mich, wird Dir sehr zusagen.“ Sie wird noch weiter in Folgendem illustrirt. „Die guten alten Zeiten! Die wären denn nun wohl unwiederbringlich vorüber, und die neuen werden noch manchen Tag ins Land gehen lassen müssen, ehe sie ihrerseits gut werden. Denn das sei Gott geklagt, dass sie's jetzt nicht sind. Wen die letzten vier Monate nicht curirt haben, der ist incurabel. Du thust mir zwar bei Weitem zu viel Ehre an, wenn Du mich als 'straffen Republikaner' in Anspruch nimmst; ich habe es niemals, selbst nicht stundenweise, auch nur zu einem schlaffen gebracht. Mein Liberalismus hat sich auf die Opposition gegen den Polizeistaat beschränkt. Insofern aber eine nicht weiter gehende Opposition jetzt Reaction heisst, habe ich die Ehre Reactionär zu sein. Da ich zu denen gehöre, die ein bischen geistigen und leiblichen Besitz zu verlieren haben, mache ich natürlich Front gegen die Democraten, deren wahnsinnige Verblendung sie auch für den Theil ihrer Bestrebungen, mit dem sie Recht haben, um die Sympathie aller Vernünftigen bringen muss. Und da heutzutage die Dinge so stehen, dass, wer sich auf den Juste-milieu-Boden stellen zu können vermeint, nothwendig wie ein Gehenkter zwischen Himmel und Erde zu schweben kommt, so bleibt vor der Hand nichts übrig, als mit der Regierung zu gehen, auch auf die Gefahr hin, dem Rückschritt vorläufig wieder einigermassen in die Hand zu arbeiten. In diesem Sinne nehme ich denn Partei, wie und wo es an mich gebracht wird, bekümmere mich aber übrigens um die weltlichen Dinge nur äusserlich, lese jeden Tag meine Kölnische Zeitung und das Bonner Wochenblatt und weiter gar nichts, erfahre daher auch οὐδὲ γρῦ von Hallischen oder sonstigen Vorkommnissen, habe mit blutendem Herzen auf deutsche Einheit verzichtet, habe durch die theils phantastischen theils

brutalen Maass- und Grenzenlosigkeiten unserer Volksbeglücker die Ueberzeugung gewonnen, dass diejenigen leider Recht haben, die uns ein Volk von unpraktischen Träumern und Ideologen nennen, tröste mich mit der Rolle, die das (Deutschland sehr vergleichbare) Griechenvolk den barbarischen Römern (den europäischen Slaven der Zukunft) gegenüber zu spielen die Mission hatte, finde es äusserst unbehaglich, sein Herz an Dinge zu hängen, auf deren Gestaltung der Einzelne sich gestehen muss nicht den geringsten dirigirenden Einfluss üben zu können, und fühle mich weit befriedigter durch den idealen Absolutismus, der mir wie Goethen Bedürfniss ist, und mit dem ich gewiss bin meinen eigenen kleinen, aber scharf begrenzten Kreis unbedingt nach meinen Berechnungen und Absichten, und nach einem rationellen Causalnexus von Ursachen und Wirkungen zu regieren. Habe alsogestalter Weise mich mit Macht auf Plautum geworfen, Tag und Nacht darüber gesessen, dass mir Hören und Sehen vergangen ist, bin ein Sclav des Pressbengels gewesen, dass ich die besten Freunde darüber vernachlässigen musste, bin aber an einem Rastpunkte angelangt, der mir ein kurzes Ausschnaufen vergönnt, benutze das kleine Intermezzo von Musse, um die etwaigen Schatten, die sich zwischen mich und meinen alten besten Freund gelagert haben könnten, zu verscheuchen, biete beikommend zur Besiegelung eines erneuerten Correspondenz-Cartells eine kleine Opfergabe dar, und verhoffe mit dieser verwilderten Situationskarte die hervorragendsten Marksteine meines äussern und innern Lebens vorläufig zu einiger Befriedigung bezeichnet zu haben.“[1])

Tief ins Herz schnitt ihm, dem damals „nichts über den Frieden in jedem Sinne des Wortes“ ging, dass durch Schuld beider Seiten der Bürgerkrieg heraufbeschworen wurde. „Von Königswinter, wohin ich mich für zwei Ferientage zur Erholung geflüchtet habe, schreibe ich Dir am wunderschönsten Sonntagmorgen diese Zeilen, zwischen feierlichstem Glockengeläute, vor mir die Aussicht auf den grünen Godesberg und auf den ruhigen grünen Spiegel des klaren Rheins: Bilder,

1) An Pernice 10. Februar 1849.

die gar wenig passen zu dem unschönen, wüsten Treiben, was er an seinen obern Ufern jetzt schauen muss. Wo ist der Anfang des Endes? Werden wir es noch erleben? *intra peccatur et extra* — und *quicquid delirant reges, plectuntur Achivi* — beides Sprüche, die der Philolog jetzt allzupraktisch interpretiren lernt."[1]) Seinem idealistischen Schwager Hildebrand, der in Stuttgart noch immer die Fiction eines deutschen Parlamentes aufrecht zu halten half, verhehlte er seine Befürchtungen nicht.[2]) Dass die Schöpfung eines einigen Deutschlands nichts andres als eine Machtfrage sei, war ihm klar. „Trachtet vor Allem nach der Macht, dann wird euch das andre von selbst zufallen .... Hierin liegen vielleicht arge Ketzereien für den muthmasslichen Defensor des legitim-patriarchalischen Kleinstaatenthums — oder ist's nicht so? — es ist nun aber einmal meine Religion."[3])

Unablässig verfolgte er als aufmerksamer Zuschauer den Gang der öffentlichen Dinge. War doch das gesellige Gespräch nicht nur, sondern die Thätigkeit vieler der hervorragendsten Collegen von den grossen Tagesfragen in Staat und Kirche so in Anspruch genommen, dass ein so lebhafter Geist wie R. sich diesen Einwirkungen gar nicht entziehen konnte. Dazu kam, dass seinen philologischen Forschungstrieb die Aufspürung des Ursprungs dieses und jenes Artikels, dieser und jener grade Aufsehen erregenden Brochure reizte, besonders in der Conflictszeit 1862: dann ruhte er nicht, seinem Leibspruch 'nil tam difficilest' getreu, bis er durch Combination oder Benutzung aller ihm zugänglichen, nahen oder fernen Quellen den wahren Verfasser entdeckt hatte.

Gleich bei Beginn der „neuen Aera" in Preussen fasste er die Aufgaben der Zukunft für Deutschland scharf ins Auge. Seine lateinische Ansprache an die Studierenden[4]) auf Anlass des preussischen Thronwechsels im Januar 1861 schliesst mit dem Wunsche, dass unter der neuen Regierung

1) An Pernice 10. Juni 1849. 2) 16. Juni 1849. 3) An Pernice 15. December 1849. 4) Opusc. V 696 f.

die Einheit Deutschlands Fortschritte machen möge.[1]) Die Kreuzzeitung witterte darin sehr richtig „das Nationalvereins-Programm in lateinische Rhetorik übersetzt". Der Verfasser antwortete in einem anonymen Artikel[2]): ideelles Mitglied des Nationalvereins zu sein, sei eben ein Loos, das ungezählte Tausende theilten und so lange theilen würden, als es noch eine Kreuzzeitungs-Partei gebe. Italiens Beispiel machte ihn sehr annexionslustig. Er schrieb an Brunn in Rom (3. Januar 1861): „Gewiss ist, dass wir wünschen, wir hätten an Wilhelm I. einen Victor Emanuele, am Prinzen von Hohenzollern einen Cavour, an einem neuen Blücher einen Garibaldi, und annectirten den ganzen nichtsnutzigen Rattenkönig von kleinen Raubstaaten Deutschlands, Ihr glorioses Dessau mit inbegriffen!" Aber keine Einheit, die alle Besonderheit verschlinge. „Dieses ist übrigens sehr wahr, was Sie über die gelehrtenfreundliche Kleinstaaterei sagen, und von noch viel grösserer Tragweite nach andren Seiten hin. Es ist das ein Satz, über den wir in meinem Hause längst d'accord geworden sind. Also: nur Krieg und Frieden und auswärtige Vertretung einheitlich, alles Uebrige particularistisch, unbedingt wenigstens alle Culturformen und -Institutionen. Denn wo sonst noch Einheit unbedingt Noth thut — Handelsgesetzgebung vor allem — da macht sie sich ganz von selbst durch den Drang des Interesses und braucht gar nicht decretirt zu werden. *Ceterum censeo Slesv. Hols. esse annectendam.*"[3]) Von letzterem Satz war er so durchdrungen, dass er ihn in wiederholten anonymen Zuschriften dem Leiter der preussischen Politik ans Herz legte.

2. Plautus.

Grade die Stürme des Jahres 1848 sollten den Anstoss geben, dass die lange vorbereitete Plautusausgabe endlich

1) *praeter cetera autem illud contingat bonis omnibus exoptatissimum desideratissimumque, ut mox artiore quam nunc vinculo cum Borussici nominis auctoritate flos et robur, honos et dignitas, salus et incolumitas Germaniae universae contineantur.* 2) Kölnische Zeitung 30. Januar 1861 Nr. 30. 3) An Bernays 11. October 1864.

flott wurde und mit vollen Segeln vom Stapel lief. Um gegenüber den zerstreuenden Einwirkungen der Politik seinem litterarischen Gewissen eine Art dictatorischer Stimme zu sichern, vollzog er, nachdem Reimer abgelehnt hatte (22. April), am 25. Mai einen Contract mit einem Bonner Verleger, Namens Bernhard König, der freilich mehr zum Sklavenzüchter als zum Buchhändler geschaffen war. Derselbe wusste die allgemeine Geschäftsstockung und Muthlosigkeit schlau zu benutzen, um für einen Spottpreis den arglosen Gelehrten in buchstäblichem Sinn an sich zu fesseln, und so kam es, dass ein Lebenswerk, welches der deutschen Wissenschaft zu gerechtem Stolze gereichen sollte, unter der schäbigen Fahne eines an der Schwelle des Bankrottes stehenden Aussaugers auf den Markt kam, der noch dazu durch ganz singuläre Marotten den Absatz sich selbst verkümmerte und allen Seiten zu unzähligen Klagen über seine absurde Geschäftsbehandlung Anlass gab. Die schlimmste Ruthe band sich der sanguinische Herausgeber auf Veranlassung eines thörichten Rechtsfreundes selbst, indem er sich gegen eine Busse von 5 Frsd'or für jedes fehlende Stück (ein Fünftel des Honorars!) verpflichtete alle Jahre wenigstens drei Comödien zu liefern. Nur ernstliche Krankheit oder eine durch ärztlichen Ausspruch für durchaus nothwendig erklärte Gesundheitsreise oder eine amtliche Abberufung von seinem Wohnorte oder dergleichen rechtliche Abhaltungen überhoben ihn der Strafe, doch machte er sich ausdrücklich dafür verbindlich, die so entstandene Versäumniss, soweit es in seinen Kräften stehe, durch gesteigerte Thätigkeit wieder einzubringen. Obendrein hatte er gleich beim Beginn des Geschäftes dem Verleger auch noch eine Schulausgabe eines Plautinischen Stückes mit erklärenden Noten und einem deutsch geschriebenen Abriss der Plautinischen Metrik versprechen müssen. Da Fleckeisen in derselben Weise den Trinummus für Reimer zu bearbeiten vorhatte, so ersah sich R. vorläufig den Miles dazu.[1]) Auch später noch hatte er starke Neigung, „wo nicht alle, doch einige Stücke mit

1) An Fleckeisen 10. Juni 1849.

ordentlichem Commentar herauszugeben[1]); sogar 1862 hielt er den alten Wunsch und Plan noch fest, den Miles mit ausführlichem deutschem Commentar zu begleiten.[2])

Für die grosse kritische Ausgabe wurde zuerst, wie längst beabsichtigt, der in wiederholten Vorlesungen und eindringenden Untersuchungen tractirte Trinummus ernstlich in Angriff genommen und der Druck frischweg im Herbst begonnen. Auf zwei, höchstens drei Bogen einer Vorrede sollten die allerunentbehrlichsten Notizen und Grundzüge gegeben werden. Unter der Hand aber, „während der Pressbengel nie ruhte, sondern unersättlich täglich neue Speise forderte"[3]), wuchsen dieselben zu mehr als 20 Bogen langen Prolegomena an, welche ausser 7 Capiteln über die diplomatische Geschichte des Textes und die hieraus folgenden Grundsätze der Kritik eine für jene Zeit nahezu vollständige systematische Darstellung der Plautinischen Prosodie und Metrik enthielten. Schon am letzten December des Jahres 1848 konnte der Verfasser die Hälfte davon Freunden wie Schneidewin, Joh. Schulze u. a. als gedruckten Neujahrswunsch senden, und Ende Februar 1849 folgte der Rest sammt dem Trinummus. So aus einem Guss, so in voller Stimmung war das Ganze hingeworfen, recht nach gewohnter Art in ununterbrochener Arbeit „von früh bis spat", dass, als es nun fertig vor ihm lag, er an der eignen Schöpfung wie an einer überraschend gelungenen Improvisation seine helle Freude hatte. „So wunderlich spielt der Zufall mit einem. Das Jahre lang geplante, ausgedachte, vorbereitete kömmt (wie oft!) nicht zur Ausführung und das beste wird fast autoschediastisirt. Denn es mag an sich sein wie es will, das fühle und weiss ich jetzt auf das bestimmteste: es ist, subjectiv und objectiv, das beste was ich je gemacht habe und je machen werde, und wenn diese 20 Bogen Prolegomena gedruckt sein werden, kann ich mich eigentlich schlafen legen, da nun den Text selbst zurechtmachen jeder kann."[4]) Letzteres erschien ihm

1) An Fleckeisen 1. März 1853. 2) An Brunn 7. December 1862. 3) An Brunn 28. Februar 1849. 4) An Schneidewin 31. December 1848.

hiernach „mehr wie ein Amusement als wie eine Arbeit: er rechnete mit Zuversicht darauf, jedes Jahr 4—5 Stücke liefern zu können“.[1]) So wenig ahnte er damals, was noch vor ihm lag, und zu wie gewaltigen Leistungen seine Kraft noch berufen war.

Aber in die Befriedigung über die prächtige helle Vorhalle, die er dem Wiederaufbau der Plautinischen Kunstwerke vorangestellt hatte, mischte sich die Wehmuth über eine zu Grabe getragene Hoffnung. Grade an jenem Sylvester, von dem die angeführten Zeilen datirt sind, starb Gottfried Hermann. Ihm, als dem einzigen Führer nach Bentley[2]), war der erste Plautusband gewidmet, ihm sollten insbesondre diese grundlegenden Bogen als reife Frucht seiner Lehre dargebracht werden, und nun waren die glänzenden Augen gebrochen, welche vor allen berufen waren sie zu prüfen und zu würdigen. Nun schrieb der trauernde Schüler an den Freund[3]): „Gefällt Dir meine Sache, so freut mich das aufrichtig; sonst werde ich eben nicht nach Vielen fragen. Ich bin in der Beziehung sehr abgestumpft geworden, da mir die Hauptfreude durch des lieben Alten Heimgang zerstört ist, den ich noch immer gar nicht verwinden kann. Speciell für ihn ist das Meiste in den Prolegomenen geschrieben und darauf berechnet, seine Aeusserungen und Entscheidungen, berichtigend, widersprechend, beistimmend herauszulocken als eben so viele Stufen zum Weiterklimmen in der Erkenntniss des Wahren. Darum ist so Manches zweifelhaft ausgedrückt, darum sind öfters verschiedene Möglichkeiten nebeneinandergestellt, um die Probe zu machen, ob seine Entscheidung so ausfallen würde, wie ich sie bei mir und nach meinem Standpunkte hinlänglich festgestellt hatte. Diese unerschöpfliche Quelle der Belehrung und wachsenden Einsicht ist mir nun für immer versiegt. Auch werde ich's ohne die imponirende Beihülfe seiner Autorität jetzt viel schwieriger haben, meinen Ansichten Eingang zu verschaffen“. „Man wird sich jetzt solche,“ schrieb er nach

1) An Joh. Schulze 31. December 1848. 2) Godofredo Hermanno | ad emendandvm Plavtvm | post magnvm Bentleivm | dvci vnico u. s. w. Vgl. prolegom. ad. Trin. p. LVI f. = opusc. V 316 f. 3) An Schneidewin Ende Februar 1849.

ganz ähnlicher Klage an Joh. Schulze (9. Februar 1849), „die ein gleich eingehendes Verständniss dieser wenig betretenen Bahnen theilen, erst selbst zuziehen müssen: ein langsamer Weg und eine spärliche Befriedigung!" Nicht einmal die „kleine Nebenfreude" war ihm gegönnt, zu erfahren, ob der liebe alte Herr seinen Taufpathen, der doch schon Anfang Decembers in Leipzig angelangt war, „noch gesehen und angesehen" habe.[1]) Immer inniger hatte sich R.'s Verhältniss zu dem Heimgegangenen mit den Jahren gestaltet. Unser jüngeres Geschlecht wird für diese Kindespietät und bescheidene Unterordnung eines bereits zu den Höhen des Ruhms Hinansteigenden kaum noch Verständniss haben. Der Verfasser der Parerga, eines Buches, welches über die Grenzen der Hermannschen Schule weit hinausging, — wie glücklich wäre er gewesen, wenn er in der Nähe des verehrten Meisters, gleichsam unter seinen Augen, oder wenigstens in Halle hätte arbeiten und thätig sein können! „Seit meinen Universitätsjahren ist es mir nicht wieder beschieden gewesen, unter dem unmittelbaren Einfluss eines begeisternden Musters zu stehen; ohne Rath und Leitung habe ich mir selber fort- und durchhelfen und gar manche Irrwege durchmachen müssen. Und diese letzteren sind grade von der Art, dass consilia in Ihrem Sinne mich davor hätten bewahren können. Darum ist auch, seit ich zur Erkenntniss jener Irrgänge gekommen bin, meine Bewunderung und Verehrung gegen Sie fortwährend gewachsen, und hat nun freilich dadurch, dass ich mich einigen persönlichen Wohlwollens von Ihnen erfreuen durfte, eine Wärme und Innigkeit angenommen, dass sie ein Stück meines Daseins ausmacht."[2]) Und später bei Gelegenheit einer dringenden Einladung zur Bonner Philologenversammlung bittet er: „Nehmen Sie mich nur auch recht streng in die Schule, wo Sie mich auf falschem Wege sehen. Ihre nachsichtigen Aeusserungen über meine Arbeiten freuen mich natürlich sehr und sind mir ein grosser Sporn,

---

1) An Lehrs Ende Februar 1849. 2) An G. Hermann 27. März 1840. Andre Aeusserungen R.s über Hermann theilt Lehrs mit in den Wissenschaftlichen Monatsblättern 1877 V p. 54.

aber beschämen mich dennoch jedesmal, da ich mich immer hinter dem, was ich möchte, so zurückbleibend fühle."[1])

Kaum war der Trinummus erschienen, so steckte der Herausgeber schon wieder tief im Miles drin[2]): es war eine Art von „Plautophagie"[3]) über ihn gekommen, und der Genius verliess ihn nicht. „Es fleckt mir Seite für Seite mit wesentlichsten Conjecturumgestaltungen des Textes dergestalt zu meiner eigenen Ueberraschung, dass ich bestimmt fühle jetzt erst in den rechten und wahren Zug dafür gekommen zu sein, während mich beim Trinummus unsres Alten Autorität (noch dazu so zweifelhafte Autorität aus dem vorigen Jahrhundert) bei jedem Schritt fast mehr gehemmt und beirrt als gefördert hat. Ich würde schon jetzt Vieles viel anders machen."[4]) Freilich die Nothwendigkeit „wie in einer Tretmühle Tag für Tag ein bestimmtes Pensum abzuarbeiten, um den vertragsmässigen Termin einzuhalten", gestattete kein langes Verweilen und Besinnen: „was nicht gleich auf den ersten Wurf gelingt, tritt sogleich vor der perdomatio der in dicker Saat folgenden Ungethüme so zurück in meinem eigenen Gedächtniss, dass ich's selbst kaum wieder finde."[5])

Bereits im September wanderte der Bramarbas „in seiner neuausgebürsteten und zurechtgeflickten Montur" in die Welt. „Er hat eine tüchtige Walke durchzumachen gehabt, insonderheit aber so viele 'Blokaden' (wegen Mangels an fetter Schrift in der Druckerei), dass sich nur darum die Ausrüstung 4 Monate und darüber hingeschleppt hat, ehe er marschfertig geworden ist."[6]) Nie zuvor, ehe er selbst an das regelrechte Ausklopfen ging, hatte er das alte Gewand für „so verschlissen und zerlumpt" gehalten, wie er nun gefunden. Die Aufgabe des Trinummus war gering dagegen. So wollte er gern dieses Stück als Entscheidungsprobe gelten lassen, ob sich wo nicht an sich, doch durch seine Hand der Plautus überhaupt taliter qualiter herstellen lasse.[7]) Unterdessen waren auch die *procaces* Bacchides, für die schon Hermanns

---

1) An G. Hermann 9. Sept. 1841. 2) An Brunn 28. Febr. 1849. 3) An Pernice 10. Febr. 1849. 4) An Schneidewin 20. März 1849. 5) Ebenda. 6) An Pernice 23. September 1849. 7) An Fleckeisen 27. August 1849; ähnlich an M. Hertz 15. Sept. 1849.

geniale Divination so trefflich gesorgt hatte[1]), schon wieder „seit Wochen“ in neuem Aufputz fertig geworden[2]), so dass im December der erste stattliche Plautusband mit 3 Comödien und den Prolegomena vorlag. „Nun kannst Du Dir den ersten Band binden lassen,“ schrieb der gehetzte Herausgeber an Pernice (15. Dec.), „mir gratuliren, dass ich glücklich so weit gekommen bin, und mir wünschen, dass ich Dir eben so glücklich dereinst das letzte Heft des letzten (vom Text vierten, incl. Commentar sechsten) Bandes zuschicken möge. Dann werde ich mein Haupt zur Ruhe legen.“ Auch uns Zuschauern der rastlosen Arbeit sei vergönnt, hier ein wenig zu verschnaufen und die lang ersehnte Gabe in näheren Augenschein zu nehmen.

Die Prolegomena geben in 19 Capiteln Rechenschaft über die der Herstellung des Plautustextes zu Grunde gelegten Hülfsmittel und Principien. In den ersten Abschnitten, welche von den Handschriften, ihrem gegenseitigen Verhältniss und relativen Werth, von der Methode ihrer Ausbeutung handeln, werden die früher von dem Verf. selbst bereits veröffentlichten Ermittelungen, vielfach im Einzelnen noch berichtigt, theils zusammengefasst theils in praktischer Weise lehrreich ausgeführt. Mit begeisterten Worten werden auch hier Bentley und G. Hermann als die einzigen, aber leuchtenden Führer gepriesen: nach ihrem Vorbilde könne allmälig durch vereinte Anstrengung Vieler der Plautustext seiner ursprünglichen Gestalt näher geführt werden[3]); als Einer derselben und zwar als der, welcher die Mittel bereite und den Grund lege, will der bescheidene Herausgeber sich angesehen wissen. Aus der Geschichte und dem Wesen der Ueberlieferung ergiebt sich, dass die Kritik des Plautus keine conservative, der handschriftlichen Autorität ängstlich anhängende sein oder nach Art eines Rechenexempels gehandhabt werden kann. Wenn die erhaltenen Spuren vom fünften

1) Ritschl praef. Bacchidum p. IX f. 2) An Brunn 4. August 1849. 3) p. LVII = opusc. V 317: *ut iam sperandum sit fore ut multorum coniuncta industria sui similior Plautus evadat: quando nec unius aetatis fuit nec hominis est unius emendare Plautum, qui persanari quidem vereor ut umquam possit.* Vgl. opusc. II Vorrede p. VIII.

bis 11ten Jahrhundert nach Chr. eine fortschreitende Verderbniss in verwickelten Verhältnissen offenbaren, so wird kein Denkender glauben, dass die vorhergehenden Jahrhunderte seit dem Tode des Dichters glatt über seinen Nachlass hinweggegangen seien. Wenn aber der gesunde Verstand (*ratio*) keine Bedenken trägt die Gedanken und die sprachliche Form auch gegen den Buchstaben der Abschreiber zu verbessern, so wäre es inconsequent, bei Beurtheilung der metrischen Form sich jenen unzuverlässigen Zeugen gefangen zu geben, oder auf halbem Wege stehen zu bleiben und aus Aberglauben eine halbe Barbarei sich gefallen zu lassen. Mit bewundernswerther Feinheit und einer Klarheit, die auch dem Anfänger verständlich ist, werden nun die fundamentalen Eigenheiten des Plautinischen Versbaues entwickelt, an Beispielen erläutert, die zarten Grenzen gesetzlicher Freiheit innerhalb der festen Normen festgestellt und die Schlüsse, welche der Kritiker zu ziehen hat, gerechtfertigt. Von unbedingter Gültigkeit für die Erforschung einzelner prosodischer Thatsachen sind die methodischen Regeln, welche scharfe Unterscheidung der Versmaasse nach ihrem besonderen Charakter vorschreiben und verbieten eine sicher nachweisbare Erscheinung durch laxe Analogie zu generalisiren oder aus Vereinzeltem durch missbräuchliche Einführung einen festen Gebrauch zu machen.[1])

Besonders eindringlich, mit scharfem Spott gegen die Licenzenjäger (*licentiarii*) wird nachgewiesen, dass der Hiatus nicht etwa ein gesuchtes Schönheitsmittel, sondern vielmehr eine nur unter bestimmten Bedingungen gerechtfertigte Concession zu höheren Zwecken des Gedankens oder der sprachlichen Form sei. Die Geheimnisse der Rhythmik werden berührt bei den Fragen über das Verhältniss des Wortaccentes zum Ictus und die Verbindung der logischen mit der metrischen Betonung. Hier galt es mit feinem Ohr den Einfluss jenes „mächtigsten und ideellsten Factors der Plautinischen Verskunst“ zu erlauschen, der ist „wie ein Geist, der über den Wassern schwebt“.[2]) Der Irrthum, als ob in der älteren

1) p. CXXI = opusc. V 371. 2) Opusc. II p. XI.

römischen Poesie der Hochton auf Kosten der Sylbenmessung regiere, wird für immer widerlegt: auch für den Plautinischen Vers ist ein bestimmtes Maass langer und kurzer Sylben die feste Grundlage, aber geregelt nach der Aussprache jener Zeit; nur soweit als es mit den unverbrüchlichen Forderungen der Metrik und Prosodie zu vereinigen ist, erstrebte der dramatische Dichter, um den Klang der alltäglichen Redeweise nachzuahmen, eine Annäherung an die natürliche Betonung der Wörter und der Gedanken. Ganz eigenthümlich ist dem Verfasser die geistreiche Combination, welche die Gesetze der feineren Technik im iambischen Senar und trochäischen Septenar aus den Wirkungen der Cäsur herleitet. Eine Fülle neuer, lehrreicher oder anregender Einzelheiten, von gleich hoher Bedeutung für den Sprachforscher wie für den Metriker und Kritiker, und doch nie erdrückend oder ablenkend, wird im Fluss der durchsichtigen Auseinandersetzung ausgeschüttet.

Nicht sanft freilich ist der Ton, in dem der Verf. mit seinen ungenannten Antipoden umgeht, und sehr nachdrücklich am Schluss seiner Prolegomena die Vermahnung an den lernbedürftigen Leser, mit dem Glauben anzufangen, nicht mit dem Zweifel. Dennoch, als er so mit noch jugendlichem Muthe den kühnen Wurf wagte, die Lehre der Plautinischen und damit der gesammten altlateinischen Prosodie und Metrik zum erstenmal in einem wissenschaftlichen Zusammenhange darzulegen, war er sich „dabei sehr wohl bewusst, zwar einen haltbaren Grund gelegt, auf diesem aber erst ein vorläufiges Gerüst aufgeschlagen zu haben, welches nur durch einen Verein vieler Kräfte nach allen Seiten hin zum fertigen Hause auszubauen wäre“.[1]) Manches in der That hat spätere Forschung anders bestimmt oder doch anders erklärt: z. B. die von Hermann übernommene sogenannte Ekthlipsis[2]), einsylbige Aussprache zweisylbiger Wörter durch Ausstossung eines inlautenden Vocals; auch diese und jene Schranke, manche Beobachtung oder Auffassung im Einzelnen ist gefallen. Aber meistentheils war es R. selbst, der, wir werden sehen von welchen neuen Gesichtspunkten aus, mit

---

1) Opusc. II p. VIII. 2) Vgl. opusc. II p. X. 717.

unablässig vorwärts dringendem Scharfblick die eigenen Irrthümer als Durchgangspunkte für eine reinere Erkenntniss zuerst überwand und die wahre Lösung der Räthsel entdeckte, wo Andre nicht über unfruchtbaren Widerspruch oder flache Meinungen hinausgekommen waren. So erhob sich der zunächst nur ein Erläuterer (*probabilis interpres*) der Lehren Bentley's und Hermann's hatte sein wollen, zu der Höhe eines selbständigen Eroberers in der Wissenschaft. Und wenn sich auch manches harte Ohr jenen Lehren gegenüber unempfänglich gezeigt und manche vorwitzige Hand an jenem Gerüst zu rütteln versucht hat: im Grossen und Ganzen ist doch unter dem heutigen Philologengeschlecht und in weiteren Kreisen desselben ein besseres Verständniss der altrömischen Verstechnik und der Plautinischen Sprache verbreitet als vor einigen 30 Jahren, und das verdanken wir den Prolegomena.

Wie gewaltig der Text gefördert ist, erkennt man schon bei oberflächlicher Vergleichung mit der Vulgata. Reich und glänzend war die Ausbeute aus den Handschriften, hier und da auch aus andren Quellen der Ueberlieferung, manches verschmähte gute Korn wurde aus den Arbeiten der Vorgänger hervorgezogen und zu Ehren gebracht, aber das beste musste Seite für Seite die eigne Divination thun. Die kritische Herstellung eines so verwahrlosten Dichtertextes wie der Plautinische ist mit saubrem Putzen und Glätten nicht abgethan: sie erheischt gewissermassen ein Nachdichten desselben. Nicht nur in Verstechnik und Sprachgebrauch bis in die feinsten individuellen Gewohnheiten, in den Plan und den Gang der Handlung, die Charaktere der Personen und alle dramaturgischen Bedingungen, sondern auch in die geheimen Werkstätten der Erfindung und des Witzes muss der Wiederhersteller Plautinischer Komödien eindringen. Aus der Seele des Dichters heraus muss er dessen Schöpfung Zug für Zug im Geiste nachbilden, während seine eigne Gestaltungskraft von der erhaltenen Vorlage und den oft bis ins Monströse entstellten Spuren des Grundtextes beengt und streng im Zaume gehalten wird. Der Herausgeber hat in allen Beziehungen, namentlich auch in glän-

zenden Emendationen, Bewundernswerthes und Höheres geleistet als irgend einer der Lebenden, nach Hermann, hätte zu Stande bringen können. Vier Hauptgesichtspunkte waren es, deren scharfe Beobachtung ihm für die Plautuskritik als unverbrüchliches Gesetz galt: Reinheit der Sprache, Correctheit der Rhythmen, Gesundheit des Gedankens und individueller Stil des Dichters.[1]) Dass man mit ängstlichem Conservatismus nicht weit komme, wurde ihm immer festere Ueberzeugung, nur müsse die unvermeidliche Kühnheit durch bewusste Methode geleitet und gezügelt sein, während die abergläubische Verehrung des überlieferten Buchstabens nur zu dem weit bodenloseren Wagniss führe, Ungesundes und Unmögliches mit halsbrechenden Kunststücken zu vertheidigen.

Allerdings gehörte er nicht zu denjenigen, welche ihre Aufgabe für gelöst erachten und sogar die Tugend weiser Entsagung zu üben meinen, wenn sie sich begnügen den Text nach der verhältnissmässig ältesten oder treusten handschriftlichen Ueberlieferung abzudrucken, höchstens die allerzweifellosesten Verbesserungen aufzunehmen, die übrigen Wunden und Räthsel aber mit einem resignirt-andächtigen Kreuz zu verzieren, gleichsam als Warnungspfahl, dass sich Niemand an der heiligen Stätte versündige. Sein Ziel war, den Autor lesbar zu machen, soweit es mit besonnener Kühnheit und consequenter Durchführung der als richtig erkannten Principien ohne halsbrechende Schrankenlosigkeiten geschehen konnte.[2]) Er verhehlte sich nicht, dass er bei diesem Geschäfte das gemeinsame Menschenloos theilte, welches grade auf dem Gebiete der divinatorischen Textkritik einen „unberechenbaren Wechsel von glücklichen Eingebungen, die niemand commandiren kann, und unvermeidlichen Fehlgriffen“ mit sich führt.[3]) Zu völligem Abschluss kann daher eine Aufgabe wie die beschriebene eigentlich nie gebracht werden, am wenigsten durch einen Einzelnen, und R. war der Erste, dies anzuerkennen. Wenn es schon fast unmöglich

---

1) Praefatio zum Miles p. XXI = opusc. II 191: '*integritas linguae latinae, concinnitas numerorum, sententiae sanitas, consuetudo Plautina*', im Folgenden weiter ausgeführt. 2) Vgl. opusc. III 166 f. 3) Opusc. III 171.

ist, dieselbe gespannte Aufmerksamkeit auf das Kleinste wie auf das Ganze von Anfang bis zu Ende zu bewahren, jeden Fehler und jede Unebenheit zu erkennen, jede grammatische, metrische, sachliche Einzelfrage mit gleicher Geduld und Umsicht endgültig zu erledigen, so reicht auch die genialste Divinationsgabe nicht aus, um eine solche Masse schwierigster Räthsel, wie sie der Plautustext aufgiebt, hintereinander zu lösen. Am wenigsten in dem hier gebotenen Sturmschritt, wo es hiess: durch über Klippen und Gestrüpp, und eine Sphinx die andre ablöste. Ueberhaupt, wenn wir unbefangen fragen, ob die Kraft unsres Helden am heilsamsten zum Frommen der Wissenschaft verwendet worden wäre, wenn er wirklich den ganzen Plautus bewältigt hätte, so müssen wir ehrlich mit Nein antworten. Ganz abgesehen von der zwar keineswegs mechanischen, sondern viel Ueberlegung erfordernden und mustergültig bewerkstelligten, aber doch immer untergeordneten, obwohl höchst mühseligen und aufreibenden Arbeit der Variantenzusammenstellung hatte er noch mehr und Höheres für die Philologie zu thun als alle zwanzig Dramen des fruchtbaren Sarsinaten herauszugeben. Genug und besser, wenn der Meister selbst die handschriftlichen Quellen blossgelegt und nutzbar gemacht, die Methode gewiesen, an einem oder zwei Stücken ein leuchtendes Beispiel aufgestellt, die übrigen aber bei Zeiten erprobten Schülern in der Reihe der Generationen zur Fortsetzung des Werkes unter seinen Augen übergeben hätte, während er fortfuhr mit Monographien der Forschung neue Bahnen zu öffnen und die Kritik da zu fördern, wo sie eines Oedipus bedurfte.

Die radicale Reform, welche der Herausgeber mit dem Texte vornahm, und das neue Material, welches zuerst dem Publicum vorgelegt wurde, musste zu mannigfachen Bedenken, Einwänden, Vorschlägen herausfordern. Die Plautinische Forschung gerieth erst jetzt eigentlich in Fluss, und zog Mitarbeiter an, berufene und unberufene, θυρσοφόροι wie βάκχοι.[1]) Wenn R. beklagt hatte, dass er die Stimme des

1) Vgl. opusc. II p. VIII.

gewichtigsten Richters, G. Hermanns, nicht mehr vernehmen konnte, so hielt dafür dessen Göttinger Namensvetter, Karl Friedrich, von Spöttern αὐτός oder ὁ πάνυ genannt, in Plautinischen Dingen jedoch bisher keine Autorität, mit seiner Missbilligung nicht zurück. Er beschwerte sich nachdrücklich über die Verfolgung des Hiatus und schloss mit den warnenden Worten, er würde es „schwer beklagen, wenn nach so verdienstlichen Mühen R.s Name in Zukunft doch vielmehr den Interpolatoren als den Emendatoren des Plautinischen Textes beigezählt werden sollte“.[1]) Er verlangte, dass der Entscheidung rhythmischer Controversen, zu welcher doch die Prolegomena hatten beitragen wollen, durch die Kritik in keiner Weise vorgegriffen werden solle: das hiess die Lehren des Palimpsestes (I 231) in den Wind schlagen, auf schöpferisch divinatorische Herstellung verzichten und ungefähr auf den Standpunkt der Hallischen Bacchides-Ausgabe (I 153) zurückkehren. Um zu verhindern, dass eine solche Ansicht an die Oeffentlichkeit trete und durch das Gewicht eines so angesehenen Namens die urtheilslose Menge verführe, die Anhänger des Alten in ihrem Wahn bestärke, entwarf R. während eines Emser Badeaufenthaltes im September 1849 ein ziemlich derbes Sendschreiben an den Göttinger Collegen, welches die Grundlosigkeit seiner kritischen Beängstigungen aufdeckte: es ging aber in vielfach gemilderter Form ab.[2]) Wie viel feiner und vorsichtiger wusste doch ein Kenner wie Lachmann seine Bedenken anzudeuten! „Bewundernd“ erkannte er „den ungeheuren Fortschritt“ an, und wenn er principielle Einwendungen auf dem Herzen hatte, so fand er doch, man müsse vor Allem erst lernen und den Schöpfer eines neuen Werkes auf dem betretenen Wege ungestört weiter gehen lassen.[3]) Die Prolegomena erst gründlich zu lesen nahmen sich wohl die Wenigsten Zeit: man stürzte sich über den Text und war schnell mit seinem Besserwissen bei der Hand. Aber die Widersprüche der Beurtheiler untereinander zeigten, wie chaotisch die principiellen

1) R. an Fleckeisen 10. Juni, 27. August 1849. 2) An Fleckeisen 16. März 1850. 3) An R. 1. Dec. 1850 bei Uebersendung seines Lucrez.

Fragen noch in den Köpfen gährten und wie unmöglich es beim besten Willen war, es einer so vielköpfigen Menge recht zu machen.[1]) Zu den wenigen treuen und dankbaren Lesern gehörte der biedre Schneidewin, der über die mit jedem Stück wachsende Meisterschaft der Behandlung seine neidlose Freude hatte. Auch besass er Bescheidenheit genug, nicht jedem eignen Einfall, der ihm kam, zu trauen und sich zu sagen, dass Improvisationen der Art wohl auch dem Herausgeber möchten aufgestossen, aber aus bestimmten Gründen von ihm verworfen sein. „Mir ist es nicht gegeben," schrieb er nach dem Studium des Pseudulus (15. März 1851), „bei solchen Büchern, wo so viel Glänzendes mich anzieht, so viel Neues mich belehrt und erquickt, auf die kleinen Mängel Jagd zu machen und mir dadurch den Genuss der Hauptsache zu verbittern." Viel Anregendes wenigstens und einiges entschieden Förderliche brachte Bergks Recension.[2]) Mit dem liebevollsten Verständniss ging Fleckeisen auf die Gesichtspunkte des Herausgebers ein, wozu ihn seine eignen sorgfältigen Studien vorzugsweise befähigten. Schon seit seiner Erstlingsschrift war der ausgezeichnete Schüler Schneidewins mit dem Plautinischen Meister in Verbindung getreten[3]), der sofort an der Methode einen hoffnungsvollen Mitarbeiter in seinem Sinn erkannte.[4]) Je mehr er selbst sich auf die Plautinische Textkritik concentrirte, desto enger wurde das persönliche Band zwischen beiden Genossen, desto fruchtbarer ihr wissenschaftlicher Verkehr. Der junge Freund, damals Lehrer am Gymnasium zu Weilburg im Nassauischen, gehörte zu den Wenigen, auf deren Urtheil in diesen Dingen R. etwas gab: ja er bestimmte ihn zum Nachfolger seines Werkes, wenn er vor Vollendung desselben sterben sollte.[5]) Einstweilen half das unübertroffene Muster philologischer Akribie unermüdlich mit Correcturen, dankenswerthen Nachweisungen und Beiträgen aller Art, während er selbst seinen Plautustext für Teubner feststellte. Die inhaltreiche epistula critica

1) R. an Fleckeisen 16. März 1850. 2) Vgl. R. an Fleckeisen 27. Aug. 1849. 3) Erstes Schreiben Fl.s an R. 25. Sept. 1842. 4) R. an Fleckeisen 5. Nov. 1842, 12. Febr. 1845. 5) An Fleckeisen 27. August 1849. An den Minister 14. Dec. 1850.

an Ritschl, womit er im Juni 1850 den ersten Band seiner eignen Ausgabe einleitete, ist ein bleibendes Denkmal dieses schönen Bundes, bei dem doch keiner von beiden seine selbständigen Ueberzeugungen opferte, und wurde von jenem mit aufrichtiger Freude begrüsst[1]); nicht minder die bedeutende Recension, welche Fleckeisen dem ersten Bande des R.schen Plautus widmete.[2])

Es lag in der Natur einer so colossalen Arbeit, dass während ihrer allmäligen Ausführung der wissenschaftliche Standpunkt des Herausgebers sich nach und nach verschob, dass er selbst unmittelbar nach Erledigung eines einzelnen Stückes und durch dieselbe bereits über dem eben vollendeten Werke stand und Mancherlei zu ändern fand.[3]) Hätte er vor Beginn des Drucks erst alle 20 Stücke im Manuscript fertig machen, nach Vollendung des letzten nochmals die vorhergehenden 19 überarbeiten und dann erst die Prolegomena dazu schreiben wollen, so hätte daraus freilich wohl etwas Vollendeteres entstehen können, — wenn er nicht darüber gestorben oder aus Ueberdruss zu einer andern Aufgabe übergegangen wäre. So wäre das Beste wieder einmal der Feind des Guten gewesen. Es kam vor Allem auf einen ersten Wurf im Grossen und Ganzen an. So ging es denn einstweilen rastlos fort, Tag und Nacht, auch in den Ferien. Im Januar 1850 begann bereits der Druck des Stichus[4]), Ende März waren schon wieder zwei Drittheile des heillos verderbten und noch dazu ungewöhnlich langen Pseudulus erledigt, der bis Ende April druckfertig vorliegen musste[5]), und richtig, am 24sten waren die 1330 Verse absolvirt, nachdem noch die drei cantica am Schluss „tüchtiges Kopfweh gekostet“ hatten.[6]) Am ersten Mai versandte er an Pernice

1) An Fleckeisen 24. Sept. 1850. 2) An Fleckeisen 30. Dec. 1850. 3) Schon mit dem zweiten Bande treten manche orthographische Neuerungen auf, mit jedem folgenden Stück gewann der Text ein alterthümlicheres Ansehn, zum Theil eine Folge der grösseren Werthschätzung, welche der Herausgeber mit der Zeit den Pfälzer Handschriften zollte. Vgl. praef. ad Stichum p. XV f. 4) R. sendet an Fleckeisen den ersten Correcturbogen 25. Januar 1850. 5) An Pernice 27. März 1850. 6) An Fleckeisen 25. April 1850.

das erste Exemplar des Stichus: der zweite Band, dessen Anfang er bildete, war — aus tiefstem Herzen — dem Andenken des unvergesslichen Lehrers Reisig gewidmet.[1]) Sofort ging die erste Scene des Pseudulus unter die Presse[2]), und Ende September wurde das „kapitale Stück“ ausgegeben[3]), nachdem im August schon wieder die Menaechmi abgeschlossen waren.[4]) Anfangs Mai 1851 erschienen dieselben.[5]) Langsamer ging es mit der Mostellaria vorwärts, die noch während der Herbstferien in den Anfängen steckte[6]), erst wegen der „endlosen Promotionen und Eloquenzlasten“ des Sommers, nachher aus andern Gründen, die sogleich zu berichten sein werden. Im December machte ihm die „mit allen Künsten des Verstandes auszufüllende Lückenhaftigkeit“ des Stückes arg zu schaffen.[7]) Erst am 1. December 1852 konnte er das fertige Exemplar an Fleckeisen versenden.

War es die Ideenverbindung mit der Plautinischen Tretmühle, oder der Zweck die zeitraubenden Gesundheitsspaziergänge durch eine intensivere Bewegung der trägen Verdauungsorgane zu ersetzen, oder wirkte beides ineinander? Genug, seitdem der Plautustext unablässig in der Schmiede war, ging der rastlose Freund des Schaffens zu einer ganz neuen Liebhaberei für seine Erholungsstunden über, zur Drechselbank. „Meinerseits hätte noch zu melden,“ berichtet er an Braun (28. Februar 1849), „dass, wenn's weder mit Plautus noch etwa mit Kunstgärtnerei fortwill, in der wir jetzt firm sind, die Drechselbank Frau und Kind ernähren muss, welches edle Handwerk demnächst mit Energie betrieben wird.“ Im obersten Geschoss seines Hauses wurde eine ordentliche Werkstatt hergerichtet, ein ehrsamer Drechslermeister engagirt, welcher dem anstelligen Lehrling die Kunstgriffe beibringen musste; feine Hölzer aller Arten wurden aus den renommirtesten Lagern Deutschlands verschrieben, Modellzeichnungen zu

1) An Pernice 2. Juli 1850. Vgl. I 52 Anm. 2) An Fleckeisen 4. Mai 1850. 3) An Fleckeisen 24. September, an Pernice 27. October 1850. 4) An Fleckeisen 24. September 1850. 5) R. an Fleckeisen 13. Mai 1851. 6) R. an Fleckeisen 9. September 1851. 7) R. an Pernice 7. December 1851.

allerhand anmuthigem Luxusgeräth wurden herbeigeschafft, und man konnte eine Reihe von Jahren hindurch den sinn- und erfindungsreichen Erneuerer Plautinischer Verskunst mit gleichem Eifer und fröhlichem Stolz in seiner Dachkammer an der kunstgerechten Herstellung niedlicher Nadel- oder Zündholzbüchschen, hübscher Dosen von allen Kalibern bis zu imposanter Grösse, aller Formen von Leuchtern, ja sogar eleganter Putztische mit wohlgedrehten Füssen und schöngemaserten Platten arbeiten sehen. Und es war keine geringe Auszeichnung, wenn man sich rühmen konnte, aus dieser illustren Werkstätte ein und das andre Stück als erlesenen Liebesbeweis zum Geschenk erhalten zu haben.

Uebrigens erlitt die Plautusarbeit eine Unterbrechung für wenige Monate durch das Begehren des Verlegers, welcher, um der kleinen Ausgabe einen reicheren Absatz zu schaffen, seinen rastlosen Sklaven vermochte, eine kurzgefasste deutsche Darstellung der Plautinischen Prosodie und Metrik zu entwerfen. Sie sollte, in straffer Paragraphenform, nur Resultate, keine Untersuchungen geben, machte aber eben deshalb zehnmal mehr Mühe als der Verfasser gedacht hatte: denn natürlich kam er besonders für die principielle Grundlegung wieder auf neue Gedanken.[1]) So entstanden während der ersten Wintermonate des Jahres 1850 die „Grundzüge der lateinischen Prosodik“, deren demnächstiges Erscheinen einer der Plautinischen Excurse[2]) verhiess. Leider sind sie ungedruckt geblieben, zunächst „weil *dies diem docebat*“[3]), und der Verfasser auch später Bedenken trug, „den Schwachen im Geist ein zweischneidiges Werkzeug in die Hände zu geben“.[4]) Hinterlassen ist, vollkommen ausgear-

---

1) An Fleckeisen 30. December 1850. 2) Rhein. Mus. VIII (1851) p. 153 (an Fleckeisen) = opusc. II 535. 3) Ritschl opusc. II 535 Anm. An Fleckeisen 9. September 1851: „Die 'Grundzüge' habe ich seit langer Zeit fast ganz fertig. Aber während der Ausarbeitung selbst sind mir eben so viel neue Gesichtspunkte gekommen, von denen aber jeder eine eigene zeitraubende Untersuchung und Durcharbeitung erfordern würde, dass ich mich bis jetzt nicht habe entschliessen können, das Geschriebene zum Druck zu geben, und noch zur Stunde nicht weiss, wofür ich mich entscheide.“ 4) Opusc. IV 411.

beitet, ein allgemeiner Theil, die principiellen Anschauungen des Verfassers über quantitirende und accentuirende Dichtung und die Mittelstufen schön entwickelnd und auf diesen Grundlagen das Verhältniss des Plautinischen Verses zur Kunstpoesie feststellend; ferner vom besondren Theil das erste Hauptstück von der „Neigung das Lange zu kürzen und das Starke zu schwächen", und der Anfang des zweiten („Verschmelzung des Getrennten beim Zusammenstoss vocalisch aus- und anlautender Wörter", Synalöphe). Das dritte sollte von der Herrschaft des Accentes handeln, und als Zugabe des zweiten Bandes der kleinen Textausgabe sollte ein „Abriss der Plautinischen Stichopöie" folgen. Das Hinterlassene ist für die eigenthümliche Kunst des Verfassers, die Masse der praktisch beobachteten Thatsachen von innen heraus zu erklären und in den Zusammenhang der sprachhistorischen Entwickelung einzuführen, so charakteristisch und für die Kenntniss seines schon damals gewonnenen Standpunktes, der über die Prolegomena bereits bedeutend hinausging, sò lehrreich, steht sogar in den meisten Punkten so auf der Höhe seiner gereiften Erkenntniss[1]) und fasst die behandelten Abschnitte in so glücklicher Weise zusammen, dass es grade einem weiteren wissenschaftlichen Leserkreis noch willkommen sein dürfte.

Noch etwa 4 Jahre rechnete R. im Herbst 1851 bis zur Vollendung der Plautusausgabe. Allmälig sehnte er sich doch gar sehr nach der Zeit, wo er „das langwierige Sisyphuswerk" werde abgewälzt haben (warum mussten uns auch grade 20 Stücke erhalten sein!) um sich dann andren Arbeiten zu widmen, in denen er inzwischen mehr und mehr seine wahre Lebensaufgabe erkannt zu haben meinte. Er fühlte, wie das „jahrelange ununterbrochene Arbeiten an stets einem und demselben Stoff, in einer und derselben Form" ihn mit der Zeit geistig und körperlich ermüde. Seine Natur bedurfte der Abwechselung, zumal es ihn mehr und mehr drängte, die grossen neuen

1) Die Ergebnisse der sortes und der archaischen Inschriften (Consonantenabwurf) sind schon verwerthet, aber die Ekthlipsis (z. B. *q'dem*) noch nicht völlig aufgegeben.

Gesichtspunkte und Entdeckungen, welche ihm während seiner Plautinischen und der daraus hervorgegangenen epigraphischen Studien aufgingen, zu verfolgen und in angemessener Form ans Licht zu stellen.[1]) Seit ein paar Jahren war er auf reiches Material und immer neue Gesichtspunkte zu einer totalen Umgestaltung der lateinischen Grammatik und zu einer Geschichte der ältern lateinischen Sprache gekommen. In zerrissenen Nebenstunden des Jahres 1851 beschäftigten ihn lebhaft die noch so gut wie gar nicht für solche Zwecke ausgebeuteten lateinischen Inschriften.[2]) Wenn ihm nur während zweier Jahre der unwürdige Zwang, auf dem aber der Verleger mit brutalster Hartnäckigkeit bestand, in solchem Zeitraum 6 Plautusstücke zu liefern, erlassen würde, hätte er gar zu gern Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache und Verskunst ausgearbeitet, zwei bis drei Hefte, jedes auf 12—15 Bogen berechnet, in freier Folge, aber geschlossener Systematik.

Endlich zeigte sich die Morgenröthe der Freiheit. Ein Elberfelder junger Buchhändler, Friderichs, trat, um sich eine Grundlage für seinen wissenschaftlichen Verlag zu schaffen, mit König in Unterhandlung und kaufte ihm u. A. auch den Plautus ab, R. aber entband er wenigstens mit der Zeit von den drückendsten Verpflichtungen seines Contractes.[3]) Bei ihm erschien nun zunächst der Persa (statt des erst beabsichtigten Rudens), an der Spitze des dritten Bandes, der Welcker zur Begrüssung bei seiner Rückkehr von Rom gewidmet war.[4]) Wenigstens das folgende Heft, der Mercator, welches freilich erst im August 1854 fertig wurde[5]), präsentirte sich zur Zufriedenheit des Herausgebers doch in etwas anständigerer Gestalt, auf besserem Papier, mit

---

1) An Fleckeisen 1. März 1853. 2) An Brunn 4. September 1851. 3) R. an Fleckeisen 1. 12. 21. März 1853. Vgl. Fleckeisen an R. 8., 26. März 1853. 4) FRID · THEOPHILO · WELCKERO | PER · TRIVM · LVSTRORVM | CONSORTIVM · BONNENSE | CONLEGAE · IVCVNDISSIMO | SOCIO · LABORVM · CONCORDI | AMICO · CANDIDO | FRIDERICVS · RITSCHELIVS | D · D | ROMA · REDVCI · FELICITER. Die Vorrede ist datirt vom 30. März 1853. 5) Unter der Presse schon im Februar: R. an Bernays 3. Februar 1854. An Fleckeisen übersendet 7. August 1854.

neuen, scharf geschnittenen Typen. Denn in wenig ansprechender Erscheinung war der neue Plautus in die Welt getreten: graues lappiges Papier, stumpfe Lettern, unsaubrer Druck, abschreckend gradezu die überfetten Buchstaben, welche die Handschriften bezeichnen. Nun, in hübscherem Gewande, der Fesseln entledigt, mochte das Schmerzenskind mit grösserem Behagen sich entwickeln und seinen Weg machen. Daneben war, schon zu Anfang des Jahres, der Plan einer einfachen Textausgabe sowohl des Plautus als des Terenz aufgetreten: ein Vertrag über dieses Unternehmen war mit Tauchnitz abgeschlossen (19. April 1854). Nach so bedeutend berichtigter und erweiterter Einsicht wollte der Eroberer dieses Gebietes lieber „auf seine eignen Schultern treten, statt andre darauf treten zu lassen“.[1]) Nun jedoch machte erst das neu übernommene, zeitraubende Amt der Bibliotheksverwaltung sowie die Vorbereitung des Inschriftenwerkes, demnächst aber das über den Armen hereinbrechende schwere Leiden einen Strich. Dem ungeduldigen Verleger schlug er einmal vor, die Vollendung des Werkes Fleckeisen zu übertragen, der aber, wie zu erwarten, ablehnte.[2]) Unter stiller Vermittelung des Freundes ging endlich im März 1858 der Verlag an die Teubnersche Firma über[3]), was R. selbst längst gewünscht hatte. Nun hoffte er wieder die ganze Ausgabe etwa mit jährlich zwei Stücken zu Ende zu führen, und ging rüstig an den Poenulus, von dem als Proben im Winterproömium 1858/9 ein Canticum[4]) und im Sommerproömium 1865 eine Dialogscene[5]) erschienen sind. Schon war das Manuscript bis zur Hälfte druckfertig ausgearbeitet[6]): aber wiederholte Rückfälle im Herbst, die ihn selbst Nachts unbeweglich auf seinen Sessel bannten, machten jede Fortsetzung unmöglich.[7]) Auch als wieder leidlichere Perioden eintraten, die productives Arbeiten gestatteten, erwies sich doch trotz der lebhaftesten Neigung grade die Plautusarbeit als gradezu unmöglich wegen der gar zu vielen Bücher, die unaufhörlich dazu nöthig und doch

1) An Hertz 30. Januar 1854. 2) Fleckeisen an R. 10. und 14. März 1857. 3) R. an Fleckeisen 7. März 1858. 4) Opusc. V 552 ff. 5) Opusc. V 560 ff. 6) R. an Löwe 19. October 1875. 7) R. an Fleckeisen 17. October 1858.

dem in freier Bewegung allzusehr Gehemmten unzugänglich waren.[1]) Schon damals, in schwerer Krankheitsnoth, dachte er an eine Vertheilung der Aufgabe unter eine Anzahl seiner Schüler mit Fleckeisen an der Spitze, es wurde ihm aber wieder ausgeredet.[2])

„Es ist ganz unübersehbar und überrascht mich selbst noch täglich, welche Massen neuen Stoffes der lateinischen Sprachkenntniss und der wissenschaftlichen Grammatik durch eine kritische Bearbeitung des Plautus zugeführt wird," so schrieb der Herausgeber am 31. December 1848 an Joh. Schulze. Für die allmälige Auslegung dieser Schätze waren von Anfang an Plautinische Excurse[3]) im Rheinischen Museum bestimmt. Auch einzelne Programme der Jahre 1854/5 griffen mit ein.[4]) So brachten die Jahre 1849 bis 1857 eine Reihe höchst anregender und ergebnissreicher Erörterungen[5]) ohne systematisches Band, hervorgewachsen aus Einzelfragen, welche der fortschreitenden Arbeit am Plautustext bei ihrer Vertiefung in die handschriftliche Ueberlieferung aufstiessen. „Vermöge ihrer ganz gelegentlichen, immer nur auf augenblicklicher Anregung beruhenden Entstehung" waren sie „so sporadisch im Inhalt und rhapsodisch in der Folge, wie heuristisch, selbst erotematisch in Form und Methode."[6])

Ihrer Anlage und Haltung wie ihrer ausgesprochenen Absicht nach luden sie zur Discussion offener Fragen und zur Betheiligung an ihrer wissenschaftlichen Beantwortung ein. Fleckeisens und Bergks Recensionen, auch Lachmanns Lucrezcommentar hatten eine Menge wichtiger Punkte bezüglich Plautinischer Sprach- und Versbildung berührt, die zu einem abgeklärten Resultat noch keineswegs verfolgt waren.[7]) R. selbst, in unablässigem Fortschreiten begriffen, aus der combinirten Bearbeitung der altrömischen Inschriften und des

1) An Fleckeisen 23. Mai 1859. 2) Fleckeisen an R. 13. Juli 1859. 3) Opusc. II 436—661. 4) Opusc. II 395—403. 423—435. Vgl. meinen Bericht in Fleckeisens Jahrbüchern 1858 p. 181 ff. 5) Opusc. II 436—661. 6) Opusc. II 436. 7) Vgl. opusc. II 534. 604.

Plautus einen überreichen Stoff zu neuen Untersuchungen schöpfend, von Entdeckung zu Entdeckung die Zusammenhänge der geschichtlichen Entwickelung des alten Latein immer heller durchschauend hatte das Bedürfniss, neu gewonnene Ansichten und Auffassungen ohne den Tross vollständiger Belege und das Gefolge aller möglichen Anwendungen, kurz hingeworfen, nicht als abgeschlossene Ergebnisse den Lesern seiner Zeitschrift gleichsam zur Erwägung zu stellen. Die Freiheit Einzelnes zurückzunehmen, zu modificiren, nachzutragen, den Gesichtskreis allmälig zu erweitern blieb hierbei in vollem Umfange gewahrt. So blickt man unmittelbar in eine regsame Werkstatt der Forschung: die Funken sprühen, edles Metall wird gehoben und verarbeitet, das wachsende Häuflein verstehender Genossen wird durch den Reiz des neuen Gewinnes zu wetteifernder Thätigkeit herangezogen. Was heute noch räthselhaft schien, ist morgen gelöst; immer neue Momente treten auf, brennenden Fragen immer grössere Tragweite, immer bedeutendere Vertiefung gebend; Vereinzeltes tritt in geschlossenen Zusammenhang. Der Meister, Allen voran mit beherrschendem Ueberblick, immer bereit auch das Kleine, was ihm von andrer Hand geboten wird, anerkennend einzureihen wo es sich fügt. Die vereinzelten Beiträge reichen weit über ihr nächstes Feld hinaus: sie zeigen der historischen Sprachforschung Wege und Mittel, aus welchen Quellen ein wissenschaftlich begründetes Verständniss der lebendigen Sprache zu gewinnen sei, nicht ohne verdienten Spott über dilettantische Faseleien der alten Schule wie über die oft ebenso bodenlosen Phantasmen gewisser ins weite schweifender Sprachvergleicher.[1])

Aus dem Schutt und Schmutz der Plautinischen Handschriften wurden werthvolle Bereicherungen des Wortschatzes, verdunkelte oder verschollene Wortformen und Bildungen gewonnen, welche der Herstellung des Textes, der Befestigung der metrisch-prosodischen Gesetze zu Statten kamen, Charakter und Gewohnheiten des Plautinischen Stiles, Bildung und

1) Ἰνδογενὲς *epoptarum arbitrium omnituens omniparens numquid in hac caussa decreverit, incompertum nobis:* opusc. II 423.

Entwickelung der gesammten vorclassischen Sprache immer klarer erkennen liessen. Ein Ende gemacht wurde der oberflächlichen Vorstellung, als handle es sich bei der Beobachtung verschiedener Schreibungen desselben Wortes und derselben Form um eine mehr oder weniger gleichgültige Aeusserlichkeit graphischer Besonderheiten, und dagegen die richtige Grundanschauung zur Geltung gebracht, „dass Schrift der Ausdruck des Lautes ist und mit ihm im ganzen und grossen Hand in Hand geht trotz aller untergeordneter Schwankungen, jede graphische Veränderung uns also auch eine Sprachveränderung lehrt", dass wechselnde Schreibungen des Alterthums „nur die Zeugen wechselnder Erscheinungen innerhalb des ewigen Flusses der sich fortbildenden Sprache als einer gesprochenen sind", und „das herkömmliche Kapitel über 'Orthographie' aus einer wissenschaftlichen, d. h. historischen Grammatik zu verschwinden" hat.[1])

Einige Beispiele mögen einen flüchtigen Einblick gewähren. Die Wortform *trapezita* sträubte sich gegen den Plautinischen Vers, und doch warnte die Wiederkehr desselben Anstosses an übrigens tadellosen Stellen vor gewaltsamem Eingriff. In gemeinsamer Ueberlegung mit Fleckeisen (σύν τε δύ' ἐρχομένω bewährte sich auch diesmal wieder: opusc. II 533) fand R. die Lösung[2]) in der Annahme einer Consonantenumstellung: *tarpezita*, welche mit einem Schlage alle Schwierigkeiten beseitigt. Weitere Umschau ergab nach und nach zahlreiche Analogien zunächst dorisch-äolischer Bildungen, welche die Anwendung auf das verwandte Latein so nahe legen und in der That erfahren haben. Wiederum traf die Beachtung handschriftlicher Winke mit den Geboten der Prosodie zusammen, um Formen wie *corcodilus* u. a. selbst für spätere Dichter wie Martial ausser Frage zu stellen. Weiterhin aber lehrte die Vergleichung mit den romanischen Sprachen und ihren Dialekten, wie sehr jene Umstellung zu allen Zeiten der Zunge des Italiäners geläufig gewesen und geblieben ist.

---

1) Opusc. II 510. 602 A. 631 f. 2) Opusc. II 524 ff.

Auch die römische Culturgeschichte ging nicht leer aus bei den mit besonderem Eifer und Erfolg gepflegten Untersuchungen über Vocaleinschaltung im Inlaut griechischer Lehnwörter und Eigennamen. Von der Form *drachuma*, welche schon Bentley wegen des Positionsgesetzes für Terenz in Anspruch nahm, R. in eine Reihe Plautinischer Verse wieder einführte, gingen sie aus. Einmal aufmerksam gemacht fand man in Handschriften mannigfacher Autoren, auf Inschriften, bei Grammatikern eine beträchtliche Zahl analoger Beispiele, andre wurden durch prosodisch-metrische Indicien entdeckt. Wie Krystalle schossen die Beobachtungen nach und nach an den einmal gegebenen festen Kern, bis sich die Frage aufdrängte, aus welchem Gesichtspunkte es zu erklären sei, dass jene so reichlich bestätigte Analogie doch nicht als feste Regel für alle verwandten Wörter (die nämlich im Inlaut einen Guttural mit λ μ ν oder mit μ ν nach einem kurzen Vocal haben) durchgeführt sei. Die Lösung ergab sich aus einer lebensvollen zusammenfassenden Betrachtung über die verschiedenen Epochen und allmäligen Uebergänge, welche die Aufnahme griechischer Wörter in Sprache und Litteratur der Römer durchzumachen hatte.[1])

Eine „fast unübersehbare Masse von Erscheinungen“ der altlateinischen Sprache und Sylbenmessung wird durch den Fundamentalsatz erklärt, „dass das alte Latein eine grosse Schwerwuchtigkeit der Sylben durch gedehnte Vocale hatte, vor allem, aber keineswegs allein im Auslaut“; und dass „in der allmäligen Abschwächung solcher Vocallängen zu Kürzen“ (nicht umgekehrt in der Dehnung von Kürzen!) sich einer der durchgreifendsten Processe der weiteren Entwicklung offenbart.[2]) Nicht minder weitgreifend ist das Lautgesetz[3]), dass in der Fortbildung der lateinischen Sprache *e* der ältere, *i* der jüngere Vocal ist und jener in diesen ebenso übergeht (und zwar durch den Mittelton *ei*) wie *o* in *u*. Um einmal an dem Faden irgend eines bestimmten Falles den Weg in das ziemlich wirre Dickicht jener Vocale zu zeigen, gab R. eine

1) Opusc. II 491 ff. Vgl. 519 f. 2) Opusc. II 635. 586. 641 f. 3) Opusc. II 622 ff.

subtile Geschichte der drei neben einander erhaltenen Formen der Partikel *ne nei ni*, welche zugleich eine andere öfters wiederkehrende Erscheinung illustrirt, „dass ein ältestes durch ein jüngeres verdrängt wurde und dieses wiederum dem früheren weichen musste, so dass dieselbe Form zugleich die älteste und die jüngste ist“.[1])

Es ist nicht zu sagen, wie nach allen Seiten hin das kritische Studium der lateinischen Sprachdenkmäler aller Art durch solche Arbeiten des genialen Forschers angeregt, gefördert, zum Theil erst begründet worden ist. In erster Linie natürlich die Kritik der altlateinischen Litteraturreste, besonders der Poesie; aber auch für die classischen und nachclassischen Schriftsteller und ihre Texte erwiesen sie sich fruchtbar. Das Auge wurde für Beachtung der bisweilen unscheinbaren, bisher übersehenen Spuren antiker Schreibung geschärft: was früher für ausschliesslich archaisch galt, kam nun auch für spätere und späteste Zeiten zum Vorschein, theils als dauernd recipirte, regelrechte Sprachform, theils als den Schreibern geläufige Gewohnheit des Vulgärlateins. Und so erkannte man, wie gleichsam in unterirdischem Gange das Erz der alterthümlichen Sprache, ungebrochen durch den Meissel der nationalen Litteratur, fortläuft und wieder an die Oberfläche hervorbricht, als die einbrechende Barbarei dem Volksmund das grosse Wort wiedergiebt.[2])

Wie Vieles was seitdem in viel gebrauchten Büchern, Grammatiken und Commentaren, obwohl noch lange nicht genug in Saft und Blut der Schule übergegangen ist, verdankt man den hier geschilderten Ermittelungen! Freilich verstanden nicht Alle, welche die angedeuteten Gesichtspunkte weiter verfolgten, Maass zu halten. Mancher Heisssporn warf Saturnische und Plautinische Zeiten durch einander und übertrug die Rohheiten des primitiven Altlateins ohne Auswahl auf eine durch Verkehr und Bildung schon geglättete Sprache.[3])

Vor Allem gerieth durch die freiere Form der Debatte die Forschung in einen lebendigen und gedeihlichen Fluss.

---

1) Opusc. II 627. 2) Vgl. opusc. II 507. 3) Vgl. opusc. II 445.

Was schadete es, wenn dieser oder jener, der unbetheiligt von aussen zusah, so fruchtbare Verhandlungen für unsichres Schwanken hielt und sich einbildete, die Grundlagen seien gelockert, „als wenn eine Verbesserung — Reinigung, Klärung, Vertiefung — von Ansichten gleich wäre mit ihrer Aufgebung“.[1]) Zu einer umfassenden Revision der grossen Hauptfragen, wie sie R. in einer Reihe offener Briefe an Fleckeisen vorzunehmen gedachte, kam es zwar vor der Hand in dieser Form nicht, wohl aber unter andrer Adresse und in andrem Zusammenhang.[2]) Dagegen wurden gewisse Grundprincipien der Methode den Zweiflern und Widersachern gegenüber sehr ausgiebig erörtert. Lehrs bewunderte R.s „zähe Geduld, Hingeworfnes gegen Ueberlegtes, oder gar unlogisch und confus Gedachtes und Ausgedrücktes zu zerlegen und zu widerlegen: er besitze sie nicht“.[3]) Besonders war es der Weg der Induction, dessen Berechtigung und Begrenzung zu erläutern derselbe nicht müde wurde. Was an einer weit überwiegenden Anzahl sichrer Fälle beobachtet ist, muss als Regel anerkannt werden, der sich eine verschwindende Minderheit widerstrebender unter übrigens gleichen Umständen zu fügen hat. Im Mannigfaltigen die Einheit aufzusuchen, eine Mehrheit analoger Erscheinungen auf ein gemeinsames Gesetz zurückzuführen war das Ziel seiner Methode[4]); aber er drängte der Sprache nicht auf was sie nach einer vorgefassten Meinung hätte thun müssen, sondern lernte ihr ab, was sie gethan habe[5]); und was im gegebenen Falle in der Absicht des Dichters gelegen haben möge, war ihm eine Sache feinster individueller Abwägung.[6]) Aufs eindringlichste warnte er davor, „ohne die vorsichtigste Individualisirung der Fälle vom allgemeinen aufs besondre oder auch vom besondren auf ein allgemeines zu schliessen“, und empfahl vielmehr „alle Folgerungen aus gewissen Aehnlichkeiten, die wie ein zweischneidiges Schwert sind, von der nüchternsten Erforschung des Thatbestandes regieren zu lassen“.[7]) Mit einem blos logischen Raisonnement oder mit der trügerischen Entscheidung unsres

1) Opusc. II p. IX. 2) Opusc. II 534. 3) R. an Fleckeisen 9. Sept. 1851. 4) Opusc. II 636. 5) Opusc. II 590. 6) Vgl. opusc. II 615. 7) Opusc. II 598.

modernen oder irgend eines andren fremdartigen Sprachgefühls über ein Gebiet hinzufahren, wo „der generische und der individuelle Sprachgebrauch in seinen oft sehr leisen Schattirungen oder sehr beharrlichen Eigensinnigkeiten unbefangen und mit einer gewissen Feinhörigkeit erlauscht sein“ will, das war nicht seine Art.[1])

Es war unmöglich gewesen jeden einzelnen in den Prolegomena berührten Punkt dort ausführlich zu beweisen, wenn sie nicht ins Unermessliche ausgedehnt werden sollten, wodurch die beabsichtigte vorläufige Grundlegung ebenso lange hingezogen worden wäre als der Text, wenn er nicht ohne rechtfertigenden Commentar erscheinen durfte.[2]) Wenigstens einige Hauptsätze gegen Angriffe oder Missdeutungen zu vertheidigen unternahmen die Excurse. Besonders die Einwürfe von Bergk waren es, welche die schönen Auseinandersetzungen über die Unterschiede der scenischen und der dactylischen Poesie[3]) hervorriefen. Dass die Dichtersprache und Sylbenmessung eines Ennius und Lucretius von der versificirten Umgangssprache des Plautus und seiner Fachgenossen scharf zu scheiden, und die Gesetze der einen dieser Gattungen eben so wenig auf die andre anwendbar seien, wie die der tragischen und lyrischen Poesie der Griechen auf den Dialog der attischen Komödie, ist ein methodischer Grundsatz, der zwar an sich einleuchtend genug ist und auch in den Prolegomena[4]) schon gebührend hervorgehoben war, aber doch immer wieder verleugnet und vergessen wurde. Ein charakteristisches Merkmal der dactylischen Kunstpoesie ist „nicht sowohl die Bestimmtheit der Sylbenquantität — denn diese hatte die scenische Poesie in ihrer Weise ausreichend — als vielmehr die quantitative Bestimmtheit der Thesen, die jetzt hinzutrat zu der längst uneingeschränkt herrschenden quantitativen Bestimmtheit der Arsen“. Hierzu aber half als eine Hauptstütze des Metrums die Verlängerung des kurzen Vocals vor muta cum liquida, welche der Bühnenvers nicht kennt. R. durfte seine langmüthigen, mit dem

1) Opusc. II 611 f. 2) Opusc. II 591 f. 3) Opusc. II 581 ff.
4) p. CXLIII = opusc. V 390.

vollen Uebergewicht umfassender Kenntniss, ruhiger Beobachtung und consequenter Logik, ohne Beimischung persönlicher Schärfe geführten Auseinandersetzungen getrost schliessen mit den Worten: „was wahr ist von treu gesuchtem und überlegt gefundenem, bricht sich schon Bahn, von welcher Seite es auch komme: τὰ δ' ἄλλα συγχεῖ πάνθ' ὁ παγκρατὴς χρόνος."[1])

3. Inschriften.

Schon fast gleichzeitig mit den Anfängen der Plautusausgabe regte sich in den Gedanken des Autors ein weiterer Plan, für den er in der Stille die geeigneten Kräfte ausersah und heranzog. Für die lateinische Sprachforschung, die bei der Plautuskritik so innig betheiligt ist, stellte sich als entschiedenes Bedürfniss heraus, die sämmtlichen Reste der alten Sprachperiode, soweit sie nicht in vollständigen Schriftstellerwerken bestehen, aus ihrer bisherigen Zerstreutheit und unzuverlässigen Gestalt zu einem kritisch gesichteten Corpus, einem Thesaurus latinitatis antiquae zu vereinigen als zu einem Urkundenbuche, welches allen grammatischen und lexicalischen Untersuchungen zur Grundlage dienen könnte. Ein starker Band sollte die sämmtlichen archaischen Inschriften und die Fragmente der Schriftsteller, mit Einschluss der Varronischen Fragmente, vereinigen, d. h. nur den urkundlich und nach Conjectur gereinigten Text nebst kürzestem, aber vollständigem Nachweis des kritischen Apparates. Die litterarhistorischen Untersuchungen, die freilich der Anordnung und Emendation vielfältig vorausgehen und ihr zu Grunde liegen mussten, sollten einem zweiten Bande vorbehalten bleiben. Die für eine Kraft allerdings zu grosse Aufgabe sollte durch Theilung so ermässigt werden, dass sie binnen wenigen Jahren bewältigt werden konnte. So waren anfangs z. B. Heinrich Keil die Epiker (Livius Andronicus, Naevius, Ennius) oder die Varroniana, oder am liebsten beides zugedacht[2]); Cato stand ohnehin schon auf seinem Programm. Den Tragikern hatte sich bereits O. Ribbeck zugewandt, um

1) Opusc. II 646: vgl. 771. 2) R. an Keil, Bad Ems 12. Sept. 1849: Keil antwortete am 10. October begeistert für den Plan, lehnte aber aus Mangel an Musse seine Betheiligung ab.

dann die Komiker ihnen folgen zu lassen (1855). Wenn der Plan auch in der ursprünglich beabsichtigten Form nicht zur Ausführung gelangte, so hat er doch zu einer eifrigen Pflege jener alten Litteraturreste geführt und ist allmälig fast vollständig, wenn auch nicht in einheitlicher Zusammenfassung, aber in einer Reihe von Einzelwerken zur Ausführung gelangt. Zunächst schloss sich die Bearbeitung des bellum Poenicum von Naevius und des Ennius durch Vahlen (1854) hier an. Vom Lucilius schreckte Jahr um Jahr die in Aussicht gestellte postume Ausgabe von Lachmann zurück, von der man, durch das Gerücht irre geleitet, Abschliessendes erwartete. Höchst wirksam griff in den ganzen Studienkreis die umfassende Recension der lateinischen Grammatiker durch H. Keil ein, welche mit dem Priscian von Hertz (1855) eröffnet wurde. Mit lebhaftester Theilnahme und stets bereitem Rath[1]) begleitete R. das ersehnte Werk, wie denn seinem energischen Drängen und seiner Vermittelung namentlich die unentbehrlichen Register verdankt werden.[2]) Die Vervollständigung der Sammlung[3]) durch Varro, Festus, Nonius, die Glossare behielt er stets im Auge. Für letztere sollte Vahlen, mit Reisemitteln für Leyden und Paris versehen[4]), das Material sammeln; doch kam Hildebrand mit der Ankündigung eines gleichen Unternehmens in die Quere. Varro's grammatischen Nachlass übernahm und besorgte mit der Zeit (1864) August Wilmanns.[5]) Eine Textausgabe des Lucrez „mit genauen und vollständigen Varianten der alten Quellen" hielt R. auch nach der Lachmannschen für ein Bedürfniss zu Nutz und Frommen sprachlicher Studien, und hätte gern Jacob Bernays, der die Ueberlieferung des Textes so gründlich und scharfsinnig durchforscht hatte, dazu vermocht, dasselbe zu befriedigen.[6]) Auch als dieser sich von dem „Fanatiker der Verwesung" losgesagt hatte, gab R. die Absicht, auf andre Weise für die Verwirklichung seines Wunsches zu sorgen, nicht auf.[7])

1) R. an Keil 28. December 1851, 10. April 1853. 2) R. an Fleckeisen 11., 17. Januar 1860. 3) R. an Keil 28. December 1851. 4) R. an Fleckeisen 4. März 1853. 5) R. an Fleckeisen 17. Januar 1860. 6) An Bernays 3. Febr. 1854. 7) Goebel ging 1855 mit einer solchen Ausgabe um, den sachlichen Commentar sollte Reisacker liefern: R. an Bernays 8. Jan. 1855.

Den Meister selbst führten die eigenen Studien mit zwingender Gewalt vor Allem auf die altlateinischen Inschriften als einen noch so gut wie ungehobenen Schatz für historische Sprachforschung. Seit dem unbedeutenden spicilegium epigraphicum, womit er 1838 einige Aehren seiner italiänischen Reiseernte zum Besten gegeben (I 234 f.), hatte er nur noch einmal, im Winterproömium 1848, ein epigraphisches Monument, welches für die Geschichte der griechisch-römischen Komödie nicht ohne Interesse ist, kritisch behandelt.[1]) Auf einem im Hirpinerlande ausgegrabenen Cippus berichtet ein Municipalbeamter aus alter Familie, M. Pomponius Bassulus, in zierlichen iambischen Senaren, dass er in seinen Mussestunden einige Menandrische Komödien übersetzt und auch eigne gedichtet, aber aus Schwermuth und Lebensüberdruss wegen körperlicher Leiden sich selbst den Tod gegeben habe. Theodor Mommsen hatte die anziehende Grabschrift zuerst mit einem flüchtig aufgenommenen Facsimile veröffentlicht[2]), war aber mit der Restituirung des Textes, dessen Buchstaben in der Mitte der Zeilen mehrfach verscheuert und unleserlich geworden sind, nicht sonderlich zurecht gekommen. R. wies aus allgemeinen litterargeschichtlichen Gründen nach, was später auch durch antiquarische Thatsachen bestätigt ist, dass die archaisirende Inschrift der Zeit des Trajan, nicht erst dem dritten Jahrhundert n. Chr. zuzuschreiben sei, und stellte auf der unsichern Grundlage mit einer Kühnheit, welche die Einschaltung eines ganzen Verses nicht scheute, einen eleganten, wenn auch nicht sehr urkundlichen Text her.[3])

Zu grösseren Dingen sollte ein glücklicher Zufall den Anstoss geben. Im Sommer 1851 entdeckte R. bei Welcker eine sorgfältig gezeichnete Copie der grossen im Museum von Parma befindlichen Bronzetafel, welche, seit Puchta unter dem Namen der lex Rubria bekannt, den leider verstümmelten Text einer Municipal-Gerichtsverfassung für das cisalpinische Gallien enthält. Das geschickte Facsimile, welches einst

1) Opusc. IV 16—33. 2) Rhein. Mus. VI 139 ff. 3) Vgl. Bücheler anthol. epigr. lat. spec. I (1870) n. XXIX.

(1841) der Director des Parmenser Museums, Michael Lopez, Welcker zu gelegentlicher Veröffentlichung verehrt hatte, erweckte R.s Interesse in dem Grade, dass er es sich zu diesem Zwecke von seinem Collegen ausbat und zu einer Prachtpublication im Octoberprogramm bestimmte. Dieselbe wurde das Muster einer kritischen Ausgabe von einer inschriftlichen Urkunde ersten Ranges: dem auf authentischer Grundlage des lithographirten Facsimiles festgestellten Text ist eine reiche grammatisch-kritische adnotatio beigegeben, vorauf geht eine kurz gefasste, aber vollständige Geschichte der bisherigen Bearbeitungen. In besonders glänzender Ausstattung und mit Zusätzen versehen wurde es der Bayrischen Akademie zugeeignet, zu deren auswärtigem Mitgliede der Herausgeber im Jahre 1850 ernannt worden war.[1])

Das Octoberprogramm war noch nicht fertig, als der Verfasser sich im August mit seiner Familie nach dem stillen Nordseebade Blankenberghe bei Brügge begab, um hier allen „seit Jahr und Tag eingesammelten Bücher- Acten- und Auditorienstaub“ gründlich abzuwaschen, Stärkung für sich wie für die Seinigen „in seligem Vergessen aller grauen Gelehrsamkeit“ zu holen und die im Drange der Geschäfte lange unterbrochene Correspondenz mit den fernen Freunden wieder aufzunehmen.[2]) Eben hier war es[3]), wo er den Plan fasste einer „vollständigen Zusammenstellung aller alten (d. h. etwa bis zum Anfang des 8. Jahrhunderts d. St. gehenden) Inschriften in chronologischer Folge“. Solche 'Annales epigraphici priscae latinitatis' würden „eine ohne Worte redende Geschichte der Sprache“ darstellen. Es stand ihm bereits fest, dass diese Folge in überraschender Weise zu gewinnen sei, wenn man von den datirten ausgehe und nach inneren sprachlichen Kriterien die übrigen einordne, wobei man freilich oft genug zufrieden sein müsse nach Jahrzehnten zu rechnen, statt nach Jahren. „Es ist nicht zu sagen,“ fährt er in dieser ersten Mittheilung fort, „welche ungeahnten Lichter so auf zahlreiche Erscheinungen

1) Vgl. opusc. IV 34 Anm. 2) An Pernice 30. August 1851; an Lehrs 7. September 1851. 3) R. an Pernice 7 Januar 1853.

und ihre Zusammenhänge fallen.“ Aber zweierlei fehlte ihm, was zur Ausführung des Planes unentbehrlich und ohne fremde Hülfe nicht erreichbar war. Dazu sollte ihm der getreue Brunn helfen als der zuverlässigste und thatkräftigste von Allen, an die er gedacht hatte, und an ihn waren die obigen Andeutungen wie die folgenden Wünsche gerichtet.[1]) Im Voraus schwelgte seine Phantasie in der grossen Aufgabe, welche eine Folge weitgreifender wissenschaftlicher Arbeiten in sich trug, wo er regieren und organisiren, auf das er mit voller Befriedigung seine Kräfte concentriren konnte.[2])

Die lateinische Inschriftenkunde lag damals noch gar sehr im Argen. Nachdem längst die antike Numismatik ihren Eckhel, die griechische Epigraphik ihren Boeckh gefunden hatte, lehrten für die lateinische „zwei einsam leuchtende Wegweiser“ die einzuschlagenden Richtungen, Marini und Borghesi: „sie fanden keinen Schüler, der ihre Anregung und ihr Beispiel in einigermassen grösserem Maasstabe zu fruchtbarer Anwendung zu bringen die Einsicht, Hingebung und Arbeitskraft gehabt hätte; am wenigsten in Deutschland“[3]), — ausser dem trefflichen Henzen auf dem Capitol und Theodor Mommsen, der aber mit den Früchten seiner colossalen Arbeitskraft noch wenig hervorgetreten war. Das Material war in einer „fluthenden Masse von grossen und kleinen, guten und schlechten Büchern“, in unzähligen, meist schwer oder gar nicht erreichbaren Monographien, in Localsammlungen oder Zeitschriften auf das unbequemste zerstreut, zum grossen Theil auch noch gar nicht veröffentlicht. Die Methode der Veröffentlichung aber war in den meisten Fällen eine durchaus dilettantische. Von dem Werth der Autopsie, von der schwierigen Kunst des Inschriftenlesens und -abschreibens, und von der Pflicht exacter Wiedergabe hatten die Wenigsten einen Begriff. Man verliess sich auf ungenaue Abschriften oder willkürlich modernisirende

1) R. an Brunn 4. September 1851. 2) An Pernice 6. September 1851, wo aber die Sache selbst noch nicht genannt ist. 3) Ritschl opusc. V 585 in der Anzeige von Mommsens I. R. N.

Zeichnungen und Stiche aus älterer Zeit: Einer schrieb vom Andren ab oder machte sich aus mehreren einander widersprechenden Mittheilungen nach eignem Gutdünken aus freier Hand einen Text zurecht. War doch selbst die K. Preussische Akademie in Gefahr, auf diesem und keinem andren Wege vermittelst der Papierscheere ein sogenanntes *Corpus inscriptionum Latinarum* fabricioiren zu lassen. Daher ein unerfreulicher Wust einander widersprechender Varianten, welcher den Bearbeiter in Verzweiflung setzte. Von eingehender Beobachtung der Buchstabenformen, des Erhaltenen und Zerstörten, der orthographischen Besonderheiten, und der unzähligen unscheinbaren Einzelheiten des äussern Typus war nicht die Rede; daher denn auch die Kunst Echtes und Unechtes zu unterscheiden fast unbekannt war und untergeschobene Machwerke massenweise den harmlosen Antiquar täuschten. An einigermassen getreue, graphische Reproduction der altlateinischen Schriftdenkmäler und deren Wichtigkeit für die Forschung hatte vollends Niemand gedacht.[1]) Zwar für das Oskische, das Umbrische, selbst das Etruskische war die Einsicht längst durchgedrungen, dass man sich, um diese Idiome zu erforschen, nicht bei litterarischer Publication ihrer alten Denkmäler zu beruhigen habe, sondern dass deren facsimilirende Nachbildung ein unabweisliches Bedürfniss sei. Werke wie die von Lepsius, von Mommsen, von Aufrecht und Kirchhoff hatten diesem Bedürfniss längst Rechnung getragen. Nur der vornehmste aller italischen Dialekte, das Latein, war einer gleichen Herausgabe und Bearbeitung seiner ältesten Sprachmonumente noch nicht theilhaftig geworden. Und doch war ohne eine solche Grundlage die historische Entwicklung der Sprache einer exacten Forschung, wie sie R. vorschwebte, ganz unzugänglich.

Wie merkwürdig fügte es sich nun, dass fast zu derselben Zeit (zwei Tage nach dem R.schen Brief) bei demselben Brunn ein Brief von Theodor Mommsen aus Leipzig (vom 12. Sept.) eintraf, worin dieser mittheilte, er

1) Vgl. opusc. V 584 ff. Wachsmuth Vorrede zu opusc. IV p. X.

habe durch O. Jahn, der die pränestinische Cista in besondrer Publication allseitig behandeln wolle, angeregt, seine republicanischen Inschriften wieder vorgenommen, und gedenke sich, um aus den Buchstabenformen chronologische Indicien zu gewinnen, mit der Zeit eine Holzschnittsammlung von Inschriften bis auf Augustus anzulegen. Auch er nahm Brunns Gefälligkeit für erneute Revision der Originale, in erster Linie grade auch wie R. der Scipionengräber, in Anspruch. Dieser verfehlte nicht, Jedem der beiden Anzeige von den Absichten des Andern zu machen und zu gemeinsamem Bunde, zunächst wenigstens zum Zweck der Beschaffung des Materials, aufzumuntern.[1])

Vor der Hand galt es nach der Rückkehr in Bonn die lex Rubria für den königlichen Geburtstag schnell fertig zu stellen. Es gelang mit äusserster Kraftanstrengung. „Blattweise ist das Manuscript in die Druckerei gewandert, blattweise gesetzt, blattweise corrigirt, dass mir das Blut aus den Fingerspitzen spritzen mochte; gestern Abend vor 8 Tagen kam das erste Manuscript in die Druckerei, und diese Nacht sind die in noch nicht acht Tagen, aber von 3 gleichzeitigen Setzern gedruckten drittehalb Quartfoliobogen fertig gebunden worden. Seit meiner Doctordissertation“, so gestand der Verf.[2]), „habe ich nichts Aehnliches prästirt.“ Das Opus wurde, zum Theil in Prachtexemplaren, u. A. auch an die juristischen Notabilitäten Berlins wie Savigny Keller Dirksen Rudorff versendet, um das Interesse an derartigen Publicationen und das Verlangen nach Fortsetzung derselben anzuregen, so den Boden für eine zu bewilligende Staatsunterstützung zu bereiten, vorläufig ohne jeden directen Antrag, nur mit der hingeworfenen Bemerkung, den Lieblingsgedanken einer Sammlung inschriftlicher Denkmäler in ähnlicher Ausführung werde man sich wohl müssen vergehen lassen, so lange sich nicht etwa ein reicher Liebhaber oder eine liberale Corporation oder eine erleuchtete Regierung dafür interessire. Feuer fingen zunächst Keller und Joh. Schulze.[3]) Die auf ersteren ge-

1) Brunn an R. 29. Oct. 1851. 2) An Pernice 14. Oct. 1851.
3) R. an Pernice 23. Nov. 1851. Keller an R. 9. November 1851.

setzte Hoffnung verwirklichte sich indessen nicht. Letzterer hatte sich durch Vergleichung des neu constituirten Textes mit dem Spangenbergschen in den Monumenta legalia „aufs Neue von der Nothwendigkeit überzeugt, dass unsere römischen Juristen noch weit mehr, als bis jetzt der Fall ist, die Hülfe und Belehrung unserer Philologen in Anspruch nehmen müssen“, und bat den Herausgeber dringend, den Gedanken einer vollständigen Sammlung und Bearbeitung nach dem gelieferten Meisterstück auszuführen, deutete auch die Bereitwilligkeit der Regierung zur Bestreitung der erforderlichen Kosten an.[1]) In gleichem Sinne schrieb Savigny (22. März 1852), er wisse kaum einen grösseren Dienst, welcher der Jurisprudenz erwiesen werden könne, als die Ausführung des R.schen Planes.

In diesem Stadium der ersten Vorbereitung war der einzige Weg allmälig vorwärtszukommen der, die Gelegenheit akademischer Programme zu benutzen, auf Universitätskosten die dazu gehörigen Tafeln lithographiren zu lassen, die Steine dann aus Privatmitteln anzukaufen. Für die nächste Zeit waren die Scipionengrabschriften, die uralten Weihinschriften von Pesaro, das Grabmal der Furier aus Tusculum, dann vor Allem der Genueser Spruch der Minucier ins Auge gefasst, wozu die römischen Freunde um sorgfältigste Copien angegangen wurden.[2]) Es gelang einen sehr talentvollen Zeichner und Lithographen in Bonn, Namens Penning, zu gewinnen, welcher von R. mit unsäglicher Mühe ganz für diesen Zweck herangezogen und angelehrt, zunächst unter seiner Leitung nach einem Papierabklatsch ein sehr gelungenes Facsimile der Mummiusinschrift für das Osterprogramm herstellte. In demselben Winter setzte sich R. auf Brunns Veranlassung mit Mommsen selbst in Verbindung mit der Bitte um gefällige Mittheilung von Inschriftabklatschen seines Besitzes, worauf dieser den Vorschlag einer Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit machte.[3]) R. schlug in die gebotene Hand ein. Schon am 20. Januar 1852 meldet

1) Schulze an R. 13. Nov. 1851. 2) R. an Brunn 23. Oct. 1851. 3) Dies und der weitere Bericht über die verschiedenen Stadien der Unternehmung ist aus hinterlassenen Aufzeichnungen R.s geschöpft.

er an Brunn, dass ihn und Mommsen Ἑρμῆς εὐλόγως ξυνήγαγεν. „Wir sind über Plan, Umfang, Grenzen, Einrichtung unsrer gemeinschaftlich zu edirenden '*Priscae latinitatis monumenta epigraphica, cum commentariis grammaticis*' vollkommen einig, sowie über die Vertheilung der Arbeit, und gehen so rührig der Sache auf den Leib, dass Ende 1854 das opus in die Welt gehen soll, so Gott will.“ Auch hat er bereits die begründetste Aussicht, für die Beschaffung der in grossem Maasstabe beabsichtigten Facsimiles eine namhafte Unterstützung aus königl. preussischen Staatsmitteln zu gewinnen. So sicher glaubt er derselben zu sein, dass er schon jetzt auf seine eigne Gefahr einen nicht ängstlich limitirten Credit eröffnet, um namentlich der grossen Gesetzesurkunden, die den Berliner Juristen vor allem am Herzen liegen, habhaft zu werden. Man soll die Scudi nicht sparen, und das römische Institut soll seine Autorität einsetzen, um Zeichner zu gewinnen, besonders für die grossen Bronzen in Neapel und Genua. In Rom und der Umgegend sollen die dortigen Freunde auf Alles, was durch Buchstaben- oder Sprachformen oder Inhalt oder metrische Abfassung und dergleichen irgend Interesse bietet, Jagd machen; besonders wird das Kirchersche Museum empfohlen, wo noch allerhand kleinere Kostbarkeiten versteckt waren. Vorhandene Stiche wie die der Scipionengräber von Piranesi sind wenigstens genau zu revidiren. Die gemeinsamen heissen Wünsche weiss er dem Freunde nicht besser zu veranschaulichen als unter folgendem Bilde. „Denken Sie sich ein zweiköpfiges Unthier mit unersättlichem Magen, das zwar nur alte Speise frisst, aber davon so viel und so vielerlei als es nur immer haben kann; das aber auch aus der Noth eine Tugend macht und nicht mehr verschlingt als es kriegen kann, ohne unzufrieden zu werden auch über das Mässige, das man ihm verabreicht, im Gegentheil mit dankbarer Verdauung auch des Wenigen, worauf es etwa durch sein ungünstiges Geschick beschränkt wird.“

Der schriftlichen Einigung wurde in den Osterferien 1852 durch persönliche Zusammenkunft das Siegel aufgedrückt. In den ersten Tagen des April begab sich R. nach Leipzig, wo er 5 Tage lang mit Mommsen conferirte, der sich eben zur

Uebersiedelung nach Zürich rüstete. Sie kamen überein, dass R. „das Ikonische und das ganze Grammatische, Mommsen das Historische und Litterarische übernehme"; d. h. dieser übernahm „die Zusammenstellung und kritische Annotirung der in Druckschrift wiederzugebenden Inschriften, jener den grammatischen Commentar (als eignen, für sich bestehenden Theil) und die gesonderte Zugabe eines Atlas von lithographirten Facsimiles".[1]) Von Leipzig begab er sich mit einführenden Briefen an alle möglichen Hochmögenden versehen nach Berlin, um den Minister für das Werk zu gewinnen und die nöthigen Gelder aus Staatsmitteln von ihm zu erbitten. Sollte dies nicht gelingen, so dachte er an den König zu gehen, dessen Thür ihm Männer wie Humboldt, Rauch, Cornelius öffnen sollten. „Ich reise diesmal auf Inschriften und grosse Männer" schrieb er. Ein in Leipzig ausgearbeitetes, vom 31. März datirtes Promemoria an den Minister über den Plan des Werkes war ihm vorausgegangen. Da indessen Mommsen wegen der Leipziger Vergangenheit damals in Preussen noch persona ingrata war, so erlaubte Joh. Schulze nicht seinen Namen in die officiellen Verhandlungen hineinzubringen[2]); vielmehr trat R. als der alleinige Autor auf, was ja bei der angegebenen Theilung der Arbeit kein Bedenken hatte, insofern der Staat eben nur seinen Antheil unterstützen sollte. Sein Gesuch fand bei dem Minister v. Raumer, welcher die wissenschaftliche Bedeutung des Unternehmens wie des Unternehmers sehr wohl zu schätzen wusste, entschieden günstige Aufnahme. Es wurden ihm zwar erst vorläufige, aber doch bestimmte Zusicherungen einer recht anständigen Unterstützung aus Staatsmitteln gemacht.[3]) Da indessen die K. Akademie längst mit dem Plan eines Corpus sämmtlicher lateinischer Inschriften umging, so verfiel Joh. Schulze, in bester Absicht, vielleicht um diesem Schmerzenskinde früher zu der von Vielen ersehnten Geburt

1) R. an Pernice 7. Januar 1853. 2) Auch bei den Verhandlungen mit den Italiänern, besonders in Neapel, durfte Mommsens Name vorerst nicht genannt werden. Denn man war ingrimmig über seine I. R. N., und nannte ihn *il mostro cimbrico.* Henzen an R. 15. Juli 1853. 3) R. an Brunn und Henzen, Berlin 12. April 1852.

zu verhelfen, selbständig auf den Gedanken, bei jener anzufragen, ob sie geneigt sei, aus ihren Fonds einen Beitrag zu dem R.schen Werke zu bewilligen. Dadurch entstanden Verzögerungen und Verwickelungen, welche der reinen Durchführung des ursprünglichen Planes keineswegs günstig gewesen sind.[1]) Indessen erhielt R., der immer auf das tapferste fortarbeiten liess und dafür bereits nicht unbeträchtliche Summen aus eigener Tasche aufgewendet hatte, auf seine Vorstellung an den Minister eine erste Rate von 500 Th. angewiesen und die Zusicherung einer weiteren Summe, wenn die erste erschöpft sei.[2]) Joh. Schulze aber gab noch vertraulich für den Fall, dass eine Verständigung mit der Akademie nicht gelingen sollte, das Versprechen, dass die erforderliche weitere Unterstützung nichtsdestoweniger gewährt werden solle.[3]) Bald darauf traf die Antwort jener Körperschaft ein.[4]) Sie lautete wie zu erwarten war: da sie selbst ein analoges Unternehmen beabsichtige, könne sie jenes andre nur unter der Bedingung unterstützen, dass es einen integrirenden Theil des damals unter der wenig hoffnungsreichen Leitung des jüngeren Zumpt schwebenden akademischen Corpus inscriptionum ausmache und demgemäss einer Revision des Plans unterzogen werde, ein Vorschlag, der wiederum aus naheliegenden Gründen R. unmöglich zur Befriedigung gereichen konnte. Am günstigsten war eigentlich die Stellung, welche gleichviel aus welchen Gründen Boeckh von Anfang an zu der Sache einnahm. Seine Meinung war, Akademie wie Ministerium solle R.s Unternehmen unbedingt als ein selbständiges, von dem „weitaussehenden" akademischen Inschriftenwerk, dessen Förderung ihm zunächst nicht so sehr am Herzen lag, ganz unabhängiges unterstützen. Seine Zweifel, ob

---

1) Dirksen an R. 10. October 1852: „Leider hat Ihr preiswürdiges epigraphisches Unternehmen es erfahren müssen, dass es etwas noch bedeutend unwillkommneres giebt als akademische Lethargie, nämlich akademische Wachsamkeit. Während der bezüglichen Verhandlungen wollte die Geduld mir schier ausgehn; wie viel von dieser Gottesgabe mag Ihnen denn zur Verfügung geblieben sein!" 2) Ministerialerlass vom 18. Aug. 1852. 3) Schulze an R. 14. Aug. 1852. 4) Datirt vom 30. Juli 1852.

jener die fragliche Verbindung gern eingehen würde, wusste man indessen zu beschwichtigen, so dass er dem endlichen Beschluss, obwohl derselbe seiner ursprünglichen Ansicht nicht entsprach, nicht entgegen war.[1]) R. selbst kam durch den doppelten Zweck, den er im Interesse der Wissenschaft mit Feuer verfolgte, sein eignes Werk und zugleich das umfassende der Akademie flott zu machen, gewissermassen in Gefahr zwischen zwei Stühle zu gerathen.

Um Verständniss und Interesse des Publicums für echt wissenschaftliche Behandlung der römischen Epigraphik frisch anzuregen und an entscheidender Stelle Mommsens Beruf für die Herstellung eines Corpus in glänzendes Licht zu setzen, schrieb R. im Winter 1852 für Zarncke's litterarisches Centralblatt, welches damals seine ersten scharfen Pfeile versandte, eine begeisterte Anzeige der *Inscriptiones regni Neapolitani latinae*, jener eben erschienenen bewunderungswürdigen Sammlung, welche zeigte, was Energie und Kraft eines einzelnen Privatgelehrten auf diesem vernachlässigten Gebiet vermöge. Die Anzeige war anonym, aber jeder Kundige errieth aus der eindringlichen Charakteristik leicht den Verfasser[2]); und jeder Unbefangene wünschte seiner Absicht, gegen die kleinlichen Rücksichten und Interessen, welche damals in gewissen Kreisen Berlins die Oberhand hatten, der guten Sache solider Wissenschaft zum Siege zu verhelfen, den besten Erfolg.

In begeisterten Worten begrüsste der Artikel die erste siegreich bahnbrechende Leistung von epochemachender Bedeutung, „ein schwer zu erreichendes, schwerer zu überbietendes Musterbild für die zukünftigen Bauleute“ eines vollständigen und planmässigen *Corpus inscriptionum latinarum*. Ja der Referent sagte grade heraus, dass die Berliner Akademie eine allseitig befähigtere Kraft für ein solches Werk nicht finden könne. Denn worin er das entscheidende Kriterium seiner Befähigung erkannte, das war die „kritische Methode, die, eine unbestrittene Errungenschaft der deutschen

---

1) Boeckh an R. 10. Juli 1852, 31. März 1853. 2) Sie ist aufgenommen in opusc. V. 584—592.

Philòlogie, sich bisher an den Schriftstellertexten herausgearbeitet und deren Umgestaltung bewirkt habe, nun zum erstenmal mit gleich klarem Bewusstsein wie sichrer Kunstübung auf die Inschriftentexte angewendet sei".

Indessen war der Gordische Knoten der akademischen Verhältnisse noch immer ungelöst. Eine Coalition mit Zumpt war wissenschaftlich undenkbar, der sachlich richtigen mit Mommsen standen noch unüberwundene Schwierigkeiten persönlicher Natur entgegen. Es kam darauf an, mit Klugheit und Delicatesse wenigstens einen Nothbehelf ausfindig zu machen. Monate lang beschäftigte den gewandten Vermittler dieses Problem.[1]) Endlich entschloss er sich zu einem ausführlichen Schreiben an Boeckh, als den vorsitzenden Secretar der Classe (24. Februar 1853). Indem er offen erklärte, dass nach der eingreifenden Betheiligung, welche Mommsen schon bisher seinem Unternehmen gewidmet habe, dessen Name nicht mehr von demselben zu trennen sei, wies er auf die Verschiedenheit der Zwecke hin, welche das Corpus der Akademie und seine Sammlung verfolge: diese sei in erster Linie auf Erkenntniss der Sprache gerichtet, jenes solle allen Seiten der Philologie dienen. Er gedenke ein leicht zu handhabendes, leicht anzuschaffendes, einzeln (ohne den Atlas) verkäufliches Hülfsbuch philologischer Studien zu möglichst grosser Verbreitung im Kreise der Philologen, namentlich auch der Schulmänner zu liefern, welches demnach auch in Quartformat gedruckt werden solle[2]), während doch ein akademischer Thesaurus nicht ohne eine gewisse Stattlichkeit und nicht anders als in folio erscheinen könne. Als einziges Mittel, den Schwierigkeiten, welche aus der Verschiedenheit der beiderseitigen Principien sowohl in der Anordnung des Stoffes als auch vielleicht in der Methode der Behandlung erwachsen könnten, bezeichnet er die Form

1) An Pernice 17. December 1852, 7. Januar 1853. 2) Es war auf 30, höchstens 40 Bogen berechnet, sollte die Inschriften in Druckschrift, wenn auch nicht mit ganz gewöhnlichen Typen bieten, woneben der Atlas als eine Art Luxuswerk für Bibliotheken und wohlhabende Leute gedacht war: R. an Fleckeisen 1. März 1853. Vollständiger index vocabulorum, sowie Schrift- und Alphabettafeln waren auch für das deutsche Buch beabsichtigt.

eines neben dem grossen Corpus selbständig hergehenden Prodromus. Dadurch sei letzterem auch die Möglichkeit gegeben, über die Grenzen der Republik, wenn auch mit grosser Maasshaltung, hinauszugehen und Einiges aus der Kaiserzeit in den Kreis der Behandlung zu ziehen. Das Bedürfniss zu einer solchen Erweiterung habe sich erstlich in grammatischer Beziehung aufgedrängt: zahlreiche Thatsachen der älteren Sprache könnten erst Licht, Bedeutung und scharfe Begrenzung erhalten durch Vergleichung des Gegensatzes und Aufweisung der Unterschiede. Zudem sei für gewisse Classen von Inschriften, wie für die tesserae, die sortes, ein sichres Verständniss nur durch den Ueberblick über ihre Gesammtheit möglich. Drittens sei für die Zwecke der lateinischen Epigraphik in ihrem weitesten Umfange eine Ausdehnung der lithographischen Facsimilirung auf die Kaiserzeit, ausschliesslich in Bezug auf den Charakter der Schrift, überaus wünschenswerth. Eine nicht allzugrosse Anzahl wohl gewählter Inschriftenproben, worin fast Decennium für Decennium vertreten wäre, könne eine förmliche Geschichte der Schriftveränderungen in überraschend deutlicher Stufenfolge vor Augen stellen. Damit sei ein Kriterium gegeben, um Tausende von undatirten Inschriften späterer Zeit der Regierungsepoche eines bestimmten Kaisers zuzuweisen. Noch deutlicher erklärte der Verf. dieses Schreibens am 26. Februar dem Minister, dass es ihm nach vielfachen reiflichen Ueberlegungen immer zweifelhafter erscheine, ob ein Anschluss seines Werkes an das der Akademie dem Gelingen seiner Aufgabe förderlich sei, ob nicht die freie, unabhängige und selbständige Durchführung desselben den wesentlichen Zwecken seiner Arbeit am reinsten und erfolgreichsten entsprechen würde. Eine derartige Verbindung wenigstens, wonach sein Werk gradezu als erste Abtheilung des Corpus erscheinen würde, sei unmöglich und nach beiden Seiten hin beeinträchtigend; nur die Form eines Prodromus mit relativer Selbständigkeit bleibe übrig, worüber er sich auf das Privatschreiben an Boeckh bezog. Die Antwort des Ministers (7. April) entsprach vollkommen seinen innersten Wünschen: derselbe überliess ihm von dem fraglichen Anschluss an die Akademie

gänzlich abzusehn, die von ihm mit glücklichem Erfolge begonnene Arbeit frei, unabhängig und selbständig durchzuführen und zu vollenden; worauf denn die Akademie für den Fall, dass eine Verbindung mit ihr nicht zu Stande komme, den von ihr in Aussicht gestellten Zuschuss zurückzog (12. Mai). Man kann im Interesse unsres Freundes und seiner eigenthümlichen wissenschaftlichen Zwecke beklagen, dass er die ihm so wiedergegebene Freiheit nicht hartnäckiger festgehalten hat, zumal da ihm grade zu derselben Zeit, zwei Tage nach Abgang des Februarschreibens, ein entgegenkommender Antrag der Teubnerschen Firma für den selbständigen Verlag seines Werkes gemacht war, zu dessen Annahme Joh. Schulze selbst rieth[1]), wie er ihn auch veranlasst hatte.[2]) Leider glaubte sich R. damals durch unglückliche Conjuncturen, welche mit den drückenden Beziehungen zu seinem Plautusverleger zusammenhingen, verhindert darauf einzugehen.[3]) Auch Boeckhs Antwort vom 31. März 1853 lautete sehr entgegenkommend: „Ich kann es nur billigen, dass Sie an das Ministerium in der von Ihnen bezeichneten Art geantwortet haben; kommt die Sache, wie nicht zu bezweifeln ist, an die Akademie und will die Classe auch unter den obwaltenden Umständen Ihr Werk als Prodromus unsres weitaussehenden Corpus gelten lassen, so ist alles im Reinen; will sie es nicht, so werde ich dabei bleiben, dass Ihr Werk, auch ohne ein solcher Prodromus zu seyn oder zu heissen, die Unterstützung der Akademie und des Ministeriums verdiene.“

Inzwischen aber knüpfte ein einflussreiches Mitglied der Akademie mit R. eine Correspondenz an[4]), welche, die günstige Gelegenheit für die Erfüllung lang gehegter Wünsche benutzend, auf der Basis, dass dessen Wünschen und der unbedingten wissenschaftlichen Nothwendigkeit entsprechend die Herausgabe des Corpus von Zumpt auf Mommsen und

---

1) An R. 26. März 1853. 2) Fleckeisen an R. 21. Februar, 18. April 1853. „Teubner versicherte mir, er wolle Ihrem Werke eine Ausstattung geben, wie noch keins aus einer deutschen Presse hervorgegangen sei.“ 3) An Fleckeisen 1. März 1853. 4) Vom 23. April bis 18. November 1853.

Henzen übertragen werde, das Ziel verfolgte, dennoch das Tafelwerk an das akademische als einen Theil desselben zu fesseln. R. fiel hierbei die Rolle zu, namentlich Mommsen in die erst halb geöffneten Arme der Akademie durch discrete Vermittelung nach beiden Seiten zurückzuführen. So gelang es dieselbe zu dem förmlichen Beschluss[1]) zu bringen, dass gemäss dem Antrage R.s Mommsen und Henzen gegen ein festes Jahrgehalt die alleinigen Herausgeber des Corpus sein und ausschliesslich nach ihrer Wahl Mitarbeiter sollten zuziehen können. Unter so veränderten Umständen hielt sich R. für moralisch verpflichtet, selbst mit pecuniären Opfern, unter Verzichtleistung auf die immer wiederholten vortheilhaften Anträge Teubners[2]), seine Mitwirkung zu gewähren. Er willigte also ein, dass sein Werk als Prodromus des Corpus erscheine, wofür die Akademie einen Antheil der Kosten zu den Tafeln übernahm[3]) und sogleich 300 Th. dazu anwies. So war durch den entscheidenden Anstoss, welcher durch R.s grossen Plan gegeben war, und durch seine eben so uneigennützige als geschickte Mitwirkung das grosse Unternehmen eines lateinischen Inschriftencorpus endlich in die rechten Hände gebracht und damit in den sichren Hafen gesteuert.

Während aller dieser Kreuz- und Querverhandlungen waren die Arbeiten an dem beabsichtigten Werk in Bonn Zürich Wien Rom, in ganz Deutschland und Italien, wo immer Material und ein brauchbarer Gehülfe zur Hand war, mit wahrem Feuereifer gefördert worden, und in dieser Temperatur ging es nun Jahre lang weiter. Briefe, Depeschen und Packetsendungen in allen Formen wanderten unablässig über die Alpen[4]); besonders zwischen Bonn und Zürich (später Breslau) erhielt sich ein ununterbrochener schrift-

1) Classenbeschluss vom 4. Juli: Lepsius an R. 15. Juli 1853. 2) R. an Fleckeisen 9. September 1853. 3) Schreiben der philos.-histor. Classe an R. vom 16. Nov. 1853. Im Ganzen hat die Akademie 800 Th., das Ministerium mehr als das Doppelte beigesteuert. 4) An Pernice 16. Juni 1853: „Aber die Zeit, die mich das kostet! Jede Woche mindestens 7 Briefe nach Neapel Rom Florenz Paris London Wien etc., um das Material zusammenzuschaffen."

licher Dialog.[1]) Denn R. war unermüdlich und unabweislich mit Fragen, Aufträgen, Mahnungen, Erinnerungen, die er mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit, in den mannigfaltigsten und anmuthigsten Wendungen zu insinuiren wusste. Er sparte keine Schmeichelworte und keine Beschwörungen, um zum Ziel zu gelangen, scheute sich nicht auf Desiderien oder Zweifel immer wieder zurückzukommen, bis sie erledigt waren, spendete dann aber auch überfliessenden Dank, wenn ein lang Ersehntes und schwer Erreichbares endlich doch erobert war. Denn eine Kleinigkeit war es nicht, den so zu sagen über den orbis terrarum verstreuten, bis in die elendesten Provinzialnester versplitterten, oft in unzugänglichen Localitäten oder doch an unbequemer Stelle befindlichen, bisweilen von missgünstigen oder misstrauischen Arguswächtern gehüteten oder ganz verschollenen epigraphischen Kleinodien nachzujagen, und eine so genaue Copie von ihnen zu erbeuten, dass sie vor den unerbittlichen und durchdringenden Augen in Bonn Gnade fand. Welche Weitläufigkeiten machte allein die Erlangung der verschiedenen permessi, um in den zahlreichen Museen, Palästen, Villen und Vignen Italiens die vorhandenen Denkmäler untersuchen und copiren zu lassen! Wie viel Instanzen von oben bis unten waren da zu durchlaufen, wie viel Formen zu beobachten, Huldigungen (*omaggi*) darzubringen, Briefe zu schreiben, Empfehlungen und Vermittelungen zu gewinnen, wie viel Klippen diplomatisch zu umschiffen, wie viele Empfindlichkeiten zu schonen!

Auch die Eifersucht missgünstiger Privatbesitzer war bisweilen *colla buona maniera* zu besiegen. Der Erfahrene unterliess nicht, eine besondere Summe für sogen. *buone*

1) Epigraphische Briefe (an Mommsen 1858) = opusc. IV 323: „Seit jenen lichten Tagen, in denen jede Post zwischen Bonn und Zürich epigraphische ζητήσεις und λύσεις wechselte und ein fröhlicher Gedankenaustausch wie im Spiel zum Ernste führte, ist viel Freud und Leid über uns hingegangen, stilles und offenkundiges. Mehr und mehr ist das sorgenlose Spiel der harten Arbeit gewichen, hat sich der Ernst, nicht immer in rosiger Färbung, in den Vordergrund gelagert und sein kühler Luftzug das frische Gewächs einer täglich neusprossenden Briefmittheilung entblättert."

mani zur Disposition zu stellen, wenn es einmal gelten sollte, einen Rahmen von einer Bronze abzunehmen oder Kitt von einem Steine, oder nach der Schlusszeit in einem Museo zu arbeiten. Wo es auf Hauptschläge ankomme, sei, meinte er, Liberalität Sparsamkeit und Knickerei Verschwendung.[1]) Auf die Wiederauffindung des SC. de Tiburtibus im Barberinischen Palast zu Rom legte er den höchsten Werth. „Setzen Sie einen Preis auf die Wiederfindung, wenn das angebracht ist und wo es das etwa ist, z. B. bei einem schlauen und einflussreichen cameriere u. dgl.: ich will ihn herzlich gern zahlen, weil ich meine sehr aparten Gedanken über das Monument habe, für die mir's durchaus auf authentische Kenntniss des Originals und der Schriftformen ankömmt, wofür Visconti gar nichts hilft.“[2]) Natürlich ging eine so liberale Behandlung der Sache nicht ohne ganz beträchtliche Zuschüsse aus eigner Tasche ab: sämmtliche Briefporti (und nicht selten ging täglich mehr als ein Brief über die Alpen) wurden ohnehin aus der Privatcasse R.s bestritten.[3]) Wer immer von deutschen Philologen, Freunden und Schülern über die Alpen zog, bekam einen epigraphischen Wunschzettel mit und betheiligte sich mit Stolz an den kleinen Diensten und Geschäften, welche die grosse Sache fördern konnten. Wie viele Gelehrte, Museumsvorstände, Bibliothekare des In- und Auslandes wurden ausserdem in Bewegung gesetzt! „Unweiche oder träge Gemüther anzufeuern“ dienten die schmucken, zum Theil brillanten Probeexemplare der nach und nach hergestellten Tafeln. Die an neuer Belehrung so reichen epigraphischen Programme imponirten allgemein, so dass es zur unbedingten Ehrensache wurde, auch nur ein Bröcklein zu dem Prachtbau beizutragen. O. Jahns damaliger Aufenthalt in Wien zum Zweck seiner Mozartbiographie kam auch den Inschriften zu Gute: er besorgte Abgüsse der dortigen Bronzen, verhalf auch zu Copien von Pariser und Londoner Denkmälern.[4]) In Genua erwies sich die archäologische Patronin Frau Mertens-Schaaffhausen, welche das römische

1) An Henzen 8. Juli 1852. 2) An Brunn 24. Juli 1852. 3) An Brunn 30. Juni 1860. 4) Jahn an R., Wien 5. November 1852, 15. März, 29. April 1853.

Institut mit Stolz 'la nostra membro' nannte, hülfreich. Die Hauptmassen aber brachte doch der eigentliche chargé d'affaires in Rom zusammen.

Was für ein Glücksfall, dass damals auf dem Capitol neben dem erfahrenen Meister der epigraphischen Wissenschaft, Henzen, der durch seine Kenntnisse und Verbindungen die richtigen Wege wies und ebnete, ein Schüler R.s residirte von der persönlichen Hingebung, der praktischen Einsicht und Energie des Willens, der Gewissenhaftigkeit und der körperlichen Rüstigkeit wie H. Brunn, der eine wahre Säule für den materiellen Aufbau des stolzen Thesaurus geworden ist! Es gab keine Hindernisse für diesen Heros: er trotzte der Sonnengluth des süditalischen Himmels wie den Nachstellungen der Banditen. Einmal in den Abruzzen zogen ihn dieselben wirklich aus und nahmen ihm Alles — bis auf seine Inschriften. Dafür erhielt er von seinen Freunden den wohlverdienten Titel eines *Hercules Saxanus*, des Patrons der Arbeiter in Steinbrüchen.[1]) Es kam ihm nicht darauf an, nach einem Marsch in der Junisonne auf freiem Felde in ein antikes Brunnenhaus hinabzusteigen und dort bis an den Nabel im Wasser stehend, von oben mit sanftem Regen gekühlt, kaltblütig den calco anzufertigen. Im Neapolitanischen gerieth er, da er eine Thorinschrift abklatschte, mit einer wohllöblichen Polizei in Collision, die ihn auf grossen Umwegen in 24stündiger Tour nach Neapel zurückescortirte, trotz der Ueberzeugung, dass er nichts verbrochen habe.[2]) Durch Sturm und Regen, dem Wind entgegen, auf hohen, halsbrecherischen Leitern stehend gewann er Thürmen Mauern Brücken die epigraphische Beute ab. Das ganze Museo Borbonico plünderte er in 14 heissen Junitagen (1853) „mit Dampfkraft“. An Dankbarkeit liess es der Bonnische Plagegeist aber auch nicht fehlen. „Dass Sie arbeiten wie ein Hercules, müssen Ihnen die Musae lapidariae im Himmel gutschreiben . . . *macte virtute tua!*“[3]) „Mein viel Theurer und Δαιμόνιε! . . . Das zweite Prädicat der Anrede verdienen Sie wahrlich trotz Odysseus. *Tui qui-*

1) Vgl. Bibliothèque universelle et Revue Suisse. Genève 1863 nr. 65. 2) Brunn an R. 26. Juli 1853. 3) R. an Brunn 7. Aug. 1853.

dem edepol omnes mores ad venustatem valent: Cedo tris mi homines aurichalco contra cum istis moribus.[1]) Man könnte aber lange suchen, ehe man zu dem einen gefundenen noch zwei dazu fände ... Kurz Sie πολύτροπος *non eris, sed es mihi magnus Apollo*, dem ich eine besondere Privat-Kapelle in meinem Haus- und Herzenscultus vovire und dedicire."[2]) Eine Unterbrechung in dieser so wirksamen Hülfe trat ein, als der gewaltige Stöberer im Herbst 1853 Rom verliess, um sich in Bonn zu habilitiren, bis diese Episode durch seine Rückkehr auf das Capitol nach Brauns Tode (Herbst 1856) ihren Abschluss gewann. Nun ging mit ungeschwächten Kräften die rastlose Arbeit von Neuem an.

Jede transalpinische Sendung wurde wie eine Weihnachtsbescherung klopfenden Herzens erwartet, ausgepackt und mit schwelgerischem Behagen genossen. Die grossmüthige Hausfrau hatte das schönste Zimmer im Hause, ihren Saal, zum „epigraphischen Atelier" hergegeben, wo Amanuensen wie Bücheler, Schmitz, Brambach dem Meister behülflich waren; und wenn die durchreisenden Fremden die in diesem Heiligthum aufgespeicherten Schätze bewunderten und den Ruf von dieser Sehenswürdigkeit Bonns in die Welt trugen, durfte sie sich rühmen: *je t'ai lancé dans le monde.*[3])

Welcher Kummer dagegen, wenn durch Schuld der Posten oder der Zollbeamten ein unschätzbares Kistchen oder ein Blechtubus verloren zu sein schien! Alle Behörden bis zu den Ministerien und Gesandtschaften wurden dann mit Reclamationen in Bewegung gesetzt. Mit welchem Jubel wurde der verloren geglaubte Schatz begrüsst, wenn er endlich doch noch, selbst nach Jahr und Tag, auf ungeahnten Wegen auftauchte! *Ci vuol pazienza* rief man vom Capitol aus dem Dränger wohl einmal zu. „Das weiss ich sehr wohl," antwortete er, „und lasse mir's auch mit aller pazienza gefallen. Aber allen den impacci gegenüber, mit denen Sie selbst zu kämpfen haben und denen ich alle mögliche Rechnung trage, ist doch einige — wenn auch nicht tiefsitzende, aber doch

1) Plautus mil. 659 f. 2) An Brunn Sept. 1853. 3) Frau R. an R. 19. Juni 1853.

in der Form zu Tage tretende — *impazienza* sehr wohl angebracht, wenn man überhaupt vorwärts rücken will."[1]) „*Pazienza* und *impazienza* im schönen Verein kommen schon zum Ziel."[2]) Und so liess er es seinerseits an *pazientissima impazienza*, an zäher Ausdauer in Fragen, Aufträgen, Erinnerungen nicht fehlen. Er ruhte nicht mit Mahnungen in allen Tonarten, bis auch das letzte vermisste Scherflein eingeheimst war. „Indem ich so schliesslich noch einmal einen musternden Rückblick auf das ganze Material werfe, choquirt mich nur immer und immer wieder die Terentius-Varro-Inschrift, die hier beiliegt. Fano liegt doch nicht aus der Welt; das Institut mit Henzens italienischem passe-partout einerseits, die Unwiderstehlichkeit des Hercules Saxanus andererseits haben so vieles Unmögliche möglich gemacht, dass man doch eigentlich nicht verzweifeln sollte. Wäre ich an der Stelle dieser beiden Grossmächte, ich glaube ich capricirte mich mit allem Eigensinn und aller Energie, deren ich fähig wäre, darauf die Hebung auch noch dieses letzten Schatzes zu einem point d'honneur zu machen. *Sapienti sat.*"[3]) Und richtig: der Exorcismus half. „Herrlich, herrlich, herrlich, Liebster," erklang es, „und den schönsten Dank für die liebliche Beute! Eigentlich müsste Ihr Bild — als Hercules Saxanus — vor mein Werk kommen, als das des Hauptwohlthäters."[4]) Um vollends aufzuräumen, plante er selbst schon im Anfang des Jahres 1853 eine kürzere Reise nach Italien, gab sie aber bald wieder auf, weil er es nach allen Seiten vernünftiger und förderlicher fand, lieber noch ein Jahr zu warten und dann, nach Welckers Rückkehr, am liebsten mit halbjährigem Urlaub alles in einer Continuität abzumachen.[5]) Leider sollte aus diesem Aufschub ein Verzicht für immer werden.

Wie der Appetit während des Essens kommt, so erweiterten sich mit logischer Nothwendigkeit die Wünsche und Absichten des Unermüdlichen während der Arbeit. All-

1) An Brunn 24. Juni 1852. 2) An Brunn 21. Aug. 1852. 3) An Brunn 27. Juni 1857. 4) An Brunn 27. Juli 1857. 5) An Brunn 18. Januar 1853.

mälig stellte sich heraus, dass es wünschenswerth sei, nicht nur alles Republicanische facsimiliren zu lassen („da, wenn irgendwo, hier das *omne nimium nocet* nicht gilt"), wenigstens soweit die disponiblen Fonds dazu ausreichten, also jedenfalls das Material in unbegrenzter Vollständigkeit zu sammeln, sondern auch nach sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten eine Serie von Kaiserinschriften anzulegen, womöglich noch unter Trajan und Hadrian herab. Und auch die Pompejanischen Graffiti mitaufzunehmen hatte er Mommsen schon halb und halb versprochen.[1])

Nach Herbeischaffung des massenhaften Materials gab die angemessene Vertheilung der Inschriften auf die einzelnen Tafeln zu denken und zu sorgen. Es kam auf Combination verschiedener Gesichtspunkte, der Zusammenordnung des Gleichartigen und der angemessenen Raumfüllung an: *in fugam vacui* musste ein und das andre passende Stück gesucht werden. Eine grosse compacte Masse bildeten die Gesetzesurkunden, ihr wurde vorangeschickt der reiche Vorrath kleinerer Denkmäler aus Erz Blei Horn Thon, die grossentheils die allerältesten Zeiten repräsentiren. In besonderen Gruppen wurden ferner Münzen Spiegel Becher Töpfe u. s. w. zusammengestellt, immer mit dem Gesichtspunkt, im Grossen und Ganzen den Faden der chronologischen Zeitfolge nach fünf Perioden möglichst festzuhalten[2]), so dass die Nachbarschaft der sicher datirten Inschriften von selbst die Bestimmung der andern ergab.[3])

Manche bedauerliche Folgen hatte indessen die mit Mommsen verabredete Arbeitstheilung schon deshalb, weil sie bei der selbständigen Natur beider Genossen doch nicht rein durchgeführt werden konnte. Während es der Wissenschaft nur vortheilhaft sein konnte, wenn Jeder von beiden gelegentlich auch einmal über seine engeren Grenzen hinübergriff, so gereichte es ihr zum Schaden, wenn z. B. die Facsimilirung der römischen Familienmünzen bei dem Einen unterblieb, weil der Andre Holzschnitte

1) An Brunn 18. Januar 1853. Dieselben sind bekanntlich, auf R.s Anregung, von Zangemeister im 4. Bande des Corpus zusammengestellt, das R.sche Werk giebt nur einige Proben. 2) Vgl. enarr. p. V. 3) Vgl. enarr. p. VI.

derselben für seinen Band in Aussicht genommen hatte, sich aber später anders besann und sie wegliess.[1])

Bei weitem die mühseligste und delicateste Arbeit war die Feststellung des Textes. Die Tafeln sollten das Original ersetzen: also war vollkommenste Genauigkeit der Copie das oberste Gesetz. Denn „etwas andres ist es bei wörtlicher Beschreibung, etwas andres bei bildlicher Wiedergebung; dort kann man mit Stillschweigen übergehen was man nicht accurat weiss, hier hat man nur die Alternative, entweder die ganze Wahrheit oder etwas nicht ganz Wahres zu setzen: *medium non datur*."[2]) „Sage ich's nur heraus: meine Seele hat keine Ruhe, wenn nicht alles vollkommen ist bis auf die Nagelprobe."[3]) „Ob ein Strich etwas länger oder kürzer, dicker oder dünner, gerader oder schiefer oder gebogener, — diese kleinsten Details in ihrer strengsten und schärfsten Wahrheit sind es doch, durch deren Composition die Treue des Gesammtbildes bedingt ist. Ich glaube gern, dass so strenge Ansprüche bei Inschriftenfacsimiles bisher noch nicht gemacht sind, aber wir machen sie. Das SC. de Bacanalibus ist jetzt von mir im Probedruck, vom Lithographen auf dem Stein zum sechstenmale durchcorrigirt und vervollkommnet worden, weil noch immer kleinste Kleinigkeiten sich zu bessern fanden. Einen Unterschied zwischen Wichtigem und Unwichtigem statuiren wir nicht."[4])

Unsägliche Geduld erforderte die Correctur der Tafeln, welche R. durchgängig selbst besorgte, und zwar mit der peinlichsten Akribie.[5]) Von den grossen Gesetzesurkunden erforderte jede einzelne Foliotafel 4—5 Correcturen und jede einzelne Correctur 4—5 Stunden, also eine Doppeltafel wie die der Bronzen von Heraklea zusammen einen Zeitaufwand von 40—50 Stunden an blossen Correcturen, „für die auch gar keine Erleichterung durch fremde Hülfe zulässig war."[6]) Jedes

1) Enarratio p. 101. 2) An Brunn 24. Juli 1852. 3) An Brunn 21. August 1852. 4) An Brunn 12. April 1853. 5) Daher der Unmuth des gewissenhaften Herausgebers, dass ein Mann wie Rudorff, der sich doch zu den philologisch gebildeten Juristen zählte, die authentischen Copien im Thesaurus weder recht zu benutzen noch zu würdigen verstand. Vgl. enarr. p. 103. opusc. IV 738 ff. 6) Bericht R.s an den

Strichelchen und Häkchen, jede Verletzung des Originals bis auf die geringsten scheinbaren Zufälligkeiten wurde, oft mit Hülfe des Mikroskops [1]), unter Vergleichung von Abdrücken und Zeichnungen jeder Art controlirt und festgestellt. Hier hatte R.s angeborene Neigung zum Technischen und sein besonders fein ausgebildeter Sinn für das Graphische rechten Spielraum. In Gemeinschaft mit seinem anstelligen Lithographen machte er unermüdlich Experimente, durch was für Kunstgriffe und Methoden die zuverlässigsten Abdrücke auf Papier, in Stanniol [2]) oder Gips zu gewinnen, wie danach die getreuesten Abbilder zu verfertigen seien. Zu grosser Genugthuung durfte es ihm denn auch gereichen, dass die Platten unter so geschickten und sorgsamen Händen ganz herrlich ausfielen. Vollends die Bronzetafeln, deren täuschende Nachbildung mit vertiefter Schrift und natürlicher Farbe des Metalls nach vielen Experimenten in noch ungekannter Vollkommenheit gelang, erweckten die Bewunderung jedes Kundigen, auch in der Akademie. [3])

Minister 9. Juli 1859. Für die Stanniolcorrecturen leistete der sorgfältige Wilh. Schmitz, damals in Düsseldorf, erwünschte Hülfe. R. an Schmitz 6. Dec. 1854. 1) Enarr. p. IV. 2) An Braun 12. April 1853. 3) O. Jahn an R., Leipzig 11. Mai 1853: „Ich muss Ihnen gleich meine Freude über Ihre prächtige Sendung ausdrücken, lieber Freund. So schön und stattlich hatte ich mir die Sammlung doch nicht gedacht, wie sie mir nun in den reinlichen Abdrücken vorliegt. Das SCtum ist ein wahres Meisterstück und ich freue mich meines Einfalls nun doppelt; denken Sie denn auch andre Bronzen ähnlich zu machen? Ganz vortrefflich sind auch die Parallelen aus Piranesi, die Angabe der Monumente im Kleinen; kurz es wird ein musterhaftes Werk in der Vereinigung des praktischen und schönen. Da kann ich mir denken, wie viel Freude Sie haben die Sachen weiter auszubilden und zu immer grösserer Vollkommenheit zu bringen. Uebrigens sind Sie auch darin glücklich, einen so geschickten Lithographen gefunden zu haben; dem Manne lasse ich mein Compliment sagen. Der Atlas wird ja nun wohl im Format der grösseren Tafeln erscheinen, so dass von den kleineren je zwei auf ein Blatt kommen? aber mit der lex Rubria wird es etwas kneifen, wenn Sie nicht überhaupt das Papier etwas grösser nehmen; denn Brüche werden Sie doch nicht statuiren? Dass Sie aber so schöne An- und Absichten für die Abbildung des ʻmonumentalen Theils' haben, danke ich Ihnen noch besonders; es ist auch gewiss sehr erspriesslich, wenn die Vorstellung des Kunstwerkes, an dem die Inschrift sich befindet, zugleich lebendig wird."

Bereits am 31. Mai 1856 konnte R. einen Folioband mit 82 Probetafeln dem Ministerium überreichen. Aber erst im Frühling des Jahres 1858 begann der Druck, und damit ging die Arbeit von Neuem an.[1]) Kaum sollte man es für möglich halten, dass dem Autor eines solchen Werkes unter solchen Auspicien nicht erspart geblieben ist, mit dem Verleger peinliche Verhandlungen über die Wahl der Papiersorte für die Tafeln durchzufechten, wodurch der Beginn des Druckes um mehrere Monate verzögert wurde und einen schleichenden Gang anzunehmen drohte. Ja es kam dahin, dass Angesichts der Gefahr, durch diese Verschleppung den ganz auf die Herstellung der Tafeln eingeschulten Lithographen zu verlieren und das ganze Unternehmen scheitern zu sehen, R. der Akademie ein Ultimatum stellte, nach dessen Ablauf er die Verbindung mit ihr aufzuheben und sein Werk einem anderen Verleger zu übergeben drohte.[2]) Im Juli waren 30 Tafeln gedruckt[3]); trotz schwerer Erkrankung des Herausgebers ging das Werk auch während des folgenden Winters gedeihlich vorwärts.[4])

Endlich musste abgeschlossen werden: aber nun galt es noch vor Thorschluss die Nachzügler einzufangen. Ein letzter Mahnruf: „Was Ihr thun wollt und könnt, das thuet bald, ehe denn es zu spät wird!"[5]) Grade während der Ausführung des Werkes, „wohl mit darum, weil das Bekanntwerden eben dieses epigraphischen Unternehmens die Aufmerksamkeit auf archaische Stücke anregte und schärfte", floss ein so reiches Material zum Theil neuentdeckter oder schwer erreichbarer Inschriften hinzu, dass es nothwendig wurde, die ursprünglich veranschlagte Zahl der Tafeln erheblich zu überschreiten.[6])

In demselben Frühjahr 1858 ging der Herausgeber an

---

1) R. an Brunn 18. April 1858: „Seit einigen Wochen wird an den Tafeln der P. L. M. E. gedruckt, in 700 Exemplaren. Die Beaufsichtigung dieses Drucks macht mir aber ganz unsagbare Rackerei, wie ich es nie gedacht hätte; ich dachte über den Berg zu sein mit den Zeichnungen, aber weit gefehlt!" 2) R. an die Akademie 19. Januar 1858. 3) An Brunn 26. Juli 1858. 4) An Brunn 10. Januar 1859. 5) An Brunn 6. März 1859. 6) Bericht R.s an das Ministerium vom 9. Juli 1859.

die Ausarbeitung des begleitenden Textes. Auch hier fand sich wieder, dass der Voranschlag viel zu sanguinisch gewesen war. Er sah bald voraus, dass er manchen Monat dazu brauchen werde.[1]) Es dauerte aber noch geraume Zeit länger. Zum Zweck mannigfacher Verificationen ging ein neues Kreuzfeuer von Fragen und Antworten auf unzähligen fliegenden Zetteln los, denn an der nöthigen epigraphischen Litteratur fehlte es in Bonn nur zu sehr: Göttingen und München, auch die Capitoliner mussten aushelfen. Zwar sollte der sogenannte *Elenchus tabularum* sich eigentlich auf diejenigen Nachweisungen beschränken, welche zum Verständniss und zur Beurtheilung der Facsimilirung erforderlich waren. Aber wie hätte ein solcher Verfasser bei einem so dürren Inhaltsregister stehen bleiben können? Ganz von selbst floss ihm diese und jene sachliche Bemerkung in die Feder, die er nicht zurückhalten mochte. So wurde aus dem trocknen Verzeichniss eine Art catalogue raisonné, d. h. ein Commentar zwar nicht zu den Inschriften selbst, aber zu den Tafeln, welcher ausser den unentbehrlichen factischen Angaben namentlich auch die Datirung einzelner Denkmäler, soweit sie auf paläographischen Kriterien beruhte, erörterte.

Es war eine sauer genug verdiente Genugthuung, als der Herausgeber mit begleitendem Bericht vom 9. Juli 1859 den gewaltigen Folioband in grösstem Format, welcher nunmehr im Ganzen 111 Tafeln umfasste, als die Frucht achtjähriger angestrengtester Arbeit dem Ministerium einreichen konnte. Mit gerechtem Selbstbewusstsein durfte er sagen, dass er an dieses lediglich aus Liebe zur Wissenschaft unternommene und durchgeführte Werk während jenes Zeitraumes „seine besten Kräfte und manches sonstige Opfer“ gewendet habe. Mit Dank und Befriedigung blickte er auf die Gunst ungewöhnlich glücklicher Fügungen zurück, deren Zusammentreffen das Gelingen seines Planes möglich gemacht, namentlich auch auf den „langjährigen Friedensstand, der Reisen und Recherchen gestattete, an die jetzt“ (zur Zeit des italiänischen Krieges) „nicht zu denken wäre“, und der genau bis

1) R. an Brunn 22. Mai 1858.

zum Abschluss des Werkes vorgehalten hatte. Die Abrechnung ergab, dass auch die Kosten desselben sich in so bescheidenen Grenzen hielten[1]), wie in Betracht der schwierigen Herstellung kaum zu erwarten gewesen war, und der Voranschlag trotz der im Verlauf der Zeit unvermeidlich gewordenen Erweiterung des Plans doch nur um eine sehr mässige Summe ($^1/_5$) hatte überschritten werden müssen.

In der That war der Ertrag des mühevollen Werkes für den Autor ein rein ideeller, denn die vierhundert Thaler, welche ihm ein für allemal als Pauschhonorar für 10jährige Mühe zugebilligt worden, leisteten nur einen spärlichen Ersatz für die Ausgaben, welche während der Herstellung aufgelaufen waren, nicht zum geringsten Theile veranlasst durch die Misèren des leider gar nicht soliden Lithographen und seiner Familie. Einmal, kurz vor Thorschluss, wurde derselbe sogar aufsässig und wollte nicht weiter arbeiten. Hernach wollten die Gläubiger dem Schuldenbeladenen die kostbarsten Steine pfänden lassen. Dann sprang ihm vor dem Druck in der Presse der Stein mit dem Arvallied.[2]) Unterstützungen, Vorschüsse, die nicht zurückgezahlt wurden, Auslösungen von Pfandstücken, Loskauf aus drohendem Schuldgefängniss, Ersatz für verunglückte Zeichnungen, zerbrochene Steine, missrathenen Druck, verschwundenes Papier u. s. w., dies und Andres, darunter auch die Verluste durch italiänische Banditen, ergab mit der Zeit ein sehr beträchtliches Conto, für dessen Tilgung keine Fonds als aus der Privatcasse R.s flüssig waren. Selbst die contractlich zugesicherten Beiträge der Akademie und des Ministeriums flossen immer nur tropfenweise, und mussten durch immer erneute Petitionen peinlich herausgepresst werden.[3]) Auch die Akademie erkannte doch an, der Herausgeber habe sich mit solchem Eifer und solcher Genauigkeit der mühevollen, für Geschichte und Sprache gleich wichtigen Angelegenheit gewidmet, das Werk sei so zuverlässig gearbeitet und die Darstellung so ansehnlich, dass die

1) Der durchschnittliche Kostenpreis jeder Tafel, alle Nebenausgaben mitgerechnet, belief sich auf 14—15 Thaler, die Gesammtkosten betrugen 2478 Thaler. 2) R. an Brunn 11. Mai 1859. 3) R. an Marcus 25. Oct. 1862.

Wiedererstattung der Mehrausgabe (durch den Minister) als eine Pflicht erscheinen möchte.[1])

Aber ehe dasselbe an die Oeffentlichkeit treten konnte, sollte es noch manchen Schweisstropfen und manchen Seufzer kosten. Im Herbst 1859 ergriff den Verfasser sein gewohnter 'furor Teutonicus' den Text zu vollenden, der ihn „mehrere Wochen blind und taub gegen alles Andere“ machte. So hatte er um die Mitte Octobers doch 67 Tafeln hinter und nur noch 29 vor sich[2]), und konnte im November sein Manuscript abschliessen.[3]) Immer neue Funde hatten in der Form von Holzschnitten nachträglich in den Text eingeschoben werden müssen. Aber auch ganze Supplementtafeln und mehrere Bogen Text wurden noch zu guterletzt nöthig durch allerhand „allerliebste Sächelchen“[4]) und höchst interessante Denkmäler, welche während der langen Periode des Druckes noch zum Vorschein kamen. Erst am 7. October 1861 wurden auch diese Zuthaten, welche der Herausgeber alle aus eigner Tasche zu bestreiten hatte[5]), abgeschlossen.[6])

Aber „eine der verzweiflungsvollsten Qualarbeiten“ seines Lebens war ihm noch zum Schluss vorbehalten, die Anfertigung der *indices palaeographici.* Nachdem sich durch einen verunglückten Versuch ergeben hatte, dass diese allerdings besonders schwierige Aufgabe über Amanuensenkräfte gehe[7]), machte er sich selbst daran, um Scaligers Stossseufzer recht in tiefster Seele nachzuempfinden. „Also auch darin,“ so schrieb der Biograph des französischen Philologenfürsten (11. April 1862), „wird Ihr zukünftiger Biograph eine Aehnlichkeit mit Scaliger nachweisen können, dass Sie auf der Höhe Ihres Lebens und Wirkens wie ein *claudus sutor* über einem Index hocken müssen.“[8]) Die ganzen Osterferien des Jahres 1862 „an den Schreibtisch genagelt“ und auch noch die folgenden Wochen, ja selbst die für lieblichere Freuden be-

1) Bericht vom 23. Nov. 1859. 2) An Brunn 14. Oct. 1859. 3) Unterschrift der enarratio p. 88: 'scripsi et typographo exscribenda tradidi a. 1859 m. Nov.' 4) An Brunn 25. März 1860. 5) An Marcus 25. Oct. 1862. 6) Unterschrift der supplementa p. 106: 'scripsi Bonnae a. 1861 N. Oct.' 7) An Bernays 8. April 1862. 8) Scaligeri epist. p. 376: vgl. Plautus Aulul. I 1, 34.

stimmten Tage der heiligen Geistausgiessung wandte der Arme „mit Todesverachtung, aber dennoch wahrer Verzweiflung“ auf dieses Martyrium. Endlich, am 10ten Juni konnte er verkünden: „die Indices sind, Gott sei ewig gedankt, am ersten Feiertage sub auspiciis spiritus sancti glücklich oder unglücklich fertig geworden. Aber nun der Druck! dieser Druck! diese Typen- und Figurenschneiderei! diese Correcturen! Möge die vorgestrige Geistausgiessung vorhalten!“[1]) Aber die Krone blieb nicht aus. Denn während er so in scheinbar ideenlosestem Stoff mit Entsagung vergraben die verschiedenen Nuancen der Buchstabenformen mühselig zusammenstellte, sprang ihm auf einmal beim Buchstaben *S* „wie ein Sonnenstrahl durch graues Gewölk“ von selbst das Princip entgegen, wodurch das ganze Chaos Licht und Sinn erhielt[2]), jene schönen Gedanken „zur Entwicklungsgeschichte der lateinischen Buchstabenformen“, welche er demnächst, in den Herbstferien, für das Rheinische Museum zu Papier zu bringen gedachte[3]), thatsächlich aber erst viele Jahre später (1868 in Leipzig) ausführte.[4])

Zuletzt ging es an die Vorrede. Am letzten December war sie fertig.[5]) Mit ganz besonderem Behagen und charakteristischer Sorgfalt stellte der Verfasser sämmtliche Wohlthäter seines „Tafelbuches“ zusammen[6]): eine „stattliche Legion — circa 60 Mann! — der bene meriti“. Es verstand sich, dass 5 Offiziere vorangingen, ganz apart für sich: der Generalfeldmarschall Heinrich Brunn, der Divisionsgeneral Wilhelm Henzen, der Generalmajor Theodor Mommsen, und die Obersten Principe von Sangiorgio, Giulio Minervini und Rafael Garrucci. Auch manche Dornen sind zwischen den Zeilen versteckt: ein objectiver Bericht actenmässiger Thatsachen[7]) giebt an, ohne persönlich einem Einzelnen zu nahe zu treten, warum es zu den ursprünglich beabsichtigten *commentarii grammatici* nicht gekommen sei, welche als die eigentliche Blüte aus der so mühsam und aufopferungs-

1) An Bernays 10. Juni 1862. 2) An Bernays 27. April, an Brunn 12. Juni 1862. 3) An Brunn 13. Juni 1862. 4) An Brunn 15. Juli 1868. 5) Unterschrift p. VII: 'scripsi Bonnae prid. Kal. Ian. a. 1862.' 6) Praef. p. V. 7) Praef. p. VII.

voll aufgebauten Grundlage der Monumenta hervorgehen sollten.

Contractmässig verbunden war R. nur die Tafeln zu liefern und einen das Grammatische besprechenden Text dazu, worunter sich ebensogut ein ausführlicher Commentar wie kürzere Andeutungen verstehen liessen. Die Misshelligkeiten, welche die Wissenschaft leider um den Besitz des Grösseren gebracht haben, entstanden, wenn wir nicht irren, aus einer Differenz der Anschauungs- und Empfindungsweisen auf beiden Seiten, welche durch Vorstellungen eher verschärft als ausgeglichen werden musste. R. war immer geneigt auch in geschäftlichen Dingen, in Berichten wie Verhandlungen ein persönlich individuelles, gemüthliches, irrationales Element einzumischen, was auf der andren Seite ebenso leicht gemissdeutet werden konnte als er selbst sich durch trockenen Geschäftston zurückgestossen fühlte. Auch sein Verhältniss zur Akademie fasste er mehr persönlich als geschäftlich auf. Es war von Anfang an ein halbes und schiefes dadurch, dass sein Unternehmen, obwohl ganz selbständig von ihm ausgehend, zu einem noch dazu verhältnissmässig kleinen Theil von der Liberalität einer so vielköpfigen, schwerfälligen und damals unbemittelten Corporation abhing, welche nach ihren eigenthümlichen Rücksichten und Gesichtspunkten die Modalitäten der Publication einseitig regelte, und die Interessen des Andren ihm selbst überliess. Durch fremden, gutgemeinten Eifer gedrängt, dann durch die Verkettung der Umstände mehr und mehr gebunden, durch die Rücksicht auf das endliche Zustandekommen eines würdigen Corpus der lateinischen Inschriften geleitet hatte der an unabhängige Arbeit Gewöhnte seine Selbstbestimmung aus der Hand gegeben und aus übertriebener Delicatesse oder aus Stolz versäumt, sich zu rechter Zeit formell allen Instanzen gegenüber sicher zu stellen, seine gerechten Ansprüche offen zur Geltung zu bringen.

Noch in letzter Stunde waren drei Concurrenten aufgetreten, welche sich zum Theil unter glänzenden Anerbietungen um die Ehre bewarben, das Werk R.s verlegen zu dürfen. Ging man darauf ein, so war letzteres in seiner Integrität gesichert. Sie wurden aber abgewiesen, dagegen

die Bestimmung über den Commentar durch Beschluss der Akademie kurzer Hand einer künftigen Einigung des Autors mit dem akademischen Verleger überlassen[1]). Dieser aber weigerte sich nunmehr, ihn überhaupt als Theil des gemeinsamen Unternehmens aufzunehmen, und wollte sich nur auf ein kurzes Inhaltsverzeichniss mit den nöthigsten factischen Angaben zu den Tafeln einlassen. Dem bitter enttäuschten Autor jedoch ging es gradezu gegen sein schriftstellerisches Ehrgefühl, dem Publicum gegenüber „als der rein mechanische Ausführer, gewissermassen Penning der zweite oder eine Art Oberlithograph“ zu erscheinen.[2]) Nur durch ein neues Opfer von seiner Seite, indem er auf jedes Honorar verzichtete, kam wenigstens die *Enarratio tabularum* zu Stande, welche in knappster Kürze, aber doch auf mehr als 16 Foliobogen alle wesentlichen Nach- und Hinweisungen enthält, und dazu die unvergleichlichen Indices, in denen die eigentliche Seele des Werkes, die Grundlage eines Handbuchs der lateinischen Epigraphik, steckt. Eine Grammatik des älteren Latein, wie es aus den Inschriften hervorgeht, in bequemer Form für populären Gebrauch verhiess der Verfasser in kürzester Frist auf eigne Hand herauszugeben[3]): leider ist die erweckte Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen.

Auch ohne den Commentar ist das Werk im buchstäblichen Sinne des Wortes ein 'monumentum aere perennius', wie Lehrs als Motto darauf setzen wollte.[4]) Welche Früchte aber die *commentarii grammatici* gebracht haben würden, wenn mit derjenigen Freudigkeit ausgearbeitet, welche R. im Feuer des Schaffens noch über das Ziel, welches er sich gesteckt, hinauszuführen pflegte, ist nicht zu ermessen. Wir müssen uns mit der stattlichen Reihenfolge bewundernswerther Einzeluntersuchungen begnügen, welche neben der grossen Arbeit in Programmen und Aufsätzen für das Rhein. Mus. herlaufend die philologische Welt durch eine quellende Fülle der fruchtbarsten Entdeckungen immer von Neuem

---

1) Vgl. praef. p. VI f. mit Mommsens praef. zum CIL. vol. I p. II. 2) An Brunn 22. Mai 1859. 3) Praef. p. VII. 4) An R. 2. Januar 1863.

überraschte. Freilich sind nicht in jeder dieser Monographien die Resultate völlig abgeschlossen, so wenig als das immer neu zuströmende Material. „In der frischen Freude des Findens wird das Einzelne, wie es gehoben war, Stück für Stück vorgeführt“[1]): *dies diem docebat,* und eben das erhöhte die frohe Spannung, mit welcher die Lernbegierigen und Mitforschenden diese aus scheinbar trockenstem Stoff das frischeste Leben weckenden Spenden erwarteten und begleiteten.

Eine zusammenfassende Uebersicht des Inhaltes und der Ergebnisse dieser Abhandlungen zu geben kann nicht im Zweck dieser Darstellung liegen. Auch können sie nur von dem gewürdigt werden, der mitten im Strom der wissenschaftlichen Bewegung stehend das Einzelne in die Hand nimmt, den Wegen, auf denen es gefunden ist, nachzugehen und den Zusammenhang mit dem Ganzen, die Stellen der Erkenntniss, in die es eingreift, zu übersehen, der anregenden Discussion über controverse Fragen zu folgen vermag. Nicht genug etwa, dass hier unübertroffene Muster einer Methode vorliegen, welche von den historisch datirten Denkmälern ausgehend aus der combinirten Beobachtung und Analyse der durch sie überlieferten sprachlichen Thatsachen und der paläographischen Kriterien den chronologisch unbestimmten Inschriften ihre Zeit oft haarscharf zuweist[2]), wodurch es gelingt, das Aufkommen, Herrschen und Verschwinden einander verdrängender Sprachformen innerhalb gewisser Zeitgrenzen zu verfolgen; nicht genug, dass ganze Perioden gleichsam verwitterter, vorlitterarischer Sprachentwickelung in festeren Umrissen aus dem Dunkel emporsteigen, dass Laut-, Form- und Wortbildungslehre durch Ketten gesicherter Thatsachen und zwingende Combination ungeahntes Licht erhalten und auch für die späteren Jahrhunderte bis in die Kaiserzeit hinein eine Reihe wichtiger Erscheinungen in ihrem Stufengange nachgewiesen wird: weit über den sprachwissenschaftlichen Gesichtskreis hinaus

---

1) C. Wachsmuth in der Vorrede zu opusc. IV p. XI f. 2) Vgl. des Verfassers Bericht in den Jahrbüchern für Philologie 1857 (Bd. LXXV) S. 310.

reicht die geistvolle Verarbeitung jenes epigraphischen Rohstoffes zum Verständniss der archaischen Litteratursprache, besonders der Bühnendichter und ihrer auf der lebendigen Aussprache beruhenden Verstechnik, nicht weniger auch zur genaueren Feststellung der Gesetze des Saturnischen Versmaasses. Inschriften, handschriftliche Spuren und Grammatikerzeugnisse greifen in einander und eröffnen Blicke in die Werkstatt des natürlichen Sprachgeistes wie in die autoritative Wirksamkeit gesetzgeberisch eingreifender Sprachmeister.[1]) Man sieht handgreiflich, wie die Gestaltung der Sprache und der Schrift abhängig wird von den tonangebenden Vertretern der höheren, d. h. der poetischen Litteratur, wie die lateinische Sprache in Gefahr war, sich vorzeitig zu todten, beugungslosen Wurzeln abzustumpfen, bis dieser Schmelze gleichsam in letzter Stunde ein wohlthätiger Einhalt geboten wurde, indem nämlich Ennius die gebieterischen Gesetze des griechischen Hexameters in die Poesie einführend eine Reihe wohl erwogener und durchgreifender Reformen vollzog, welche die alte Bequemlichkeit familiärer Redeweise verdrängten und die Herrschaft der classischen Formen anbahnten[2]); wie dann Accius und Lucilius ihren bestimmenden Einfluss, wenn auch lange nicht so nachhaltig, übten.[3]) Man lernte gewisse „nach längerem Schwanken ins Bewusstsein getretene und mit diesem Bewusstsein graphisch fixirte Sprachveränderungen“ (gleichsam καταςτάςεις, wie sie in der Geschichte der griechischen Musik heissen) unterscheiden und in ihren Wirkungen verfolgen.[4])

Freilich konnte solche Resultate nur gewinnen, wer es verstand durch geschickte Verknüpfung der Thatsachen Lücken der Ueberlieferung auszufüllen und Brücken zu schlagen, durch innere Anschauung verlorene Zusammenhänge wieder-

1) Vgl. opusc. IV 226. 2) Vgl. des Verfassers Bericht in den Jahrbüchern für Philologie 1862 S. 371. 3) Mommsen Rhein. Mus. IX 468 findet, die engste Verbindung der römischen Litteraturgeschichte „mit der Geschichte der Sprache und der Schrift nachgewiesen zu haben und immer weiter aufzuhellen“ sei, wenn nicht das bedeutendste, doch „für den Historiker eines der anziehendsten Ergebnisse“ der R.schen Untersuchungen. 4) Vgl. opusc. IV 222.

zugewinnen, zersplitterte und trümmerhafte Einzelheiten in ein einheitliches Bild zu fassen, und so ein todtes Material zu vergeistigen und lebendig zu machen. Jene bornirte Actenmässigkeit, welche über den bezeugten Buchstaben hinaus nicht zu denken wagt und nach Bezeugung fragt, wo es der Natur der Sache nach keine geben kann, wird es freilich zu einem historischen Verständniss von Thatsachen nie bringen.[1]) Einige Beispiele mögen diese allgemeinen Andeutungen erläutern.

Wenn einige vereinzelte Stimmen selbst von Berliner Akademikern[2]) das Facsimiliren von Inschriften mehr für Sache des Luxus als des wissenschaftlichen Bedürfnisses zu halten geneigt waren[3]), so konnte die Wohlthat dieses Verfahrens nicht einleuchtender veranschaulicht werden als durch den dritten der epigraphischen Briefe.[4]) R. hatte gefunden, dass die graphische Verlängerung zur Bezeichnung der Naturlänge für den Vocal I (die sogen. I longa) erst in der Sullanischen Periode aufkomme. Gegen dieses wichtige paläographische Kriterium hatte Mommsen die aus sachlichen Gründen um ein halbes Jahrhundert ältere Inschrift des Popillischen Meilensteines von Adria geltend gemacht, wo nach der gangbaren Publication POPILLIVS zu lesen sein sollte. Das verstiess nicht nur gegen die sonst ermittelten monumentalen Thatsachen, sondern gegen das mit diesen in vollem Einklang stehende ausdrückliche Zeugniss eines so glaubwürdigen Grammatikers wie des Marius Victorinus, wonach in der Zeit des Accius, dessen Neuerungen seit dem Jahr 620 d. St. sich 50 Jahre lang in der Herrschaft behaupteten, für naturlanges I stets EI geschrieben worden ist. Der Streit, dessen principielle Bedeutung einleuchtet, wurde durch den Augenschein zu Gunsten R.s entschieden: denn jeder Unbefangene muss sich durch einen Blick auf das Facsimile überzeugen, dass jene vermeintliche I longa ein ganz gewöhnliches I ist mit einem zufällig irgendwie entstandenen klecksartigen

1) Nach Ritschls schöner Bemerkung opusc. IV p. VI f. 2) Vgl. I. Bekker Homer. Blätter 180, der spöttisch auf die „unübertreffliche Erfindung des Facsimilirens“ hindeutet. 3) Opusc. IV 367. 4) Opusc. IV 354 ff.

Zapfen darüber. Nur durch die Bequemlichkeit allseitiger, unter mannigfacher Beleuchtung wiederholter Untersuchung des Abdruckes und der danach gefertigten Copie war es möglich, über Fragen so subtiler Art Gewissheit zu erlangen.[1]) Wie nachahmenswerth dieselbe Methode auch für die griechische Epigraphik sei, liegt auf der Hand, und R. unterliess nicht es hervorzuheben.[2])

Für die charakteristischen Nuancen der antiken Buchstabenformen besass R. ein ausserordentlich feines, man möchte sagen künstlerisches Verständniss; seine Beschreibungen solcher Besonderheiten zeigen, wie selbst so geringfügige Aeusserlichkeiten mit Geist, Geschmack und Humor behandelt werden können.[3]) Dabei war er auch in diesen Beobachtungen frei von jener pedantischen Engherzigkeit, welche Alles rigoros über einen Kamm scheren will: er liess dem Individuellen und Zufälligen, den Bedingungen des Materials und des besonderen Zweckes ihr Recht.[4])

Auf die Beobachtung des allgemeinen Schriftcharakters und einzelner Buchstabenformen[5]) gestützt gelang es ihm, auch im Vorübergehen nicht wenige Inschriften richtiger und schärfer zu datiren (es handelte sich in einigen Fällen um ein Jahrhundert früher oder später), von andren nachzuweisen, dass sie nur jüngere Copien eines älteren Exemplares seien, andre auch von erhobenen Verdächtigungen zu befreien.[6]) Mit nicht weniger durchschlagendem Erfolge machte er sie geltend, um selbst gegen die Gläubigkeit eines Mommsen die Unechtheit mancher Inschriften zu beweisen. Bei der Marcellus-Inschrift von Nola wird den schwersten Bedenken, welche von Seiten der Schreibart und der Geschichte erhoben sind, schliesslich die Krone aufge-

1) Vgl. opusc. IV 342. 2) Opusc. IV 390 Anm. 3) Man lese z. B. die anschauliche Beschreibung des modern gezierten „dickköpfigen, kurzbeinigen“ *R* auf der Baseler Schieferplatte, „das mit seinem hinten angehängten zierlichen Wedelschwänzchen“ darauf berechnet zu sein scheint, „das heitere Lächeln des Beschauers hervorzurufen“: opusc. IV 344 f. 4) Vgl. opusc. IV 344 ff. 5) Verzeichniss der wichtigsten Kriterien, abgedruckt aus PLME. opusc. IV 765. 6) Vgl. opusc. IV 339 ff.

setzt durch den Nachweis der völlig unantiken Form einzelner Buchstaben wie des *M*, welcher jeden Rettungsversuch auf immer daniederschlägt. Einen glänzenden Triumph feierte R.s unbestechlicher Blick durch Henzens Ermittelung, dass die von Mommsen mit antiquarischen Gründen hartnäckig als echt vertheidigte, von R. entschieden angezweifelte Baseler Schieferplatte[1]) mit der interessanten Juno-Seispes-Inschrift nichts anderes als eine moderne Wiederholung eines allerdings echten Originals sei, welches sich in der römischen Campagna, in einer Vigne bei dem alten Lanuvium fand. Dieses aber zeigte bei vollkommener Uebereinstimmung in allem Uebrigen „den normalsten Schriftcharakter, wie er in den mittleren Jahrzehnten des siebenten Jahrh. d. St. üblich war, ohne eine einzige der Abenteuerlichkeiten, wie sie die Baseler Nachbildung aufzeigt" (p. 350). Hiermit fielen nun aber auch alle antiquarischen Vermuthungen von selbst weg, welche theils an den angeblichen Fundort, theils an die Gestalt der Baseler Schieferplatte geknüpft worden waren: es konnte nicht mehr von einem römischen Tempel der Juno Sospita und der Weihtafel eines dorthin gestifteten Geschenkes die Rede sein, sondern es lag ein Gebälkstück vor von der Vorderseite einer der berühmten Juno Lanuvina heiligen kleinen Kapelle.

Wie fruchtlos, weil auf Sand gebaut, alle Epigraphik ohne Autopsie und Zurückgehen auf die Denkmäler selbst ist, lehrt die Untersuchung über die columna rostrata[2]) vom Jahre 1852. Trotz einer langen Reihe vorhergegangener Publicationen und gelehrter Abhandlungen war bis auf R. durchaus nicht bekannt, was auf der im Conservatorenpalast zu Rom eingemauerten, Allen zugänglichen Marmorplatte eigentlich zu lesen stehe oder nicht stehe; und doch war ohne genaue Kenntniss des factischen Bestandes jeder Ergänzungsversuch von vornherein bodenlos, ohne sicher geprüften und ergänzten Text war wiederum eine Untersuchung über Alter und Ursprung, also über die Echtheit der mit Archaismen überfüllten Inschrift nicht ausführ-

1) Vgl. opusc. IV 337 ff. 2) Opusc. IV 183 ff.

bar.[1]) Da aber möglicherweise in früheren Zeiten noch mehr an den Rändern erhalten sein konnte, so mussten auch ältere Abschriften, so ungenügend sie an sich waren, verglichen werden, und so erforderte die einfache Feststellung der Ueberlieferung ein diplomatisch-kritisches Verfahren, ganz wie bei handschriftlich überlieferten Texten. Erst auf dieser Grundlage konnte dann in einer zweiten Untersuchung[2]) (1861) durch paläographische und grammatische Gründe der unumstössliche Beweis geführt werden, dass die viel gemissbrauchte Triumphalinschrift keineswegs aus der Zeit des Duilius stamme, sondern eine nach dem Untergange des Originals zur Zeit des in Grammatik dilettirenden Kaisers Claudius von den damaligen gelehrten Antiquaren unternommene und nach dem Maasse ihrer Kenntnisse nicht besonders glücklich ausgeführte Neuschöpfung sei.[3])

Aus eingehender Vergleichung der Sprachformen, nachdem einmal die charakteristischen Unterschiede der Perioden ermittelt waren, ergab sich die scheinbar paradoxe, aber siegreich selbst gegen Mommsens hartnäckigen Widerspruch erwiesene Thatsache, dass die Aufschriften der beiden ältesten Scipionengrabmäler durch eine scharfe Grenzlinie zweier wesentlich verschiedener Sprachperioden von einander getrennt sind, und zwar so, dass die für den Sohn als die ältere diesseits, die für den Vater, welche erst nachträglich unter specieller Aufsicht eines der neuernden Richtung anhängenden Grammatikers gefertigt sein muss, jenseits derselben fällt.[4])

Am meisten befriedigt war der Verf. selbst von den beiden epigraphischen Abhandlungen, welche nach einander im Jahr 1852 erschienen und dann zu einer besonderen Publication von ihm vereinigt wurden.[5]) „Haben Sie die Monumenta epigraphica tria einmal durchgeflogen?" fragt er Fleckeisen (1. December 1852). „Ich pflege mir wenig genug auf meine Sachen einzubilden, und bin, wenn sie mir gedruckt vorliegen, nur allzubald gar unzufrieden mit ihnen. Aber von jenen zwei combinirten Abhandlungen meine ich aus-

---

1) Vgl. opusc. IV 193. 2) Opusc. IV 204 ff. 3) Vgl. auch Neue Plaut. Exc. I 3 f. 4) Opusc. IV 213 ff. 5) Opusc. IV 115–182.

nahmsweise doch einmal, dass ich etwas Besseres noch nicht gemacht habe. Oder täuscht mich doch wider Gewohnheit die Vaterzärtlichkeit, wenn mir diese Methode der Inschriftenbehandlung ebenso neu und durchgreifend fruchtbar für die lateinische Epigraphik wie für die lateinische Grammatik oder meinetwegen Geschichte der Sprache vorkömmt? Eine Kunst ist's freilich nicht, wenn man einmal die leitenden Gedanken gefasst und das Material zusammen hat; es ist eben das Ei des Columbus, was aber schon lange hätte so gestellt werden sollen." Er meint die Ausbeutung der sogenannten orthographischen Eigenthümlichkeiten für Erforschung der alten Sprachformen, z. B. der Schreibungen mit *O* für *V*, *E* für *I*, *OI* für *OE* und *V*, *AEI* für *AE*, *OV* für *V*, *G* für *C*, *QV* für *C*, des Abfalls auslautender Consonanten, die Phasen der Consonanten- und Vocalverdoppelung, der Aspiration, der Einschaltung und Unterdrückung von Vocalen, der Synkope, die lichtvollen Darlegungen über das System der von Accius eingeführten Neuerungen, die fruchtbaren Beiträge zur Geschichte der Flexionen wie Entdeckung verschollener Declinationsformen (*leibereis* u. a.), die Erläuterung alter Verbalbildungen (*danunt*), die Bestimmungen über die Gebrauchsepochen von *posivi posui posii posi*, *hic* und *hice* u. s. w. Es war die Absicht, in diesen wie in andren vorhergegangenen und nachfolgenden Abhandlungen der lateinischen Sprachforschung einen neuen Weg zu weisen[1]), und sie strotzen von den ergiebigsten und anregendsten Resultaten, welche denn auch verdaut oder auch unverdaut von Dankbaren oder auch Undankbaren benutzt worden sind.[2])

Kostbare Beiträge zur Bearbeitung einer epigraphischen Anthologie, einer kritischen Sammlung aller in Versen abgefassten Inschriften, die später auf seine Anregung Bücheler[3])

1) Opusc. IV 182: *Quibus significationem fieri volumus, qua via esse insistendum putemus, si qui hac aetate bene merere de emendanda ratione grammaticae latinae animum induxerint.* 2) „Das sind unglückliche Bücher, die aus halbem Stoff halbwahre Resultate ziehen: wohin vor allen Corssen gehört." R. an Bernays 26. Nov. 1862. 3) R. an Fleckeisen 21. Mai 1857. Bücheler an R. (ohne Datum): „Beifolgend die Anzeige der Henzenschen collectio inscr." (Jahrb. f. Phil. 1858.)

übernahm, lieferten ausser dem Bassulus-Programm (1847) in den Jahren 1852 und 1853 die Abhandlungen über den titulus Mummianus, über das Epigramm von Sora, über die Scipioneninschriften und vornehmlich das corollarium[1]), wo u. A. der rührende Abschiedsdialog (in schönen alterthümlichen, aber leider verstümmelten Senaren) zwischen der hinterbliebenen Familie (Gatte und Kinder) und der geliebten Mutter so meisterhaft hergestellt ist. Auch die Verskunst des Lambäsitanischen Lagercommandanten Alfenus Fortunatus, welcher in der Kaiserzeit (vielleicht unter den Antoninen) auf Anweisung des ihm im Traum erschienenen Vater Bacchus diesem als dem Genius seines Hauses eine neue Altarbasis weihte mit der Bitte um baldige ehrenvolle Heimführung nach Rom, ist erst durch den geübten Blick R.s zu Ehren gekommen, welcher, obwohl selbst schwer an dem ersten Anfall seines Fussleidens daniederliegend[2]), in den nicht abgetheilten Zeilen sofort tänzelnde Anakreonteen erkannte. Der vor ihm zuerst geltend gemachte Satz, dass *carmen* stets gebundene Rede bedeute, eröffnete für die Vorgeschichte der römischen Poesie einen umfassenden Blick über eine Fülle ritualer Formeln, monumentaler Weihe- und Gedenksprüche, auch populärer Weisungen in metrischer Fassung, welche die öde Prosa von 5 Jahrhunderten vor dem Eintritt einer Kunstlitteratur doch einigermassen belebt. Erregungen und feierliche Erhebungen des Gemüthes in Furcht Trauer Verwünschung oder in Hoffnung Bitte Glückwunsch oder in Mahnung Verpflichtung Verordnung sprachen sich in rhythmischer Form aus, welche die Worte als nothwendige Glieder eines geschlossenen Ganzen in fester Reihenfolge band. Den so einleuchtenden Grund-

---

„ich hoffe, dass Ihnen einige Aenderungen und Herstellungen gefallen, und wünsche, dass Sie sehen mögen, wie ich aus Ihrem bahnbrechenden *corollarium anthologiae latinae*“ (1853) „und der Seminarstunde, in der Sie mir das πλέον ἥμισυ παντὸς vorhielten, zu lernen bemüht gewesen bin.“ 1) Opusc. IV 238 ff. 2) Die Abhandlung opusc. IV 309 ff. beginnt mit der humoristischen Betrachtung: *Numquam melius e poetari quam podagrum si Rudinus vates vel gloriari vel iocari potuit, fatendum est haud paullo incommodiore condicione philologum uti testudinea tarditudine a librorum aditu et tamquam commeatu litteratae supellectilis interclusum.*

satz, dass, um die Gesetze des ältesten nationalen Versmaasses[1]) der Römer, des Saturnischen, festzustellen, von den inschriftlichen Denkmälern als urkundlich sichersten Texten ausgegangen werden müsse, hat R. zuerst ausgesprochen und mit entsprechendem Erfolge durchgeführt. Längst war er diesen Resten Saturnischer Poesie, welche den Metriker wie den Grammatiker in gleich hohem Grade interessiren, eifrig nachgegangen. Die Vergleichung jener alten Elogien mit den Bruchstücken der Gedichte des Livius Andronicus und Naevius führte auf gewisse Unterschiede der Technik und der Perioden, welche erst übersehen werden konnten, wenn eine vollständige kritische Sammlung aller erhaltenen oder doch wiederherstellbaren Reste Saturnischer Poesie vorlag. In der Abhandlung über die columna rostrata hatte er eine Anzahl sichrer Beispiele nachgewiesen und nach G. Hermanns Vorgang gezeigt, wie leicht es sei, alte Weihinschriften und Ritusformeln bei Livius aus der modernisirenden Redaction des Geschichtschreibers auf ihre ursprüngliche metrische Fassung in Saturniern, entsprechend den früher von ihm aufgestellten Gesetzen, zurückzuführen. Aufmerksames Suchen ergab immer mehr Material.[2]) Diesen Weg gedachte er weiter zu verfolgen und eine reiche Aehrenlese altsaturnischer Verse aus den Bruchstücken und Umbildungen alter carmina, wie sie in der Litteratur verstreut sind, zu sammeln. Eine erste Garbe[3]) erschien 1854. Der alte Cato Censorius hat für seinen Sohn eine Art Vademecum in Kernsprüchen aufgeschrieben, betitelt *carmen de moribus*, woraus gelegentlich hier und da Bruchstücke in modernisirter Fassung angeführt sind. Zuerst hatte Kärcher den vernünftigen Gedanken ausgesprochen, dass jenes Spruchbüchlein in Versen abgefasst gewesen sei. Er dachte an trochäische Tetrameter, und Boeckh gab sich Mühe die von seinem badischen Landsmann gelieferten Proben kunstgemäss auszufeilen, Fleck-

1) Diese Gesetze sind zuerst formulirt in der Schrift 'titulus Mummianus' (Ostern 1852) = opusc. IV 82 ff. 2) Dies ward angedeutet in anthol. lat. coroll. epigraphicum p. III = opusc. IV 238. 3) Poesis Saturniae spicilegium = opusc. IV 297 ff.

eisen aber glaubte in der Form der Sotadeen, dem schlottrigen Lieblingsmaass der verlotterten griechischen Salonlitteratur, die Lösung des Problems gefunden zu haben. R., der grade in Karlsbad war, erhielt die elegante Schrift seines Frankfurter Freundes im September 1854 und warf sofort, ohne weitere Bücher, seine längst festgestellte[1]) Ansicht auf einige Blätter hin, die für das Octoberprogramm bestimmt wurden.[2]) Er zeigte nämlich, dass Cato sich des urwüchsigen, nationalen Saturnischen Metrums bedient habe, ein Ergebniss, welches sich durch die Evidenz der Einfachheit ohne Weiteres empfiehlt, und psychologisch ebenso einleuchtend als mit den erhaltenen Resten in besten Einklang zu bringen ist.

Das schönste Beispiel, wie durch diese Forschungen das Verständniss altlateinischer Sprachgeschichte und Verskunst zugleich gefördert wird, lieferte der fünfte der epigraphischen Briefe.[3]) Aus einem römischen Fortunatempel stammt eine Anzahl Orakelsprüche (sortes), von welchen im Original nur zwei (auf Täfelchen gravirte, wie sie ehemals in Tausenden von Exemplaren handwerksmässig angefertigt sein müssen), die übrigen 17 nur in mehr oder weniger ungenauen Copien erhalten sind, natürlich durch Versehen und Ungenauigkeiten aller Art entstellt. R. sprach seine Ansicht über die metrische Abfassung derselben bereits im Winter 1851/2 in einem Brief an Mommsen aus, deutete sie auch öffentlich (1852) in dem Programm über den titulus Mummianus an.[4]) Zur Ausarbeitung kam er erst viel später, im Jahr 1858. Er erkannte in ihnen dactylische Hexameter, welche aber sowohl in prosodischer als metrischer Beziehung in merkwürdiger Weise die Principien der durch Ennius für dieses Versmaass eingeführten Principien vernachlässigen und sich dagegen denen der Bühnenpoesie anschliessen, erstens in der weitgehenden Anwendung der durch die Aussprache des täg-

1) Am 17. October 1852 bittet er M. Hertz um Gelliusvarianten zu den Citaten aus den XII Tafeln und aus Cato de moribus; am 11. Sept. 1854 von Karlsbad aus um die Varianten aus Macrobius, Plinius und Priscian für seine Arbeit. 2) R. an Fleckeisen, Karlsbad 13. Sept. 1854. 3) Opusc. IV 395 ff. 4) Opusc. IV 107.

lichen Lebens gerechtfertigten prosodischen Freiheiten, zum zweiten in der Auflösungsfähigkeit der Arsen. So bilden diese „demotischen“ Hexameter, wie sie R. im Gegensatz zu den kunstmässigen des Ennius nennt, ein interessantes Bild der Vulgärmetrik des sechsten und siebenten Jahrhunderts d. St., und nehmen eine durchaus eigenthümliche Mittelstellung ein zwischen den beiden entgegengesetzten Kreisen des Drama's und der von Ennius begründeten Kunstpoesie. Dieser für den Litterarhistoriker wie für den Sprachforscher und Textkritiker gleich wichtige Gegensatz, den R. zuerst hervorgehoben hat und in schärfstes Licht zu setzen nicht müde geworden ist, machte sich namentlich auch in der Behandlung der Endsylben geltend. Wenn die ältere Sprache des Volkes ähnlich wie das Umbrische der Neigung, im Auslaut der Wörter die Vocallängen zu Kürzen abzuschwächen, und den Wortkörper (nach inschriftlichen Belegen schlagendster Art) durch Abstossung eines oder mehrerer auslautender Consonanten geschmeidiger und beweglicher zu machen, in einem Grade nachgab, dass sie bereits auf dem besten Wege war in ein dem heutigen Italiänisch sehr ähnliches Idiom überzugehen, so machte eben von diesen Gewohnheiten die Bühne mit Maass und in gewissen Abstufungen, weit ungenirter aber jene populäre Orakelgöttin Gebrauch. Dadurch sind eine Menge sogen. Positionsverletzungen im dramatischen Vers, welche die Prolegomena zum Trinummus durch Annahme einer Vocalausstossung zwischen Consonanten zu erklären suchten, erst sprachhistorisch verständlich gemacht: der weitaus bedeutendste Fortschritt, welchen die altlateinische Prosodie seit den Prolegomena gemacht hat. So erkannte man, dass nicht die subjective Willkür des Individuums jene scheinbar regellosen Messungen zuliess, sondern „die objective Gestalt der sich frei bildenden Sprache selbst es war, welche der Dichter einfach als den im wirklichen Leben des Volkes vorgefundenen Stoff aufnahm und für seine Verskunst zur Verwendung brachte.“[1]) Im schärfsten und bewusstesten Gegensatze dazu stand die Reform des Ennius, deren innerstes

1) Opusc. II p. X.

Wesen es ist, aller Unbestimmtheit durch die beiden grossen Kategorien, lang oder kurz, ein Ende zu machen.[1])

Leider bricht die Reihe dieser „offenen Sendschreiben" hiermit ab: wenn Musse und Lust zur Fortsetzung lange genug vorhielten, wollte der Verf. noch über manche andere Materie in dieser Weise mit dem epigraphischen Genossen verhandeln, auch über seine Theorie des Saturnischen Verses, von deren Richtigkeit er fest überzeugt war, und die er gegen nichtige Einwendungen zu vertheidigen dachte.[2]) „Aber es ist liegen blieben."

Dagegen hat er auch nach Vollendung des grossen Werkes nicht aufgehört, neu gefundenes Material, welches seine römischen und andre Freunde zu seiner Kenntniss brachten, in gleicher Weise wie das frühere zu verarbeiten, um Interesse und Verständniss für die Pflege lateinischer Epigraphik nach seinem Sinne mehr in Aufnahme zu bringen. So hat er bis zu seinem Abgang von Bonn in den Jahren 1862 bis 1864 noch fünf Supplementa mit beigefügten Facsimiles in Programmen geliefert, welche zum Theil auch Nachträge zu den früheren Publicationen und Erwiderungen auf polemische Einwände Mommsens enthalten.[3])

Das letzte derselben[4]) (vom Winter 1864/5) zeigt, wie auch Probleme der Kunstgeschichte durch die Evidenz grammatischer und paläographischer Kriterien endgültig gelöst werden können. Fast einstimmig waren Archäologen und Dilettanten der Meinung, das Mausoleum der Julier bei St. Remy, Architectur wie Reliefschmuck, gehöre der späteren Kaiserzeit, etwa des Commodus oder Septimius Severus an.[5]) Niemand hatte daran gedacht, die Inschrift, welche mitten auf dem Fries in colossalen Buchstaben eingehauen ist, auf ihr Alter zu prüfen; der Text selbst stand so wenig fest, dass es nicht weniger als 12 verschiedene Lesarten

1) Vgl. opusc. IV 401. 2) Opusc. IV 426. An Fleckeisen April 1859 (?): „Uebrigens dass ich nicht *tenax meorum* bin, kann jeder wissen; aber die Theorie der Saturnier ist so sicher wie 2 × 2 = 4 ist. Wie lange habe ich schon vor, mich darüber publice auszulassen; aber wann — *si modo* — werde ich dazu kommen?" 3) Opusc. IV 494 ff. 4) Opusc. IV 557 ff. 5) Im Schreiben der Pariser Akademie an R. vom 23. August 1864 wird hervorgehoben, dass Renier und Egger die Inschrift stets für weit älter gehalten haben.

davon gab, zum Theil abenteuerlichster Art. Nach R.s exacten Ermittelungen bewies schon der Gebrauch des Diphthongs EI in dem Dativ SVEIS und dem Nominativ IULIEI, dass sie eher vor als nach der Augusteischen Zeit verfasst sein müsse. Sobald aber die Buchstabenformen in getreuer Nachbildung vorlagen, ergab sich mit zweifelloser Gewissheit, dass nur an die letzte Zeit der Republik oder höchstens die ersten Jahre der Kaiserherrschaft zu denken sei[1]); und dasselbe Votum gaben ohne Verzug auch Henzen und de Rossi ab. Brunn aber, der damals grade in Paris war und auf R.s Wunsch einen Abstecher nach St. Remy machte, bestätigte, dass der unbestimmte Charakter der Architectur gegen das entscheidende Gewicht so positiver Indicien jedenfalls keinen Einspruch erhebe.[2])

Den Orientalisten zeigte den richtigen Weg der Inschriftenerklärung das Beispiel einer dreisprachigen Inschrift Sardinischer Salinenpächter, zu deren Behandlung sich R. mit seinem Bonner Collegen Gildemeister verbündete.[3]) Während die Orientalisten den punischen Text zu Grunde gelegt und nicht weniger als fünf verschiedene Uebersetzungen davon geliefert hatten, von denen nun wieder jede für die Auffassung des Lateinisch-Griechischen massgebend sein sollte, nahm R., wie sich eigentlich von selbst verstand, die festen epigraphischen Normen der lateinisch-griechischen Fassung als alleinigen Ausgangspunkt auch für die Deutung und Zeitbestimmung des punischen Textes.

Lange vorbereitet und mit besonderer Liebe gepflegt war die Abhandlung über die römischen Gladiatorenmarken, welche die Denkschriften der Münchener Akademie schmückt.[4]) Aus dem römischen Alterthum ist eine grössere Anzahl vierseitiger, oblonger Stäbchen von Knochen oder Elfenbein auf uns gekommen, welche auf jeder Langseite eine Schriftzeile

---

1) R. an Brunn 11. Dec. 1863: „Ich habe Photographie und Facsimiles des ganzen Monumentes und der Inschrift. Letztere ist unwidersprechlich aus dem 7. Jahrh. d. St., also Millins Zeitbestimmung nothwendig falsch. Wie wird man aber mit seinen technischen Bedenken fertig?" 2) Brunn an R. 23. Febr. 1864. Vgl. opusc. IV 562. 3) Rhein. Mus. XX (1865) S. 1 ff. = opusc. IV 657 ff. 4) Die Tesserae gladiatoriae der Römer. 1864.

in gleichmässiger Fassung führen und sich von der Sullanischen Periode an über einen mehr als anderthalbhundertjährigen Zeitraum bis in die Zeit des Vespasian hinein erstrecken.[1]) Das chronologische Interesse, welches sie bieten, sowie die Frage nach ihrer eigentlichen Bestimmung hatte Gelehrte und Dilettanten längst vielfach beschäftigt, und Fälscher hatten zur Mehrung des interessanten Stoffes eifrig beigetragen. Schon im August 1852 hatte R. eine demnächstige Publication sowohl der sortes als der tesserae beabsichtigt, aber damals von beiden Gattungen erst eine kleine Anzahl aufgetrieben. Die erforderlichen Abdrücke und Zeichnungen mussten durch weitläufige Correspondenz aus verschiedenen Städten Italiens, aus Paris London Leyden verschrieben werden: das damals gesammelte Material wurde dann in den Thesaurus aufgenommen. Auch Mommsen hatte dasselbe im ersten Bande des akademischen Inschriftenwerkes zusammengestellt und „durch die wohlthätige Schärfe seiner negativen Kritik“ zum Theil nach Borghesi's Vorgang die kleinere Hälfte (etwa 30) als unecht oder verdächtig ausgeschieden. Wenn man aber bisher seit geraumer Zeit darin übereingekommen war, jene tesserae auf das öffentliche Auftreten des genannten Individuums in bestimmten Gladiatorenspielen zu beziehen, so hatte Mommsen gegen diese Auffassung als eine unerwiesene, ja sogar erheblichen Bedenken unterliegende sich dermassen skeptisch verhalten, dass er selbst den üblichen Namen 'tesserae gladiatoriae' mit dem farbloseren 't. consulares' vertauschte. Die Absicht der Abhandlung, welche R. im Sommer und Herbst 1863 ganz in Anspruch nahm[2]), geht dahin, Mommsens Zweifel zu heben

1) Opusc. IV 572 f. 2) Von Brunn erwartet er die römischen tesserae: 29. Juni 1863; Ende September (23.) steckt er tief in der Untersuchung, die Knopffrage beschäftigt ihn sehr (vgl. an Bernays 6. Oct.). Am letzten December schickt er das letzte Manuscript ab: an Bernays 1. Jan. 1864: „Gestern endlich habe ich das letzte Manuscript einer verteufelten Arbeit abgeschickt, der kein Mensch ansehen wird, was drin stickt. Es war vielleicht nicht so vieler Mühe werth; aber einige Leute, wie z. B. Sie und ich, können ja nun einmal nicht mit dem Farbenpinsel wirthschaften ohne 1) gründliche

und die herkömmliche Vorstellung mit neuen Beweismitteln in ihr Recht wieder einzusetzen.

Zu diesem Ende gab er auf drei Tafeln eine, so weit es irgend erreichbar gewesen war, fast vollständige Sammlung sorgfältig revidirter Facsimiles nach den Originalzeichnungen und Abdrücken, wodurch vielfache Berichtigungen der Texte gewonnen wurden. Ein ganz neues Kriterium der Echtheit glaubte er in der Art zu erkennen, wie die Durchbohrung des am Vorderrande der Stäbchen befindlichen Knopfes vorgenommen ist. Er fand, dass dieselbe auf den allermeisten Stücken von der zweiten nach der vierten Seite geht, ganz entsprechend, wenn als Zweck angenommen werden dürfte, die tessera als Decoration an einer Schnur um den Hals zu tragen, so dass die Hauptseite mit dem Namen des Decorirten nach vorn gewendet war. Hiernach stellten sich ihm auf einen Blick mehrere Exemplare als gefälscht heraus und erhielten die übrigen Verdachtsgründe eine durchschlagende Bestätigung. Uebrigens ist es unmöglich, die Fülle neuer Belehrung, welche aus der scharfen, überaus umsichtigen Musterung des ganzen Vorrathes sich ergiebt, hier auch nur anzudeuten: keine Seite der epigraphischen Studien geht leer aus. Von allgemeinerem Interesse sind dann die gegen Mommsen gerichteten Bemerkungen des letzten Abschnittes über die Bestimmung der tesserae. Nach glücklicher Widerlegung untergeordneter Bedenken fand der Verf. den entscheidenden Beweis für die Wahrheit der älteren Ansicht in der relativ vollständigsten Aufschrift eines jüngst aufgefundenen Exemplares aus Arles SPECTAT/\/\/\/\ und deren von ihm vorgeschlagener Deutung: *spectatus munere*. Hierauf gründete er, freilich mit Vorbehalt, die geistreiche Hypothese, dass jene „Tapferkeitsmedaillen“ mit so genauer Angabe von Jahr und Tag des Kampfes nicht blosse Ehrenauszeichnungen waren, sondern als urkundliche Beweismittel dienten, indem die Erwerbung einer vorgeschriebenen Zahl solcher Marken dem 'satis spectatus' den Anspruch auf

---

Untermalung und 2) säuberliche Lasur. Viel Dank bei dem δῆμος hat man freilich nicht davon; item man weihet eben seine kleinen Sachen, nach grossem Muster, auch τῷ χρόνῳ.“

Pensionirung, d. h. Aufnahme in die Veteranenclasse sichern mochte. Und wenn es auffallend schien, dass es keine vorsullanischen Tesseren gebe, während sie doch dann auf einmal in so dichtgedrängter Folge auftreten, so führte dieser Umstand auf die Vermuthung, dass jene Einrichtung eines geordneten Pensionswesens eben in die Sullanische Periode falle, nachdem die Organisation ständiger Fechterbanden und ständiger Fechterspiele zu festem Abschluss gelangt war, — Alles in schönstem Einklang mit den allerdings spärlichen Nachrichten aus jener Zeit. Allgemein war man von der gewinnenden Darlegung überzeugt und sah die Frage als abgemacht an.[1]) Und doch ist das Hauptergebniss dieser so schön in sich zusammenhängenden Untersuchung hinfällig, wenn eine später, zuerst von Garrucci veröffentlichte Tessera[2]) vom Jahr 661 d. St., demnach die älteste von allen, wirklich echt ist, was nur durch Autopsie oder Facsimile entschieden werden kann. Das dort voll ausgeschriebene SPECTAVIT, im Einklang mit mehreren andren zum Theil von R. verdächtigten Exemplaren, würde die Erklärung der Abkürzungen durch *spectatus* und damit das entscheidendste Indicium für Fechterspiele entkräften, dafür aber ein neues Räthsel aufgeben, dessen endgültige Lösung nur ein glücklicher Fund bringen kann. Denn auch dieses Beispiel lehrt von Neuem, wie misslich es selbst für den grössten Scharfsinn ist, aus unvollständigen Prämissen die Wahrheit zu ermitteln.

Aus der Abhandlung über die Gladiatorentesseren wie aus früheren kleinen Publicationen geht hervor, dass R. wie früher für die Zeiten der Republik, so nun weiter auch für die Jahrhunderte der Kaiserzeit den leitenden Gedanken verfolgte, jede sprachliche Erscheinung in ihrer chronologisch-historischen Entwicklung klarzustellen. Zu diesem Zweck hatte er seit 12 Jahren allmälig eine sehr umfassende Sammlung aller datirten oder datirbaren Kaiserinschriften in

1) Bücheler an R. 24. Juni, E. Hübner 18 Mai, Stephani 15/27 Sept. 1864 u. s. w. 2) Vgl. Ephem. epigr. III 203.

chronologischer Folge angelegt; ja er dachte, wie wir gesehen haben (S. 210. 218), schon damals daran, auch diese in Facsimiles zu einem Thesaurus zu vereinigen. Henzen[1]) fand den Gedanken vortrefflich: er empfahl die Serie bis in die spätesten Zeiten hinabzuführen. R. wollte bei Kaisern von längerer Regierungszeit aus jedem Decennium je eine Inschrift auswählen, Henzen fügte hinzu: wo möglich eine von jeder Monumentengattung, wenn auch, um das Werk nicht ins Ungeheure auszudehnen, nur ein Bruchstück. Ohnehin berechnete er es auf 200 und mehr Nummern. Im März 1853 war die Arbeit des Aufsuchens in vollem Gange, am 4. Juni waren bereits 190 Stück beisammen; und in der Vorrede zu seinen 'Priscae latinitatis monumenta epigraphica' unterliess er nicht zu bemerken, dass ihm für einen zweiten Band, der von Augustus bis Justinian herabreichen würde, das Material zu Gebote stehe.[2]) Die Sammlung immer vollständiger zu machen war das unausgesetzte Bestreben des Unermüdlichen.[3]) Zwar nachdem er den „schweren Mühlstein“ seines republicanischen Thesaurus cum pulvisculo, im wörtlichen Sinne, endlich abgewälzt hatte, erklärte er in vorübergehender Misstimmung: „Zum zweitenmal mache ich so was auch nicht wieder; Aerger und Verdruss, Noth und Kummer aller Art verhalten sich zu der etwaigen Befriedigung oder relativen Genugthuung wie $^3/_4$ zu $^1/_4$.“[4]) Das hinderte ihn aber nicht, schon im nächsten Sommer die ernsthaftesten Schritte zur Verwirklichung jenes alten grossen Planes zu thun.

Es war am 1. Juni 1863, dass Giesebrecht als Mitglied der Münchner wissenschaftlichen Commission Halm mittheilte, der Zeitpunkt scheine ihm günstig, um die schon früher ver-

1) An R. 6. December 1852. 2) Praef. p. IV: *Nam etsi huius quoque (imperii) sat larga materia in promptu est tamque lecta mihi ectyporum chartis expressorum supellex suppetit per Caesarum a divo Augusto ad Iustinianum tempora pertinens, ea ut facile alteri volumini sufficiat non minus amplo vel etiam ampliori, tamen vela esse contrahenda ratus nunc quidem in ea parte substiti, quam apparet suapte natura gravissimam esse.* 3) An Brunn 2. Juni 1864. 4) An Keil 5. November 1862.

traulich besprochene Unternehmung in die Hand zu nehmen. Auf den Wunsch des Ministers sandte R. einen Entwurf (vom 11. Juni) ein, und auf Giesebrechts Antrag beschloss die Commission, dem König Max I. die Bewilligung einer Summe von 5000 fl. für die Herausgabe eines Bandes facsimilirter Kaiserinschriften von Augustus bis Justinian oder wenigstens Diocletian zu empfehlen. Er sollte unter dem Titel 'Imperii Romani monumenta epigraphica selecta' in dem Format des Thesaurus etwa 50 Tafeln mit ähnlich kurzem, wenn auch etwas selbständigerem Text umfassen. Leider lehnte der König den Vorschlag ab[1]), und R. hatte nun im Interesse der Wissenschaft zu beklagen, dass er aus patriotischen Gründen eine früher gebotene, sichere Gelegenheit von der Hand gewiesen hatte.

Der Sommer 1853 nämlich brachte dem Ritschlschen Hause die Bekanntschaft einer ausgezeichneten Französin, welche auch für die wissenschaftlichen Bestrebungen unsres Freundes nicht ohne Bedeutung bleiben sollte. Madame Hortense Cornu[2]), Gattin eines Malers, Tochter einer Kammerfrau der Königin Hortense, war die Milchschwester Louis Napoléons und mit diesem zusammen in Deutschland erzogen. Aus der kindlichen Kameradschaft entwickelte sich in Italien eine innige Freundschaft. Dem Gefangenen in Ham hat sie mit mannigfachen Opfern und Gefahren nach allen Seiten ihren Beistand geliehen, ihn mit Büchern für seine kriegswissenschaftlichen Studien unterstützt, mit ihm gearbeitet. Seine Wahl zum Präsidenten begrüsste sie als die Verwirklichung gemeinsamer republicanischer Jugendideale und liess sich auch durch die französische Occupation Roms in dem Glauben an die gleiche Gesinnung des Jugendgespielen nicht irre machen. Erst der 2. December brachte ihr Klarheit und bewog sie das langjährige Band zu lösen. Sechs Jahre später hat sie die Frau Orsini's unter ihren Schutz genommen, als dieselbe nach Paris kam, um die Begnadigung ihres Mannes zu erbitten. Wäh-

1) R. an Brunn 7. August, 20. October 1863. Correspondenz von Halm an R. vom 1. Juni bis 14. October 1863. 2) Das Folgende aus einem Brief R.s an Pernice vom 13. Januar 1861 und nach mündlichen Mittheilungen.

rend langer Tage martervollen Harrens hat sie der Unglücklichen im Hôtel Louvre unter den spionirenden Augen der dort einquartirten Polizei zur Seite gestanden. Sie war es, welche dann der Wittwe die Ablehnung des kaiserlichen Gnadengeschenkes in die Feder dictirte. Wohl erkannte Napoléon die grossartige Spur seiner Gegnerin, die er zugleich liebte und in ihrem Stolz ehrte und fürchtete. Immer wieder liess er sie bestürmen sich mit ihm zu versöhnen; aber erst nach Jahren, als sein Sohn heranwuchs, als der Kaiser ihr wieder sagen liess, der Vater sehne sich, ihr „sein Kind, sein Alles“ zu zeigen, gab sie dem Drang ihres Herzens, welches schmerzlich unter der Trennung gelitten hatte, nach. Zudem verfolgte sie hohe Ziele der Humanität und der Wissenschaft, vor Allem die Einführung des Laienunterrichtes in der Volksschule, Ziele, deren Erreichung einzig in des Kaisers Hand lag, wodurch sie seine Gewaltthat in Segen zu verwandeln hoffte. So ist nach ihrem Rath für den Prinzen der Erzieher gewählt worden. Aber trotz der Erneuerung des alten vertrauten Jugendverkehrs brachte die Republicanerin ihren politischen Ueberzeugungen nicht das Opfer, sich dem Hof anzuschliessen oder für sich etwas anzunehmen: sie fuhr fort bescheiden zu leben und ist arm gestorben, von Tausenden beklagt, die sie gefördert hat.

Sehr klug und unterrichtet, daher ausserordentlicher Weise zum beisitzenden Mitglied der Akademie gewählt, sah sie die bedeutendsten Männer von Paris in ihrem Salon und unterhielt auch mit auswärtigen Gelehrten einen regen Verkehr. Zuerst im Sommer 1853 also trat sie mit Empfehlungen von Hase und Dübner versehen in das Ritschlsche Haus. Bald entwickelte sich eine innige Freundschaft zwischen den Frauen, und der warmherzige, gemüthvolle Gast, welcher der deutschen Sprache vollkommen mächtig war und deutsches Wesen verstand, gewann eine zärtliche Anhänglichkeit an die ganze Familie. Fast jeden Sommer führten sie seitdem ihre Badereisen zu den Freunden nach Bonn, wo sie stets mit Jubel aufgenommen auch den von ihr hochverehrten Welcker traf. Und wenn Ritschl ihre Bekanntschaft mit manchem deutschen Gelehrten (z. B. mit Sybel und Mommsen) vermittelte, die

sie später in Paris aufsuchten, so brachte wiederum mancher interessante Franzose oder Italiäner Grüsse von der treuen Freundin. Dieses innige Verhältniss hat selbst den Krieg überdauert: mitten in der Belagerung hat sie die immer lebhaft geführte Correspondenz fortzusetzen versucht, und eine nach dem Frieden von ihr gewünschte Begegnung, welche die schriftlich mit liebevoller Zartheit angedeutete Differenz zwischen deutschem und französischem Patriotismus durch persönliche Aussprache ausgeglichen hätte, hat nur ihr Tod vereitelt.

Durch diese seltene, ideal gesinnte Frau also wurde nach langen Jahren der Freundschaft das Verhältniss R.s zum Kaiser der Franzosen eingeleitet. Es war die Zeit, als Napoléon sich mit grossem Eifer auf historisch-antiquarische Forschungen warf, welche das „Leben Cäsars" vorbereiten sollten. Er betrieb dieselben, vielleicht mit etwas Ostentation, um grossen Vorbildern hierin nachzukommen, in dem Grade, dass er, wenn vertieft in seine Quellenstudien oder in eine Conferenz mit einem seiner gelehrten Amanuensen, auswärtige Gesandte stundenlang auf eine Audienz warten liess, bisweilen auch plötzlich eine Conseilsitzung unterbrach und sich in sein Arbeitszimmer zurückzog, um eine Classikerstelle, die ihm durch den Kopf ging, nachzuschlagen. Nun wusste er sich in manchen antiquarischen Problemen, die ihm aufstiessen, nicht zu helfen; die Auskünfte seiner Akademiker befriedigten ihn nicht immer. Unter Andrem kam er nicht darüber hinweg, wie eine Bevölkerung von einer Million oder mehr es möglich gemacht habe, gleichzeitig auf einem so engen Raume, wie das Forum war, abzustimmen. Hierüber wünschte er Auskunft von dem berühmten Bonner Philologen, und Mad. Cornu übernahm es, demselben den Wunsch ihres Jugendfreundes zu übermitteln, wie auch das erbetene Exposé ohne Begleitschreiben durch ihre Hände befördert wurde.

So hat also nicht Ritschl Napoléon gesucht, sondern umgekehrt. Andere litterarische Aufzeichnungen von R.s Hand kamen dem Kaiser auf demselben Wege zu, lediglich durch Anregung von Seiten der gemeinsamen Freundin, welche um die Erlaubniss bat, auf römisches Alterthum bezügliche Arbeiten des grossen Gelehrten jenem, dessen reges Interesse

für diese Studien sie kannte, mittheilen zu dürfen. Hierauf war es Napoléon, der zuerst mit dem Verfasser jener Aufsätze eine Correspondenz eröffnete, indem er ihm brieflich seinen Dank für die empfangene wissenschaftliche Belehrung und Anregung aussprach.[1]) Mag sein, dass mancher deutsche Rigorist von härterem oder gröberem Stoff dem verdächtigen Erbfeind die discret erbetene litterarische Hülfe stramm verweigert und in seine akademische Toga gehüllt dem Dilettanten stolz den Rücken gekehrt haben würde. R. empfand unbefangen und menschlich genug, um in gleichsam collegialischer Hülfe kein Arges zu finden. Er dachte wohl wie der biedere Ennius:

homo qui erranti comiter monstrat viam,
quasi lumen de suo lumine accendat, facit:
nihilo minus ipsi lucet, cum illi accenderit.

Ja es braucht nicht geleugnet zu werden, dass der Philolog an dem Studieneifer des Imperators seine Freude hatte, sich manche, wenn nicht directe, doch indirecte Förderung seiner Wissenschaft davon versprach und in deren Dienst es für seine Pflicht hielt, die gebotene Hand, welche ihm für grosse Unternehmungen, wie er sie im Kopfe trug, höchst nützlich werden konnte, zu ergreifen.

Ganz in diesem Sinne war er auch, im Gegensatz gegen bedenklichere Collegen, welche sich später doch zu seinen Anschauungen bekehrt haben, gern bereit seine Hülfe für die Herausgabe der hinterlassenen Werke des grossen Epigraphikers Borghesi zu gewähren und der Einladung zum Eintritt in die von der französischen Regierung zu diesem Zweck gebildete Commission[2]) Folge zu leisten. Er begrüsste den Plan als ein „glorioses Unternehmen" und fand es „brav" von dem Kaiser, dass er die Anregung dazu gegeben und die Ausführung in die Hand genommen habe. Hatte er doch selbst vor 6—8 Jahren daran gedacht[3]), im Bunde mit Mommsen

1) Napoléon an R. 27. Nov. 1860. 2) Die kais. Commission, bestehend aus den Mitgliedern Renier, de Rossi, Noël des Vergers, Desjardins, hatte die Befugniss sich durch Wahl auswärtiger Gelehrten zu ergänzen: sie zog hinzu Cavedoni Henzen Minervini Mommsen Ritschl und Rocchi. 3) An Brunn 16. Juni 1860.

eine solche Ausgabe zu bewerkstelligen. Da nun die Kosten von der französischen Staatscasse bestritten wurden, das Pariser Institut die Ausführung leitete, so sah er die Aufgabe mit Recht als eine objectiv wissenschaftliche an, deren würdige Lösung eine Ehrensache aller betheiligten Gelehrten sei.[1])

Für die Darstellung der Feldzüge Cäsars am Rhein bedurfte der Kaiser umfassender topographischer Untersuchungen; besonders kam es ihm auf Ermittelung der Lage des alten Aduatuca an. Er bat den preussischen Geschäftsträger, Prinzen v. Reuss, ihm zu diesem Zweck einen deutschen Alterthumsforscher zu empfehlen. Von ihm wurde R. ersucht Vorschläge zu machen.[2]) Derselbe nannte einen Militär und einen Philologen, Urlichs, und den durch kriegswissenschaftliche Arbeiten grade auf diesem Gebiete schon bewährten Obrist v. Cohausen: beide sollten nach seiner Meinung gemeinschaftlich das Kriegstheater bereisen, aufnehmen, untersuchen. Napoléon beschloss indessen sich mit einem zu begnügen und wählte, da die Philologen den Cäsar nun schon seit Jahrhunderten ausgelegt hätten, den Offizier.[3]) R. selbst lehnte die dringende und wiederholte Einladung, zum Zweck „Cäsarischer Besprechungen“ für einige Zeit als Gast des Kaisers nach Paris zu kommen, natürlich ab.

Der Wunsch des letzteren, die deutsche Uebersetzung seines Werkes unter den Augen seines berühmten Rathgebers entstehen zu lassen, war hiernach ein naheliegender, und eben so begreiflich, dass, ehe noch die ersten Bogen in Wien unter der Presse waren, das Zeitungsgeklätsch sich der pikanten Neuigkeit bemächtigte. Eine Erklärung R.s in den Fachjournalen belehrte das wissbegierige Publicum über seinen Antheil.[4])

Es mag wohl an fertigen Zungen nicht gefehlt haben, welche aus bester Quelle von Paris her über die Beziehungen des Kaisers zu dem 'célèbre philologue de Bonn' nach Deutschland berichteten. Und doch hatte derselbe, um das Nationalgefühl

1) An Brunn 22. Juli 1860. 2) Prinz v. Reuss an R. 18. März 1862. 3) Prinz v. Reuss an R. 1. April, 15. April 1862. Cohausen an R. 11. Mai, 16. Dec. 1862. 4) R. an Halm 18. Januar 1865.

nicht zu verletzen, auf den lockenden Vorschlag verzichtet, seine beabsichtigte Sammlung von Kaiserinschriften unter den Auspicien der Pariser Akademie auszuführen und sich zu dem Ende mit Renier zu verbünden. Erst nachdem die Hoffnung auf München gescheitert war und man anfing Napoléon bessere politische Gesinnungen gegen Deutschland zuzutrauen, kam er auf den von Mad. Cornu angeregten Gedanken zurück.[1]) Ein Vertragsentwurf von seiner Hand über den Verlag des Werkes liegt vor: die Ausführung wird durch die politischen Verwickelungen der nächstfolgenden Jahre vereitelt sein.

4. Bibliothek.

Neben diesen epochemachenden Arbeiten, welche die Kraft des Meisters während eines Zeitraums von anderthalb Decennien in Anspruch nahmen, lief die ausserordentliche Mühwaltung eines neu übernommenen Amtes, welche das Organisationstalent desselben zu schönster Entfaltung bringen sollte.

Die Anfänge der Bonner Universitätsbibliothek fallen mit der Gründung der Hochschule zusammen. Aus der Vereinigung dreier ansehnlicher Büchersammlungen war gleich von vornherein ein tüchtiger Stock von 30,000 Bänden geschaffen worden. Um die weitere Ausbildung des wichtigen Instituts, Vermehrung und Nutzbarmachung des Bücherschatzes hat sich nach allen Seiten des weitverzweigten Geschäftes hin Welcker als der erste Oberbibliothekar während einer 35-jährigen Verwaltung (1819—1854) nicht zu unterschätzende Verdienste erworben.[2]) Als R. nach Bonn kam (1839), fand er die Bibliothek weniger reichhaltig als die Hallenser und vollends die Breslauer mit ihren alten Schätzen. Kataloge fehlten noch fast ganz, ein philologischer Realkatalog diente zum ausschliesslichen Gebrauch der Bibliothekare; übrigens wurde seit undenklicher Zeit höchst behaglich auf das Ziel der Katalogisirung „ganz aus der Ferne zugewandelt". Das dürftige Personal, aus zwei Beamten, einem Hülfsarbeiter und einem Diener bestehend, reichte nur grade für den laufenden Geschäftsbetrieb aus, von dem es ganz absorbirt wurde. Das

1) An Brunn 2. Juni 1864. 2) Vgl. Kekulé, Leben Welckers S. 171.

Factotum war der letzterwähnte Diener, der die unverstandenen Büchertitel im Kopf und mit seinem fabelhaften Localgedächtniss jedes Buch auf einen Griff zur Hand hatte. Ohne ihn hätte man kein Buch finden können, weil keins numerirt war.[1]) Der Oberbibliothekar sorgte zwar für die idealen Interessen des Instituts durch einsichtige Anschaffungen sehr gut, aber die eigentliche Geschäftsführung sagte seiner Natur niemals sehr zu.[2]) Wenn der Treffliche nach dem Mittagstisch im Stern unter seinen Untergebenen erschien, so fuhr zwar nicht selten ein Ungewitter mit Donner und Blitz unter das erschrockene Häuflein, hinterliess aber nicht immer einen reinigenden und befruchtenden Segen. War er vollends verreist, so stand Alles still. Dem in Rom von den Herrlichkeiten Griechenlands noch ausruhenden Collegen sandte R. (18. Dec. 1842) einen zarten Seufzer: „Ein Institut, für welches Ihre Rückkehr auch ein rechter Segen sein wird, ist die Bibliothek. Die beiden alten Herren sind wirklich gar zu klapprig, peinlich und illiberal. Sie werden im Fache der Philologie Mancherlei nachzuschaffen finden, wonach jetzt oft schmerzliche Sehnsucht ist. Wenn aber philologische Novitäten der Bibliothek zugeschickt werden, so pflegt der sonst gutmüthige, aber Kantianisch verstockte Schramm zu sagen: 'Philologie? *Quantum est in rebus inane!*' (ipsissima verba) und schiebt alles bei Seite.“ Tröstend erwiderte Welcker (6. Januar 1843): „Also der gute Schramm ist ritirello was die philologischen Bücher betrifft. Er hat Recht: quantum est in rebus inane. Nur denke ich, so lange ich noch selbst von diesen irdischen Nichtigkeiten einen Theil ausmache, mich unter ihnen, so lang als es geht, zu regen. Was Sie nur wünschen, schaffe ich an, wenn ich komme.“

Der Anblick dieser stagnirenden Zustände weckte bald in R.s Seele seine alte Sehnsucht nach einer mässigen bibliothekarischen Thätigkeit, die er schon in Halle und Breslau geäussert hatte, wieder auf. Durch mehrfache Bewerbungen Auswärtiger um eine Anstellung an der Bonner Bibliothek sah er sich bereits im Mai 1841 veranlasst,

---

1) R. an Stenzler 18. Nov. 1839. 2) Kekulé a. a. O.

Welcker (als dessen grosse Reise nach Griechenland bevorstand) in einem vertraulichen Schreiben seinen Lieblingswunsch zu eröffnen; die Antwort lautete, dass derselbe „unter verschiedenen Bedingungen und Umständen“ nicht jetzt, aber künftig in Erfüllung gehen könne. Dass er den Gedanken fest hielt, verrathen die halb scherzenden Worte, die er in einem Ausbruch unwirscher Stimmung an Lehrs schrieb (21. Januar 1843): „Wenn Sie hören, dass man irgendwo einen Bibliothekar braucht, so empfehlen Sie mich; ich bin des troknen Tons nun satt, mag nicht länger — Professor sein. Werd's aber doch nolens volens bleiben müssen.“[1])

Einstweilen musste er sich mit der Pflege seiner schon recht ansehnlichen Privatbibliothek begnügen, die eine werthvolle Bereicherung erhielt an einem sehr bedeutenden philologischen Bücherschatz, namentlich schönen holländischen Ausgaben, aus dem Nachlass seines im Sommer 1850 verstorbenen Schwiegervaters, der nach guter alter Weise neben seiner ärztlichen Praxis das Studium der alten Classiker mit ausdauernder Liebe fortgesetzt hatte. Seitdem trieb er auch selbst etwas Luxus in diesem Fach, kaufte viel seltene alte Sachen aus England und Italien[2]), sorgte für schöne Einbände, wozu er sich sogar von andren Städten, z. B. Halle, Modelle kommen liess[3]); denn brochirte Bücher, die man nur halb benutzen kann, hasste er.

Erst das Jahr 1854 brachte mit dem Rücktritt Welckers die Erfüllung wiederholter Zusagen: ein Ministerialschreiben vom 18. März meldete die erfolgte Ernennung R.s zum Oberbibliothekar[4]), zugleich zum Director des akademischen Kunstmuseums und des Rheinischen Museums vaterländischer Alterthümer: beide seit Schlegels Tode unter einer Leitung zweckmässig vereinigte Anstalten hatte er schon einmal, während Welckers griechischer Reise (1841/2) verwaltet. Durch 15jährige Beobachtung war ihm die Nothwendigkeit einer gründlichen Bibliotheksreform nahe genug getreten, Welcker selbst hatte ihm die Uebelstände offen vorgewiesen und ihre Beseitigung

1) Vgl. R. an Pernice 10. Juni 1843: oben S. 13. 2) An Pernice 15. Oct. 1851. 3) An Pernice 27. April 1852. 4) Bestallung vom gleichen Datum.

ans Herz gelegt. Mehrwöchentliche eindringende Beschäftigung mit dem Detail, worauf er täglich 5—6 Stunden verwendete, reichte hin, um ihm volle Klarheit über das, was zunächst Noth that, zu schaffen. In einem ausführlichen Memorandum (9. April) an den zeitigen Rector (Sell), welches er durch denselben zur Kenntniss von Joh. Schulze bringen liess, begründete er seine Anträge. Vor Allem war eine namhafte Verstärkung der Arbeitskräfte erforderlich. Eine Bibliothek, welche nach der Zählung vom März des Jahres 1854 schon etwa 115,000 Bände enthielt[1]), von allen Bibliotheken der preussischen Monarchie nach der Berliner die am stärksten benutzte (etwa 12,000 Bücher wurden jährlich verliehen), musste sich noch immer, abgesehen vom Oberbibliothekar, mit zwei litterarisch gebildeten Beamten begnügen, von denen der eine ein schwerhöriger, gedächtnissschwacher, zitternder Greis von 80 Jahren war. Kein Wunder, dass die seit 36 Jahren begonnene Katalogisirung nur schneckenmässig vor sich ging und Monate lang ganz stockte. Ehe nur der Realkatalog fertig gestellt war, konnte, wenn es so fortging, leicht noch ein Jahrzehnt vergehen, da zu den 87 bisher zu Stande gekommenen Foliobänden noch etwa 30, die grössere Hälfte des geschichtlichen und gut zwei Drittel des juristischen Fachs fehlten, und dann erst konnte zum alphabetischen Katalog vorgeschritten werden. Um nur vorläufig einigermassen aufzuräumen, entband der neue Chef seine beiden einzigen Beamten wochenlang von allen laufenden Geschäften und erledigte sie selbst. Dadurch erwarb er die nöthige Erfahrung und den sichren Ueberblick, um den gesammten Dienst beurtheilen, anordnen, überwachen zu können. Ein zweiter schreiender Uebelstand war die Mangelhaftigkeit der für die eigentliche Geschäftsführung bestimmten Localitäten. Ausser den beiden schönen Büchersälen und einem mässig grossen Lesezimmer gab es nur noch einen einzigen zweifenstrigen Raum, in welchem die Registraturen, die Actenschränke, die Münzsammlung, die Kataloge und Hunderte von Kapseln, sämmt-

---

1) Ungerechnet die Handschriften, Programme und Dissertationen.

liche Arbeitspulte des gesammten Personals, alle noch einzutragenden Bücher, alle zur Kenntnissnahme der Docenten in Fächern ausgestellten Novitäten in harmonischem Durcheinander untergebracht waren. Hier versammelte sich tagtäglich in den öffentlichen Stunden das bücherbedürftige Publicum, einschliesslich der Studenten und Docenten, sammt den abholenden Bedienten, Stiefelwichsern und Mägden, die Laufburschen der Buchhändler und Buchbinder, Handwerker, durchreisende Fremde (namentlich Engländer), welche die Bibliothek sehen oder den Oberbibliothekar besuchen wollten, und Alle, die sonst ein Anliegen hatten. In diesem Gewimmel musste gearbeitet, mussten die nöthigen Besprechungen mit Ruhe geführt, die Anordnungen ertheilt werden. Jedes laute Wort, jede Ermahnung oder Rüge, die von Seiten des Vorgesetzten ertheilt wurde, gehörte ohne Weiteres der Oeffentlichkeit an und wurde Gegenstand des Stadtgesprächs.

Jene erste Vorstellung wurde von Joh. Schulze nicht eben sehr geneigt aufgenommen: er erklärte sie für verfrüht, und obwohl er die Schilderung der Uebelstände als klar und überzeugend anerkannte, hatte er doch an den gemachten Vorschlägen im Einzelnen allerhand auszusetzen.[1]) Aber eine weitere vertrauliche Darlegung (16. April), dann eine Reihe von Berichten und Eingaben den ganzen Sommer hindurch, endlich R.s zweimalige persönliche Anwesenheit in Berlin, vor und nach einer Karlsbader Cur im August und September, brach das Eis[2]), so dass am 28. September umfassende Bewilligungen erfolgten, welche geordnete Zustände herbeiführten.[3]) Durch den inzwischen (26. August) erfolgten Tod des alten Bernd wurde die Secretärstelle frei, welche

1) Sell an R. 13. April 1854. 2) R. an seine Frau, Berlin, Sonntag 27/8 (1854) früh 5½ Uhr: „Meine Affairen stehen sehr gut; ich suche vergeblich nach einem Bruchstückchen von meinen Wünschen, welches unerfüllt bleiben zu wollen schiene. Gestern früh war ich vor 9 bei J. S., Mittags hielt er dem Minister Vortrag, um 3 ass ich bei J. S., von 5—9 ging ich mit ihm (allein) nach Schönhausen zum bairischen Biere; der Minister hatte Alles genehmigt, es lag ihm bereits zur Unterzeichnung vor" u. s. w. 3) Die folgenden Schilderungen sind grossentheils wörtlich aus R.s Jahresberichten und den sie begleitenden Curatorialberichten von 1854—1864 entlehnt.

dem Privatdocenten der Philosophie, Karl Schaarschmidt übertragen wurde. Für die Besetzung der neu geschaffenen Custodenstelle traf es sich gut, dass Heinrich Brunn grade Rom verliess und sich in Bonn habilitirte: so traten neben dem erfahrenen Bibliothekar Pape zwei Gehülfen von erprobter Gesinnung, wenn auch im bibliothekarischen Dienst noch ungeübt, dem Reorganisator zur Seite. Zunächst galt es Ordnung und Platz zu schaffen. Monate lang hatten Schreiner, Schlosser, Handwerker aller Art damit zu thun. Von der anstossenden Curatorialwohnung, die zum Glück seit Jahren leer stand, wurde das nächste Zimmer zur Bibliothek geschlagen und dem Oberbibliothekar zugewiesen: ohnehin gehörte es zu der Partie, welche nach ursprünglicher zweckmässiger Absicht zur Amtswohnung für den Leiter des Instituts bestimmt gewesen und nur durch Welckers Verzicht dieser Bestimmung entfremdet worden war. Das Ausleihegeschäft wurde in das Lesezimmer verlegt und dort durch angemessene Schranken eine Räumlichkeit hergestellt, welche der Studentenwitz mit dem Namen der „Conditorei" auszuzeichnen pflegte. So wurde das mittlere Zimmer entlastet und für stille Arbeit des Beamtenpersonals zugerichtet. „Hauptsächlich aber galt es, für jede von den 100 kleinen Verrichtungen, aus deren streng in einander greifender regelmässiger Folge sich die grosse Mechanik einer vielgegliederten Verwaltung zusammensetzt, eine gesonderte und unveränderliche Räumlichkeit mit zweckdienlicher Vorrichtung herzustellen, so dass jede gegenseitige Störung, jede Vermengung und Verwirrung des Verschiedenartigen abgeschlossen und Alles ohne Ausnahme unter seiner bestimmten Rubrik auf den ersten Blick und Griff mit nie fehlender Sicherheit gefunden würde. Zu diesem Ende wurden weitbauchige Schränke, in welchen der selige Prof. Bernd seit unvordenklichen Zeiten ganze Ladungen von beschriebenen und bedruckten Papieren, Büchern, Journalen, Brochuren, Dissertationen, Karten, Kupferstichen, heft- und lieferungsweise in wahrhaft kaleidoskopischer Mannigfaltigkeit aufgespeichert, über- und durcheinander gepackt und für Jedermann eifersüchtig verschlossen gehalten hatte, aufgebrochen, ihres

bunten Inhaltes, der vielfältig zu so interessanten und werthvollen wie überraschenden Entdeckungen Anlass gab, entledigt und zu offenen Fachwerken umgestaltet. Aus Repositorien mussten Schränke, aus Schränken Repositorien werden, jede Kategorie von Gegenständen erhielt, mit den gehörigen alphabetischen oder numerischen Etiketten und Signaturen versehen, ihre besonderen Fächer und Kasten, so dass nun streng auseinander gehalten waren Bücher, Kupferwerke, Journale, Programme und Dissertationen, Titelzettel, Acten, gebundene und ungebundene Bücher, eingetragne und einzutragende, bindefertige und auf Fortsetzung wartende, eingeordnete oder noch ungeordnete Zettel, und wie die durch einen so complicirten Geschäftsbetrieb und dessen stätige Ordnung und pünktliche Vollziehung bedingten Rubriken weiter heissen."[1])

Durch Anschaffung zweckmässig angelegter Manualbücher, wie eines Accessions-, eines Bestell-, eines Briefjournals, Listen für Fortsetzungen, für Defecte, Controlbücher über Einlieferung der Pflichtexemplare, Buchbinderbücher u. s. w., gedruckter Formulare, welche für alle Zweige der Verwaltung, besonders das Ausleihegeschäft, zeitraubende Schreibereien ersparten, wurden die laufenden Geschäfte in bequemeren und gesicherteren Gang gebracht. Um die Bibliothek selbst nutzbarer zu machen wurde eine Generalumstellung der Bücher durch genaue Messungen und Proportionsberechnungen aller einzelnen Fächer vorbereitet, ein durchgreifender Fachschematismus für die gesammten Bücherschätze entworfen. Viele Wochen lang hatten fast sämmtliche Beamte nur damit zu thun, gebundene Bücher aller Fächer (mehr als 2000), die an den verschiedensten Stellen ohne jede Ordnung umherstanden, nie in den Realkatalog eingetragen und daher jedem Gebrauch entzogen gewesen waren, einzuordnen und zu katalogisiren; die wilden Massen der Berndschen Schränke, gegen 1000 Werke, namentlich ausländische Kupfer- und Prachtwerke, zu sichten, ihre Vollständigkeit oder Unvollständigkeit zu ermitteln; mindestens 10 000 verstreute Titelzettel zu registriren, aus den ungeordneten Acten einer

1) Jahresbericht vom 20. Januar 1855.

36jährigen Verwaltung eine regelrechte Registratur herzustellen, die zur Erhaltung der Ordnung nöthigen Journale und Listen anzulegen.

Jetzt erst, nachdem in dem „Augiasstall"[1]) gründlich aufgeräumt war, konnte eine zweckmässige Organisation der Arbeit durch Vertheilung der Geschäfte unter die Beamten eingeleitet werden. Um aber die Vollendung des Realkatalogs zu beschleunigen, wurde aus der Zahl der jungen Doctoren, Docenten und Gymnasiallehrer Bonns eine auserlesene Truppe intelligenter Hülfsarbeiter ausgehoben (darunter die Namen Nasse Ueberweg Vahlen Brandis). Ihnen reihte sich eine Schaar Freiwilliger an, sämmtliche ordentliche Mitglieder des philologischen Seminars, an ihrer Spitze der Senior Anton Klette, der nach Brunns Fortgang (1856) in die Custodenstelle einrückte und bei entschiedener Begabung für das bibliothekarische Fach vortrefflich einschlug. Auf ihren besonders dringlichen Wunsch wurden auch einige der ausserordentlichen Mitglieder zugelassen. Diese widmeten unentgeltlich als Amanuensen täglich eine Stunde der Bibliothek ihre Dienste, wofür ihnen das Betreten der sonst nur den Docenten zugänglichen Büchersäle behufs ihrer besondren Studien und eine sechs- statt vierwöchentliche Frist für die Zurücklieferung der entliehenen Bücher verstattet wurde. Ihre einheitliche Aufgabe war die Herstellung eines alphabetischen Nominalkataloges. Zunächst wurden mindestens 200,000 Titelzettel, die ohne weiteren Vermerk in Kapseln aufgehäuft waren, von 10—12 dieser modernen Heinzelmännchen mit wahrem Ameisenfleiss in alphabetische Ordnung gebracht, eine Arbeit, die 6 volle Monate erforderte. Denn „in Kisten und Kasten, Fächern und Pulten, Ecken und Winkeln aller Art, zu ebener Erde und auf Schränken unter der Decke fanden sich Packete von Titelzetteln, eingewickelt oder lose, mit oder ohne Aufschrift, aus ältester und

1) R. an Brunn 16. August 1854: „Welckern gehts gut; ich glaube mit darum, weil er sich nicht mehr soviel auf der Bibliothek ärgert. Ich habe aber dafür auf ihr diesen Sommer arbeiten müssen wie ein Pferd, meist 5—6 Stunden täglich. Der Augiasstall war fürchterlich. Sie werden manches aufgeräumt und angebahnt finden."

jüngerer Zeit, den verschiedensten Kategorien und Fächern angehörig, signirte und nicht signirte, ursprüngliche, nachgeschriebene oder bloss verweisende Zettel, die allesammt nur das Eine miteinander gemein hatten, dass sie der Vergessenheit verfallen waren."[1])

Energisch und umsichtig wurde auch die Benutzung der Bibliothek geregelt. Für den Anfang war ein Uebergewicht gesetzlicher Strenge über nachsichtige Milde unumgänglich, denn vor Allem kam es darauf an, die unerlässliche Ordnung und Controle herzustellen. Der Zutritt zu den Büchersälen, welcher bisher Jedermann gestattet gewesen war, wurde auf bestimmte Kategorien beschränkt. Die festgesetzten Fristen für Ablieferung der entliehenen Bücher wurden mit unnachsichtlicher Strenge beobachtet. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Eintreibung derselben von Auswärtigen. Aber auch die Docenten wurden angehalten, wenigstens am Ende des Semesters dieselben zurückzustellen, was freilich nicht ohne leidenschaftliche Reclamationen mancher Collegen abging, die sich darauf beriefen, dass sie bisher in zehn- bis zwanzigjährigem Besitz von Bibliotheksbüchern gewesen und stets ohne Mahnung darin belassen seien. Am meisten gefürchtet war die Höflichkeit, in welche der neue Tyrann seine dringendsten Mahnungen einzukleiden wusste. Am Schluss jedes Semesters pflegte er sich für eine halbe Stunde oder mehr an den Ausleihetisch neben den Assistenten zu setzen, um sich von der Genauigkeit der Geschäftsführung zu überzeugen. Er selbst begab sich jeder subjectiven Einwirkung.

Um dagegen jedes dringende Bedürfniss gleich befriedigen zu können, wurde ein Desiderienbuch zu freier Benutzung angeschafft. Allwöchentlich wurden während eines ganzen Morgens sämmtliche im Lauf der Woche eingegangenen Novitäten, auch alle Auctions- und Lagerkataloge zugleich mit den jüngsten Programmen und Dissertationen zur Ansicht im Lesezimmer aufgelegt, um jeden Docenten in den Stand zu setzen, das ihm wünschenswerth Erscheinende sogleich auf bereitliegenden Empfehlungszetteln zur Anschaffung vorzuschlagen. Von

1) Erster Jahresbericht 1855.

Ostern an wurden auch alle neu angeschafften Bücher, nachdem sie eingebunden von den Buchbindern abgeliefert und in den Realkatalog eingetragen waren, zur Kenntnissnahme der Universitätsmitglieder aufgestellt.

Für die Anschaffungen wurden leitende Grundsätze durchgeführt: 1) strenge Ausschliessung aller Brochüren und Flugschriften von nur ephemerem Anlass und vorübergehendem Interesse, sowie möglichste Beschränkung im Ankauf kleiner und untergeordneter Publicationen überhaupt, da sich diese im Einzelnen jeder Private leicht selbst anschafft, im Ganzen aber ihre Häufung den Fonds auch einer grösseren Anstalt in eben so beträchtlichem Grade zersplittert, wie consequente Entsagung darin ihn zur Erwerbung grosser und kostbarer Werke zusammenhält; 2) möglichste Berücksichtigung der von den Docenten geltend gemachten Desiderien; 3) allmälige Vervollständigung solcher Partien, die sich in einem fühlbaren Rückstande befanden; 4) im Lauf der Jahre möglichst gleiche Betheiligung aller Fächer an der Vermehrung. Auch das Bestreben aber hatte seine Berechtigung, einzelne vorgefundene Glanzpartien nach Möglichkeit und Gelegenheit zu weiterer Vollkommenheit auszubilden, z. B. die reiche Collection von Terenz-Ausgaben.[1])

Bernays in Breslau war einer der vertrauten „Geheimenräthe“[2]) für Anschaffungen, half Kataloge durchsehen (da er ja aus alter Zeit auswendig wusste, was die Bonner Bibliothek hatte und was nicht), und genoss dafür in Benutzung derselben die Privilegien eines Bonner Doctor legens.[3]) Der gewiegte Director der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, Halm, weihte den Freund in die Geheimnisse billiger Einkäufe ein[4]), und Brunn trieb, als er wieder auf dem Capitol hauste, buchhändlerische Raritäten mit gleichem Erfolge wie Inschriften auf. Wie stolz war dann der gelehrte Diener Karig, wenn die Bibliothek wieder einmal eine schöne „Acquisation“ gemacht hatte und noch dazu für ein „Minium“![5])

Wahrlich nicht ohne Genugthuung durfte der 98 Folio-

1) R. an Fleckeisen 29. Oct. 1857. 2) R. an Bernays 6. October 1863. 3) R. an Bernays 2. October 1854. 4) R. an Fleckeisen 15. November 1857. 5) R. an Bernays 22. Mai 1864.

seiten umfassende Bericht vom 20. Januar 1855 auf die Arbeiten und Reformen des ersten Jahres, wie sie in den Hauptsachen auf den vorhergehenden Blättern geschildert sind, hinweisen. Auch der Curatorialbericht (26. Februar) rühmte, dass der neue Oberbibliothekar „ein so reiches Mass von Einsicht, hingebendem Eifer und Thatkraft, verbunden mit ungemein glücklichem praktischen Tact“ entwickelt habe, dass die Universität diesem Gelehrten für das Verdienst, welches sich derselbe in einer neuen Richtung seiner Thätigkeit um eines der wichtigsten akademischen Institute erworben habe, zur grössten Dankbarkeit verpflichtet sei.

Im zweiten Jahr wurde die im vorigen angebahnte Umstellung und Neuordnung des gesammten Büchervorrathes während einer Frist von 9 Monaten durch den neu angestellten, sehr brauchbaren Diener (Karig) fertig gebracht. Ein System von Buchstabensignaturen neben fortlaufenden Nummern, welche als Etiketten in verschiedenen Farben den Rücken der Bücher aufgeklebt wurden, war berechnet zugleich auf die kürzeste Standortsbezeichnung in den Nominalkatalogen und Uebereinstimmung derselben mit der Foliirung des Realkatalogs. Entsprechende Fachetiketten und Nummern wurden an sämmtliche 296 Repositorienabtheilungen angeklebt. Dieses Geschäft des Numerirens und Aufklebens wurde während der 6 Sommermonate zum Theil durch Waisenknaben und Gymnasialschüler besorgt. Auch der Neuling sowie ein ganz unlitterarischer Subalternbeamter sollte künftig jedes verlangte Buch in wenigen Minuten sicher aufzufinden und zur Stelle zu schaffen, jedes gebrauchte eben so rasch wieder an seinen Ort zu bringen in den Stand gesetzt werden.

Diese Neuordnung führte zu zahlreichen Entdeckungen von Doubletten und verloren geglaubten Büchern, so dass die erste wirkliche Bibliotheksrevision, welche überhaupt seit Bestehen der Anstalt stattgefunden hat, im Herbst des Jahres 1855, über Erwarten günstig ausfiel. Die grosse amtliche Revision seitens der Behörde im Jahr 1859 ergab keinen einzigen Defect.[1]) Aus dem Verkauf der Doubletten

1) R. an Brunn 22. Mai 1859.

wurden Mittel flüssig gemacht, um die Katalogisirung noch mehr zu fördern. In der That gelang es während des laufenden Jahres nicht weniger als 22 Foliobände zu 500—700 Blättern statt der in Aussicht genommenen 10 fertig zu stellen. Im folgenden blieben nur 4 im Ganzen noch rückständig, zu Ostern 1857 standen alle 124 Folianten vollendet da. Zugleich wurden auch viele einzelne der älteren Kataloge von Sachkundigen revidirt, ergänzt oder ganz umgearbeitet, z. B. die Musikalien von R. und Jahn, die portugiesische und spanische Litteratur von Leopold Schmidt. Ebenso nahmen sich im folgenden Jahr Hälschner und Anschütz der juristischen an, Hopf ordnete den diplomatisch-heraldisch-sphragistisch-genealogischen Apparat, Brunn die Kupferstiche und Karten; 1858 katalogisirte Springer die in Druckwerken befindlichen Holzschnitte, und Klette die schon früher von Brunn und Bücheler in Angriff genommenen Manuscripte. Am lebhaftesten aber ging es in der Schaar der jugendlichen Amanuensen zu. In ungefähr 3000 Arbeitsstunden (von Ostern 1854 bis zum Beginn des Wintersemesters 1855) war der alphabetische Zettelkatalog durch die Bemühung von 10—12 philologischen Seminaristen vollendet, der dann in 70 Schubfächern eines dazu gebauten Schrankes untergebracht wurde.[1]) Damit nahm aber die schwunghafte Betriebsamkeit dieser Hülfstruppen keineswegs ein Ende: sie dehnte sich nur noch weiter und in grösseren Dimensionen aus. Im Winter 1855/6 standen nicht weniger als 23 Amanuensen unter dem Commando des Oberbibliothekars. Abgesehen von gewissen ständigen Functionen Einzelner waren dieselben zum Behuf verschiedener Katalogisirungsarbeiten in 4 Sectionen getheilt, deren jeder einer der Reiferen als Dirigent vorstand, während die Generalaufsicht über alle der schon genannte Klette führte. Man möchte

1) R. an Brunn, Karlsbad 11. August 1855: „Wie in neuer Luft aber werde ich ja athmen, wenn ich vor dem gefüllten und geordneten Zettelschranke stehen werde. Denn dass ich ihn fix und fertig finde, geht mir aus Schaarschmidt's Nachweisungen deutlich hervor. Grüssen Sie die noch anwesenden Amanuensen, die sich diese Verdienstkrone geflochten haben, obenan Herrn Dr. Lübbert."

in dieser Organisation die praktische Illustrirung der so erfolgreich betriebenen Studien über das Alexandrinische Museum und dessen πίνακες erkennen, wie denn auch R. erklärte, dass er jetzt seinen classischen Collegen von dort vollkommen nachempfinde, welchen eigenthümlichen Genuss ihnen ihr scheinbar trocknes Geschäft bereitet haben möge.[1]) Die erste Section wurde gebildet von den Kalligraphen, welche die Realkataloge ins Reine schrieben; die zweite bestand aus den durchaus zuverlässigen, mit dem Mechanismus der Bibliothek schon vertrauten: sie hatten den Zettelkatalog zu revidiren, um völlige Zuverlässigkeit desselben zu sichern; die dritte fertigte alphabetische Specialregister zu den einzelnen Fachkatalogen an; der vierten endlich unter Leitung des Dr. Lübbert (der noch insbesondre im Jahr 1856 einen Specialkatalog der Patres verfasste) lag die wichtige Aufgabe der Zusammenstellung eines Kataloges der Programme und Dissertationen ob, und natürlich wurde der Anfang mit den philologischen gemacht, die schon im folgenden Jahr beinahe absolvirt wurden. Der ganze ungeheure Ballast von etwa 80,000 Abhandlungen, in 3—4000 Kapseln vorläufig untergebracht, war zu sortiren, um Hunderte von Miscellanbänden daraus zusammenzustellen. Mit der vollständigen Bewältigung dieser Riesenarbeit, die ja auch nicht so dringend war, ging es denn freilich nicht so ganz schnell. Auch die Ausfüllung mannigfacher Lücken in dieser fliegenden Litteratur liess sich R. sehr angelegen sein.

Am einleuchtendsten zeigten sich die wohlthätigen Folgen der bewundernswürdigen Verwaltung in dem von Jahr zu Jahr steigenden Grade der Benutzung der Bibliothek von Seiten des Publicums. Die Zahl der öffentlichen Stunden war verdoppelt worden. Im Jahr 1854 betrug die Zahl der ausgeliehenen Werke nur 10,668, im folgenden schon 13,741, 1856 hob sie sich auf 15,645, im nächsten auf 20,084, 1858 auf 22,222, bis sie im Jahr 1862 die Höhe von 24,196 erreichte. Der Curatorialbericht vom 20. Februar 1860 hebt den günstigen Einfluss hervor, welchen die Universitäts-

1) An Lehrs 12. August 1855.

bibliothek durch liberale Versendung litterarischer Hülfsmittel auf das geistige Leben der gesammten Provinz äussere. Nach dem Vorbilde seines ehemaligen Breslauer Collegen Wachler hielt sich der Oberbibliothekar für verpflichtet, den Mitgliedern der Universität alles von Litteratur zu beschaffen, dessen sie bedürftig seien, möge nun die eigene Bibliothek dazu ausreichen oder eine fremde anzugehen sein.[1] Besonderer Segen aber erwuchs auch für die Studien der Universität. Wenn R. in früheren Zeiten schon deshalb eine Betheiligung an der Bibliothek gewünscht hatte, um sie den Studenten zugänglicher zu machen[2]), so war dieser Zweck jetzt für seine Philologen in befriedigendster Weise erreicht. Die jungen Amanuensen wären in den Stand gesetzt, sich in ausgedehntem Maasse die so unentbehrliche und so schwer zu erwerbende Bücherkunde anzueignen und in den litterarischen Schätzen zu schwelgen.[3]) Freilich fehlte es auch nicht an Drohnen in diesem Bienenschwarm, welche die Vortheile ausnutzten, ohne Entsprechendes zu leisten.

Aber die unermüdliche Lust Neues zu schaffen begnügte sich mit diesen Erfolgen nicht. Nach dem Vorbilde der italiänischen Annexionspolitik wurde von der anstossenden, noch immer leer stehenden Curatorialwohnung ein und der andere lockende Raum zur Bibliothek gezogen. Bereits im Jahr 1859 wurde die Hälfte eines grossen Vorsaals in ein apartes Ausleihzimmer mit einer um das Doppelte erweiterten „Conditorei" verwandelt. Im Sommer 1860 genehmigte der Prinz-Regent, dass 5—6 unvermiethete Räume zur Bibliothek geschlagen würden, jedoch unter der verhängnissvollen Bedingung, dass dieselben auf Verlangen jederzeit zurückzugeben seien.[4]) Die so gewonnenen grossen Zimmer wurden mit Zeitungen und Zeitschriften aller Fächer, mit Apparaten u. dergl. angefüllt.[5]) Sehr zweckmässig war auch, dass einer der Bibliotheksdiener auf R.s Anordnung bei dem besten Meister Bonns die Buchbinderei hatte erlernen müssen und (wie im Vatican) in einer

1) R. an Bernays 21. Oct. 1854. 2) An Pernice 6. December 1852. 3) Vgl. opusc. V 28. 4) Ministerialerlass vom 27. August 1860. 5) An Brunn 3. Januar 1861.

wohleingerichteten Werkstätte im Bibliotheksgebäude selbst installirt war.

Auch der äussere Schmuck der ansehnlichen Sammlung wurde nicht vernachlässigt, so dass sie immer mehr die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich zog. In schönen, hellen, noch bedeutend erweiterten Räumen des stattlichen ehemals kurfürstlichen Schlosses sauber und lichtvoll aufgestellt lud sie recht eigentlich zum Besuch und zur Betrachtung ein. Mit entschiedener Liebhaberei und von Jahr zu Jahr wachsender Passion war R. bemüht, eine möglichst reiche Collection von Porträtbüsten berühmter Gelehrten und Schriftsteller aller Gattungen, alter wie neuer Zeit, zu sinniger Vertheilung wie schützende Genien an den Wänden und in den Gängen zusammenzubringen. Schon Welcker hatte einen Anfang gemacht. Manches, zum Theil Originale in Marmor, wurde geschenkt. Das Lesezimmer erhielt Bildnisse illustrer Bibliothekare, z. B. Muratori Bandini Lessing Geel Jacobs, beide Grimms.[1]) Benedict Hase, den R. um seinen Rath anging, ertheilte Antwort durch Verehrung seines eigenen prächtigen Porträts, welches der mehr als achtzigjährige Mann zu diesem Zweck von einem der ersten Maler in Paris hatte anfertigen lassen.

Leider hielten die Geldbewilligungen von Seiten der Regierung nicht gleichen Schritt mit so umfassenden Verbesserungen; auch die mit grösster Emsigkeit betriebene Doublettenjagd lieferte keine Ausbeute mehr. Der Jahresbericht für 1858 klagt, das Gleichgewicht der Finanzen habe nur dadurch bewahrt bleiben können, „dass denjenigen zum Theil sehr lebhaften Desiderien von Universitätsmitgliedern, welche auf ungewöhnlich kostbare Anschaffungen gerichtet waren, seitens der Verwaltung aus bittrer Noth eine hartnäckige Apathie entgegengesetzt wurde.“ Uneigennützig wendete der Dirigent manche ihm persönlich bestimmte Büchergeschenke der Bibliothek zu, z. B. die Schriften der bayrischen Akademie, die ihm nach seiner Wahl als Mitglied derselben zur Verfügung gestellt wurden[2]), sein

1) „Aber Pertz will ich nicht“: an Bernays 13. Juli 1860.
2) R. an Thiersch 21. Sept. 1855.

eignes grosses Inschriftenwerk in zwei Exemplaren. Bücher, auf die er einen besondren Werth legte, überwies er der Bibliothek, damit sie nicht später in fremde Hände kämen. Freilich hat es empfindliche Autoren gegeben, welche ihm auch das als eine Missachtung ihrer Gaben bitter übel nahmen. Auf seinen Antrag wurden 1859 die Gehälter sämmtlicher Beamten erhöht, selbstverständlich erbat und erhielt er für sich nichts: es blieb bei der bescheidenen Summe von 300 Thalern, womit sein Aufwand an Zeit und Kraft mehr symbolisch honorirt wurde.

Alle seine Untergebenen bis herunter zum Diener, der in R. seinen „grössten Wohlthäter und wahren Vater"[1]) erblickte, arbeiteten unter einem so durchgreifenden und liebenswürdigen Chef mit wahrer Begeisterung. Er wusste Energie mit Humanität und zarter Rücksicht zu vereinigen, welche so weit ging, dass er z. B., um einen sonst von ihm geschätzten Beamten nicht durch wiederholte Mahnungen zu beschämen, sich selbst der Anfertigung einer untergeordneten Arbeit in der Stille unterzog. Um die stockende Katalogisirung in irgend einer Partie in rascheren Gang zu bringen, bestellte er sich wohl bei einer befreundeten Behörde, etwa dem Halleschen Curatorium, eine officielle Anfrage, ein Auskunftsbegehren, welches dem Zögernden einen heilsamen Sporn und dem Chef ein unverfängliches Motiv gab, einen Termin zu setzen.

Durch sein unübertroffenes Geschick, Hülfsarbeiter, auch ausserhalb der akademischen Kreise, für den Dienst der Anstalt zu gewinnen und in kurzer Zeit heranzubilden, erzog er eine stetig wachsende Anzahl geschulter Bibliothekare (Klette Dziatzko Brambach Wilmanns Zangemeister Ständer), welche seine Grundsätze und Einrichtungen auf andere Bibliotheken übertragen haben. Zugleich hat er aber auch an seinem eigenen Beispiel glänzend gezeigt, dass die rechte Kraft und der rechte Wille sehr wohl noch anderen Obliegenheiten neben den Pflichten des Bibliothekars vollauf genügen kann. Seitdem die Ausübung anderer Liebhabereien früherer Zeiten dem Leidenden nicht mehr gegönnt war, fand er in der Pflege

1) Karig an R. 7. April 1856, 8. August 1859.

dieser Schöpfung (in den Abendstunden von 6—8 Uhr) seine liebste Erholung. Auch gar manchen Freundesbrief hat er aus seinem Museum, 'de bybliotheca'[1]) oder archaisirend 'de bublioteca' datirt. „Eine Bibliothek", schreibt er an Fleckeisen (24. März 1860), „wächst einem nach und nach ans Herz wie ein Kind, dass man sich nur mit Schmerzen trennt und es mit keinem andren noch so brillanteren vertauschen möchte." Und an Bernays (28. Oct. 1860): „Schade, dass ich nicht unsere Bibliothek seit 20 Jahren habe und noch 20 Jahre zu regieren Aussicht habe. Trotz unserer armen Mittel wollte ich sie zu einem bijou comme il faut machen. Aber unter 2—3 Stunden täglich geht es freilich nicht ab, alles inclusive, auch die bibliographischen Studien."

5. Zweite Bonner Philologenschule.

Immer blühender und reicher ging die seit einem Jahrzehnt so ausdauernd und einsichtig ausgestreute Saat der philologischen Lehre und Schule an der Universität auf. Die heimgekehrten und ausgereiften Zöglinge, zum Theil nun auch schon wenigstens in den Anfängen praktischer Wirksamkeit stehend, verbreiteten in begeisterten Schilderungen den Ruf der Bonner Philologie und ihres Hauptvertreters, dessen Plautus noch mehr als bisher die Augen der gelehrten Welt auf ihn hinlenkte. Unter den Lebenden war keiner, der wie R. es verstand, die studierende Jugend zu elektrisiren und zugleich nachhaltig zur Wissenschaft zu erziehen. G. Hermann, dessen Wirkung auf dem Katheder ohnehin während seines hohen Alters sehr abgenommen hatte, war todt, und kein Ebenbürtiger war ihm gefolgt. Auf der Höhe seines Ruhmes schied (1851) Lachmann, der immer nur eine kleinere Schaar (freilich sehr intensiv) angezogen hatte, aus dem Kreise der Lebenden, und zwei Jahre zogen sich die Verhandlungen über seinen Nachfolger hin. Die etwas schwerfällige Polymathie K. F. Hermanns in Göttingen imponirte zwar den Studenten gewaltig, nährte und übte

1) So geben, wie er ermittelt hatte, ganz richtig', die Inschriften der besten Kaiserzeit immer, auf älteren kommt das Wort nicht vor.

aber weniger ihren Geist, während sich Schneidewin, obwohl ein ehrenwerther Kritiker und Exeget, mit der leuchtenden Genialität seines Bonner Freundes nicht messen konnte. In den Jahren 1855 und 1856 starben auch sie rasch hintereinander. Die verdriesslich nörgelnde Natur des gelehrten und geistreichen Bernhardy in Halle konnte Niemanden begeistern. Königsberg, Breslau, Greifswald, wo tüchtige, zum Theil bedeutende Männer wirkten (Lobeck und Lehrs, Haase, Schömann), waren schon durch ihre geographische Lage auf die Grenzen ihrer Provinz beschränkt. Die Gunst dieser Zeitverhältnisse rühmt ein Schreiben an Joh. Schulze vom 14. Mai 1851: „Diese Bonner Philologie hat gegenwärtig Ursache, den Regierungen dankbar zu sein, welche (in Leipzig) die besten Philologen absetzen und (in Berlin) die Stellen bester Philologen nicht wieder besetzen. Denn die sehr bemerkte Folge davon ist der gesteigerte Zufluss philologischer Studiosen aus dem östlichen Deutschland, der uns Auditorien von nahe an 100 Zuhörern für Privatvorlesungen verschafft und dem Seminar die besten Köpfe zuführt. Die wachsende Zahl theils ausgezeichneter, theils guter philologischer Doctordissertationen von Bonn wird Ihrer geneigten Aufmerksamkeit nicht entgehen. Wir haben die Aussicht, einen immer grösseren Theil des Rheinischen Museums mit den Kräften zu bestreiten, die wir uns selbst zuziehen.“ Keine der Schwesteranstalten vereinigte damals und noch eine lange Reihe von Jahren hindurch so viel glückliche Elemente, um grade die classische Philologie in besondren Aufschwung zu bringen. Die magnetisch anziehende Persönlichkeit Ritschls wurde aufs glücklichste ergänzt durch Welckers umfassenden Geist, seine Gedankentiefe und künstlerische Anschauung, sein auf dem Alter beruhendes Ansehen und die Berühmtheit seines Namens. Da dieser fast allein in der griechischen Welt lebte, so konnte R., den die Wucht seiner Lebensaufgabe wenigstens für productive Forschung mehr und mehr in das Römerthum gedrängt hatte, sich darauf mit aller Kraft concentriren. Und weil Welcker eben gar kein Kritiker war, beengte er den eminenten Meister im Seminar gar nicht, so dass dieser in seinem Gebiete als Alleinherrscher waltete, während im

Collegialischen und Persönlichen die freundschaftlichste Harmonie zwischen beiden bestand. Es gab keine Rivalität zwischen ihnen, vielmehr illustrirten ihre gemeinsamen Schüler aufs beste die wohlthätigen Wirkungen einer so glücklichen Coalition. Allmälig wuchsen auch aus der Bonner Schule frische, zum Theil viel versprechende Lehrkräfte heran, welche ausfüllend und unterstützend in das fröhlich gedeihende Werk mit eingriffen. Dazu die schon früher berührte Anziehungskraft, welche für Deutsche aller Gauen und für Ausländer eine Universität in den Rheinlanden, in solcher Gegend, und zwar eine preussische haben musste. Denn auf Preussen als das Land der Hoffnung waren nun doch einmal trotz vorübergehender Wirrniss, Trübe oder Finsterniss, woran es ja auch in den übrigen Theilen des Vaterlandes nicht fehlte, aller Augen in Deutschland erwartungsvoll gespannt.[1]) Welch mächtiger Hebel für die Ausbildung von Philologen mit der Zeit die Bibliothek wurde, haben wir gesehen. Sie wurde zum Centrum einer auserlesenen Schaar, beförderte den durch gute Tradition ohnehin gepflegten Gemeingeist, nährte wissenschaftlichen Sinn und Respect vor exacter, saubrer Arbeit.

Schon im Wintersemester 1848/9 stieg die Zuhörerzahl (von nur 41 im Sommer) wieder auf 60, im nächsten Winter auf 95. Der bescheidene Lehrer wunderte sich selbst über solchen Aufschwung. „Der Philologenzug nach Bonn" (so schreibt er an Pernice 8. November 1850) „nimmt mit jedem Semester zu: wir haben viel mehr als Berlin. Aber lasse nie eine Sylbe über Deine Lippen gehn, dass ich dergleichen Aeusserungen thue: ich hasse das sehr und finde es eben so unklug. Aber wahr ist es, und ich muss mir oft sagen, wie seltsam sich das im Leben gegensätzlich gestaltet: sonst mehr Verdienst als Lohn, jetzt mehr Lohn als Verdienst. Ich habe mirs früher allerdings sauer werden lassen mit meinen Vorlesungen, und mir rechte Mühe gegeben, ohne dass es Jahrzehnte lang mehr als mässig be-

1) Die Hauptzüge der obigen Darstellung sind einem Briefe R s an Pernice vom 19. September 1849 entnommen.

friedigende Erfolge gewesen wären; jetzt, da ich eigentlich nichts mehr dafür thue und auf meinen Lorbeeren ruhe, fällt mir's zur Ungebühr zu, eine curiose Ausgleichung.“ Die wissenschaftliche Lorbeerernte hatte ja aber seit kurzem erst recht aus dem Vollen begonnen. Immer sichrer wurde er sich nun seiner Macht über die lernbegierige Jugend bewusst, und vertraute, dass sie ihm auch unter veränderten Umständen treu bleiben würde. „Ich bin ein sehr demüthiger Mensch,“ heisst es in einem spätren Brief an denselben Vertrauten (2. December 1852), „aber diese Zuversicht habe ich allerdings und kann mich gegen den Eindruck so vieljähriger Erfahrungen nicht wehren. Es ist das gar nicht mein Verdienst, sondern eine reine Gabe Gottes, dass ich die vor mir sitzende Jugend (seit einigen Jahren mehr als je) förmlich wie im Bann meiner Rede oder Persönlichkeit halte, dass sie mir zufliegen wie die Vögel der Klapperschlange. Es kömmt mir selbst manchmal ganz magisch-dämonisch vor.“ Im Wintersemester 1855/6 nahm die philosophische Facultät in Bezug auf die Zahl die erste Stelle unter ihren Bonner Schwestern ein, wozu die Menge der Philologen vorzugsweise beitrug. Ueber 100 Zuhörer fanden sich im Winter zu den Vorlesungen über Aeschylus ein, und seit dem Sommer 1860 gehen die Listen fast für jedes Colleg weit darüber hinaus.

Auch die Ausländer mehrten sich: am meisten lieferte Grossbritannien und America, aber auch Franzosen, Holländer und Belgier, Italiäner und Griechen, Russen und Wallachen fanden sich ein. Der Curatorialbericht von 1861 (unterz. Beseler) erkannte an, dass die Blüthe des philologischen Studiums an der Bonner Universität, welches eine grosse Anzahl von jungen Männern aus allen deutschen Landen daselbst vereinige, an erster Stelle dazu beitrage, die Bonner Hochschule über den Charakter einer Provinzialschule zu erheben. Die höchste Zahl der Zuhörer wurde im Winter 1862/3 erreicht mit 156, aber noch im letzten Semester 1865 waren 134 eingezeichnet.

Durchschnittlich am stärksten besucht waren die Vorträge über lateinische Grammatik. Pflegte doch der

biedere Bibliotheksdiener, der sich mit den Bestrebungen seines verehrten Chefs ganz zu identificiren gewohnt war, den neu ankommenden Philologen die Ermahnung ans Herz zu legen: „die lateinische Grammatik müssen Sie durchaus hören, das ist unser bestes Colleg.“[1]) Die Absicht war, von dem lebendig fortschreitenden Forschungsprocess, welcher durch die Combination der Plautuskritik mit der grammatischen Ausbeutung der Inschriften geweckt war, anschauliche Kenntniss zu geben, die Fülle der bereits gewonnenen Resultate zum Gemeingut zu machen, weiter aber zur Betheiligung an der gemeinsamen grossen Arbeit, die fortwährend so reiche Ausbeute gewährte, methodisch anzuleiten. Diese Vorträge waren nach einem zwei Semester umfassenden Plan angelegt, der mit manchen Modificationen bald enger, bald weiter umspannt wurde. Eine grosse Einleitung erörterte in 6 Abschnitten die Perioden der Litteratur und ihr Verhältniss zur lateinischen Sprachgeschichte, die Wirkungen der Metrik auf die Sprache (nach 3 Perioden des saturnischen, des dramatischen, des dactylischen Verses), die Bedeutung der Handschriften, die Inschriften als neuerschlossene Fundgrube, die Zeugnisse der römischen Nationalgrammatiker als Quelle, die Vergleichung der Dialekte und der verwandten Sprachen. Hierauf folgten ausgewählte Theile der lateinischen Grammatik: in der Elementarlehre eine Geschichte der Schrift und der Laute, wobei auch die Aussprache ihre Stelle fand, dann die Declination und Conjugation.[2]) Nicht um die in einer bestimmten Periode ausgebildete, sondern um die werdende Sprache handelte sichs, die in ihren Phasen und Zickzackwegen verfolgt wurde. R. verglich sie mit einem Lavastrom, der willkürlich und nach Zufall bald hier bald dort erkaltet, bis er allmälig ganz erstarrt, um von der Theorie als todter Körper zergliedert zu werden. Die Schleichersche Anschauung, welche in der Sprache nur ein Naturgewächs sieht und die Sprachwissenschaft als einen Zweig der Naturwissenschaft betrachtet, wies er als Uebertreibung ab, ebenso wie die ein-

1) Perthes an R. 19. Juli 1875. 2) Vgl. Brambach: Friedrich Ritschl S. 22.

seitig logische, welche auf Nothwendigkeits-Kategorien ausgeht. Drei Factoren der Sprachbildung nahm er an: den organischen Bildungstrieb, welcher der Sprache eingeboren ist, ihr lebendiges Wesen bildet und dasselbe nach bestimmten Gesetzen vorwärts treibt, wie die Pflanzenwelt in verschiedenen Zonen und Klimaten sich verschiedenartig, aber doch nach festen Gesetzen entwickelt; zweitens den an die leiblichen Sprechorgane gebundenen Menschengeist, Denken wie Phantasie; drittens untergeordnet der Zeit wie der Ausdehnung nach die theoretische Festsetzung durch reflectirende Theorie. Nachdrücklich betonte er und wies es an zahlreichen Beispielen nach, dass die Entwicklung der einzelnen Sprache nicht immer in grader Linie und gleicher Richtung ununterbrochen verläuft, sondern oft stehen bleibt, zu älteren Bildungen zurückkehrt, dann den verlassenen Weg wieder aufnimmt, Sprünge macht, sich in gleich berechtigte Formen spaltet.[1]) Eine Fülle schöpferischer Gedanken und neuer Belehrungen im Einzelnen gab diesen Vorträgen einen ganz originellen Werth und weithintragenden Ruf.

Dass manche Ergebnisse mühsamer Forschung von einem und dem andren Zuhörer gelegentlich als Gemeingut adoptirt oder als eigner Fund ausgegeben wurden[2]), war eine Erfahrung, auf die wohl jeder öffentliche Lehrer gefasst sein muss. Aber gar zu naiv war es doch, wenn ein Schweizer, um seine Schulden zu bezahlen, eine Ausgabe der R.schen Vorlesungen in zwei Bänden öffentlich ankündigte und von dem Autor nicht nur die Genehmigung, sondern auch die Sammlung von Subscriptionen beanspruchte. Die scharfe Abweisung, welche er erfuhr, bestimmte ihn denn freilich den Plan aufzugeben.

Zu praktischer Einführung in das Studium der Inschriften begann R. seit 1860 mit einer Auswahl (Anfangs 10—12, später doppelt soviel) seiner jungen Philologen epigraphische Leseübungen anzustellen, jeden Sonntag von 11—1 Uhr auf der Bibliothek.[3]) Der Zudrang war sehr lebhaft,

1) In der Vorrede zu opusc. IV p. VIII f. sind einige Grundsätze der R.schen Sprachforschung nach seinen hinterlassenen Aufzeichnungen mitgetheilt. 2) Vgl. opusc. IV 335 Anm. 414 Anm. 3) An Brunn 5. October 1861.

das Interesse gross, weil hier geboten wurde, was die Meisten sonst nie zu sehen bekommen hätten. Der Cursus fing nach altbewährter Methode immer mit den Scipioneninschriften an. Ein herrlich eingerichteter Schrank mit hunderten von Schubfächern, worin sämmtliche Abklatsche (auch der Kaiserinschriften) wohlgeordnet untergebracht waren, dazu in Kästchen, Schachteln u. s. w. die Stanniole, Gipse und dgl., barg einen epigraphischen Apparat ohne Gleichen. Für Ergänzung des Abgängigen, Erweiterung und Vervollständigung wurden die grade in Italien auf der Weide befindlichen ragazzi angespannt, unter der Leitung des kundigen Hercules. „Das Commandeurkreuz des neu zu stiftenden Bibliotheksordens wird nicht ausbleiben für Ihre Verdienste, Sie grosser calcatore", so hiess es, als die ersehnte Sendung in stattlichster Fülle eingetroffen war.[1])

Die kritisch-exegetischen Vorlesungen über Aeschylus und Plautus waren durch den Fortschritt der Wissenschaft auf neue Grundlagen gestellt. Die grosse Plautusausgabe begleiteten gesonderte Textabdrücke der einzelnen Dramen zum akademischen Gebrauch. Nachdem auch der Text des Aeschylus durch G. Hermann (1852) und der alten Scholien durch W. Dindorf (1851) eine neue Gestalt gewonnen hatte, besorgte R. eine Specialausgabe der „Sieben" (1853), welche bestimmt war, seinen Zuhörern das unentbehrlichste Rüstzeug der Kritik übersichtlich und zuverlässig vor Augen zu stellen.[2]) Um nicht den lebendigen Entwicklungen des Vortrags durch Vorausnahme des Ergebnisses vorzugreifen, hat der Herausgeber seine eigenen Verbesserungen zurückgehalten und den Hermannschen Text unverändert wiedergegeben.[3]) Hinzugefügt sind die Mediceischen Scholien mit

1) R. an Brunn 11. December 1863. 2) Aeschyli Septem ad Thebas ex recensione G. Hermanni cum scripturae discrepantia scholiisque codicis Medicei scholarum in usum edidit Fridericus Ritschelius. Elberfeldae B. L. Friderichs sumptus fecit a. MDCCCLIII. 3) Ausführlich spricht sich der Herausgeber hierüber aus in der praef. p. III (vgl. p. V der zweiten Ausgabe). Einmal dachte er auch an Facsimilirung einer maassgebenden Handschrift nach Durchzeichnung oder Photographie, mit gegenüberstehender *lectio emendata*: so wollte er die Septem nach dem Mediceus, den Miles nach dem Vetus herausgeben,

nützlicher Unterscheidung neuerer Zuthaten und Hinzufügung brauchbarer Brocken Byzantinischer Erklärung. Die Textvarianten der Mediceischen Handschrift sind nach neuen, wiederholt revidirten Vergleichungen so vollständig und genau, als irgend zu erreichen war, mitgetheilt; als Grundlage für die litterarhistorische Einleitung dient die alte Biographie und das Dramenverzeichniss aus derselben Quelle, gleichfalls in möglichst urkundlicher Form wiedergegeben. Weit reicher ausgestattet erschien diese Ausgabe im Jahr 1875.[1]) Die Lesarten der genannten Handschrift, deren vollständige Ausbeutung wegen der Masse verschiedenartiger Correcturen eigenthümliche Schwierigkeiten bietet[2]), sind von Neuem aufs genaueste durch Ludwig Mendelssohn verificirt, einige letzte Zweifel durch zwei junge italiänische Philologen gehoben. Ausserdem sind der Biographie die sämmtlichen übrigen Zeugnisse des Alterthums über Leben und Poesie des Dichters beigegeben[3]), in übersichtlicher Ordnung kritisch zusammengestellt von Fritz Schöll.

Von den immer frisch reifenden Früchten der Interpretation brachten die fünfziger Jahre zwei köstliche Proben. Aus den Wintervorlesungen von 1856/7 theilt das Proömium für den folgenden Sommer[4]) die Behandlung einer längeren sehr verdorbenen Stelle (V. 254—265) mit, deren zum grossen Theil schlagende Verbesserung durch sinnreiche Benutzung der Scholien neben scharfer Analyse des Ausdruckes und der Gedanken gelungen ist. Von weiter reichender Bedeutung

---

verhehlte sich aber freilich nicht die Schwierigkeiten, welche die Wiedergabe der Rasuren, Doppelhände u. s. w. verursachen werde, und — den Kostenpunkt: an Brunn 27. Juni 1857. Die Ausgabe des Agricola von Urlichs (1875) führt diesen Gedanken nur unvollkommen durch.

1) Aeschyli Septem adversus Thebas ex recensione Godofredi Hermanni cum scripturae discrepantia scholiisque codicis Medicei accuratius conlati in usum scholarum suarum iterum edidit Fridericus Ritschelius. Praecedunt de Aeschyli vita et poesi testimonia veterum composita a Friderico Schoell. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri MDCCCLXXV.

2) Praef. p. VIII f.

3) Die praef. p. XVI verheissenen *Syllogae curarum criticarum in Aeschyli VII adv. Th. positarum*, welche ein junger Philologe vorbereitete, sind leider nicht erschienen.

4) Opusc. I 365—377. Vgl. Jahrbücher für Philologie 1862 S. 378 ff.

war die schon früher, im Jahr 1854 gemachte Entdeckung, dass die sieben Berichte des Boten und die sieben Erwiderungen des Königs vom Dichter in eine bewusste Symmetrie gesetzt seien, „dergestalt, dass sich die zusammengehörigen Paare ebenso regelmässig mit gleichen Verszahlen entsprächen wie die kurzen Zwischenreden des Chores, durch die sie getrennt sind, und wie die Gegenreden zwischen Eteokles und dem Chor, die auf sie folgen.“[1]) Während eines Curaufenthaltes in Gastein (1855) sprach R. die Sache mit Schneidewin durch, der damals eine Ausgabe des Stückes vorbereitete, und hinterliess ihm zu freiem Gebrauch für seine Textbearbeitung eine kurze Aufzeichnung über die Hauptpunkte. Inzwischen nahm zu seiner Ueberraschung Carl Prien in einem Lübecker Osterprogramm (1856) die Erörterung des ganzen Gegenstandes vorweg[2]), so dass er selbst vorläufig die Lust verlor, öffentlich darauf zurückzukommen. Nur den wiederholten Vorstellungen Fleckeisens nachgebend entschloss er sich in den allerletzten Tagen einer trübseligen Badezeit in Aachen im Frühling 1857 an die Ausarbeitnng zu gehen, so weit dieselbe ohne Bücher möglich war. Wie gewöhnlich führte sie ihn tiefer und tiefer, so dass er die Abhandlung unvollendet mit nach Bonn nahm.[3]) Sie blieb liegen, um erst ein Jahr später, Ende August 1858, in der Nassauer Kaltwasseranstalt zum Abschluss[4]) und demnächst zur Veröffentlichung[5]) zu kommen. Eine Anzahl ursprünglich beabsichtigter Excurse, z. B. über die Reihenfolge der sieben Thore, ist leider unterblieben.[6]) Wer aber vermöchte sich dem Reiz der fesselnden Untersuchung zu entziehen, die an leuchtendem Beispiel zeigt, wie ohne die sorgsamste Exegese und methodisch-divinatorische Kritik im Einzelnen die tieferen Geheimnisse eines poetischen Kunstwerkes nicht enthüllt werden

1) Opusc. I 300 f. 2) Auch Heiland „Metrische Mittheilungen“ (1855) hatte darauf hingewiesen. 3) R. an Fleckeisen, Aachen 29 April, 1. Mai, Bonn 21. Mai, 25. October 1857. Vgl. opusc. I 361 Schluss. 4) R. an Fleckeisen, Nassau 27. August 1858. 5) Als Sendschreiben „an Professor Fleckeisen“ datirt: Bad Aachen, im April 1857, in dessen Jahrbüchern für Philologie 1858 S. 761–801 = opusc. I 300–361. 6) Opusc. I 361 Anm.

können! Dem Verf. gereichte es zur Genugthuung, dass ein unbefangener Richter und Kenner wie Wilh. Dindorf dem Aufsatz sein bewunderndes Lob zollte: *a laudatis viris laudari summa laus*, schrieb der Belobte an Fleckeisen (2. April 1859). Uebrigens hat der bedeutende Fund, welcher durch die Stilgesetze der antiken Poesie und Kunst bestätigt wird und auf die Composition des dramatischen Dialoges ein neues Licht geworfen hat, ebenso entschiedenen, ja leidenschaftlichen Widerspruch erfahren als zu eifrigen Nachforschungen auf verwandten Gebieten angeregt, die freilich vom Geist des Vorgängers verlassen leicht Gefahr liefen in mechanische Grübeleien zu verfallen. Gegen die Wahrheit, dass das Gesetz der Symmetrie, in unendlicher Mannigfaltigkeit von Abstufungen, welche die künstlerische Freiheit fordert, auch die antike Dichtkunst in viel höherem Maasse beherrscht, als unsrem modernen Naturalismus auf den ersten Blick einleuchten mag, kann sich kein Sehender sträuben, wenn er sich nicht gewaltsam die Augen verschliessen will.

Durch Nichts wird das philologische Studium so erschwert als durch die Systemlosigkeit der Alterthumswissenschaft, welche einer fest geordneten, in einander greifenden Folge der einzelnen Fächer und Stufen entbehrt, so dass der Anfänger, mitten in den von allen Seiten auf ihn eindringenden Stoff hineingeworfen, nur zu oft rathlos hin und her irrt, um erst nach bittren Erfahrungen am Ende seiner Studienzeit des Weges gewahr zu werden, der ihm vor den Füssen lag und ihn sicher durch die Wildniss würde geführt haben. Nicht jedes Semester kann Encyclopädie der Philologie gelesen werden, und doch kommen in jedem Neulinge auf die Universität. Der gefeierte Meister der Bonner Philologenschule fühlte daher, seitdem er auf der Höhe seines Wirkens angelangt war, mehr als je die Pflicht und das Bedürfniss, auch die methodischen Grundsätze des philologischen Studiums zur Anweisung für die Anfänger wie zur Stärkung für die Uebrigen recht aus dem Innern heraus warm und anschaulich, gleichsam in väterlicher Vertraulichkeit zu entwickeln. Im Wintersemester 1856/7 gedachte er bald nach Neujahr 8—10 Stunden hierauf zu verwenden und die Vor-

träge, wie sie von einem Stenographen aufgezeichnet wären, unmittelbar in Druck zu geben, „alten und künftigen Zuhörern gewidmet“, „Alles dem Inhalt nach ganz praktisch, ohne alle Ideologie, der Form nach vollkommen in dem naiven Hauskleide und der ganzen populären Parrhesie“, wie er zu seinen „Jungens“ zu sprechen pflegte, „jetzt doch schon einigermassen wie ein Alter“. „Scharfe und derbe Dinge,“ das sah er voraus, „über Personen und Sachen, Lebendiges wie Todtes, Mächtiges und Unmächtiges, werden freilich darin vorkommen, und ich weiss, man sticht in ein Wespennest. Aber was schadets am Ende? Man redet sich doch hunderterlei Verdruss mit heiterm Behagen einmal von der Seele herunter, kann auf Schule, Staat und Kirche, Eitelkeiten, Brutalitäten, Thorheiten und Verkehrtheiten losgehen nach Herzenslust, und die in der Irre wandelnden Schafe sollen doch wenigstens mit dem Faustschen Scolaren sagen: man sieht doch wie und wo.“[1]) Zu einem solchen Büchlein, welches wohl nicht geringes Aufsehen gemacht haben würde, ist es freilich nicht gekommen, aber einige Grundzüge desselben, die der Verfasser flüchtig, ohne Ordnung und Zusammenhang auf das Papier geworfen hatte, sind aus dem Nachlass veröffentlicht worden.[2]) Es sind goldene Sätze, Ausflüsse echter Begeisterung für die Wissenschaft, Ergebnisse einer reichen Erfahrung, zugleich charakteristisch für die Ansichten des Verfassers über Erziehung und Gymnasialwesen, wie er sie schon in jüngeren Jahren (I 139. 244 f. 332 f.) sich gebildet und unverrückt festgehalten hat. Nicht als den allein selig machenden wollte er seinen Weg empfehlen, sondern als einen unter andren, aber einen berechtigten und bewährten, und so gestalteten sich seine Winke von selbst zu einer Art Apologie seiner eignen Schule. Er vertraut auf die „unverwüstliche Magnetkraft der classischen Alterthumsstudien“ „trotz allen Geschreies von Sichüberlebthaben“. Die Philologie als Wissenschaft, nicht nur als Stoff bezeichnet er als das einzig

1) R. an Kiessling 6. November 1856. 2) Opusc. V 18 ff. Vgl. Vorrede p. VII. Der Titel sollte lauten: „Acht bis zehn Vorträge über das akademische Studium der Philologie von F. R. Meinen Zuhörern gewidmet“, insbesondre denen von 1854.

richtige auch für künftige Schulmänner während ihres Universitätsstudiums, nicht die unfruchtbare Dressur pädagogischer Seminarien. „Der gute Lehrer muss, auch zum Lehren, mehr haben und wissen in sich, als er braucht zum unmittelbaren Vonsichgeben, quantitativ und qualitativ; aus der Fülle heraus und aus der Tiefe hervor muss die für die unmittelbare Mittheilung, die praktischen Lehrzwecke ausgewählte und abgewogene Quote des Stoffs sein, sie muss, in ihrer Begrenzung auch, die Keimfähigkeit für weitere geistige Entwickelung in sich halten. Jene Tiefe, diese Keimfähigkeit kömmt — soweit ins Gebiet des Intellectuellen fallend — nur aus der Wissenschaft.“ Auch zu seiner eignen Befriedigung muss der Lehrer einen wissenschaftlichen Besitz haben, der über den nächsten Berufszweck hinausgeht, damit er nicht durch das Einerlei des Amtes matt und stumpf werde. Das Bewusstsein an seinem Theil selbständig mitzuarbeiten am „Dombau der Wissenschaft“ hält ihn oben, und durch nichts ist die Lust des geistigen Schaffens zu ersetzen. Sie „theilt sich mit und belebt und regt an wunderbar“. „Man schaue sich um an den Gymnasien: wenn nur ein idealer Lehrer“ (d. h. einer von intellectuellem Idealismus) „dran ist . . . er überträgt zehn Unschöpferische oder wissenslos Enthusiastische (welches verlachte Hansnarren sind), und die Schüler hängen an ihm, und er giebt der ganzen Schule Ton und Halt.“[1]) Als ein Fortschritt gegenüber früheren Zeiten wird anerkannt, dass die heutige Pädagogik strenger arbeiten lehre, dass man besser gelernt habe die Wahrheit zu finden und sie den Schüler wieder finden zu lassen. Pädagogischen Encyclopädisten wohnt keine herzhaft anregende Kraft inne „Enthusiasmus liegt nur in der Einseitigkeit“. Wenn auf

1) Vgl. den Jahresbericht über das Seminar von 1856/7: „Wenn die erlangte Fähigkeit mittels sichrer Methode selbständige wissenschaftliche Ergebnisse zu erzielen und damit neue, wenn auch selbst nur kleine Bausteine zum Weiterbau der Wissenschaft herbeizuführen, zwar allein den Schulmann nicht macht, so macht sie doch denjenigen, bei dem sie zu den specifischen Eigenschaften des Jugendlehrers hinzutritt, zum besseren, weil freudigeren und in sich befriedigteren und weil fruchtbarer anregenden Lehrer.“ Pädagogische Seminare schienen ihm „eigentlich nicht sehr nöthig“: an Pernice 14. October 1861.

der Schule allerlei Bildungsstoff auf breitester Grundlage (obgleich auch diese jetzt zu breit) erforderlich ist, so fängt eine relative Einseitigkeit auf der Universität an berechtigt zu sein. Die Philologie hat sich mehr und mehr erweitert, sie „strebt nach dereinstiger Vermählung mit der Historie". Aber „so lange Menschen Menschen sind", werden die Thätigkeiten der Einzelnen sich sondern: es gilt Arbeit, nicht „Genussschwelgen" in schönen Allgemeinheiten. Darum kommt es auf Rathschläge bis ins Einzelne und Kleine hinein an. In Schutz genommen gegen ihre Verächter wird die kritisch-exegetische Methode, „die weiss, dass die Wahrheit immer auf dem schmalen Grenzstreif gefunden wird, wo Exegese und Kritik in stets flüssiger Geschmeidigkeit in einander herüber und hinüber spielen und weben, — die weiss, dass Exegese nur das eine Auge, neben dem immer das andre, das Auge der Kritik, wach und thätig und *au qui vit* sein muss, wenn nicht halbe Blindheit eintreten soll." Auch die Erfindung scharfer Messer bleibt eine Wohlthat, wenn auch einige Unschuldige damit todtgestochen werden. Immer bleibt die gründliche Kenntniss der alten Sprachen was den Philologen macht und vom blossen Antiquar oder Historiker, der nach Uebersetzungen arbeitet, unterscheidet. „Lesen, viel lesen, sehr viel lesen, möglichst viel lesen." „Nicht Ruhe noch Rast muss ein Problem lassen bei Tag und bei Nacht."

Noch einmal, im Frühling 1863, kam R. auf den Gedanken einer ähnlichen Publication zurück. Anonyme „Briefe über das Studium der Philologie" sollten es werden, gerichtet an einen jungen Angehörigen, der eben behufs dieses Studiums die Universität beziehn und den sie durch seine 6—8 Semester hindurch schrittweise begleiten sollten. Seit Jahr und Tag lag ihm der Gedanke im Kopf; um der Fiction eine gewisse Realität und der Ausführung den nöthigen Sporn zu geben, wollte er die Briefe nach und nach, wie sich grade Zeit und Laune fände, an Bernays zwar nicht richten, aber doch schicken, um schliesslich die ganze Sammlung revidirt zu veröffentlichen.[1]) Auch das ist leider unterblieben.

1) An Bernays 26. April 1863.

Das Geheimniss seiner Kunst, deren er sich wohl bewusst war, spricht er in dem Satz aus: „Keine Klugheit und selbst keine Weisheit erzielt, was allein ein warmes Menschenherz zu Stande bringt: ein Herz für die Sache, die zu lehren ist, und für die Menschen, denen sie gelehrt werden soll.“[1])

Kein Wunder, dass nicht nur die Masse, sondern grade von den Begabteren der philologischen Jugend die entschiedene Mehrheit sich nach Bonn und insbesondre zu Ritschls Seminar drängte. Wie bald wurde die aus den Nachwehen des tollen Sommers 1848 erklärliche, elegische Klage Welckers[2]) durch die Thatsachen widerlegt. „Der ganz ausgezeichneten Talente, die jederzeit selten sind, darf das philologische Studium, wie es scheint, sich immer weniger versprechen .... Die Periode, wo 'das erste Studium des Menschen der Mensch war', liegt hinter uns.“ Schon das Jahr 1851/2 lieferte eine „ungewöhnlich grosse Zahl von Talenten“. Es wurde Gebrauch, dass reifere Philologen, welche in Göttingen Breslau Halle u. s. w. ihr akademisches Studium bereits vollendet hatten, nach Bonn kamen, um als ordentliche Mitglieder des dortigen Seminars noch einen Curs durchzumachen und ihrer wissenschaftlichen Ausbildung dadurch den Abschluss zu geben. Um dem Zudrang einigermassen zu genügen, wurde seit 1855 die Zahl der ordentlichen Mitglieder von 8 auf 10 erhöht, und noch eine besondre Classe sogenannter „aspirirender ordentlicher Mitglieder“ geschaffen. Freilich seufzten die Directoren über die drückende Arbeitslast, welche ihnen durch die Masse der wissenschaftlichen Bewerbungsschriften erwuchs: so liefen z. B. im Anfang des Wintersemesters 1862 für 4 vacante Stellen zwischen 30 und 40, für den Winter 1857 deren nicht weniger als 73 ein. Dafür hatten sie aber zum Vortheil des Ganzen die Auswahl: was ehemals noch als durchschnittliches Mittelmaass hingenommen wurde, konnte sich neben so vielen höher Strebenden nicht mehr behaupten. Immer reger wurde der Wetteifer, von Stufe zu Stufe dem geweihten Kreise näher zu rücken. Es galt schon als Auszeichnung, wenn gegen Schluss des Semesters ein

---

1) Opusc. V 30. 2) Jahresbericht von 1848/9.

ausserordentliches Mitglied einmal zum Interpretiren oder Disputiren zugelassen wurde. Die Ernennung und Aufnahme neuer ordentlicher Mitglieder war ein bedeutungsvoller Act für die gesammte philologische Studentenschaft: sie erfolgte vor zahlreichen Zuhörern in öffentlicher Sitzung, in der beide Directoren erschienen; meist aber führte R. das Wort: alle Bewerber wurden genannt und ihre Arbeiten kurz charakterisirt. War dennoch einmal ein oder der andre gar zu beharrliche Bewerber durchgeschlüpft und befriedigte dann nicht, so bewirkte in der Regel schon die stille Disciplin, welche die Mitglieder unter einander übten, dass der ungern gesehene Gast sich bei nächster Gelegenheit wieder verabschiedete. Gelang es nicht, so war R.s erfinderischer Geist um eine *buona maniera* nicht verlegen. So schritt er einmal am Schluss der letzten Seminarstunde eines Semesters, vom Katheder steigend, auf zwei solcher anhänglichen sodales, die nur auf Probe aufgenommen waren, zu, schüttelte ihnen die Hand mit den Worten: „nun muss ich am Schlusse des Semesters noch den beiden austretenden Mitgliedern Lebewohl sagen“, und entfernte sich mit freundlichem Kopfnicken.

Grossen Werth legte er mit Recht auf Erziehung eines festen Gemeingeistes und die gegenseitige Einwirkung der jungen Leute untereinander, welche durch nähere persönliche Verbindung am besten erreicht wird. Jüngere Ankömmlinge pflegte er durch Karten an reifere und zuverlässige seiner Schüler zu empfehlen, welche so Gelegenheit erhielten, ihr pädagogisches Geschick zu erproben. Namentlich die ordentlichen Mitglieder waren in der Regel grossentheils enger unter einander befreundet. Sie bildeten den Kern eines auf R.s Anregung[1]) im Jahr 1854 gestifteten wissenschaftlichen Vereins (der *societas philologica*), der einmal wöchentlich sich zu Vorträgen, zunächst biographischen (aus der Geschichte der Philologie während der letzten vier Jahrhunderte), versammelte. So bildete sich unter den Bonner Philologen ein zündender und beflügelnder *genius loci*, der auch die Mittel-

1) Unter den Aphorismen „zur Methode des philologischen Studiums“ steht opusc. V 28: „Philologische Studentenvereine, allerherrlichstes Incitament.“

mässigen über die Grenzen ihrer natürlichen Begabung hinaushob, sie ἑαυτῶν κρείττους machte.[1])

Fast lassen sich am Faden der Jahresberichte die Phasen der zeitgenössischen Bewegung in der Wissenschaft verfolgen. Was draussen in der Gelehrtenwelt Gutes oder Mangelhaftes geschaffen wurde, regte, wenn nur der Stoff dankbar war, die aufmerksame Schaar zu nacheifernden Versuchen an. Durch die Bevorzugung, welche in früheren Jahrzehnten die griechischen Studien allgemein erfahren hatten, waren die römischen einigermassen im Rückstand geblieben: desto grösser war nun die Zahl lohnender Aufgaben, welche die letzteren stellten, desto grösser auch die Lockung, die vorhandenen Lücken durch frische Leistungen auszufüllen.[2]) Natürlich war es auch, dass grade die Felder, welchen der Meister grossartige Unternehmungen gewidmet hatte, strebsame Schüler zur Mitarbeit reizten. Andre setzten, was er ehemals begonnen und dann unterbrochen hatte, nach seinen Anweisungen und seinem Vorbilde fort. Wie in der früheren Periode und aus gleichen Gründen (S. 38) traten Perioden ein, wo sich gleichsam epidemisch eine Vorliebe für ein oder das andre Gebiet einer Mehrzahl bemächtigte, dass bald die Dichter, bald Prosaiker, bald Geschichtschreiber, bald Philosophen, bald Grammatiker, bald die älteren, bald die jüngeren Perioden der griechischen oder römischen Litteratur vorzugsweise gepflegt wurden. Im Ganzen setzte sich doch ein erfreuliches Gleichgewicht der Interessen durch. Uebrigens führte selbstverständlich schon Form und Inhalt der Autoren zu tieferem Eindringen in mannigfaltige Disciplinen der Alterthumswissenschaft ein, in die Geschichte der Metrik und der Sprache (seit 1854/5 werden die lateinischen Inschriften herangezogen), in alte Geschichte und Chronologie, Verfassungswesen, Rechtsalterthümer, Geschichte der Philosophie. Neben den kritisch-exegetischen Arbeiten wurden Versuche angestellt, die Abfassungs- oder Aufführungszeit einzelner Tragödien oder Komödien zu bestimmen, die voräschyleische Trilogie, die Aeschyleische Tragikerschule, die Verhältnisse

1) Bernays an R. 13. Juli 1862. 2) R. an Joh. Schulze 5. Juli 1856.

der tragischen Chorodidaskalie, die bei Aristophanes berührten Persönlichkeiten, die Pinakographie der Alexandriner in neues Licht zu stellen, den Inhalt und Gang verlorener Schriften des Hellanicus, des Theophrast, des Kallimachus, des Varro, oder die Sillen des Timon aus den Fragmenten zu reconstruiren, die litterarischen Liebhabereien des Kaisers Claudius in ihren Folgen zu erläutern, die trümmerhafte Gesammtschriftstellerei eines Autors wie Suetonius zu einem Bilde zu vereinigen, die Quellen Plutarchischer Biographien, der litterarhistorischen Artikel des Suidas zu analysiren, verworrene Nachrichten über homonyme Autoren (wie Pausanias Fabius Gellius) zu lichten, den historischen Kern in legendenhaften Traditionen wie über Pythagoras zu ermitteln, die Compositionsgesetze griechischer Tragödien oder der Elegien des Propertius, des Hermesianax nachzuweisen; Controversen der Alterthümer zum Abschluss zu bringen.

Dennoch erhob sich erst wie dumpfes Grollen aus der Ferne[1]), dann in lauter Declamation sogar aus unmittelbarer Nähe[2]) der unverständige Vorwurf, als ob in den philologischen Seminarien Deutschlands, d. h. obenan in Bonn zu einseitig Kritik getrieben würde. R. nahm Gelegenheit, in seinen Aeschylusvorlesungen (8. Mai 1862) diesen Angriff gründlich zu widerlegen[3]); und in dem Jahresbericht von 1861/2 wiesen ihn beide Collegen mit folgenden Worten zurück, welche der Curator[4]) dem Minister als schlagend bezeichnete: „Es kann

1) Schon am Schluss der oben angeführten Aphorismen opusc. V 31 ruft der Verf. seine Zuhörer zum Zeugniss auf gegen die Anklage, „dass die Bonner Schule einseitige Critici und Grammatici mache, oder keine Pädagogen für die Schule erziehe." — „Was will man überhaupt gegen die Bonner Schule? sind nicht grade alle Seiten hier vertreten? missachtet irgend einer von denen, welche Einfluss üben, das Terrain des andren? fehlt es an freudig anerkennender Würdigung der sich ergänzenden Regionen? — Die Mehrzahl immer freilich exegetische Philologen; aber das ganz natürlich; schon des überwiegenden praktischen Schulbedürfnisses wegen. Zweierlei oder mehrerlei neben einander kann nicht jeder." 2) Vgl. Heimsoeth „die Wiederherstellung der Dramen des Aeschylus" 1861 S. 180—195. Dazu die Erwiderung des Verf. in Fleckeisens Jahrbüchern für Philol. 1862 S. 382—84. Vgl. Brambach: „Friedrich Ritschl und die Philologie in Bonn" S. 12 ff. 3) Brambach a. O. S. 15. 4) Beseler: 11. Januar 1863.

nicht die Meinung sein, wie kürzlich verlautete, 'Kritiker in der Weise zu bilden' und dadurch, dass man 'von vornherein nur Kritik übt und üben lehrt, der Aneignung des zur Kritik unumgänglich Nothwendigen hemmend in den Weg zu treten.' Allein wenn es feststeht, dass alle Erforschung des Alterthums ihre Wurzel hat in dem methodisch begründeten Verständniss der alten Schriftsteller, dass fast jede Schwierigkeit, fast jeder Zweifel auf irgend welchem Gebiet der Alterthumswissenschaft zurückzuführen ist auf ein Problem der Kritik und Hermeneutik, so ergiebt es sich mit Nothwendigkeit, dass die Kräfte sich heranbildender Philologen vor allen Dingen zu üben sind an den Aufgaben, welche die Herstellung corrupter Textworte, um das richtige Verständniss zu erzielen, darbietet. Sie sind das einfachste und sicherste Mittel, den noch ungeübten Philologen von concreten Fällen aus, die sein Interesse anregen, allmälig durch eigene Arbeit tüchtig zu machen, sich in den Besitz alles dessen zu setzen, was ihm durch Lehre überliefert wird, um selbständigen Gebrauch davon zu machen. Es sind Aufgaben, deren Umfang er übersehen, zu deren Lösung er sich selbst das Material herbeischaffen kann, an denen er seine geistigen Kräfte jedenfalls mit dem Erfolg versuchen kann, dass er, auch wenn er das Richtige verfehlt, klare Einsicht in die Gründe des Misslingens und die Weisung auf den richtigen Weg erlangt. Wenn es an der zweckmässigen Leitung nicht fehlt, welche namentlich darauf hinzuweisen hat, dass jeder einzelne Fall nur als ein der Kunde des Alterthums überhaupt angehöriger, unter Voraussetzung der dahin einschlagenden Kenntnisse, mit Erfolg behandelt werden könne, so werden die Seminaristen auf diesem Wege durch gemeinsame Arbeit Schritt vor Schritt zu bewusster und sichrer Handhabung philologischer Methode geführt werden. Es wird den so Herangebildeten obliegen, sich grössere und umfassendere Aufgaben nach dem Maass ihrer Kräfte und besondren Neigungen zu stellen"[1]) u. s. w.

Wenn sich sonach das Bonner Seminar auch nicht grade

1) Diese Auseinandersetzung scheint aus O. Jahns Feder zu stammen.

wie die sehr unähnliche Schule des Isokrates mit dem Trojanischen Pferde vergleichen liess, aus welchem lauter Heroen hervorgingen, so bleibt doch unbestreitbar, dass kein andres den Gymnasien und Universitäten auch ausserhalb Preussens und Deutschlands so viele und darunter so viel gute Lehrer, der Wissenschaft so viel tüchtige Arbeiter gezogen hat, dass ferner die dort bewährte Zucht auch im Auslande als vorbildlich geachtet wurde. Wie manche wissenschaftliche Unternehmungen von Bedeutung haben ihre ersten unscheinbaren Anfänge im Bonner Seminar genommen! Denn eben darin bestand die bewundernswerthe Divinationsgabe des grossen Lehrers, dass er, eine Fülle zusammenhängender und ineinandergreifender Pläne im Kopf tragend, zugleich mit unbedingter Liberalität bereit jeden fruchtbaren Gedanken, der ihm von andrer Seite entgegengebracht wurde, aufzunehmen und zu fördern, in jenen unreifen Versuchen auf frei gewähltem Gebiet die specifische Begabung des Einzelnen für ein besondres Feld und zur Ausführung einer bestimmten Aufgabe zu erkennen verstand. Bisweilen liess er den im Stillen beobachteten Keim noch schlummern, bis der geeignete Zeitpunkt zu seiner Erweckung gekommen schien: dann aber trieb er mit fast unwiderstehlicher Energie den Auserwählten in seine Bestimmung hinein. Im Kreise der Seinigen wurde gescherzt, dass er ein Zaubermittel besitzen müsse, um die jungen Leute zu bannen. Da verglich er sich mit dem Rattenfänger von Hameln und fügte hinzu: „wenn ich erst bei Einem Talent wittere, was nicht herauskann, den lange ich mir besonders und halte ihm eine Rede, nicht mit zarten Worten, deren Schluss ist: 'Sie können, folglich müssen Sie auch.' Selten schlägt mir das Mittel fehl."

Wer hätte nicht freudig das gewiesene Ziel verfolgt, gehoben und gebunden durch das Zeugniss der Kraft und des Könnens, welches ein so beredter Mund ihm mit auf den Weg gegeben hatte! Daher verfehlten auch die Preisaufgaben nicht leicht ihres Erfolges. Nur eine Wirkung der gegebenen Umstände war es, da der andre Director ausschliesslich Themata aus dem griechischen Alterthum zu wählen pflegte, dass R. die Verpflichtung fühlte, sich hierfür

vorzugsweise innerhalb des Lateinischen zu halten. Am nächsten lagen auch hier die Stoffe aus der älteren Periode, für die noch so viel zu thun war: die Annalen des Ennius, Cato's Origines, die Ueberlieferung des Lucrez, die Prologe des Plautus und Terenz, die Zwölftafelgesetze; oder epigraphische wie über die grammatischen Bestrebungen des Kaisers Claudius, oder eine Zusammenstellung aller chronologisch bestimmbaren Inschriften aus dem Rheinlande. Aber nichts lag ihm ferner als eigensinnige Beschränkung auf den engeren Gesichtskreis der eignen Studien. Wie er jeder Anregung zugänglich war, wo nur der Wissenschaft gedient werden konnte, so nahm er auch Vorschläge von Freunden bereitwillig auf. Hinter manchen Arbeiten und Arbeitsprojecten der Bonner Schule steckte als spiritus familiaris namentlich Bernays, der von Breslau aus es an gewichtigen und meist erfolgreichen Winken nicht fehlen liess. Besonders Aufgaben zur Geschichte der Philosophie und der Erudition wurden von ihm angeregt, z. B. die Untersuchung über die Schriftstellerei des Theophrast, welche in ihrem Verfolge auf den Plan einer neuen Bearbeitung sämmtlicher griechischer Philosophenfragmente führte.

In umfangreichere Aufgaben theilten sich Mehrere: so beschäftigte eine über Ennius nicht weniger als 4 Seminaristen, welche ebensoviele Dissertationen über verschiedene Partien lieferten; dem Sieger überliessen zwei seiner Mitbewerber ihr gesammeltes Material für eine umfassende Bearbeitung der Annalenfragmente. *Unitis viribus* brachte (1858) ein Bonner Siebengestirn schon reiferer Philologen die erste kritische Textgestaltung der kürzlich von Pertz Vater entdeckten Fragmente des Granius Licinianus, womit die ohnmächtige Leistung des Sohnes total zu Boden geschlagen wurde. Die unhöfliche That machte sehr böses Blut in Berlin. Natürlich hielt man trotz des Vorberichtes den Meister hinter den Coulissen für den eigentlichen Anstifter, der doch erst von der Sache erfahren hatte, als sie fertig war und er nur noch seine Einwilligung zu der Dedication an ihn zu geben hatte. Allerdings fand er keinen Grund, für ein empfindliches Vaterherz, selbst wenn es in

einem Berliner Geheimrath und Akademiker schlug, um Schonung zu bitten.

Einige jener Schülerarbeiten schmückten Beiträge aus des gütigen Meisters eigner Feder: der Büchelerschen Erstlingsschrift *de Ti. Claudio Caesare grammatico* (1856) schickte er eine Vorrede in Gestalt einer lateinischen Empfehlungsepistel an Mommsen und Henzen voraus; in der Reifferscheidschen Sammlung der Ueberreste aus den vielbenutzten Werken Suetons (1860) bearbeitete er selbst die *vita Terentii.* Den Anstoss dazu hatten im Jahr 1857 die sorgfältigen Mittheilungen des Baseler Philologen K. L. Roth[1]) über zwei Pariser Handschriften jener Biographie gegeben, welche die Ueberzeugung verstärkten, dass die ältere derselben die Hauptgrundlage für die Kritik des Textes bilden müsse. Auf den alten Plan, auch den Terenz einmal herauszugeben, hatte R. noch nicht verzichtet: im Jahr 1854 hatte er mit Tauchnitz über einen Text des Plautus wie des Terenz abgeschlossen, auch an den Commentar des Donat gedachte er sich mit der Zeit zu machen.[2]) Jener Aufsatz von Roth brachte ihn im März 1857 auf den Gedanken, im nächsten Herbstproömium als Grundlage für die winterlichen Seminarübungen, in denen Terenz vorgenommen werden sollte, jene Biographie mit den gehörig geordneten Pariser Varianten nach Roth herauszugeben.[3]) Die Langeweile jenes Aachener Curaufenthaltes (S. 274) im April vertrieb er sich damit, auf dem Sopha liegend Emendationen dazu auszuhecken, vorläufig ganz ohne Bücher (nicht einmal die übrigen Schriften Suetons waren zur Hand), so dass Vieles noch ganz in der Schwebe bleiben musste, was erst in Bonn den endgültigen Abschluss finden konnte.[4]) Indessen erliess

1) Rhein. Mus. XII 174 ff. Vgl. R. an Fleckeisen 31. März 1857: „*si modo* der Ausdruck 'Aufsatz' passt für ein so wenig lesbares Häcksel, aus dem sich so viel Hübscheres hätte machen lassen.“ 2) R. an Keil 25. August 1851: „denn irgend einmal komme doch auch ich noch an den Donat, wenn die Götter keine Schranken setzen.“ 3) R. an Fleckeisen 31. März 1857. 4) An Fleckeisen 14., 16. April 1857. Die Briefe schütten eine Fülle von Vermuthungen aus, am 14. z. B. die Herstellung des Licinusverses: '*simitur Hecura sexta explosast fabula*', wofür am 16ten *exclusast* gefunden wurde. Unter vielem Andren an demselben Datum auch das berühmte *cum fabulis conversis a Menandro.*

er doch gleich von dort Depeschen nach Leyden[1]) und Rom, um wo möglich noch andre Handschriften auftreiben und vergleichen zu lassen. Die Sache hatte ihn nun gepackt, so dass sie ihn nicht mehr losliess: den ganzen Mai hindurch flogen von Bonn aus Zettel und Briefe mit Vorschlägen, Fragen, Erwägungen an stimmfähige oder dienstbereite Freunde. Schopen stellte bereitwillig seine Donatcollationen zur Disposition, die zur Controle der Rothschen Angaben nützliche Dienste leisteten.[2]) Zur Veröffentlichung kam es aber vor der Hand noch nicht. Erst das Reifferscheidsche Buch, welches im Jahr 1858 unter die Presse ging, veranlasste R. trotz augenblicklicher körperlicher Leiden die beabsichtigte kritische Ausgabe der Biographie mit Apparat und ausführlichem Commentar für den Druck zurecht zu machen.[3]) Zunächst erschien in den Proömien für den Sommer 1859 und den folgenden Winter die Recension der schwierigen Dichterstellen mit eingehender Begründung.[4]) Die Fortsetzung blieb einstweilen den Winter über liegen, weil der Arme mit seiner Gesundheit gar zu viel zu thun hatte, bis ihn im Mai 1860 diejenige „Berserkerwuth“ der Arbeit ergriff, welche ihn alles andre daneben vergessen liess und von jeher das beste Mittel für ihn gewesen war, „pressante Sachen wirklich resolut fertig zu bringen.“[5]) Der „un-

1) An Mehler 2. April 1857. Am 24. April dankt er bereits für die empfangene Collation der Leydener Handschrift. 2) Alle streitigen Stellen sah der stets gefällige Benedict Hase an Ort und Stelle nach. Dennoch brachte Fröhner Philol. XIII (1861) S. 357 ff. eine Nachlese. Diese Ungewissheit liess R. keine Ruhe, so dass er im Juni 1864, als Teubner eine Separatausgabe der litterarhistorischen Biographien und Fragmente Suetons drucken lassen wollte, Brunn, der grade in Paris anwesend war, um eine abermalige Collation aller zweifelhaften Stellen anging (22. Juni 1864). 3) An Fleckeisen 26. October 1858. 4) An Fleckeisen ohne Datum: „Als ich übrigens das Proömium schrieb, konnte ich doch noch nicht mit so leidlicher Freiheit, wie jetzt, über meine Geisteskräfte disponiren. Daher Du das Ganze etwas weitschweifig finden wirst, wie ich selber. Für das Reifferscheidsche Buch werde ich natürlich Alles viel mehr zusammen drängen. Das gilt auch für das nächste“ (sc. Proömium). Gekürzt ist später wenig, nur die Einleitung über die handschriftlichen Mittel. 5) An Fleckeisen 26. Mai 1860. An Pernice 31. Mai 1860: „Niemand

überwindliche eingeborne" Trieb, „die Sachen in die letzten Enden zu verfolgen und bei den äussersten Wurzelfasern, die überhaupt erreichbar sind, zu erfassen", hielt ihn aber doch trotz aller früheren Vorarbeiten noch vier volle Wochen bei der äusserlich wenig umfangreichen Aufgabe fest. Denn wie er schon das Manuscript abschicken wollte, liess es ihm im letzten Augenblicke keine Ruhe, dass er eigentlich die Kaiserbiographien noch nicht gründlich genug durchgearbeitet habe, um über manches Sprachgebräuchliche mit Zuversicht zu entscheiden. So holte er denn dies in aller Eile nach, was ihm noch manche schöne Beobachtung eintrug.[1])

Wenige seiner kleineren Arbeiten hat er mit so liebevollem Eifer, in so lebhaftem Wechselverkehr mit den Freunden[2]) gepflegt als dieses in seltener Weise vollendete Kabinetstück feiner Methode und glänzender Divination.[3])

Die wissenschaftlichen Anregungen, welche von R. ausgingen, blieben indessen keineswegs auf seine Schule be-

kann aus seiner Haut heraus, schriebst Du erst neulich; ich auch nicht. Wenn mir einmal was Litterarisches auf die Finger brennt, hab' ichs noch jedesmal nur so zu Stande gebracht, dass ich mit wahrer Berserkerwuth nicht links, nicht rechts gesehen und alle andren Rücksichten mit Füssen getreten habe. Es ist eine Lumperei: aber ich hatte sie Teubnern seit 2–3 Jahren versprochen, und seit 5—6 Monaten hat er in Erwartung meines Manuscriptes einen Druck unterbrechen und ganze Bogen Satz stehen lassen müssen etc. etc." 1) An Fleckeisen 2. Juni 1860. Auch das schöne *aureolo* in den Versen Cäsars fiel ihm im letzten Moment noch in den Schoss. Die Absicht, im Rhein. Mus. die Vorschläge Bergks zur vita Terentii einer Prüfung zu unterziehen, hat er nicht ausgeführt: Stichhaltiges fand er nichts darin als *nusquamst* (an Fleckeisen 5. Januar 1861). 2) An Fleckeisen ohne Datum: „Aber von freien Stücken werde ich mich künftig nicht wieder so in die Walkmühle von allen möglichen Epikriseis begeben, weil man so ja gar nie zum Ende kömmt und von einem Zweifel in den andren geschleudert wird. Lieber, so weit nun eben der eigene Blick reicht, die Sache frisch abgemacht und ins Publicum hineingeworfen, dass man sie los ist und vom Herzen herunter hat: mögen andre nun dran pflücken und rupfen, soviel sie wollen, und besser machen soviel sie können; mindestens behält man doch immer das Verdienst, ihnen die Anregung dazu und die Schulter dargeboten zu haben, auf der sie nun höher steigen." 3) Wieder abgedruckt opusc. III 204—280.

schränkt. Wie viele Gelehrte nicht allein der jüngeren Generation, die niemals zu seinen Füssen gesessen, sich auf Grund des Studiums seiner Schriften als seine Schüler bekannten, beweisen zahlreiche Briefe und Widmungen. Das warme Interesse, welches er jedem Unternehmen, das Nutzen für die Wissenschaft versprach, entgegenbrachte, der einsichtige Rath und die thätige Hülfe, welche er jedem Arbeiter, der sich an ihn wandte, zu Theil werden liess, bewirkte, dass ihm ungesucht eine Art litterarischen Principates auf dem Gebiete der kritischen Philologie zufiel, dass Regierungen und Verleger sein Gutachten einforderten, seinen Anträgen und Empfehlungen mit unbedingtem Vertrauen Folge gaben.[1]) Selbst auswärtige Akademien hat er wenigstens mittelbar inspirirt. So ist auf seinen Vorschlag, der wiederum von Bernays eingegeben war[2]), die nach streng philologischer Methode angelegte Wiener Ausgabe der lateinischen Kirchenschriftsteller ins Leben getreten. Das dringende Bedürfniss hatte er bereits vor einem Jahrzehnt hervorgehoben.[3]) Durch ihn wurde Vahlen bestimmt, den bezüglichen Antrag in der Akademie (Januar 1863) zu stellen. In R.s Hand liefen die Fäden der Verhandlungen von vielen Seiten her zusammen. Er war es, der zur Rollenvertheilung Wesentliches beitrug, der namentlich Halm dem grossen Werke gewann[4]), Zangemeister für Orosius vorschlug, Reifferscheid, der zugleich zur Bereisung französischer und italiänischer Bibliotheken ausersehen war, für Tertullian.[5])

---

1) So hat er z. B. den Hesychius von M. Schmidt dem preussischen Ministerium in einem Gutachten vom 24. März 1857 auf den Wunsch des Herausgebers und des Verlegers warm empfohlen. 2) R. an Bernays 26. November, Bernays an R. 29. Nov. 1862. Von R. erbat man einen ausgearbeiteten Plan (Vahlen an R. 22. December 1862), dieser forderte am 26. December Bernays zur Abfassung auf, am 28. sandte derselbe das Begehrte an R. Die ursprüngliche Absicht ging sowohl auf die griechischen wie auf die römischen ecclesiastici. Die Griechen wurden dann vorläufig zurückgestellt wegen der Concurrenz von Dindorf (R. an Bernays 14. Januar 1863). 3) In der Abhandlung *de fictilibus litteratis* (1853) = opusc. IV 278. 4) Sein Lactanz sollte den Reigen eröffnen: R. an Bernays 29. März 1864. 5) Das von Vahlen (an R. 20. März 1864) redigirte Programm des ganzen Unternehmens ist aus den Sitzungsberichten der Wiener Akademie abgedruckt im Rhein. Mus XIX (1864) S. 317* ff.

Wichtiger als Alles war der in Gemeinschaft mit Halm angelegte Plan eines neuen Lexicons der lateinischen Sprache in grossartigstem Stile. Dieser Thesaurus, welcher den neusten Fortschritten der Wissenschaft folgend das gesammte Sprachmaterial aus Inschriften und Autoren nach den zuverlässigsten Texten kritisch revidirt vereinigen sollte, war auf mindestens 4 Folianten berechnet, die Vorarbeiten (theils erschöpfende Specialwörterbücher, theils das Charakteristische heraushebende Excerpte) auf eine etwa zehnjährige Dauer. Im Januar 1858 platzte die in aller Stille vorbereitete „Bombe"[1]). Die Münchener wissenschaftliche Commission stellte den betreffenden Antrag und der bayrische Cultusminister genehmigte denselben.[2]) Zunächst wurde Fleckeisen zugezogen, um über die Wahl der Mitarbeiter und die Vertheilung des Stoffs unter sie zu berathen. Den Verlag wollte die Teubnersche Firma übernehmen, zum Redactor des Ganzen wurde der jugendliche Bücheler ausersehen, der eben im Begriff stand sich in Bonn zu habilitiren. Nun sollte er zu gedachtem Zweck, gleich als extraordinarius der dortigen Universität, seinen Wohnsitz in München aufschlagen. Zur Bestreitung der Kosten war eine vorläufige Beisteuer von 10 000 Gulden vom König Max[3]), eine noch höhere von Teubner in Aussicht gestellt. Es fehlte nur noch das Pünktchen auf dem *i*: die königliche Unterschrift und die Ausfertigung des Contractes[4]) mit dem Buchhändler. Schon hatten in den ersten Apriltagen eingehende Conferenzen in Bonn mit Halm und dem Teubnerschen Abgesandten[5]) stattgefunden. Vor der Wiener Philologenversammlung im Herbst desselben Jahres hielt Halm einen Vortrag über Zweck und Plan des Unternehmens. Aber an einer verhängnissvollen Sinnesänderung im Kabinet sollte auch dieses ebenso wie das oben erwähnte inschriftliche scheitern. In einer Anwandlung von Reue über soviel Wissenschaftsluxus, zumal bei der drohenden Aussicht, dass Bayern als Glied des deutschen Bundes in den

---

1) R. an Fleckeisen 23. Januar 1858. 2) Halm an R. 14. Januar 1858. 3) Halm an R. 18. Januur 1858. 4) Entworfen im Juni. 5) Fleckeisen war durch Krankheit am Erscheinen verhindert. Die Correspondenz mit ihm über diese Angelegenheit läuft bis zum 26. October.

bevorstehenden Krieg zwischen Oesterreich und Sardinien nebst Frankreich verwickelt werden könnte, zog der König urplötzlich mit einem Federstrich seine Bewilligung zurück. Als nach ziemlich langer Zeit eine abermalige Anknüpfung versucht wurde, bat R. mit Weiterem verschont zu bleiben.

So ist denn freilich Manches in herbis stecken geblieben, z. B. auch ein biographisch-bibliographisches Lexicon zur Geschichte der Philologie, wofür Klette prädestinirt schien[1]), ein Handbuch zu gleichem Zweck wie der später erschienene *Nomenclator philologorum* von Eckstein (1871).

Dass aber auch in ihren litterarischen Publicationen die Bonner Schule gesammelt und einheitlich auftreten konnte, dazu halfen einander ergänzend die Teubnersche Buchhandlung und das Rheinische Museum.

Die Verbindung mit der Leipziger Firma vermittelte seit Anfang der fünfziger Jahre Fleckeisen, dessen Jugendfreund A. Schmitt, der Mitarbeiter und spätere Theilhaber jenes Geschäftes, schon damals grossen Einfluss auf den wissenschaftlichen Verlag desselben ausübte und zu dessen bedeutendem Aufschwung wesentlich beitrug. Der grosse Stil, in welchem die Geschäfte behandelt wurden, und die schöne Ausstattung der Verlagsartikel hatte R.s ganzen Beifall. „Ausser Zweifel steht," schrieb er nach einem Besuch in Leipzig[2]), „dass *in genere philologico* der Teubnersche Verlag sich mit wahren Adlerschwingen über alles Aehnliche emporhebt." Wenn er durch seine eignen unglücklichen Geschäftsverhältnisse vorläufig verhindert war, auf die entgegenkommenden Anerbietungen des Hauses für seinen Plautus und sein Inschriftenwerk einzugehen[3]), so liess er

1) R. an Bernays 13. August, 8. October 1855. 2) An Fleckeisen, Karlsbad 30. Juli 1855. 3) R. an Fleckeisen 1. März 1853. Nachdem der Verlag des Plautus an Teubner übergegangen war, schrieb R. an Fleckeisen 7. März 1858: „Es kömmt mir ganz so vor in meinem Gefühl, als wären auch wir wie durch ein neues Band mit einander verbunden. Und eine ähnliche Empfindung, wie von solidarischer Zusammengehörigkeit, habe ich auch, wenn ich an unsre andren theils gleichaltrigen theils jüngern Freunde denke, die, durch Gemeinsamkeit der Bestrebungen und

seinen Schülern zu Gute kommen wovon er selbst einstweilen keinen Gebrauch machen konnte: die römischen Tragikerfragmente eröffneten die Reihe der philologischen Werke aus der Bonner Schule, welche unter jener stattlichen Flagge in die Welt gingen; die Komikerfragmente, Ennius, die römischen Grammatiker, Virgil, Sueton, Frontins Büchlein über die Wasserleitungen und vieles andre schon Erwähnte oder noch zu Erwähnende schloss sich an.

Man hat vermisst, dass die kritischen Textausgaben und Fragmentsammlungen, welche aus ihr hervorgingen, nicht auch mit sachlichem und grammatischem Commentar ausgerüstet waren, als ob Jeder Alles zu leisten verpflichtet wäre. Es kam zunächst darauf an, die Grundlagen und Werkzeuge denen, welche damit umzugehen wissen, zuverlässig und sauber zu weiterer Arbeit in die Hand zu geben. Hätte z. B. jedes Plautinische Stück gleich mit einem Commentar erscheinen sollen, so würde ein noch geringerer Bruchtheil des Apparates zur allgemeinen Benutzung jetzt vorliegen, und Aehnliches gilt von andren Unternehmungen.

Noch reichhaltiger und umfassender ist der Ueberblick, welchen die Jahrgänge des Rheinischen Museums über die Studien der Bonner Schule aller Generationen eröffnen. Zwar hatte auch diese Zeitschrift eine Krisis in den Stürmen des Jahres 1848 durchzumachen, doch unterlag sie ihr nicht wie andre. Noch zu Ende Februars 1849 freilich schlich Alles zwischen Sein und Nichtsein dahin, es sah aber doch schon so aus, als ob die Wage sich nach dem ersteren neigen wolle. Bonner Collegen wie Brandis, einer der Begründer, in Berlin der treue Gönner Joh. Schulze interessirten sich lebhaft für den Fortbestand und sorgten dafür, dass das Ministerium nach wie vor 40 Exemplare der Zeitschrift abnahm.[1]) Nach grade einjährigem Schwanken erklärte der Verleger (3. März 1849) seinen Entschluss sie weiterzuführen. So wurde denn ohne Unterbrechung immer rüstig fort gearbeitet, redigirt und gedruckt; dass es an interessantem

---

der wissenschaftlichen Methode verbunden, nun eine Art von förmlichem Central-Brennpunkt an der T.schen Firma gefunden haben." 1) Ministerialerlass vom 18. Juni 1849.

und bedeutendem Inhalt nicht fehlte, dafür sorgten schon die Federn der Herausgeber, denen sich seit 1850 für den siebenten bis neunten Jahrgang auch auf dem Titelblatt Jacob Bernays, längst stiller Mitredacteur (S. 79), anschloss. Nach seinem Fortgange betheiligten sich mehr hinter den Coulissen an dem technischen Geschäft der Redaction zunächst Brunn und Leopold Schmidt, dann Vahlen Bücheler Klette. Vorübergehend (1857), unter besondren Umständen, liess auch Fleckeisen einmal seine musterhafte Sorgfalt dem Museum in der Stille zu gute kommen.[1])

„Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen.“ Darum wurde mit grossem Bedacht darauf gehalten, in jedem Heft möglichst bunt wechselnden Stoff zusammenzustellen, selbst in der Anordnung, einer beabsichtigten Unordnung, dem Leser entgegentreten zu lassen. Auf Inedita und andre Delicatessen für Feinschmecker wurde fleissig Jagd gemacht. Allzulange Abhandlungen wurden nur sehr ungern, wenn es um der Sache oder des Verfassers willen nicht anders ging, aufgenommen und dann immer auf mehrere Hefte vertheilt. Um auch dem persönlichen Element, welches doch für die Menge immer den grössten Reiz hat, sein Recht zu gönnen, wurde hier und da auch eine Recension zugelassen; besonders willkommen waren daher solche Artikel, welche an jüngst Erschienenes anknüpften, in die neuste Bewegung der Wissenschaft unmittelbar eingriffen. Grundsatz war, der sachlichen Ueberzeugung, wenn sie auf gründlicher Forschung beruhte, unbeirrt durch persönliche Rücksichten, das Wort zu gönnen, alle Parteilichkeit auszuschliessen.

Besonders quollen aus Ritschls Füllhorn unablässig die anregendsten Beiträge, von denen nur ein Theil in Obigem verzeichnet ist. Nachdem der 6te Band (1848) den grossen Aufsatz über die Schriftstellerei des Varro gebracht hatte, begann mit dem folgenden schon die Reihe der Plautinischen Excurse und demnächst der zahlreichen kleineren und grösseren Bemerkungen, Mittheilungen und Untersuchungen grammatisch-

1) Seinem vermittelnden Einfluss verdankt die Zeitschrift, dass ihr seit dem 14ten Jahrgang (1859) besseres Papier und neue Schrift bewilligt wurde.

epigraphischen Inhalts, welche, wie es in einer wissenschaftlichen Zeitschrift sein soll, das frisch pulsirende Leben der damals glühenden Studien unmittelbar ausstrahlten, der freien Debatte und dem Verkehr der Geister ein fröhliches Feld eröffneten: hauptsächlich im 9ten Bande (1854) die wichtige Abhandlung über die älteste Scipioneninschrift, im 14ten (1859) die 5 epigraphischen Briefe an Mommsen, im 16ten (1861) die „Vocalunterdrückung in der Schrift". Dazwischen und daneben ein Gewimmel kürzerer polemischer, nachtragender, corrigirender Notizen, Winke und Belehrungen, z. B. grade in dem letztgenannten Jahrgange der heitere Brief, welcher dem Collegen Sell und wohl nicht minder den übrigen Juristen, wenn sie ihn gelesen haben, sowie den Sprachforschern[1]) über Ableitung und Bedeutungswandlung der Wörter *damnum damnare damnas* ein Licht aufsteckte.[2]) Auch die Studien der vierziger Jahre wurden gelegentlich wieder aufgenommen und fortgeführt. So die Nachträge zur Stichometrie[3]), veranlasst durch den reichen handschriftlichen Apparat zu Diogenes, welchen Cobets Gefälligkeit durch R.s Vermittlung[4]) dessen Schüler Usener für seine Arbeiten über Theophrast zur Verfügung stellte. In demselben Bande legte der Herausgeber Mercklins und Brunns Briefe über die Varronischen Imagines vor und gab in Kürze seine eignen abschliessenden Bemerkungen, erläuterte auch seine unbeachtet gebliebenen Verbesserungen zweier Rechnungsfehler in Xenophons Anabasis, welche bereits in jener anonymen Jugendausgabe (I 99) angegeben waren. Einem „Liebhaber des Terenz"[5]), der, den Beruf in sich fühlend sich um seinen Dichter verdient zu machen, zu dem Ende nach Paris reisen möchte, um den durch Bernhardy's trügerischen Sirenengesang vorgespiegelten Schatz einer „sehr alten" Handschrift zu heben, bemühte er sich durch authentische Nachricht über

1) „Auf die Alten ist gar nichts zu geben: sie waren in der Etymologie Kinder. Aber wenigstens Naturkinder, während die Neueren Kunstkinder geworden sind." 2) Opusc. II 709—714. 3) Rhein. Museum XIII = opusc. I 190 ff. 4) R. an Geel 27. Juni 1857, 4. Mai 1858. 5) Es war Geppert gemeint: R. an Keil, Blankenberghe 25. August 1851.

dieselben und charakteristische Proben „die Reisekosten zu ersparen“.[1])

Ein geistreiches Horatianum, welches Bernays aus Breslau sandte (XI 1857), veranlasste die schneidende Kritik einer horazischen Ode[2]), welche von Peerlkampschem Standpunkte, aber mit siegreicheren und kunstgerechteren Waffen dem „Schulvorurtheil von der intacten Ueberlieferung horazischer Poesien“ entgegentrat, dessen tiefeingefressener Rost nicht oft und scharf genug mit Feile und Scheidewasser angegriffen werden könne. Vor kurzem war Franz Ritters Horazausgabe erschienen, welche prophezeite, es werde eher gelingen dem Hercules seine Keule als dem Horaz einen Vers zu entwinden. An ihn und andre Retter wird er gedacht haben, als er „auf die Gefahr des λευστὴρ δήμου μόρος hin“ bekannte, Linkers scharfes Messer „im Allgemeinen sehr viel wohlthätiger und verdienstlicher zu finden als das glaubensselige Hantieren mit den stumpfen Werkzeugen, mit denen man aufgesetzte Flicken und vorstehende Näthe zu glätten und auszugleichen sucht, um nur ja der süssen faulen Gewohnheit kein Aergerniss zu geben“. Tapfre Worte, die cum grano salis verstanden vielleicht noch einmal wieder zu Ehren kommen, wenn die neuerdings eingetretenen Fluthen der Reaction, die ja vorübergehend auch ihr Gutes hat, sich werden verlaufen haben.

Durch eine Seminardisputation (vor 1851) veranlasst ist die wegweisende kritische Behandlung der verzweifelten Cicerostelle über die Servianische Centurienverfassung[3]), die den Verfasser schon vor 18 Jahren beschäftigt hatte.[4]) Zunächst räumt er mit den Stümpereien und Vorurtheilen der Vorgänger kurz und schlagend auf, bereinigt die Vorfrage der correcten stilistischen Fassung und macht den Grundsatz einer methodischen Kritik, welche sich an die erste Hand statt an die noch so verführerischen Besserungen der zweiten zu halten hat, geltend, um dann, unbeirrt von der einstweilen unlösbaren Frage, was Cicero wirklich geschrieben habe, durch eine glänzende Operation wenigstens die wahrschein-

1) Rhein. Museum VIII = opusc. III 277 ff. 2) Ueber Horatius Carm. II. 1 = opusc. III 602 ff. 3) Rhein. Mus. VIII 1852 = opusc. III 637—650. 4) Göttling an R. 23. Juni 1835.

liche Fassung der Originalhandschrift unsrer Ueberlieferung festzustellen. Wenn sich hiernach ein antiquarisch verwendbares Resultat freilich nicht herausstellte, so gestanden doch Alle, welche nach diesem Vorgänger die Sache wieder aufgriffen, dass nur auf dem von ihm gelegten Fundament weiterzubauen sei. Auch diesmal (wie bei den Verhandlungen über die Varronische Porträtsammlung) bildete das Rheinische Museum den Sprechsaal für eine angeregte und förderliche Discussion.

Zu allerhand kritischen Miscellen, „Bladvullingen", wie sie das augenblickliche Redactionsbedürfniss mit sich brachte[1]), gaben Vorlesungen, Seminar, Anfragen und Bemerkungen der Freunde die Anregung. Auch für gelegentliche Erheiterung der Leser war gesorgt. Die merkwürdigen Palimpsestblätter und Streifen mit vermeintlichen Ergänzungen des lückenhaften Ciceronischen Buches *de fato*, welche Ferrucci entdeckt haben wollte und durch seinen Freund Cavedoni mit salbungsvollem Pathos an die grosse Glocke schlagen liess, wurden mit vernichtendem Sarkasmus als purer Schwindel erwiesen[2]); und als der gekränkte Advocat einige Jahre später sich über den in Deutschland herrschenden „Rationalismus", der auf Litteratur und Kunst mit Verachtung herabsehe, bitter beklagt, der deutschen Philologie empfohlen hatte, „den Zügel der Grazien" aus den Händen der Italiäner zu empfangen und zur „gesunden" Kritik zurückzukehren, schliesslich aber sich gar als lateinischer Poet entpuppte, so wurde auch diese Apologie des wunderbaren Fundes sowie seine der anerkannten Gesetze der Prosodie und Metrik spottende Muse mit heiterster Grazie und unerbittlicher Klarheit beleuchtet.[3])

Mit nicht minder anmuthiger Ironie wurde der Werth

---

1) Vgl. opusc. I 744 Anm. 2) Rhein Mus. IX 1854 = opusc. III 674—682. 3) Rhein. Mus. XIII 1858 = opusc. III 683—696. Dass Schneidewin „in einer schwachen Stunde" den Fund in den Göttinger Gelehrten Anzeigen angepriesen hatte, wofür er sich eine lateinische Dankelegie des Italiäners verdiente, war seinem Freunde R. unbekannt, als er den ersten der beiden Artikel (datirt vom 3. November 1853) schrieb: R. an Bernays 5. Januar 1854.

einer andren Perle erörtert, welche wiederum ein Italiäner zur Ergänzung einer Lücke in Herodians Kaisergeschichte hatte einschmuggeln wollen.[1]) Auch die wohlthuende Milde des Urtheils und das massvolle Verständniss soll unsrem Freund nicht vergessen sein, womit er sich des geschmähten Cicero[2]) annahm, nachdem „der unübertroffene Meister subjectiver Geschichtschreibung“ ein unbarmherziges, von unverhohlener Antipathie beherrschtes Todtengericht über denselben gehalten hatte. Mommsens römische Geschichte hatte im Frühling 1856, als er sie in Wiesbaden mit Bewunderung[3]) durchlas, R.s Sinnen und Sein ganz in Beschlag genommen. Als er bei wiederholtem Aufenthalt (im August) den dritten Band, mit weniger Zustimmung als die früheren, kennen lernte, bekam er auch Bunsens Aegypten in die Hände und war erfreut einen Bundesgenossen in seiner Schätzung des Verurtheilten zu finden. Denn nicht nur dem „Träger des Geschmackes in lateinischer Rede und Sprachbildung“ wollte er die verdiente Pietät nicht geschmälert wissen: sein Blick war unbefangen und sein Herz warm genug, neben starken Schatten auch die Lichtseiten des hochbegabten Römers ins Auge zu fassen und den echt menschlichen Zug in ihm zu lieben, den er in Bunsens schönen Worten mit Genugthuung anerkannt sah. Und als er mehrere Jahre später von Bernays auf das Urtheil des Neapolitaners Galiani gewissermassen als eines *Mommsenus ante Mommsenum* aufmerksam gemacht war[4]), leitete er die pikante Stelle aus der französischen Correspondenz des geistreichen Zeitgenossen Voltaire's mit einer eleganten französischen Epistel an sich selbst ein[5]), die kein andrer als er einem pseudonymen Monsieur 'A. de S.' in die Feder dictirt hatte, und begleitete sie ferner mit einem deutschen Nachwort, worin er mit streng philologischer Akribie das Textverhältniss der beiden gleichzeitigen Ausgaben jenes Briefwechsels nachwies und ausser vielen kleinen Verbesserungen

1) Rhein. Mus. XIII 1858 = opusc. I 541—550. 2) Rhein. Mus. XI 1856 = opusc. III 697—701. 3) R. an Lehrs 21. April 1856. 4) Bernays an R. 12. October 1862. 5) Rhein. Mus. XVIII (1863) = opusc. III 701—708.

des Ausdrucks die Sinnlosigkeit einer Stelle durch eine Emendation aus der andren Quelle beseitigte.[1]) Mit Recht wunderte sich der Freund, woher der Vielbeschäftigte die Zeit hernehme „zu all der Sorgfalt für das Kleine neben der Vollendung all des Grossen“[2]); fand übrigens, jener Artikel sei „ein sehr angenehm säuerndes Ferment in der massa der philologischen Gelehrsamkeit.“[3])

Ein lateinisches Schreiben R.s an die Pariser Akademie, mit wunderlicher Archaisirung des Datums in den Comptes rendus derselben[4]) abgedruckt, gab Anlass zu der heitren epigraphischen Miscelle „zur römischen Kalenderdatirung.“[5]) Zur Schärfung der philologischen Gewissen traten am Schluss einzelner Hefte seit 1858 bisweilen anonyme *Erotemata philologica* (zuerst mit der Unterschrift U. A. W. G.) auf, zu denen auch die Freunde beisteuerten, in ihrer scharf geschliffenen Form grösstentheils von R. abgefasst[6]), eine Art Xenien, welche gewisse Verkehrtheiten und Schwächen der zeitgenössischen Philologie mit ironischen und stachligen Bedenken begleiteten. Es sollte sich eine Art *censura perpetua* mit der Zeit daraus entwickeln. Am häufigsten ist Unkenntniss der Prosodie und Metrik als der wundeste Fleck der lebenden Generation berührt. Aber auch manches praktisch beherzigenswerthe Wort ist zur rechten Zeit gesprochen, z. B. gegen die Verunstaltung lateinischer Autorentexte durch die Marotten barbarischer Abschreiber, was in den vierziger und fünfziger Jahren als Finesse galt. R.s Grundsatz war, jeden antiken Schriftsteller in dem Gewande vorzuführen, in dem ihn die Gebildetsten der Nation zu deren Blütezeit lasen; für die Orthographie des heutigen Gelehrtenlateins aber empfahl er diejenigen Formen, welche in der Zeit Quintilians herrschten, als die formale Seite der Sprache bis zu ihrem Höhepunkt

---

1) Ueber diese Frage wurde ein reger Billetaustausch zwischen R. und dessen Collegen Monnard unterhalten. 2) Bernays an R. 17. März 1863. 3) Bernays an R. 27. März 1863. 4) Janvier 1863 p. 6. 5) Rhein. Mus. XVIII 1863 = opusc. IV 757—759. 6) Die von R. herrührenden sind gesammelt opusc. II 722—726. V 597—600; einige darunter sind aus den Fleckeisenschen Jahrbüchern von 1860. Eine zweite Serie folgte in den Jahren 1870/3 = opusc. V 600—612.

entwickelt war.[1]) Die Uebertragung der steifen Namens- und Wortformen, wie sie für die classische Zeit nachgewiesen sind, in unsren deutschen Sprachgebrauch bezeichnet er mit Recht als Pedantismus.

Alles in Allem betrachtet nahm das Rheinische Museum wohl unbestritten den ersten Rang unter den philologischen Zeitschriften jener Periode ein durch Mannigfaltigkeit des Stoffs, anregende Kraft ihrer Artikel und bei allem Anstand frische Haltung des Tons. Jeder Jahrgang brachte zu den alten Mitarbeitern neue, Zöglinge der Bonner Schule sowohl als andre Gelehrte: kein philologischer Name von gutem Klang, der nicht in der Liste stünde; auch die Schweiz, Frankreich, England, Italien ist durch Beiträge vertreten. Es war daher ziemlich überraschend, dass die Regierung der neuen Aera im Jahr 1862 aus Sparsamkeit, wenn auch ohne persönliches Misswollen, die seit Niebuhrs und Altensteins Zeiten stets bewilligte, ohnehin geringfügige Unterstützung des Museums auf weniger als die Hälfte reducirte, indem sie statt 40 Exemplaren von nun an nur 16 zur Vertheilung an Gymnasien übernahm.[2]) Doch setzten Verleger wie Herausgeber eine Ehre darein, sich durch eine solche Ungunst nicht abschrecken zu lassen. Im zweiten Heft des laufenden (17ten) Jahrganges erschien eine Erklärung der Redaction vom April 1862, welche allzu ängstliche Gemüther über das Fortbestehen beruhigte[3]); und in der That blühte das Museum fröhlicher als jemals. „So muss den Frommen Alles zum Guten ausschlagen“ schrieb R.[4]) triumphirend an Joh. Schulze, der bereits aus den Geschäften ausgetreten war.

6. Jubiläen.

In der That ruhte überall sichtlicher Segen auf der reichen Aussaat. Eine längst ersehnte Gelegenheit dem theuren Meister öffentliche Zeichen der Dankbarkeit zu widmen, brachte der 25jährige Gedenktag der Halleschen Doctorpromotion (I 56), der 11. Juli des Jahres 1854. Eine Schaar ältester und

---

1) Opusc. II 724 f. 2) Ministerialschreiben vom 23. Januar 1862.
3) Opusc. V 765 f. 4) 14. Januar 1863.

älterer Schüler hatte den Ausdruck ihrer Gefühle mit sorgfältig nachgeahmten Typen der Augusteischen Zeit in eine Erztafel eingraben lassen, dem Epigraphiker zur Augenweide. Bernays sandte aus Breslau den ersten Abschnitt seines Scaliger mit einer Widmung, welche in klaren und prägnanten Worten öffentlich aussprach, was die dankbaren Schüler an einem solchen Lehrer liebten und verehrten. „Wir Alle haben es zu unserem unvergesslichen Frommen und Nutzen erfahren, dass das Prädikat, welches Ihnen vor einem Vierteljahrhundert zuerkannt worden, für Sie nie ein blosser Titel, sondern stets eine vollgiltige Benennung gewesen; Sie hat man mit Recht einen Lehrer geheissen, denn Sie haben immer sich Schüler zu erziehen gewusst. In unserer Jung und Alt auseinander treibenden Zeit pflegt das nicht Vielen zu gelingen; und noch Wenigeren ist es verliehen, dass sie Schüler zu haben verstehen, ohne sich zu einem Schulhaupt zu machen oder machen zu lassen. Gestatten Sie mir am heiteren Feste ein um Etiquette unbekümmertes Wort. Sie sind in vollstem Maasse Alles, was man sich vernünftigerweise unter einem Lehrer und Professor denken soll, ohne eine Spur des feierlichen Zopf-Attributes, welches unter jenen Namen stillschweigend mitzudenken man sich unglücklicherweise seit lange gewöhnt hat. In hingebendem und Hingebung erweckendem Verkehr leben Sie mit der Jugend, Verfehltes in Güte und Milde bessernd, und durch ermunternde Leitung zu selbständiger Thätigkeit anregend. Man lernt bei Ihnen gehen ohne gegängelt zu werden, und je weniger Sie es darauf anlegen, einen hörigen Tross an Ihre Schritte zu fesseln, um so grösser wird von Jahr zu Jahr die Zahl derer, welche aus eigener, mündiger Einsicht Ihren Spuren zu folgen sich bemühen.“[1]) O. Ribbeck versammelte alle Palliatendichter fragmentarischen Bestandes, um dem Retter ihres glücklicheren Collegen Plautus zu gratuliren; Vahlen überreichte im Namen der Bonner societas philologa eine epistula gratulatoria, deren

1) R. an Pernice 9. October 1855 nennt diese Dedication „das hübscheste Epitaphium“, das er sich hätte wünschen können, wenn auch nur die Hälfte davon wahr sei, genug, dass das Ganze von einem solchen Schreiber geglaubt werde.

Kern das bellum Punicum des Naevius bildete. Auch M. Hertz in Berlin schloss sich mit einer vom Schwager des Jubilars, J. Guttentag, verlegten Festgabe an, welche dem braven T. Maccius seine durch R.s Entdeckung wiedererworbenen ehrlichen Namen nochmals gegen thörichten Widerspruch sicherte.[1]) Den heitersten aber und sinnreichsten Commentar zu den Verdiensten des Jubilars lieferte eine geistreiche Composition des Malers Julius Hübner in Dresden, welche in Wasserfarben den Miles gloriosus illustrirte, daneben den Dichter sowie dessen von der Muse inspirirten Wiederbeleber im Bildniss mit bezeichnenden Attributen verewigte.[2]) Unter den brieflich Glückwünschenden fehlte nicht der ehemalige Opponent G. Kiessling, zugleich Zuhörer des ersten Halle'schen Semesters. O. Jahn, der grade an seinem Münchener Vasenkatalog beschäftigt war, sandte ein ΧΑΙΡΕ ΚΑΙ ΠΙΕΙ ΕΥ und gab dem Jubilar das Zeugniss, dass er während der 25 Jahre seiner Doctorschaft die optima iura derselben mit einem Erfolg geltend gemacht habe, deren sich Wenige rühmen können. Unter den Versen, welche in classischer und deutscher Zunge den Helden des Tages feierten, sind am erquicklichsten die wenigen Zeilen von Lehrs (10. Juli):

Du jubelst, hör' ich. Dass ich mit Dir feire,
Send' ich geschwinde noch ein herzlich χαῖρε.
Und Deine Laufbahn fröhlich weitersteure,
Dass golden sich das Silberfest erneure,
Du Stern in trüber Tintenklecksgeseire,
Die nebelnd uns umwallt, die ungeheure.

Sehr viel stattlicher aber trat zehn Jahre später (1864) die Bonner Philologenschule auf, als sie zur Feier des 6ten Mai 1839, an welchem der grosse Lehrer zum erstenmal das rheinische Katheder bestiegen hatte, die litterarische Liebesgabe zu seinen Ehren (*Symbola philologorum Bonnensium*) unter Fleckeisens sorgsamer Redaction zusammen-

---

1) 'T. Maccius Plautus oder M. Accius Plautus?' 2) Beschreibung dieses Blattes wie des ganzen Festes in den Jahrbüchern für Philologie LXX S. 111—116, verfasst von Vahlen.

brachte, einen Band von 54 Bogen in grossem Octavformat[1]) mit philologischen Beiträgen von 43 Bonner Zöglingen, nicht den schlechtesten aller Generationen, unter ihnen Vertreter der Philologie an den Universitäten zu Basel Breslau Erlangen Freiburg Greifswald Jena Kiel Leipzig Marburg Prag und Wien. Ihnen ging als antiker Prologus voran der brave Maccius, der aus der Unterwelt heraufbeschworen in Senaren, deren er sich nicht zu schämen hatte (Bücheler war der ungenannte Verfasser), den Wortführer der vor 25 Jahren eröffneten *schola graeca et latina* machte. Die folgenden Arbeiten geben zwar lange kein vollständiges Bild der Bonner Studien, da eine Mosaik dieser Art aus ziemlich zufällig zusammengewürfelten Steinen zu bestehen pflegt, von denen mancher in der Hast und Noth des Augenblicks ergriffen wird. Immerhin überblickt man doch ein sehr mannigfaches wissenschaftliches Streben, von dem keine Seite der Alterthumsforschung ausgeschlossen ist; es bleibt nicht in den gewohnten, ausgefahrenen Geleisen ängstlich hängen, sondern gräbt neuen Quellen der Erkenntniss nach. Man wird keine befangene einseitige Heroen- oder Götzenverehrung, keine Monotonie einer alleinseligmachenden Methode, kein unmündiges Schülerecho, kein hochmüthiges Abschliessen und Selbstgenügen gewahren: die Mitglieder dieser „unsichtbaren Kirche“ sind geübt und gewohnt selbständig zu denken, sorgfältig zu prüfen und die Wahrheit um ihrer selbst willen, nicht zu persönlicher Verherrlichung zu suchen und zu bekennen. Aber an diesen Hauptchor schloss sich noch eine ganze Anzahl von Nebenchören und Solisten an: ein Trifolium aus der Schweiz, das philologische Seminar des eben vergangenen Wintersemesters unter dem Vortritt seines Seniors Wilhelm Brambach, der philologische Verein, Einzelne mit besondren Dedicationen.[2]) Den mannigfachen Deputationen, den übrigen

---

1) Vollständig erschienen ist er erst 1867 in Teubners Verlag, überreicht wurden am Festtage als fasciculus prior etwa 30 Bogen.
2) Alles findet sich genau aufgezählt und verzeichnet in der ausführlichen Festbeschreibung, welche die Jahrbücher für class. Philol. 1864 S. 801—810 brachten.

Begrüssungen des Tages, mündlichen wie brieflichen und telegraphischen[1]), dem grossartigen Fackelzug des Abends, dem glänzendsten, den Bonn seit Menschengedenken gesehen hatte, folgte in der nahen Pfingstzeit (17. Mai), welche die Betheiligung Auswärtiger gestattete, eine von herrlichem Wetter begünstigte Ausfahrt nach Rolandseck.

Das erhebendste Zeichen collegialischer Theilnahme sandten 13 Professoren der Leipziger Universität, lauter Vertreter der Philologie in ihren mannigfachen Verzweigungen (vom Sanskrit bis zu den romanischen Sprachen). Alle wollten durch ihre gemeinsame Adresse Zeugniss ablegen, „wie tief die gesammte Philologie den mächtigen und segensvollen Einfluss" einer so eminenten litterarischen wie akademischen Wirksamkeit empfinde und zu schätzen wisse.[2]) Die hierauf ertheilte Antwort fasste in einfacher und edler Weise die objective Bedeutung dieser frei gewährten und aus dem Herzen kommenden Kundgebungen zusammen. Nebenbei gedachte der Gefeierte der „ganz persönlichen Rührung", zu der ihn der Name der Leipziger Universität bewegen müsse als der Stätte, der er selbst „unter des unvergesslichen G. Hermann Auspicien die ersten Grundlagen einer philologischen Bildung verdanke." In gleichem Sinne, „nur mit ein wenig andren Worten" schrieb der Bescheidene an Nahestehende.[3]) „Wie oft habe ich (lache nur, *mutatis mutandis* ist es doch wahr) mit Gretchen zu mir selbst gesagt: Bin doch ein arm unschuldig Kind, Weiss nicht, was die Jugend an mir findt. Mein eigenes Bewusstsein sagt mir doch nichts weiter, als dass ich nur immer schlecht und recht meine Pflicht zu thun gesucht, nur die Sache, nie die Person gewollt, der Wahrheit und der Wissenschaft stets eine treue Hingebung und eine gewisse Energie des Fleisses gewidmet, und der Jugend ein warmes Herz entgegengebracht habe. Was ist da nun

1) U. A. ein Telegramm aus Rom: *Tre evviva dalla Colonia Capitolina della scuola Bonnense. Brunn Wilmanns Zangemeister: Roma, Helbig Hirzel: Napoli.* 2) Die vollständige Adresse vom 4. Mai, nebst dem Antwortschreiben R.s vom 10. Mai 1864 in den Jahrbüchern a. O. 806 ff. 3) Z. B. an O. R. 10. Juni 1864.

weiter dran? und mit wie Manchem theile ich das doch? Hat da noch irgend ein indefinirbares, specifisches Etwas seine mystische Hand mit im Spiele, so ist das eben Gottesgabe und Himmelssegen, ich also unschuldig daran. Ueber solche Bänglichkeiten und Gemüthsbeschämungen hebe ich mich denn schliesslich nur mit dem resoluten Troste hinweg, dass ich, Verdienst oder Nichtverdienst gänzlich aus den Augen lassend, mir sage, wie ja Liebe und Anhänglichkeit überhaupt nicht verdient wird, sondern ein freies Geschenk ist, das man in dankbarer Demuth und demüthiger Dankbarkeit hinnimmt und nur von Herzen erwidert. Aber eine reine Freude kommt hinzu darüber, dass der Himmel, in dessen Händen ja der Einzelne nur ein schwaches Werkzeug und Gefäss ist zur Verleiblichung der providentiellen Intentionen, es so schön gefügt hat, dass wir alle zusammen mit vereinten Kräften eine so tüchtige und ehrenwerthe unsichtbare Kirche geschaffen haben, oder haben auferbauen helfen, in der sich der Einzelne stark fühlen darf durch den Hort des Gemeingefühls, durch das Bewusstsein einer Gemeinschaft, die nie gesucht und erstrebt und berechnet worden, sondern frei gewachsen ist, und die bei aller Freiheit der individuellen Wege durch das Einheitsband gleicher wissenschaftlicher Gesinnung sich zusammenschliesst. Und dafür haben wir alle Ursache, uns alle gegenseitig zu danken. Und so dann in alten Treuen weiter, so lange es dem gütigen Geschick gefällt."

Den allgemeinen Dank für die Gaben und Wünsche, welche seinen Ehrentag geschmückt hatten, erstattete er in gut philologischer Weise durch eine zu diesem Zweck erlesene, gleichfalls litterarische Gabe, die letzte zierliche Frucht seiner archäologischen Studien. Wir müssen aber weiter ausholen, um die Entstehung derselben mit historischer Gründlichkeit zu erklären.

Der im Jahr 1841 (S. 52) gestiftete rheinische Alterthumsverein hatte im Jahr 1863 seinen Präsidenten, den Professor der katholischen Theologie Braun, und an dem ehemaligen evangel. Gesandschaftsprediger Bellermann sein thätigstes Vorstandsmitglied verloren; „die Gefahr vollstän-

digsten Ruins war ganz nahe gerückt".[1]) Die Wahl eines neuen Präsidenten war durch leidenschaftliche Parteizerklüftungen bedroht. Zwei Candidaten standen einander schroff gegenüber. Eine Partei sagte: wenn's X wird, treten wir aus; eine zweite: wenn's Y wird, treten wir aus; eine dritte: wenn's einer von beiden wird, treten wir aus. In jedem Falle war der Verein verloren, weil er nur durch das Nichtaustreten der zahlenden Mitglieder bestand. Da verfielen die Leute in ihrer Noth auf R., weil er ähnliche persönliche Antipathien nicht gegen sich hatte. Dreimal lehnte er ab und wies energisch auf Jahn als den geeigneten Mann hin; endlich auf besondres Zureden Welckers liess er sich „sehr contre coeur" bestimmen, der Sache das persönliche Opfer zu bringen und wenigstens ein Jahr lang, bis die Krisis überwunden sei, zu präsidiren mit von ihm zu wählenden Vorstandscollegen. Mit 30 gegen 2 Stimmen wurde er gewählt. Wie vor neun Jahren bei der Bibliothek galt es auch hier verrottete Zustände zu bessern, eine so gut wie neue Organisation an Haupt und Gliedern ins Werk zu setzen. Als seine Aufgabe betrachtete er ein Doppeltes: erstens die zerrütteten Finanzen und die Geschäftsführung in Ordnung zu bringen. Die sehr unzuverlässig gewordenen Mitgliederlisten wurden revidirt, um sich der regelmässigen Jahresbeiträge wieder zu versichern; die Einnahmen festgestellt: eine ausgedehnte, verwickelte und mit vielen Verdriesslichkeiten verbundene Correspondenz führte zu glänzenden Resultaten. Das weitere Ziel war, eine Erhebung des Vereins aus provinzieller Verkommenheit und Verkümmerung zu universellerer Bedeutung und wissenschaftlicher Stellung wenigstens anzubahnen. Zu letzterem Zweck suchte R. auswärtige Secretäre zu gewinnen, welche durch den Eintritt in eine solche Stellung, wenn auch in freiester Form, eine gewisse Ehrenpflicht übernahmen, den Verein nach Umständen und Kräften zu fördern. Eine vom 7. October 1864 datirte, gedruckte Liste führt 99 seit Ende April neu eingetretene Mitglieder auf, darunter 12 „Secretäre" in Trier Heidelberg Kreuznach

---

1) R. an Brunn 9. Februar 1864. Hiernach auch das Folgende.

Darmstadt Nymwegen Zürich Stuttgart Manderscheid — Kiel! Das Netz der Mitglieder umspannt Deutschland, die Schweiz, Holland und Belgien mit zahlreichen Universitäten und Mittelpunkten der Kunst, und erstreckt sich bis Wien Rom Paris. Ausser den Archäologen und Philologen, den Bibliothekaren und Museumsconservatoren sind unter ihnen vertreten Architekten, Geistliche, Beamte aller Kategorien, unter ihnen 4 Minister, Offiziere vom Lieutenant bis zum General, Chemiker und Mediciner, Kaufleute aller Art, Gutsbesitzer, sogar der Generaldirector der königl. Gärten in Sanssouci. Durch so stattlichen Zuwachs an zahlenden Mitgliedern wurden Geldmittel zu grösseren wissenschaftlichen Unternehmungen flüssig. Auf R.s Antrag beschloss der Verein die römischen Inschriften der Rheinlande (vom Elsass bis Holland) auf seine Kosten durch Brambach herausgeben zu lassen, welcher vor kurzem die oben erwähnte bezügliche Preisaufgabe glücklich gelöst hatte. Im Jahr 1867 erschien dieses epigraphische Urkundenbuch in stattlichem Quartband, eingeführt durch ein Vorwort Ritschls[1]), welches die vielseitige und entgegenkommende Hülfe zahlreicher Gelehrten und Museumsvorstände rühmt, die dem Werke zu Theil geworden. So wurde das nach 24 Jahren seines Bestehens schon alternde Institut, welches noch vor kurzem nicht viel höher als andre dilettantische Localvereine der Art angesehen war, auf einmal verjüngt, und gewann eine Bedeutung selbst über Deutschland hinaus, die es nie zuvor besessen hatte.[2])

Als eine Art Ehrenpflicht erschien es nun auch für den Präsidenten, wenigstens einmal auch durch einen wissenschaftlichen Beitrag für die Jahrbücher des Vereins sein Interesse für denselben zu bethätigen. Bei der Winckelmannsfeier am 9. December 1863 hielt er einen Vortrag über das Mausoleum der Julier bei St. Remy (S. 239 f.). Zu schriftlicher Besprechung hatte er ein weibliches Brustbild in Hochrelief ausersehen, eine hohlgegossene Bronze, die im Jahr 1858 in der Nähe eines alten Römercastells bei Neuwied ausgegraben, in Privat-

1) Datirt: Leipzig, 18. October 1866. 2) Vgl. die Abschiedsworte von Aus'm Weerth: Köln. Zeitung 1865 n. 236, erstes Blatt (26. August).

besitz befindlich und noch nicht veröffentlicht war. In den Osterferien 1864 gedachte er den Entwurf seiner Erklärung niederzuschreiben, noch befangen in der Anschauung seines Vereinsgenossen Aus'm Weerth, welcher Thetis, wie sie (nach dem ersten Gesang der Ilias) sich aus dem Meer zu Zeus erhebt, zu erkennen glaubte. Aber bald kamen ihm sehr berechtigte Zweifel gegen jene Auffassung. Ein Meerwesen zwar musste es sein wegen des beigegebenen Delphins, und eine Art Königin wegen der Stirnkrone, zu Thetis aber und den verschiedenen Situationen, in die sie bei Homer gebracht wird, passte Haltung und Ausdruck gar nicht. „Könnte es denn nicht Leukothea sein? für die das κρήδεμνον (der Schleier) als stehendes Attribut angegeben wird."[1]) Immer mehr überzeugte er sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung. '*Flebilis Ino* des Horaz erklärt den melancholischen Ausdruck.' Hauptsache aber ist, dass der Kirchenvater Clemens von Alexandria sagt, wie den Poseidon am Dreizack u. s. w., so erkenne man die Ino am Kredemnon. „Und nicht weniger als viermal kommt dasselbe bei der Rettung des Odysseus durch Leukothea im fünften Buch der Odyssee vor. Fragt sich nur, ob der Gestus der linken Hand bedeuten könne, dass sie eben den Schleier vom Haupt abnehmen wolle, wie um ihn zu einer ähnlichen Rettung zu verwenden .... Da L. als Schutzgöttin der Seefahrt und Retterin der Schiffer ihren Cultus an allen Küsten, Häfen, Stationen des ganzen mittelländischen Meeres hatte, so müssen ihr unzählbare Votivgeschenke geweiht gewesen sein, und zu einem solchen wird irgendwie dieses Brustbild gehört haben. Wie und woran angebracht, weiss ich freilich nicht. *Cosa ne dice Lei?*" fragt er Brunn am 4. April 1864. Zur Ausarbeitung kam er doch erst zu Anfang der grossen Ferien, so dass er das hübsche, mit zwei Bildtafeln geschmückte Heft im September[2]) verschicken konnte: alle, die sich an der Jubiläumsfeier betheiligt hatten, erhielten es mit einer eigenhändigen Dedication.[3]) Es ist wohl die populärste von den Abhand-

1) An Brunn 24. März 1864. 2) R. an Brunn 23. Sept. 1864. 3) Ino Leukothea. Antike Bronze von Neuwied erklärt von F. R. Mit 2 Tafeln. 1864 = Jahrb. v. Alterthumsfreunden im Rheinlande. Heft XXXVII. 1864.

lungen des Verfassers: der gelehrte Ballast ist in die Anmerkungen verwiesen, selbst die Dichterstellen des Textes erscheinen in schöner metrischer Uebersetzung. Der Gang der Untersuchung ist in gewohnter Weise lichtvoll und zielbewusst.[1]) Der erste Abschnitt stellt nach den litterarischen Quellen Wesen und Erscheinung der Leukothea dar, der zweite giebt eine erschöpfende Uebersicht über ihre Cultusstätten, die längs der griechischen und italischen Küsten in Hafenplätzen, Seestädten und Inseln verbreitet waren und auf italischem Boden durch die Verschmelzung der alteinheimischen Mater Matuta (der Mutter des Frühlichts) mit der griechischen Meergottheit auch in das Binnenland hineingetragen wurden. Der dritte Abschnitt mustert die bisher bekannten oder dafür ausgegebenen Bilder der Leukothea, von denen nur die Vaticanische Mosaik die Probe besteht, und nimmt dadurch Gelegenheit, die Bedeutung und Gestalt des Kopfschleiers als ihres wichtigsten Erkennungszeichens endgültig festzustellen. Endlich der vierte Abschnitt beschreibt die Neuwieder Bronze und sucht auf Grund der gewonnenen Voraussetzungen durch genaue, sinnige Analyse der Motive nachzuweisen, dass dieselbe in der That durch ihre Attribute, die Bewegung der Figur und den Gesichtsausdruck dem Typus einer Leukothea entspreche und so eine fühlbare Lücke unserer Monumentenkenntniss ausfülle. Andeutungen über die Kunstrichtung, aus welcher ein solches Bild hervorgegangen, und die Bestimmung, welche dem hohlen Reliefkopf als Zierrath gegeben sein möge, schliessen die anmuthige Abhandlung, welche zeigen will, dass die Methode der archäologischen Kunsterklärung eben auch keine andre ist als die philologische.[2]) Auch diesen mit Liebe erfassten

1) Lehrs an R. 14. October 1864: „τὰ ἀπόρρητα τῶν δαιμόνων, τὰ τῆς Ἰνοῦς, um mit Libanius zu sprechen, haben Sie wieder schön und einfach enthüllt. In archäologischen Dingen so reines Maass, so gar kein Uebergeschwadder, gar kein unreines Wasser — wie selten das ist, das wissen Sie selbst auch, und wie in diesem Gebiete grade das Gegentheil *et homines et di et concessere columnae.*" 2) Halm warnte den Verf. scherzhaft, dass er sich durch diesen Uebergriff bei den gespannten Bonner Verhältnissen eine Klage wegen Gewerbebeeinträchtigung zuziehen könnte: an R. 8. October 1864.

Stoff behielt der Verfasser im Auge. Auf eine Münchener Bronze, freilich zweifelhafter Echtheit[1]), in der Christ wegen des Schleiers Leukothea auf einem Seewidder erkannte, und einen Wiener Cameo, dessen interessante Composition eine ähnliche Schleierfigur zeigt, aufmerksam gemacht, gab er die überarbeitete und erweiterte Schrift mit drei das gesammte Bildmaterial umfassenden Tafeln geschmückt in einer selbständigen Publication (1865) von Neuem heraus.[2]) Als erster Gruss aus Leipzig wurde sie Welcker „zum Gedächtniss sieben und zwanzigjähriger Gemeinschaft" gewidmet, und eine Nachschrift erörtert auf Grund der an dem neuen Wohnsitz gebotenen Anschauungen die Darstellungen der Leukothea und ihres Schleiers auf neueren Kunstwerken, vor allen auf einer der Prellerschen Odysseelandschaften. Die gegebene Deutung ist freilich nicht unbestritten geblieben: über die Hauptfrage, ob die Handbewegung ein Abnehmen des Schleiers bezwecke, hat sich, da es eine Toilettenfrage ist, auch eine weibliche Autorität, Frau Fanny Lewald-Stahr, ablehnend geäussert[3]); und man wird zugeben müssen, dass jener Gestus vielmehr dem noch jetzt in Italien üblichen „Hörnchen" ähnlicher sieht. Als Personification des Meeres (Thalassa) hat Adolf Michaelis das Bild gefasst[4]), freilich auch ohne entscheidenden Beweis.

7. Auszeichnungen und Berufungen.

Im Jahr 1840 hatte Lehrs (21. Juli) an R. bei Gelegenheit einer Expectoration über O. Müller geschrieben: „ich habe es oft unter meinen Freunden gesagt und sehen Sie also darin keine Schmeichelei .... wenn Hermann und Lobeck einst dahin sind, so sind Sie der einzige Philologe, der übrig bleibt. Das glaube ich nicht nur, sondern kann es beweisen." Wenn nun auch dafür gesorgt war, dass dieser

1) Brunn z. B. erklärt sie für unecht. 2) Ino Leukothea. Zwei antike Bronzen von Neuwied und München erklärt von Friedrich Ritschl. Mit drei Tafeln. Bonn bei Adolph Marcus 1865. 3) An R. 12. November 1864. 4) Tübinger Gratulationsprogramm zum Jubiläum der Universität Wien 1865 p. XIX ff.

Lehrsatz des geistreichen Königsberger Philologen nicht allgemein als Axiom angenommen wurde, so gestaltete sich doch, wie wir sahen, in der That seit Hermanns Tode die Stellung unsres Helden immer mehr zu einem Principat wenigstens auf dem Gebiete der grammatisch-kritischen Philologie, welches jener Prophet im Sinn gehabt hatte, und noch unbestrittener in der Eigenschaft eines philologischen Lehrers und Erziehers. Es kam die Erntezeit, welche die Früchte langjähriger Pflichttreue und Arbeit brachte, soweit Ehrenbezeugungen aller Art und Anträge dafür gelten können. Im Jahre 1854 wurde R. zum Correspondenten[1]), 1860 zum auswärtigen Mitgliede der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften[2]), 1859 zum Correspondenten[3]) der Petersburger Akademie erwählt; 1862 wurde er membre de l'institut von Frankreich an Geels Stelle[4]); 1863 correspondirendes[5]), 1864 grade in seinem Jubelmonat an Jacob Grimms Stelle auswärtiges Ehrenmitglied[6]) der Wiener Akademie; in demselben Jahr (2. Aug.) Ehrenmitglied des Mainzer Vereins zur Erforschung rheinischer Geschichte und Alterthümer; 1862 creirte ihn die Königsberger Juristenfacultät zum Dr. juris.[7]) Die letzte dieser Würden machte ihm am meisten Vergnügen als ein „erfreuliches Zeugniss für die Anerkennung der gegenseitigen Unentbehrlichkeit zwischen Philologie und römischem Recht und *vice versa.*“ „Für diese Idee,“ sagte er mit bescheidener Resignation, „musste eben irgend ein Unschuldiger das Schlachtopfer werden.“[8]) Aber wenn die Juristen demjenigen, welcher ihnen die altrömischen Gesetzesurkunden gleichsam als einen unverlierbaren Schatz von Neuem geschenkt hatte, einen Ehrenplatz in ihrer Mitte anboten, so ehrten sie dadurch am meisten sich selbst.

Auch der Ordenssegen blieb nicht aus. Er begann, wie sichs für einen preussischen Professor gebührt, 1852 am

1) Diplom vom 4. November, unterz. Carl Friedrich Gauss. 2) Diplom vom 24. Nov. 1860, unterz. von Wilh. Weber und F. Wöhler. 3) Diplom vom 29. Dec. 1858. 4) Wahl vom 26. December 1862. 5) Wahl vom 28. Mai, Diplom vom 15. Juli 1863. 6) Wahl vom 27. Mai, Diplom vom 1. Juli 1864. 7) Diplom vom 21. Juli 1862. 8) An Graffunder 25. Sept. 1862.

Ordensfest mit dem rothen Adlerorden vierter Classe; 1858 folgte, um die Gefahr einer Berufung nach München abzuwenden, die höhere Classe mit der Schleife, 1860 das Band der Ehrenlegion[1]); seit 1862 regnete es Decorationen: aus aller Herren Länder kam eine bunte Schaar geflogen, und wenn der Geschmückte das erste Vöglein zwar wenig genug geschätzt hatte, so machte ihm nun doch die Masse einigen Spass. Uebrigens sah er Titel und Orden als Zahlpfennige an, deren conventionellen Werth man sich unter Umständen eben gefallen lassen müsse.[2]) Die Ehrenlegion theilte er mit seinen epigraphischen Genossen Mommsen und Henzen, mit denen er auch in demselben Jahre (1860) zum Mitgliede der Commission für Herausgabe der Werke Borghesi's cooptirt wurde.[3]) Einen Vortheil hoffte er doch von dem rothen Bändchen, dass es ihm vielleicht als sauve garde dienen könnte gegen Zuaven und Turcos, wenn sie demnächst das linke Rheinufer besetzen und Lust bekommen sollten, sich in seine geliebte Alexandrinische Bibliothek einzuquartieren und ihre Pfeifen mit den Schätzen derselben anzuzünden.

Ernsthafter nahm er auswärtige Berufungen. Bei den sehr eingehenden und sorgfältigen Ueberlegungen des Für und Wider war der weltkluge Pernice sein steter Berather oder eigentlich mehr das Gefäss, welches die Erwägungen des Betheiligten treu und verschwiegen in sich aufnahm. Denn grade dazu schrieb der mittheilsame Freund bisweilen drei bis vier Bogen lange Briefe an den Vertrauten, um sich selbst über eine brennende Frage recht allseitig klar zu werden. Durchschlagend auf der schwankenden Wage war in allen Fällen die praktische Wirksamkeit und ihre Chancen.

Nach G. Hermanns Tode lag es auf der Hand, den congenialsten Erben seiner Richtung von Bonn nach Leipzig zu berufen. Hatte doch das sächsische Ministerium (v. Wietersheim) längst ein Auge auf ihn geworfen und sogar daran gedacht seine frische Kraft noch bei Lebzeiten des hoch-

1) Decret vom 21. Januar 1860. 2) An Pernice 6. Februar 1856.
3) Schreiben des kais. Hausministers vom 3. October 1860.

betagten Veteranen demselben an die Seite zu setzen.[1]) Wirklich kam im Sommer (22. August 1849) ein offizieller Antrag vom Freih. v. Beust. Sehr zog den Freundschaftsbedürftigen die Nähe des geliebten Halle; hätte vollends die Mutter in Erfurt noch gelebt, so würde er sich nicht besonnen haben, ihr soviel näher zu kommen.[2])

So angesehen, gesegnet und friedlich seine Bonner Stellung damals war: das Gefühl der Vereinsamung blieb ihm noch immer. Die elegische Sehnsucht nach einem Busenfreunde, nach gemüthlichem Umgang und Anhalt in der Stadt oder in der Provinz wurde weder gestillt noch erstarb sie in der noch jugendlich schlagenden Brust. Selbst den liebgewordenen Besitz von Haus und Hof und allen landschaftlichen Zauber des Rheins hätte er mit jauchzender Seele für „menschlichere Umgebungen", für nahe und leichte Berührung mit Herzensfreunden des angebornen Heimathlandes geopfert.[3]) „Es muss zwar vieles gehen in der Welt, man beisst sich eben die Zähne zu und hält aus; aber wenn's noch einmal sein könnte, mit, statt ohne Freund zu leben — ich kann ganz innerlich aufleuchten bei dem Gedanken."[4]) Mit der rheinischen Volksart glaubte er sich nun einmal zeitlebens nicht befreunden und eins fühlen zu können.[5])

Dennoch führten die weiteren Verhandlungen bald zum Entschluss der Ablehnung[6]): den Ausschlag gab die Ueberlegung, dass es doch nicht weise sei den gesicherten Boden einer aufblühenden, gesegneten Wirksamkeit aufzugeben, um auf einem vergleichsweise damals verlassenen Terrain[7]), dessen grosse Traditionen erst wieder aufzuwecken gewesen wären, eine neue Saat zu beginnen.[8]) Es schien verdienstlicher, die in den katholischen Rheinlanden erst seit kurzem begründete

---

1) R. an Pernice 25. April 1842, 20. Juli 1844. 2) R. an Graffunder 12. September 1849. 3) An Pernice 19. September 1849. 4) An Pernice 23. October 1851. 5) An Pernice 2. December 1852. 6) Sie erfolgte am 6. November 1849 entsprechend der Bitte des preuss. Ministers v. Ladenberg (29. October 1849). 7) Dindorf an R. 12. September 1849 giebt die Zahl der Leipziger Philologen auf 15 (6 Inländer, 9 Ausländer) an! 8) An Pernice 19. September, an Fleckeisen 20. November 1849.

Stätte humanistischer Bildung nunmehr zum unbestritten ersten Range zu erheben, statt die ruhmreiche, aber bequemere Erbschaft der philologischen Schule im protestantischen Sachsen anzutreten.[1])

Nach Lachmanns Tode schrieb Boeckh an R. 19. Februar 1852: „Wie sehr fehlt uns hier ein Mann von Ihrer Thätigkeit und Richtung, oder lieber zu sagen Sie selbst! Wir können die Lachmann-Zumptische Professur nicht besetzen; auf Sie haben wir geglaubt verzichten zu müssen, da man der Meinung ist, Sie verliessen Bonn nicht.“ R. antwortete keine Sylbe darauf, sah aber der langsamen Entwicklung der Sache mit sehr getheilten Gefühlen und entschiedener Skepsis für seine Person zu, liess sich durch allerhand Glockentöne der Zeitungen und privater Mittheilungen[2]) nicht berücken, und war zufrieden, als der zweifelhafte Kelch an seinen Lippen vorüberging.[3]) Was hätte werden können, wenn eine treibende Kraft wie er nach Berlin und in die Akademie gekommen wäre, ist überflüssig auszumalen. „Freilich Rosen zu pflanzen und die Kinder in den Wald zu führen, — das hätte ein Ende gehabt,“ schrieb Welcker aus Rom, zu dem die fernen Gerüchte gedrungen waren.

Einen sehr ernsthaften Versuch, den berühmten Lehrer zu gewinnen, machten in demselben Jahre, nach der Absetzung des ehrwürdigen Nitzsch, der im Herbst nach Leipzig ging, die Kieler.[4]) Rector und Senat beantragten seine Berufung beim Minister für Holstein, Grafen Reventlow-Criminil.[5]) Wer die bescheidene Christiana Albertina am idyllischen Ostseestrande und die vornehme rheinische Hochschule mit einander vergleicht, sollte kaum glauben, dass die Antwort einen Augenblick zweifelhaft bleiben konnte. Dass jene an Geld beinah' um das Doppelte mehr zu bieten hatte als die Bonner Stelle trug, kam für den Uneigennützigen nicht in Betracht; aber den Sanguiniker reizte wenigstens für einen Augenblick die mit der Professur verbundene Oberaufsicht über

1) An Joh. Schulze 1. October 1849. 2) G. Friedländer an R. 25. October 1852. 3) An Hertz 15. Februar 1853. 4) Schreiben des Rectors Christiansen vom Februar 1852, im Namen der holsteinischen Regierung. 1) Nitzsch an R. 13. October 1852.

sämmtliche Gymnasien der Herzogthümer und der maassgebende Einfluss bei Besetzung der Lehrstellen, eine Combination von gelehrter und praktischer Wirksamkeit, die in Preussen ohne Gleichen war, und um die er Nitzsch immer beneidet hatte.[1]) In der Nähe betrachtet schien denn doch die Vertauschung der preussischen mit der dänischen Regierung zumal unter den damaligen politischen Verhältnissen nicht gerathen. Durch eine Reihe kleiner, aber bedeutsamer Massregeln der Kopenhagener Regierung stutzig gemacht gab er bei Zeiten zu erkennen, dass man sich täuschen würde, wenn man in ihm ein gefügiges Werkzeug zur directen oder indirecten Unterdrückung des deutschen Elementes zu finden hoffe.[2])

Noch aber war diese Angelegenheit nicht entschieden, als eine vertrauliche Anfrage aus Hannover eintraf, ob für den damals erwarteten Fall, dass K. Fr. Hermann demnächst nach Berlin berufen werde, R. geneigt sei, in Göttingen an dessen Stelle zu treten.[3]) In ein ernsteres Stadium trat dieser Gedanke aber erst nach Hermanns Tode. Am 31. December 1855 war derselbe gestorben, am 6ten Januar 1856 kam ein erster Wink von Schmalfuss, im Namen des Curators von Warnstedt, dass man Alles dransetzen wolle, um R. zu gewinnen, am 10ten (dem Todestage Schneidewins) die Nachricht, dass man entschieden sei, nur ihn als den einzig Geeigneten für den Lehrstuhl Gesner's und Heyne's vorzuschlagen. „Alle unsere Schulleute“ (so meldet der aufgeregte Jugendfreund am 12ten) „schreien nach Dir.“ Am 27sten desselben Monats kamen die definitiven, für damalige Zeit und für einen philologischen Lehrstuhl sehr glänzenden Anträge. R. hatte warme Sympathien für den tüchtigen hannöverschen wie überhaupt für den norddeutschen Menschenschlag und durfte von den Behörden volles Entgegenkommen für seine Intentionen, von allen betheiligten Kreisen, namentlich vom Lehrerstande einen begeisterten Empfang und wärmstes Vertrauen erwarten. Er

1) R. an Kiessling 21. November 1852. 2) R. an Joh. Schulze 3. September 1853. 3) R. an Pernice 4. December 1852.

wäre „Herr im Hause“ geworden, wie es ihm nicht erwünschter geboten werden konnte; er hätte gleichsam einen Neubau fast wie bei einer Universitätsgründung aufführen können, denn auch ein zweiter College neben ihm sollte ganz nach seinem Sinne angestellt werden. Die Spannung in Hannover war rührend. „Sagen Sie R., er müsse der unsrige werden, und wir alle würden ihn umarmen, wenn er käme,“ trug Warnstedt dem Unterhändler Schmalfuss auf. „Ist noch nichts über Göttingen entschieden?“ fragt ein Lehrer. „Schreib mir es gleich, schreib mir nur die zwei Worte: Ritschl kommt!“[1]) Ahrens erklärte: „*Ceterum censeo:* Du musst und musst nach Göttingen.“ Aber der treffliche Schmalfuss, der sich die erdenklichste Mühe gab, dem alten Freunde, den er so gern in seine Nähe gezogen hätte, den Weg nach Göttingen mit Rosen zu bestreuen, hatte eine trübe Ahnung, dass seine Hoffnung scheitern könne. „Gestern hatte ich den fatalen Traum, dass Du mir mit der Miene entgegentratest, wie einst, wenn Du Deine Brille unter Büchern vergraben hattest, Deine Arme ausstrecktest und auf meine beiden Schultern legtest: liebster Schmalfuss, weisst Du wohl, dass ich nicht kommen kann? Ich fuhr in die Höhe und freute mich diesmal, dass Du nicht bei mir warst.“[2]) Nicht ohne Grund fürchtete er, dass die schwache Seite des Freundes, die er (Schm.) für die stärkste hielt, sein Herz sich am Ende zum Bleiben bewegen lassen werde. Weder an Bonn noch selbst an der Bibliothek, seinem Schoosskinde, welches aber soviel Zeit kostete, dass der Plautus nun schon das zweite Jahr brach liegen musste, hing dieses Herz so sehr als an dem preussischen Vaterlande. „Als unsäglich schwer empfinde ich es, Preussen zu verlassen,“ schrieb er an Pernice (16. Januar 1856). „Das ist mir nie so zum Bewusstsein gekommen wie jetzt. Und zwar einestheils, weil man doch nun einmal von Kindesbeinen an damit ganz verwachsen ist und vermuthlich einen grossen Abstand in einem ungewohnten Kleinstaate fühlen würde, andrentheils aber auch, weil mir

1) Schmalfuss an R. 5. Februar 1856. 2) Schmalfuss an R. 9. Februar 1856.

meine Pietät sagt, dass ich Preussen und unsrem Ministerium von jeher zu viel verdanke, als dass ich nicht einige Gewissensbisse haben sollte bei dem Gedanken es zu verlassen." Noch einmal (21. Februar) drang Warnstedt mit beweglichen Worten in ihn, die nach ihm ausgebreiteten Arme nicht zurückzuweisen, und er war gewiss nicht unempfindlich gegen die moralische Anziehungskraft so entgegenkommender Bezeugungen von Liebe und Vertrauen. „Solchen einschneidenden Zwiespalt," bekannte er[1]), „habe ich noch kaum einmal im Leben durchzumachen und durchzufühlen gehabt."

Aber da auch die „von ängstlicher Besorgniss erfüllte" Jüngerschaar von Bonn ihre Bitten mit den Bemühungen der Regierung vereinigte, so siegte abermals die Neigung zur Beharrlichkeit, und der Göttinger Ruf wurde abgelehnt, zu grossem Missvergnügen des Welfenkönigs, welcher demselben gern „um jeden Preis" den Erfolg gesichert gesehen hätte. Die Ernennung zum Geh. Regierungsrath[2]) und eine erhebliche Zulage[3]), welche indessen das durch die Absage gebrachte finanzielle Opfer nicht ganz aufwog, sowie eine Dankadresse der Studenten[4]) belohnte den Verzicht, welchen der Treue wenige Jahre später bitter zu bereuen hatte.[5])

8. Persönliches.

Wer sich vergegenwärtigt, wie die geschilderten Arbeiten und Geschäfte sich allmälig über einander thürmten, einander durchkreuzten und drängten, der wird die wachsende Kraft des Belasteten bewundern. Ihm selbst kam seine so vielfach zerstückte Zeit wie ein durchlöcherter Palimpsest

1) An Pernice 12. Februar 1856. 2) Patent vom 23. Februar 1856. 3) Ministerialschreiben vom 1. März 1856. 4) Die Bittadresse, in deren lapidaren Schriftzügen man die Hand des Verfassers F. Bücheler erkennt, ist von 53, die Dankadresse von 57 Namen unterzeichnet, worunter ausser dem Genannten G. Becker, A. Kiessling, Aug. Reifferscheid, A. v. Velsen, A. Wilmanns, Wohlrab, G. Uhlig, v. Karajan, Dr. Lübbert, A. Klügmann, Pervanoglu, A. Klette. 5) An Pernice 25. Januar 1858.

vor.[1]) Wohl wünschte er sich zuweilen einen hunderthändigen servus a litteris und hätte seinen alten Breslauer Amanuensis Klose, den er damals leider nicht hatte bezahlen können, jetzt gern *Attalicis condicionibus* zu sich berufen, wenn dieser nicht todt gewesen wäre. Besonders heisse Wochen gab es am Schluss des Jahres, wenn alle möglichen Berichte zu schreiben, oder zum Schluss des Semesters, wenn z. B. 21 verschiedenartige Prüfungen innerhalb dreier Wochen zu erledigen waren. Niemand wusste dann mehr wie er die selige Freiheit von drängenden Tagespflichten zu schätzen, welche die Ferien brachten. Im Grunde aber hatte er eigentlich immer Zeit zu Allem, was an ihn herantrat, zur promptesten und ausgiebigsten Erledigung zahlreicher Anfragen und Anliegen, die von allen Seiten mündlich oder schriftlich vor ihn gebracht wurden, zu einem ausgedehnten Briefwechsel mit Gelehrten, Freunden, Schülern, wie ihn das heutige Geschlecht nicht mehr kennt, zu Reisen, so lange es ihm möglich war, zu Liebhabereien und Lectüre, zum Empfang und Genuss auswärtiger Gäste, zu geselligem Verkehr und liebreicher Sorge für Alle, die seinem Herzen nahe standen.

Sogar zu Conversationsstunden und eifrigen stilistischen Uebungen im Französischen fand der 55jährige Mann im Jahr 1861 noch Musse. Den feinfühligen Philologen beschäftigte die Ergründung der eigensinnigen Finessen einer Sprache, die er bei seinen ausgebreiteten Beziehungen zum Auslande zu beherrschen trachtete. Der Lehrer, ein Mr. de

---

1) R. an Keil 3. December 1857. „Von Zeitbedrängniss, von Geschäftsnoth und Amtsseccaturen kann ich nicht hören, ohne das jämmerlichste Mitleiden mit mir selber zu haben, dem von dieser Seite irgend eine Ruhe, Musse, Sammlung gar nicht mehr gegönnt ist, während zugleich herzlich wenig oder vielmehr gar keine Aussicht ist, dass das je besser werde. Nicht nur unser Wissen ist Stückwerk, sondern bei mir — wie bei Ihnen — jedes Arbeiten ein so fragmentarisch zerstückeltes und zerbröckeltes, dass ein Granius-Palimpsest nicht schlimmer aussehen kann. Dennoch suche ich den Kopf oben zu behalten und das Herz dazu; und es gelingt ja auch so leidlich mit Hülfe mancher Resignation und der Betrachtung, dass alles Schlimme noch besser ist als das Schlimmste."

Séveaux, war nicht wenig stolz auf seinen très aimable et très respectable élève, und bekannte in überschwänglichen Dithyramben, dass die Unterredungen mit diesem Schüler ihm eine fast religiöse Ehrfurcht vor solchem Wissen und Genie, vereinigt mit so liebenswürdiger Einfachheit, Herzlichkeit und Güte einflössten.[1]) Anmuthige Billets gingen täglich hin und her; auch mit dem befreundeten Collegen Monnard[2]) pflegte der Eifrige eine französische Correspondenz und brachte es dahin, dass auch diese höhere Instanz nichts Wesentliches an seinem Stil mehr auszusetzen fand. Noch immer sang er voll Feuer und Leben, wenn auch ohne Stimme, Volkslieder u. a. zum Clavier. Auch eine gemüthliche Whistpartie mit den Nächsten verschmähte er nicht. Die heranwachsenden und zuziehenden Generationen junger Leute, talentvolle Studenten und Docenten waren, bevor zunehmende Leiden allen Verkehr abschnitten, in der gastlichen villa Riccello wohl aufgenommen. Um 8 Uhr Abends pflegte der Hausherr mit seiner gelehrten Arbeit Schicht zu machen und sich in das Frauengemach zu begeben, wo er gern einen und den andren Hausfreund begrüsste. Wer sich früher meldete, wurde mit der freundlichen Bitte zur Theezeit wiederzukommen einstweilen fortgeschickt. Aber nicht selten, in manchen Perioden regelmässig ging nach einigen belebten Plauderstunden die Arbeit im Studierzimmer von Neuem an und zog sich dann oft bis nach Mitternacht in die Länge. Es war nichts Seltenes, dass der Uebermüdete einen kurzen Vorschlaf im Lehnsessel hielt und dann mit frischen Kräften das unterbrochene Werk wieder angriff.

Manchen werthvollen und bedeutenden Zuwachs erhielt periodenweise der gesellige Kreis. Mehrere Winter (seit der Zeit als Brunn sich habilitirt hatte) bestand ein gemischtes Kränzchen, wo der Reihe nach Jeder, Mann oder Frau, etwas vorzutragen hatte, Selbsterlebtes, Dichtung oder Wissenschaft: 'bachelors evening' nannte die junge

---

1) De Séveaux an R. 12. Januar 1861. 2) R. an Halm 13. Januar 1865: „Monnard eben plötzlich †. Das war ein ungemein braver, gescheiter, liebenswürdiger, grundloyaler und mir aufrichtig zugethaner Mann, dessen Verlust mich tief schmerzt.“

Gattin von Georg Bunsen diese geistreich belebten Abende. Im Jahr 1855 verweilte Bettina v. Arnim viele Monate bei ihrer Tochter, der Gräfin Oriolla, und zwischen ihr und dem Ritschlschen Hause entspann sich alsbald ein herzliches Verhältniss. Man sah sich fast täglich, und die Erinnerung an diese genussreiche Zeit, an den zugleich erfrischenden und erwärmenden Verkehr mit der genialen Frau und ihrer Tochter Gisela ist unsrem romantischen Freunde unauslöschlich geblieben. Zu Ende der fünfziger Jahre schien die Uebersiedelung der Bunsenschen Familie einen dauernden, glänzenden Aufschwung des socialen Lebens zu versprechen. Aber leider wurden die interessanten Abende, in denen die anmuthig fliessende Beredsamkeit des bedeutenden Mannes seine Gäste zu bezaubern wusste, bald durch seine schwere Erkrankung aufgehoben, und man konnte sich nur noch selten eines eingehenden, immer noch anregenden Zwiegesprächs erfreuen. Das Verständniss, welches der exacte Philolog dem ideenreichen Manne und seinen grossartigen litterarischen Unternehmungen entgegenbrachte, ohne sich durch sein unbestochenes Urtheil über die Mängel der Methode die Freude an der reichen Menschennatur rauben zu lassen, beweist, wie ihm über der Strenge wissenschaftlicher Forschung und der nothwendig damit verbundenen Beschränkung auf engere Gebiete der weite Horizont und der Sinn für die grossen Probleme menschlicher Cultur nicht verloren gegangen war. Es kam aus der Tiefe seines Herzens, als er im Winter 1860 nach dem Tode des Mannes, der ein so bedeutendes Ferment in der geistigen Bewegung seiner Zeit gewesen war, vom Katheder herab seine Zuhörer aufforderte, demselben das letzte Geleit zu geben, so dass die Beerdigung unter grosser Betheiligung der Studierenden stattfand.[1])

Gar manche Lücke riss der Tod in die Zahl der Freunde. Noch im December desselben Jahres starb Dahlmann, schon im September 1856 war Emil Braun vorangegangen. „Wie mich diese Trauerbotschaft ergriffen hat," schrieb R. an Brunn[2]), „und

1) R. an Bernays 1. Januar 1861. 2) 23. September 1856.

wie wehmüthig sie nachklingt, können Sie sich denken. Oder auch nicht; denn Sie wissen doch wohl nicht, wie sehr ich Braun geliebt habe, und wie viele Schmerzen ich in früheren Jahren darum gelitten, dass ich, als allmälig das Geschäft Herr über seine Seele wurde, die Rolle des unglücklichen Liebhabers ihm gegenüber zu spielen hatte, bis ich mich auch darein fand." Im Juli 1861 musste er die Nachricht vom Hinscheiden seines theuren Pernice vernehmen, Anfangs August 1862 starb Rost, der gute Cumpan. Auch aus dem Familienkreis schied manches theure Glied: schon seit dem Sommer 1850 war der Breslauer Schwiegervater nicht mehr unter den Lebenden, im Juni 1858 endete der hochbetagte Onkel Bischof seine irdische Laufbahn. Der Sommer 1862 nahm den einzigen Bruder dahin, einen Kaufmann in Frankfurt a/O., mit dem freilich ein näheres innerliches Verständniss nicht bestanden hatte. „Ein Kerl, stark wie ein Baum," schrieb der Zurückbleibende[1]), „und ich Leidenswurm muss ihn überleben." „Warte nur, balde balde!" wurde sein Refrain.

Wer würde ahnen, mit welchen körperlichen Leiden und Hemmungen der auf der Höhe des Lebens und einer grossartigen Thätigkeit stehende Mann zu kämpfen hatte!

Eine Reihe von Jahren zwar schien es unter selbstverständlicher unablässiger Nachhülfe von Bad- und Brunnencuren trotz vielfacher vorübergehender Krankheitsanfälle leichterer und schwererer Art im Ganzen doch besser und besser zu gehen.[2]) Seinen alten Wunsch, die Hochalpen kennen zu lernen, befriedigte er zum erstenmal in den Herbstferien 1852 auf einer mehrwöchentlichen Fussreise. Der Schwager Hildebrand und der epigraphische Bundesgenosse Mommsen, beide an der Züricher Hochschule angestellt, wurden besucht. Mit wie jugendlicher Begeisterung berichtete er seinen Nächsten von den Wundern der Natur, die sich seinen dankbaren Augen hier aufthaten! „Das heisst gründliche Abspülung von Acten- und Bücherstaub: noch

1) R. an Brunn 4. Juli 1862. 2) An Pernice 7. Sept. 1849.

ganz anders als Meereswellen." Mit welcher Innigkeit dachte seine jauchzende Seele an die fernen Freunde, mit denen er so gern solche Genüsse getheilt hätte! Auf tagelangen einsamen Wanderungen im Wechsel majestätischer und lachender Eindrücke liess er sein Herz gern einkehren, wo es einen heimathlichen Anhalt zu finden glaubte, und sandte manches zarte Blumengedächtniss, auf hoher Alp, am Rande der Gletscher gepflückt, seinen Auserwählten.[1]) „Leichtfüssig und leichtsinnig wie ein braunhaariger Student" marschierte er drauf los. Nur über eins beklagte er sich. „Leider habe ich einen alten Führer, der nicht mehr als 10 Stunden des Tages machen will, was mir immer zu wenig ist. Heute bin ich noch zwei Stunden auf meine eigne Hand herumspaziert in den Bergen (bei Meiringen), nach der schon um 4 Uhr stattfindenden Ankunft" (8. Sept. 1852 Abends). Im nächsten Jahr brachte er die Seinigen auf den Rigi, wanderte in 21 Tagen durch Graubündten über den Splügen an den Comersee, ins Veltlin hinein, überstieg das Stilfser Joch, durchstreifte Tirol „täglich gesunder, unermüdlich in der Kraftübung und im Genuss." Er pries sich glücklich, dass ihm noch im 47. Jahre seines Lebens vergönnt sei, die Schweiz zum erstenmal zu sehen, ein „wahres Ereigniss" für seine empfängliche Seele, wie er nicht geahnt hatte, dass es ihm das Leben auf Erden noch zu bieten hätte. Er beklagte seine Kinder, die den Sommer theils in Zürich, theils auf dem Rigi zugebracht hatten, dass sie so früh schon das Oberste vorweg nähmen: wenn sie sich in ihren alten Tagen auch noch einmal so verjüngen wollten, würden sie ja nach Südamerica gehen müssen! Wie ein rechter Feinschmecker sparte er sich auch selbst noch manchen Leckerbissen auf, „um noch neue Lebenselixirtropfen übrig zu haben für eine — so Gott will — kleine Reihe von Jahren": Chamounix, Monte Rosa, Meran, das gletscherreiche Oetzthal, Gastein und den Grossglockner.[2]) Die natürliche Ermüdung von den angestrengten Märschen hinderte ihn nicht, am späten Abend

1) Z. B. an Graffunder 12. Sept. 1852. 2) An Lancizolle 6. Sept. 1853.

im Gasthof noch mit halbzufallenden Augen aus weiter Ferne mit den eingehendsten Anweisungen für den Stich seiner geliebten Inschriftentafeln Sorge zu tragen. Den September hindurch weilte er dann als gewissenhafter Curstammgast im gewohnten Karlsbad, wo der Hertzsche Gellius sein bester Gesellschafter für die Sopha-Ruhepausen zwischen Trinken und Baden, Baden und Trinken war[1]), kehrte aber nach absolvirter Pflicht über Prag, Dresden, Leipzig, München, den Bodensee abermals nach Zürich zurück, um seine Familie von den Verwandten zurückzuholen und bis Mitte October epigraphische Conferenzen zu halten.

Nach den beispiellosen Anstrengungen des Sommers 1854 nahm ihn die Karlsbader Cur im September ganz ungewöhnlich mit. „Die doctores sagen, das nenne man einen Brunnensturm, und prognosticiren daraus tiefeingreifende und nachhaltige Wirkung. J'en doute.“[2]) Noch in demselben Herbst unternahm er mit Freund Kiessling von Berlin aus eine fröhliche Fahrt nach Hamburg, das er zum erstenmal sah. Hier knüpfte er mit Ullrich, der ihm schon manchen begabten Schüler geschickt hatte, ein freundliches Verhältniss an. Aber die Krisis, welche der Karlsbader Arzt für den Winter vorausgesagt hatte, traf nur zu pünktlich ein. Mit ungehemmter Kraft konnte er sich noch den ersten Bibliotheksreformen unterziehen: sehr wahrscheinlich, dass der stundenlange Aufenthalt in den eiskalten Sälen während des Winters verhängnissvoll war. Da kam urplötzlich ein heftiger Anfall wie Gicht oder Podagra. Grade ehe sich der Kranke legen musste, um Neujahr herum, war er durch eine Hochfluth von Geschäften bedrängt. Es gab eine lange schmerzliche Niederlage und eine anstrengende Krankenpflege. Viele Wochen lang musste er wie ein Kind getragen und gehoben werden. Nur in sehr uneigentlichem Sinne ein Fortschritt war es zu nennen, dass er im letzten Drittel des Monats begann in Betten wenigstens zu sitzen, statt zu liegen. Das hinderte ihn aber nicht seine Bibliothek nach wie vor zu regieren, wenn auch vom Bett aus, wohin er sich täglich dreimal

1) An Hertz 10. Sept. 1853. 2) An Pernice 18. Sept. 1854.

Berichte und Depeschen bringen liess, und seinen eignen ausführlichen Briefen konnte man nicht anmerken, in welcher Lage sie geschrieben waren. Noch am 12ten Februar 1855 schrieb er an Pernice: „Noch immer aus dem Bette! Nur seit drei Tagen vertausche ich es täglich einige Stunden mit halb sitzender Lage auf dem Sopha, eingewickelt in Decken, Pelze und heisse Sandsäcke. Unter drei Wochen werde ich nicht daran denken dürfen, wohlverpackt auszufahren. Das ganze Vierteljahr geht mir natürlich für Alles verloren: und dieses Alles will viel sagen. Da hilft nun leider keine Ungeduld und kein Verdruss: man muss sich in die Schickung schicken und ein Vierteljahr wie aus seinem Leben förmlich herausgeschnitten ansehen.“ Zu Anfang März schien das Schlimmste überstanden. „Endlich, endlich!“ berichtete der Patient[1]), „nämlich kann ich doch wenigstens sitzend wieder schreiben statt liegend, wie sechs volle lange Wochen .... Allmälig werde ich ja auch wohl wieder das zweibeinige Platonische Geschöpf werden; denn vorläufig versuche ichs erst (anticipando) mit dem dritten Stadium des Sphinxräthsels und werde förmliche Lernwochen, um nicht zu sagen Lehrjahre, durchzumachen haben.“ Aber der tückische Nachwinter brachte noch einen Rückfall, in Folge dessen erst nach Wochen, gegen Ende des Monats, die erste Ausfahrt gewagt werden konnte. Immer wollte es indessen noch nicht recht vorwärts gehen. Am 6. Mai klagt er Fleckeisen: „Heute vor 19, sage neunzehn Wochen bekam ich die Fussgicht ... und noch bis zum heutigen Tage bin ich Reconvalescent und kein Doctor kann mir das unaufhörlich schmerzende Hemmniss wegbannen. Bei solchen Capitalaffairen fängt man gar nicht mehr an zu lamentiren, weil man sonst förmliche Klagelieder Jeremiae oder Philoctetae schreiben müsste. Sie können sich leicht selbst ausmalen, wie ich *in omnibus et quibusdam aliis* zurückgekommen bin. Und wer weiss, ob ich je wieder auf einen wahrhaft grünen Zweig komme, um noch ein und das andre debitum, wie ich möchte, zu lösen. ἀλλὰ τὰ μὲν προτετύχθαι ἐάσομεν kann ich freilich leider nicht sagen,

1) An Bernays 3. März 1855.

aber doch ein simples ἐάσομεν: denn was und wem hilft das Jammern?"

Die Söhne des Aesculap waren ziemlich rathlos. Zunächst schickten sie den Patienten schon im Juli wieder nach Karlsbad, wo der Arme in grosser Menscheneinsamkeit wenigstens einigen Galgenhumor wiedergewann. „Ich eigne mich nachgerade wirklich recht dazu, Mitglied des englischen Ministeriums zu werden. Und von denen litteris komme ich bei der bösen Gelegenheit so ab, dass ich gar nicht weiss wie ich wieder hineinkommen soll. Ich werde mich noch am Ende pensioniren lassen, in den Rheingau ziehen und dort Kohl pflanzen und Landwein keltern: wobei vielleicht noch eine Conjectur für die Georgica abfällt."[1]) Zur Nachcur war ihm Gastein verordnet. Von München aus begleitete ihn eine gute Strecke ins Gebirge hinein der kundige Freund Halm. Auch Schneidewin schloss sich an, wurde aber, weil er keiner der bequemsten Reisegefährten war, nach dem Salzkammergut instradirt, während die beiden Andren über den Golling fuhren. In Gastein traf dann R. mit dem Göttinger Collegen wieder zusammen.[2]) Bei herrlichem Wetter genoss er in vollen Zügen die Reize jener grossartigen Landschaft. Nach dem Kötschachthale, selbst nach dem Nassfelde marschierte er zu Fuss. Auch mit dem Philosophen Erdmann aus Halle unternahm er manchen Ausflug in die wunderbare Umgebung.

Für einige Zeit fühlte der Heimgekehrte sich in der That bedeutend gebessert: den ganzen Winter über brauchte er keine Stunde auszusetzen, wenn es auch an Hemmungen und verdriesslichen Mahnungen nicht fehlte. Vollends eine Frühlingscur in Wiesbaden (1856) schlug so gut ein, dass er sich schon für beinahe genesen hielt. Anfangs August musste er aber schon wieder hin, „um wenigstens periodisch eine Art von Menschwerdung zu feiern." Eigentliche Schmerzen hatte er zwar diesmal nicht, „sondern nur eine Taubheit in beiden grossen Zehen", die ihn am Gehen hinderte. Immer

1) An Fleckeisen, Karlsbad im goldnen Herzen 30. Juli 1855.
2) Vgl. opusc. III 341 f.

noch hatte er das Gefühl, als sei die hemmende Ursache nur eine irgendwo versteckt sitzende Kleinigkeit, und komme es nur auf den richtigen Mann, seinen glücklichen Blick und einen geschickten Griff an, um Alles auf einen Ruck und für immer zu beseitigen. Während dieses zweiten Wiesbadener Aufenthaltes pflog er sehr angenehmen Verkehr mit dem Göttinger Curator v. Warnstedt, ferner mit den Göttingern Siebold und Wagner, dem Münchner Kliniker Pfeuffer. Der Plan, von hier nach Leuk zu gehen, um Alpenluft in Combination mit heissen Bädern zu geniessen, musste wegen anhaltender Unbeweglichkeit endlich aufgegeben werden. Eine Probefahrt nur nach Frankfurt und zurück erwies die Unausführbarkeit. Mit Mühe schleppte er sich auf wenige Tage nach Heidelberg und versuchte es dann im September auf Pfeuffers Rath zur Abwechselung einmal mit Schwefelbädern in Aachen, nicht ohne scheinbaren Erfolg. Es ging ihm „besser als seit langer Zeit." Jedoch schon im December abermaliger Rückfall, so dass er viele Wochen lang das Haus nur fahrender Weise verlassen konnte. Weder Schuh noch Stiefel konnte er mehr ertragen: nur in dicken Filzsocken konnte er sich überhaupt bewegen. Ununterbrochen stärkste Erwärmung, täglich heisse Bäder hielten ihn einigermassen aufrecht.[1]) Erst im Februar trat wieder Besserung ein und damit erneuerte Hoffnung. Also geduldige Wiederholung der Aachener Bäder, die ihm auch wieder gut bekamen. Nur litt er „die trostloseste aller Langeweilen", die er je in seinem Leben genossen hatte. „Wetter scheuselig; Fremde noch nicht da; Einheimische, *si modo sunt*, fort in den Ferien. Und nicht einmal Bücher *praeter paucissimos*".[2]) Auf dem Sopha liegend unterhielt er sich damit, seinem mitgenommenen Söhnlein Privatissima in lateinischer und griechischer Sprache angedeihen zu lassen, und die vita Terentii zu emendiren (S. 286). Wieder kamen einige leidliche Monate, bis am 1. Juli ein ununterbrochener krampfhafter Zustand eintrat, der ausgestreckte Lage absolut unmöglich

1) An Niese 28. December 1857. 2) An Fleckeisen 14. April, an Pernice 22. April 1857.

machte. Karlsbad, wohin ihn die sorglich pflegende Gattin begleitete, versagte jede Wirkung, bis er eines Tages, von dem Instinct der Natur getrieben, auf eigne Faust es mit kalten Waschungen versuchte, die langsam, aber wunderbar halfen. Nun fanden die Doctoren dies Verfahren vortrefflich, empfahlen aber als Nachcur Alpenluft. So zog er denn auf fünf Wochen ins Berner Oberland und erholte sich dort so weit, dass er auf die Wengernalp hinauf reiten und hinunter zu Fuss gehen konnte. Noch einmal schwelgte er, zum Theil in Gesellschaft von Leopold Schmidt und dessen liebreicher Frau, in den Herrlichkeiten der Alpennatur. Wie kühn erklomm er dann in Bern dunkle steile Treppen bis in das dritte und vierte Geschoss, um Reliefkarten der Schweiz, die ihn höchlichst interessirten, zu besichtigen und für die Bonner Bibliothek zu bestellen! Hier consultirte er auch den alten ärztlichen Practicus, Dr. Vogt, der mit Zuversicht als Grund alles Leidens eine in Folge jahrelanger An- und Ueberspannung geistiger Thätigkeit eingetretene tiefe Nervenerschöpfung annahm, die sich auf die Extremitäten geworfen habe: er verordnete neben hoher Bergluft und fortgesetztem Kaltwassergebrauch gänzliche Enthaltung von Nachtwachen, Feierabend von 8 Uhr an, tägliche Spaziergänge in früher Morgenstunde. So legte sich der gehorsame Patient noch selbst im October einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in der Wasserheilanstalt zu Rolandseck auf, führte auch zu Hause die vorgeschriebene Lebensart, die Sturzbäder, Douchen und Abreibungen mit grösster Consequenz den Winter durch und befand sich ungewöhnlich wohl dabei. Und bis zum Ende des Jahres bewährte sich diese Methode. „Erfolg, dass ich zwar noch nicht frei bin, aber dass, wenn ichs nicht selbst sagen will, kein Mensch von diesem Rest etwas merkt; noch nie gefahren im ganzen Winter, nie ausgesetzt oder irgendwobei zurückgeblieben; noch keinen Paletot umgehabt und noch nie — unberufen — erkältet. Also der rechte Weg ist doch gefunden, und die Hoffnung begründet, auch den Rest wegzuschaffen. Aber damit auch die Hoffnung auf Rom für 1858 abgeschnitten. Denn Ende Juli muss es nach St. Moritz im Engadin gehen und daselbst mindestens 6

Wochen verblieben sein. Dann vielleicht zur Rückkehr über Venedig und Wien (Philologenversammlung) ... aber weiter hinunter diesmal unmöglich. *Speriamo* für 1859.“[1]) So ging es auch in den folgenden Monaten noch leidlich weiter. Er durfte zum erstenmal die Freuden eines Ballvaters im Stern geniessen, wo er sich indessen für ein und das andere halbe Stündchen beschaulicher Zurückgezogenheit ein stilles Zimmer gemiethet hatte. Im April 1858 konnte er seinen Knaben selbst auf das Pädagogium nach Zerbst unter die Obhut seines Freundes Sintenis bringen und bei dieser Gelegenheit ein erquickliches Champagner-Wiedersehen mit seinem geliebten Pernice feiern. Nichtsdestoweniger kam im Juni wieder ein acuter Anfall, wie aus der Pistole geschossen: viertehalb Wochen musste er zu Hause stöhnen und ächzen, von Büchern und Papieren durch seine Unbeweglichkeit abgeschnitten; dann fing er an wieder in die Vorlesungen zu fahren.[2]) Anfangs August versuchte er es mit der neuen Heilanstalt eines Dr. Haupt in Nassau; es war eine combinirte Cur: Fichtennadeln und Elektricität, Dampfbäder und kalte Douchen über 8 Wochen lang, die ersten vier mit schönen Erfolgen, so dass er wieder ernstlich an den Besuch der Wiener Philologenversammlung dachte, die drei folgenden herabsteigend[3]), in der letzten mit einem bösen Rückfall, der ihn auch in Bonn wochenlang theils ans Zimmer fesselte, theils zum Fahren nöthigte. Es war „ein verlorener Sommerfeldzug.“ Das österreichische Landwehrlied „Immer langsam voran“ blieb nur zu sehr seine Devise. „Ich habe mich längst mit dem Gedanken vertraut machen müssen,“ schrieb er[4]), „dass es im Wesentlichen mit mir vorbei sei; alle Aerzte indessen sind einstimmig, dass die Natur doch schliesslich alles noch überwinden und ausstossen werde.“ Einstweilen ging es immer tiefer bergunter. Das Uebel, nunmehr „spasmodische Neuralgie“ betitelt, nahm einen zähen schleichenden Charakter an, richtete sich förmlich ein und erklärte sich für permanent: nach kurzen Episoden leidlichen

1) An Brunn 25. December 1857. 2) An Brunn 26. Juni 1858. 3) An Fleckeisen, Nassau 27. August 1858. 4) An Brunn 25. October 1858.

Befindens immer erneuerte Anfälle, der Kranke prometheisch auf denselben Sitz angenagelt, drittehalb Monate lang kein Schluck frischer Luft. „Vielleicht heisst es noch nicht: meine Uhr ist abgelaufen", meldete er an Pernice[1]), „aber sicherlich schon: mein Stern ist untergegangen." „König David hatte es auch recht sehr schlimm, aber sein Herr hat ihm doch schliesslich geholfen, zu dem er schrie aus tiefster Noth. Wer wird mir helfen?"[2]) Die stärksten Gifte: Arsenik, Nikotin, Belladonna wurden vergeblich durchprobirt. Ende December hatten sich wenigstens die ärgsten Schmerzen zur Ruhe begeben: kleine Tret- und Gehversuche nach Minuten, ja Secunden gemessen konnten wieder beginnen.[3]) So ging es in den Januar 1859 hinein. Da packte den Armen zum Ueberfluss eine bösartige, complicirte Grippe mit oft stundenlang ununterbrochenem Krampfhusten, Schüttelfrösten und sonstigem Gefolge. Dennoch fing er, weil es der allerletzte Termin war, an zu lesen, wogegen nun wieder die Füsse rebellirten.[4]) Indessen es ging doch mit Ach und Krach, oder richtiger mit seinen eignen Worten: „Geht es mir auch noch nicht gut, so darf ich mir doch Wohlfahrt nicht absprechen, und die ist doch immer noch besser als ein Fahrewohl."[5]) Nur zu bald darauf wieder ein tiefer Sturz; herzzerreissende Zettel, wie dieser: „Nur an 2 bis 3 Leute schreibe ich Folgendes *s. pet. discretionis:* mir geht es so schlecht mit meiner Gesundheit, dass mir jede trauliche Freundes-Ansprache eine wahre Wohlthat ist. Wonach sich freundschaftlich zu richten. Warte nur, balde balde —!"[6]) Wenn das so fortging, so schien seine ganze philologische Position unwiederbringlich verloren. Wie sehnte er sich nach nervenbelebender Alpenluft, dem letzten Rettungsanker! Aber nicht einmal Rolandseck war ja erreichbar wegen Unmöglichkeit der Fortbewegung, wenigstens nicht mit den Mitteln, welche zu Gebote standen; nicht einmal ein paar Schritte im Zimmer auf und ab waren möglich, dagegen permanente Schmerzen 24 Stunden des

1) 10. December 1858. 2) An O. R. 24. November 1858. 3) An O. R. 30. December 1858. 4) An Fleckeisen 3. Februar, an Brunn 5. Febr. 1859. 5) An Brunn 6. März 1859. 6) Identisch an Fleckeisen und an O. R. unter gleichem Datum: 5. April 1859.

Tages. Und die Nächte im Bett in unverändert horizontaler Lage, die allein möglich! Als einziges Arcanum bewährte sich Arbeit und zwar nicht bloss des Studierens und Denkens, sondern des Formgebens gefundener Resultate, des Ausarbeitens und Druckenlassens. Aber nun wieder die Unfähigkeit aufzustehen, Bücher zu holen bei der ameisenhaften Art philologischer Thätigkeit![1]) Dennoch musste es gehen, und war er einmal in eine Arbeit der Art hineingerathen, wie z. B. die epigraphischen Briefe an Mommsen, so hörte und sah er nichts Andres mehr um sich herum, bis er fertig war.[2]) Zu Pfingsten, Anfangs Juni wieder ein vergeblicher Versuch mit Aachen, der bald darauf wieder abgebrochen wurde: die warmen Bäder wirkten sogar schädlich. Die Aerzte stellten das Glüheisen in Aussicht.[3]) „Thut mir noch zu Liebe, was Ihr könnt", bat er die Freunde, „denn ich fürchte, Ihr habt vielleicht nicht lange Zeit mehr dazu." Ueber die Herausgabe seiner Opuscula traf er letztwillige Verfügungen.[4]) Ehe er sich jedoch zu dieser ultima ratio hergab, beschloss er sich in Begleitung von Frau und Tochter nach Berlin transportiren zu lassen, um Romberg zu consultiren. Welcher Trost doch nach und in so vieler Trübsal, dass eine Autorität in Nervenkrankheiten wie dieser in Uebereinstimmung mit allen früher befragten erklärte, dass R.s Leiden durchaus kein centrales, dass es heilbar und kein Brennen indicirt sei, und dass der Geplagte eines schönen Morgens schmerzlos aufwachen könne, um wieder zu lesen und Seminar zu halten wie in besten Zeiten![5]) Aber über diese Negationen und diese vage Möglichkeit hinaus stand es mit den Positionen ungefähr ebenso wie mit den Varianten dreier Codices: der conciliirende, divinatorisch auf die Quelle zurückführende, den Nagel auf den Kopf treffende Conjector sollte noch gefunden werden.[6])

Das Recept hiess also: Geduld, und wieder Geduld! Jetzt erst lernte der Geprüfte das römische *pazienza* ganz

1) An Bernays 15. April, an Brunn 23. April 1859. 2) An Fleckeisen 23. Mai 1859. 3) An O. R. 14. Mai, an Fleckeisen 18. Mai 1859. 4) An O. R. 14. Juni 1859. 5) An Bernays 31. Juli 1859. 6) An O. R. 14. August 1859.

verstehen. Alle Heilmittel, auch das Elektrisiren, versagten, ausser dem ἄριστον ὕδωρ, was wenigstens vor Krampf schützte. Denn wenn über den Schmerz der Wille unbedingt Herr wurde, so erwies sich der Krampf als unbedingter Herr, der jeden Willen entzwei brach.[1]) Statt dessen freilich permanente Schmerzen, die aber wenigstens nicht am Arbeiten und Bücherzusammenholen hinderten. Uebrigens keine Möglichkeit ins Freie und zur Universität zu kommen als zu Wagen.[2]) Als er im Herbst 1859 seine Vorlesungen nach halbjähriger Unterbrechung wieder begann, hatten ihm die Zuhörer das Katheder bekränzt. Zeitweilig musste sich der Arme hinauftragen lassen, aber von längerem Aussetzen war doch seit der Berliner Reise nicht mehr die Rede. Ein gewisser Fortschritt liess sich im Januar 1860 nicht verkennen, so dass schon Reisegedanken für den Sommer auftauchten. „So ist der Mensch: himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt.“[3]) Aber wenn bei andren Reconvalescenten nach Tagen, so waren bei diesem die unterscheidbaren Stadien mit mancherlei Zickzacklinien, Rückläufen und Episoden nur nach Monaten, ja Vierteljahren zu berechnen. Auch im Sommer 1860 blieb der gewöhnliche harte Anfall nicht aus, und das in den zwei schönsten Monaten Juni und Juli. Aber der Höhepunkt des Leidens war doch endlich überschritten, und es ging nun in sanfter Senkung einem erträglicheren Zustande zu.

Im folgenden Jahre (1861) konnte R. denn auch, als wieder einmal eine Berufung (nach Leipzig) in Frage kam, der auswärtigen Regierung seinen Zustand in folgender Weise schildern[4]): es sei ein Nervenleiden, auf die Spitzen der Zehen beschränkt, welches mit jedem Semester entschieden milder werde, und dessen allmäliges vollständiges Aufhören die Aerzte zuversichtlich und einmüthig in Aussicht stellten. Seit 4 Semestern habe er so gut wie nie um dieses Leidens willen eine Stunde aussetzen müssen. Die allmälige Ge-

1) An Graffunder 25. September 1862. 2) An Bernays 9. November, an Brunn 10. November 1859. 3) An Fleckeisen 8. Januar 1860. 4) An Geh. Rath Gilbert 8. Juli 1861.

wöhnung an die schlechte Wirklichkeit erzeugte nach und nach eine gewisse Routine des Leidens und eine Resignation, welche schon mit dem Verharren auf der einmal erreichten Stufe des geplagten und gehemmten Daseins zufrieden war. Vertrauten gestand er: „ich leide viel, das ist wahr, und muss Schmerzen ertragen: aber sie können doch nicht länger dauern als 24 Stunden den Tag. Das ist der erste Trost. Der zweite: dass ich doch wenigstens, wenn auch oft mit Hängen und Würgen, natürlich immer fahrend, unausgesetzt meinen Berufspflichten genügen kann . . . Man gewöhnt sich schliesslich an eine Krankheit, dass man sich mit ihr einrichtet wie es eben gehen will, am Tage mit ihr wacht, Abends mit ihr zu Bette geht“ u. s. w.[1])

Kräftige Nahrung und starke Weine mussten das Allgemeinbefinden unterstützen, so dass die äussere Erscheinung im Vergleich zu früheren gesunden Zeiten voller erschien. Die Freunde scherzten, dass der früher so Magre aus seinen Kleidern herauswachse wie ein Student aus seinem Confirmationsfrack[2]); und wer sein Bild betrachtete, welches er um diese Zeit seinen Liebsten mittheilte, freute sich an dem Ausdruck ungebrochener, fast noch jugendlicher Kraft, der aus den energischen Zügen sprach.[3]) Die grollenden Unterthanen verlangten aber in regelmässiger Abwechslung bald kaltes Wasser bald die Wärmflasche; täglich stand zur bestimmten Stunde für die gewohnten Fahrten der Wagen vor der Thür. Im Sommer 1864 konnte er doch ab und zu wieder einmal ein paar hundert Schritte im Freien wagen, so dass er Lust bekam die Philologenversammlung in Hannover zu besuchen. Indessen wollte sich der rechte Begleiter, ohne den es nicht gegangen wäre, im entscheidenden Augenblick nicht finden. Als Stellvertreter sandte er im Verein mit Gildemeister die gemeinschaftliche Bearbeitung der dreisprachigen Sardinischen Inschrift.

In den langen Schmerzensnächten seiner Leidenszeit bewältigte er lesend grosse Massen von belletristischer, popu-

1) An Louise v. Lancizolle 5. Januar 1863. 2) Fleckeisen an R. August 1861. 3) Lehrs an R. 2. Januar 1863.

lärer, politischer Litteratur: von Cervantes bis Thackeray, von altmodischen Raritäten an wie Sophiens Reise von Memel nach Sachsen und Claurens Mimili bis zu den „historischen Romanen“ einer Louise Mühlbach, den ganzen Börne („ich wollte, er wäre der halbe geblieben“) und Heine, Philosophisches und Theologisches von Schleiermacher, Strauss, Renan, auch altes und neues Testament, Alles mit sehr wachsamem Urtheil. Belesene Freunde wie Bernays mussten pikantes Lesefutter vorschlagen. Mit Jean Paul wollte er sich aber doch nicht wieder einlassen. „Jean Paul liebte ich $1\frac{1}{2}$ Jahr als Gymnasiast, als ich sterblich und höchst sentimental verliebt war. Später habe ich mich nur an Quintus Fixlein einmal, zweimal recht erquickt. Alles Uebrige wusste ich niemals zu goutiren, so wenig, dass ich auch jetzt — da *vita brevis* — keinen erneuten Versuch machen werde.“[1]) Desto lieber vertiefte er sich immer von neuem wieder in Lessing. Mit ganz besondrem technischen Wohlgefallen aber studierte er die Staatsschriften von Gentz.[2]) Ein verwandter Zug in seiner formalen geistigen Anlage schärfte ihm Zunge und Blick für die stilistische Kunst des grossen Publicisten. Wäre er selbst durch Umstände einmal in die Lage versetzt worden, so würde er Denkschriften, Proclamationen, diplomatische Depeschen im Dienst einer ihm zusagenden Regierung mit derselben Schlagfertigkeit und Formvollendung geliefert haben, wie sie seine Facultäts- und Senatsvota, seine Seminar- und Bibliotheksberichte und alle Erzeugnisse seiner akademischen Eloquenz auszeichnete.

9. Conflict.

Das letzte Jahrzehnt hatte nicht nur schwere körperliche Leiden gebracht, sondern auch folgenschwere Veränderungen in den Personalverhältnissen der Universität und der Regierung.

Mit Otto Jahn stand Ritschl seit einer langen Reihe von Jahren in freundlichem litterarischen Verkehr. R.

1) An Bernays 31. Mai 1862. 2) An Pernice 13. Januar 1860.

war es gewesen, welcher dem unbekannten jungen Mann, als derselbe seine erste Fahrt über die Alpen antrat (1837), die Wege in Italien durch warme Empfehlung an Braun hatte ebnen helfen. Seit Anfang der fünfziger Jahre hatte das Verhältniss einen auch persönlich warmen und immer wärmeren Ton angenommen. Bei Gelegenheit eines Besuchs in Bonn, im Sommer 1852, hofft ersterer den andren „gründlich zu überzeugen, wie viel er darauf gebe, unter die Zahl seiner Freunde gerechnet zu werden."[1]) In der schönen Zeit, wo die Arbeiten an R.s grossem Inschriftenwerk in der ersten lachenden Blüthe standen, war Jahn ein stets gefälliger Helfer. Schon 1852 hatte R. in einem vertraulichen Schreiben an Joh. Schulze (29. December) für den beklagenswerthen Fall, dass Welcker dereinst abgehen sollte, als einzigen Ersatz, „wenn der schöne Zug der Bonner Studien nicht unterbrochen werden, sondern in analoger Thätigkeit fortgeführt werden" solle, Otto Jahn bezeichnet, der wegen Betheiligung an den politischen Unruhen zur Zeit des Dresdener Aufstandes seiner Leipziger Professur (ebenso wie Mommsen und Haupt) entsetzt und noch immer ohne Anstellung war. Alle Freunde der Wissenschaft wünschten seine Berufung an eine deutsche Universität.

Eine Gelegenheit jenem Gedanken Folge zu geben fand sich früher als damals erwartet werden konnte. Es war im Winter 1853/4, als im Verlauf eines vertraulichen Gesprächs mit Welcker R. die Gelegenheit ergriff, denselben in der zartesten Weise dafür zu gewinnen. Von hartnäckigen Körperleiden entmuthigt hatte der Hochbetagte seinem Collegen den Wunsch zu erkennen gegeben sich eines Theils seiner Aemter zu entäussern, um mit ungetheilter Kraft sich seinen wissenschaftlichen Aufgaben, namentlich der Vollendung seines Lebenswerkes, der Mythologie, zu widmen. Da schlug ihm R. vor, doch lieber die praktischen Nebenämter als wohlthätige Zerstreuung beizubehalten und dagegen sich für die akademische Lehrthätigkeit einen sympathischen und befreundeten Mitarbeiter von analoger Richtung gleichsam als

1) Jahn an R., Frankfurt 5. Juni 1852.

Nachfolger bei Lebzeiten an die Seite zu setzen, der ihm zugleich freiere Musse und die Bürgschaft ferneren Gedeihens der Bonner Philologie gewähren könne, mit einem Wort: Jahn, von dem er wusste, dass Welcker selbst ihn sich vor Allen als Nachfolger wünsche. Letzterer nahm diese Vorstellungen weich und freundlich auf, versprach sie zu beherzigen, ist aber von selbst nicht wieder darauf zurückgekommen. Er entschied sich nach einiger Zeit dennoch für Abgabe der Bibliothek und des Museums, und zwar, wie wir sahen, an R. Nochmals gab ihm dieser zu erwägen, ob nicht grade hier eine Handhabe geboten wäre, Jahn mit leichter Mühe für die Universität zu gewinnen, und war bereit, zu dessen Gunsten von einer Aussicht zurückzutreten, die seinen stillen Wünschen freilich längst vorgeschwebt hatte. Und als Welcker dennoch auf seiner Wahl beharrte, Joh. Schulze aber auf den wunderlichen Gedanken gerieth, Jahn für eine untergeordnete Custodenstelle zu bestimmen, verfehlte R. zwar nicht, die ins Auge springenden Unzuträglichkeiten eines solchen Arrangements dem Vorgesetzten überzeugend auseinanderzusetzen, wiederholte aber, dass er unter allen Umständen der erste sein werde, welcher einen so bedeutenden Gewinn mit freudigem Enthusiasmus begrüssen würde.[1])

Ende August 1854 starb der hochbejahrte Bibliothekar Bernd. Sobald R., der damals grade wegen der begonnenen Bibliotheksreformen in Berlin war, die Depesche erhalten hatte, machte er Joh. Schulze in einem Billet auf die neue Gelegenheit, Jahns Berufung nach Bonn zu bewirken, aufmerksam.[2]) Des eventuellen Einverständnisses von Welcker glaubte er nach dem Bericht eines nahestehenden Bonner Freundes sicher zu sein. Schulze ging auf den Wink eifrig ein und veranlasste R. die Sache sofort bei dem Minister zur Sprache zu bringen. In einer langen Audienz stellte dieser Herrn v. Raumer die sofortige Berufung Jahns als eine Lebensfrage für Bonn dar, „um die dort einmal durch höhere Fügung in einer

1) R. an Joh. Schulze 16. April 1854. 2) R. an Joh. Schulze 28. August 1854.

langen Continuität blühend gediehene Philologie gegen mögliche Wechselfälle zu schützen und nach menschlicher Berechnung für längere Zeit zu sichern". Alles komme darauf an, die nach dem Tode Welckers vorauszusehenden Prätensionen der Ultramontanen im Voraus abzuschneiden durch die Anwesenheit eines Mannes, welche jeden Gedanken an eine weitere Berufung von selbst niederschlage. Dazu sei Jahn der rechte Mann, weil er durch Bildung und Leistungen Welcker sowohl als Archäolog wie als Philolog zu ersetzen im Stande sei. Und als dann der Minister bemerkte, er habe zwar Jahns Anstellung schon länger ins Auge gefasst, sei aber noch zweifelhaft, ob nicht eine Verstärkung der Lehrkräfte durch einen Mann wie ihn noch dringenderes Bedürfniss in Halle sei, hob R. nochmals mit Nachdruck den politisch-confessionellen Gesichtspunkt hervor, und es gelang ihm Eindruck auf den Minister zu machen: derselbe „brach dann ab mit der Aeusserung, er wolle sich das noch in Ueberlegung nehmen."[1])

Eine schnelle Entscheidung erwartete R. vor der Hand keineswegs, wagte auch kaum mit Bestimmtheit zu hoffen, dass die Wagschale sich zu Gunsten von Bonn senken würde. Es war ihm daher sehr überraschend, nach einigen Wochen bei einer abermaligen Anwesenheit in Berlin zu vernehmen, dass die Sache im besten Gange sei. Am 13ten October meldete ihm Jahn: „Gestern, lieber Freund, ist unerwartet das Erfreulichste eingetroffen, ein Schreiben von Raumer mit dem Anerbieten einer ordentlichen Professur in Bonn"; am 22. November theilt er mit, dass, wie ihm geschrieben, seine Berufung vom König unterzeichnet sei. „Ich bin noch so wenig daran gewöhnt, dass das Erwünschte mir in Erfüllung geht, dass es mir ganz eigen dabei zu Sinne wird; Gott wird ja geben, dass das Erwünschte auch wirklich zum Glück wird." Es galt ihm als ein gutes Omen, dass sein erster Brief im neuen Jahr (1. Januar 1855) an R. gerichtet

1) R. an Pernice 18. September 1854, welcher Vorschläge für Halle von R. gefordert hatte. Dieser nennt und charakterisirt neben Bergk auch Jahn, giebt aber zu verstehen, dass letzterer für Bonn designirt sei.

war: „möge damit ein recht guter und dauerhafter Grund gelegt sein für dieses und die kommenden Jahre unserer Verbindung!" Am 27. November 1854 meldet R. triumphirend seinem Hallenser Vertrauten (Pernice), „dass laut so eben eingehender telegraphischer Depesche" der König am 25sten Jahns Berufung nach Bonn vollzogen habe. Er bewillkommte den im Frühling 1855 Eintreffenden mit aller Herzlichkeit, die ihm eigen war. Nicht seine Schuld aber war es, dass Welcker von dem ganzen Ereigniss völlig überrascht und auf das bitterste getroffen wurde.[1]) Derselbe war während der ganzen Zeit der Verhandlungen auf Reisen gewesen. Gerhard, der einer Zusammenkunft mit ihm in Wien entgegenging, hatte im August den Auftrag übernommen, den nah Befreundeten bei dieser Gelegenheit mündlich von dem Ergebniss jener Ministeraudienz in Kenntniss zu setzen, hatte dies aber aus irgend welchen Rücksichten der Opportunität oder Discretion unterlassen.[2]) R. selbst hatte anfangs zu schreiben versäumt, weil er eine Entscheidung vor Monaten gar nicht erwartete, war dann, als er Anfangs October für wenige Tage nach Bonn zurückkehrte, um gleich wieder aufs Land zu gehen, von unzähligen eiligen Geschäften umdrängt gewesen, suchte zwar Welcker zu sprechen, verfehlte ihn aber und getröstete sich des Glaubens, dass derselbe von Allem unterrichtet sei. So kam es, dass dieser später gegenüber der vollendeten Thatsache auf den Argwohn verfallen konnte, man habe ihn absichtlich in Unwissenheit erhalten, und einen Groll fasste, durch welchen das schöne, während 15 Jahren nie getrübte Freundschaftsverhältniss für einige Zeit einen schmerzlichen Riss erfuhr. Am wenigsten hatte Jahn unter diesem Missverständniss zu leiden: vielmehr fand er auf beiden Seiten freundlichstes

1) Joh. Schulze an R. ohne Datum: „Zu meinem Kummer vernehme ich, dass Freund Welcker es schmerzlich empfindet, über Jahns Anstellung nicht vorher gehört worden zu seyn. Ich kannte seine gute Meinung in Betreff Jahns und war gewiss, dass Jahns Wunsch unerfüllt bleiben würde, wenn noch vorher amtliche desfallsige Gutachten eingezogen würden. *Sapienti sat!*" 2) R. an Gerhard 21., Gerhard an R. 26., Welcker an R. 30. October 1854.

Entgegenkommen. Aber schon nach den ersten Monaten glaubte R. mit Betrübniss eine gewisse kühle Zurückhaltung des neuen Collegen zu bemerken, die denn auch auf sein eigenes Verhalten zurückwirkte. Er vermuthete in diesem Betragen den Einfluss einer ihm feindseligen Partei, deren Mittelpunkt in Berlin sei. Schon früher war ihm hinterbracht worden, dass in diesem Kreise gegen ihn und zwar durch Lachmann, auf Grund einer vor vielen Jahren gefallenen, missverstandenen Aeusserung die Parole gegen ihn ausgegeben sei: '*hic niger est, hunc tu, Romane, caveto.*' Bonner Universitäts-Deputirte hatten jene Angabe bestätigt, da sie in Berlin bei offener Tafel aus des Gestrengen Munde beleidigende Aeusserungen über den Charakter ihres Collegen hatten hören müssen.[1]) Seitdem hatte R. stillschweigend den litterarischen und persönlichen Verkehr mit ihm abgebrochen. Der Nachfolger Lachmanns, M. Haupt, obwohl gleichfalls früher, so lange der Schwiegervater G. Hermann noch lebte, auf ganz freundschaftlichem Fuss mit R. verkehrend, stiess, seit er in Berlin war, bald ziemlich leidenschaftlich in die Kriegstrompete, ohne ersichtlichen Grund, als weil nicht jede Zeile im Lucrezcommentar, besonders was Plautus betraf, ohne Widerspruch von R. angenommen wurde. Und doch sprach derselbe seine abweichenden Ueberzeugungen in durchaus sachlicher und achtungsvoller Form aus. Weil ihm nun einmal in ungewöhnlichem Grade die Gabe eigen war, die studierende Jugend anzuziehen, zu selbständigem Denken für Wissenschaft und Schule auszubilden, wandte sich auch das Vertrauen von Behörden, zumal ausserhalb Preussens, in Bayern, Oesterreich, in der Schweiz ihm zu, so dass durch seine Vermittelung eine beträchtliche Zahl von Lehrstühlen auf Gymnasien und Universitäten besetzt wurde.[2]) Das Alles sahen manche Berliner proceres nicht gern, ohne es doch hindern zu können. Auch die einmal eingetretene Spannung mit der Akademie löste sich nicht.

1) R. an Pernice 19. und 23. Januar 1853. 2) Im October 1872 zählte Klette 36 Universitätsprofessoren und 38 Gymnasialdirectoren aus R.s Schule.

In Bonn selbst hatte R.s Ernennung zum Oberbibliothekar manchem bisher guten Freunde eine Enttäuschung bereitet und Eifersucht geweckt. Die sachliche Schärfe, mit der er die Reorganisation des verwahrlosten Instituts betrieb und alte Missbräuche verfolgte, konnte nicht ohne Erregung persönlicher Empfindlichkeit durchgeführt werden: die Verletzten schrieen über Härte, ja gar über Pietätlosigkeit gegen den Vorgänger, der doch mit gutem Bedacht grade diesen schneidigen Nachfolger vorgezogen hatte.

Ueberhaupt hat R.s durchgreifende Energie im Handeln, verbunden mit einer gewissen Neigung sich in sorglosem Uebermuth in Worten gehen zu lassen, zu manchem Missverständniss Anlass gegeben. In harmloser Jugend an Vertraulichkeit gewöhnt liess er unvorsichtig in augenblicklicher Laune, in vorübergehender Ungeduld manches thüringisch derbe Wort, manches drastische epitheton ornans über Persönlichkeiten fallen, denen er übrigens herzlich wohl wollte und seine wirkliche Gesinnung genugsam durch die That bewiesen hatte. Aber von unberufenen Ohren aufgefangen wurden seine witzigen und stets schlagenden Aussprüche alsbald zu geflügelten Worten, deren Spitzen der Getroffene nicht eben dankbar empfand. Auch manche seiner allgemein gehaltenen Aeusserungen, welche im vollen Zusammenhang seiner Anschauungen und mit dem unentbehrlichen Körnchen Salz verstanden ganz unverfänglich war, konnte plump herausgegriffen und buchstäblich gefasst wegen der stark subjectiven Färbung zu seinen Ungunsten ausgebeutet werden. Denn das Maass nüchterner oder feierlicher Haltung mochte er nicht an jeden Pulsschlag des frisch sprudelnden Lebens pedantisch angelegt wissen. Ihm sass die „Sittlichkeit" als natürlicher Impuls des gesunden Menschen im Herzen, ohne dass er viel Umstände und Parade mit ihr machte.[1]) Für Wirkungen im Grossen wusste er heroische Naturen wie Stein und Fichte voll zu schätzen, aber im Kleinen erschien

---

1) An O. R. 1851, ohne Datum: „Eines ist mir jetzt und früher immer widerlich gewesen . . . das ewige pathetische Prahlen und Coquettiren mit der 'Sittlichkeit' und 'sittlichen Natur' und

ihm der Stelzengang des Kothurns unbequem, die Berührung mit einem rocher de bronze rauh und kalt. „Liebenswürdig für den persönlichen Verkehr sind mir diese Naturen niemals; auch mit Niebuhr kann ich mir nicht denken ein irgendwie behagliches Verhältniss haben pflegen zu können. Aber ich werde zugeben müssen, dass, wenn eine gewisse Gemüthssentimentalität, ein friedlich ausgleichendes laisser-aller, eine mehr verstehende als abweisende Toleranz, eine auf das Harmonisiren gerichtete Tendenz ihre Berechtigung haben, die ich mir wenigstens nicht nehmen lassen mag (der ich vielleicht hätte in die Zeiten der Romantiker fallen sollen), doch die grossen, schneidenden und durchschneidenden Wirkungen und Wendungen nur durch harte, herbe, einseitig geschlossene und schnöde ausschliessende Naturen geschehen. Wie wir leider jetzt keine haben: sonst stände es anders um Deutschland-Preussen.“ [1])

Zu den kleineren Anlässen und Verstimmungen, welche allmälig die Gemeinschaft beider Collegen vergifteten, kamen die allgemeinen Gegensätze des thüringischen und des holsteinischen Stammescharakters, kamen auch Momente politischer Natur. Jahn war eifriger Gothaner, R. seiner Natur nach zum politischen Parteigänger nicht geschaffen. Er war mit Dahlmann vortrefflich ausgekommen, aber zu selbständig und scharfblickend, auch zu billig gesinnt, um nicht die Schwächen einer einzelnen Partei zu durchschauen und das relative Recht einer andren anzuerkennen. Er las die Kreuzzeitung und die Volkszeitung und schätzte beide in ihrer Art. Er übertrug auch nicht

---

'sittlichem Wesen', als wenn er das ganz allein im Monopol hätte. Hierüber liesse sich vieles sagen, wenn man die Zeit dazu hätte; in Kürze z. B. dieses, dass, wenn man im Pathos erhabenster Kategorien bleiben will, die hochmüthige Ueberzeugung von der eignen Sittlichkeit schnurstracks eine Unsittlichkeit wird; dass eine manchmal bis zur Brutalität schneidende Inhumanität eine zweite Unsittlichkeit ist; dass aber hauptsächlich ein höchst willkürliches, mit Bewusstsein auf rein instinktmässigen Eindrücken beruhendes, splitterrichterliches und inquisitionsmässiges Behaupten fremder Unsittlichkeit eine wahre Verruchtheit werden kann.“ 1) An Bernays 7. Juni 1862.

politische und kirchliche Gegensätze auf neutrales Gebiet. Mit Katholiken und katholischen Theologen hatte er in Breslau und Italien umgehen gelernt. In friedlicheren Zeiten hielt auch die Behörde grade darum auf Ritschls Verbleiben in Bonn, weil er keine Conflicte mit ihnen hatte, sogar auf gutem Fuss mit ihnen stand. Obwohl er seinem Protestantismus nichts gegen sie vergab, so fragte er in der Wissenschaft nach der Confession so wenig, dass er oft nicht einmal wusste, welcher seine eigenen Schüler angehörten. Selbst mit so berufenen Parteihäuptern wie dem Theologen Dieringer mochte er gelegentlich gern einer geistreich-pikanten Unterhaltung pflegen. In Universitätsangelegenheiten, wo der confessionelle Unterschied nicht in Betracht kam, trug er kein Bedenken mit ihnen zu stimmen, wenn er der Ansicht war, dass sie Recht hatten, vielleicht auch gelegentlich sie als Bundesgenossen für neutrale Zwecke anzunehmen. Und vermuthlich haben die klugen Römlinge verstanden ihn bei seiner menschlichen Seite zu fassen, durch verbindliche Formen sein Wohlgefallen wenigstens vorübergehend zu erwerben.

Die Harmonie des amtlichen Zusammenwirkens, soweit sie auf Uebereinstimmung der wissenschaftlichen Grundsätze beruhte, blieb lange ungestört. Auf solchem Boden fussend schrieb R., als er im Begriff stand den Göttinger Ruf abzulehnen, an Joh. Schulze (9. Februar 1856): „Und so gebe ich mich denn gern der befriedigenden Aussicht hin, dass es uns, d. h. Jahn und mir, noch eine Reihe von Jahren vergönnt sein möge, mit vereinten Kräften hier, gewissermassen in partibus infidelium, an dem wissenschaftlichen Bollwerk und seiner Befestigung zu arbeiten, das uns auch die sehr thätigen Väter Jesu, wenn nicht anderweitige unvorhergesehene Stürme kommen, nicht so leicht 'wegexerciren' sollen.“ Bisweilen schien es, als ob sich auch für ein innerlicheres Verständniss noch der Schlüssel finden sollte. Vielleicht sei es doch nur „eine gewisse verschwiegene Art des Empfindungslebens“, dachte R. einmal[1]), welche ihn fremdartig anmuthe

1) An Brunn 11. Juli 1859.

und zu weniger gerechter Beurtheilung veranlasse. Auch in der Leitung des philologischen Seminars, seitdem Welcker wegen Altersschwäche zurück und Jahn eingetreten war (Ostern 1861), gingen beide Hand in Hand. Sie waren einig in dem Grundsatz, dass Versuche in der Textkritik die geeignetsten Uebungen für Anfänger seien, und Jahn stand nicht an, seinen Collegen gegenüber dem verwirrenden Einwurf, den man dagegen erhoben hatte (S. 282), nachdrücklich im Seminar zu vertreten.[1])

Aber wenn auch beide Collegen sich zu derselben Methode bekannten, so übertrug sich diese Einigkeit doch nicht durchaus auf ihre Schüler. Zwar manche der besseren Naturen und fähigeren Köpfe wussten aus beider Lehrer Unterweisung nachhaltigen Gewinn zu ziehen, und nicht wenige setzten eine Ehre darein beiden gemeinsam die Erstlingsfrüchte ihrer Studien zu widmen. Indessen überall giebt es denen gegenüber, welche das Denken und Finden am höchsten stellen, positiv angelegte Naturen, denen es vorzugsweise auf sogenanntes Wissen ankommt. Mit gerechter Bewunderung vor Jahns immenser Belesenheit und dem harmonischen Gleichgewicht seiner Bildung trugen viele andächtige Zuhörer ihre mit kostbarer Erudition gespickten, sachlich abgeschlossenen und formal abgerundeten Hefte als einen Schatz fürs Leben nach Hause. Ritschl hat es seit der Uebersiedelung nach Bonn zu regelrecht ausgearbeiteten Heften nicht mehr gebracht: die Niederschrift eines seiner besseren Zuhörer vom letzten Male legte er dem nächsten Cursus zu Grunde, fliegende Zettel mit Andeutungen und Verweisungen mussten weiter helfen. So fiel wohl eine und die andre Notiz, dieser und jener Büchertitel, vielleicht gar ein ganzer Paragraph einmal aus. Sein Vortrag war eben durchaus unmittelbar, heuristisch.[2]) Die wunderbare Gabe durch die Windungen einer kunstvoll angelegten Untersuchung den Hörer zur Wahrheit zu führen, ihn nicht nur zu überzeugen, sondern denken und arbeiten zu lehren, verfehlte ihre Wirkung selbst auf den Stumpfsinnigeren nicht so leicht; denn es war ein Genuss,

1) Brambach: Friedrich Ritschl u. s. w. S. 15. 2) Vgl. opusc. V 29.

diesem fesselnden Gedankengange zu folgen. Aber das Resultat war ja oft nur ein verbessertes Wort, ein geheilter Vers, ein berichtigter Gedanke, höchstens eine neu gewonnene Thatsache oder Anschauung. Wie wenig trug das im Grossen und für das Gedächtniss aus! Dass die beiden Lehrer kalt und kälter einander gegenüberstanden, konnte den vertrauteren Schülern nicht verborgen bleiben. Auch Jahn besass eine grosse persönliche Anziehungskraft für junge Leute. Nicht nur sein vielseitiges, reiches und klar geordnetes Wissen, auch sein feiner künstlerischer Sinn, namentlich sein tiefes Verständniss für Musik bot eine Fülle anmuthiger Belehrung und Anregung. Als einzelnstehender Mann fühlte er mehr das Bedürfniss, war auch durch seine Verhältnisse, besonders seine noch weniger angegriffene Gesundheit mehr in der Lage, freundschaftlich-geselligen Verkehr mit den Studenten zu pflegen, denen die Schätze seiner Bibliothek und sein Haus mit grosser Liberalität geöffnet waren. Eine grosse moralische, den ganzen Menschen packende Gewalt über seine Schüler wird ihm nachgerühmt. So bildeten sich aus schwärmerischen Anhängern des Einen und des Andern durch hinzutretende Reibungen und Gegensätze persönlicher Art zwei Philologenlager der „Jahnitscharen“, wie der Kunstausdruck lautete, und der Ritschelianer, welche mit den ehemaligen Hermannianern und Boeckhianern manche Aehnlichkeit hatten, obwohl beide Meister aus der Hermannschen Schule waren, die Einseitigkeiten keiner der beiden Richtungen theilten und sich gegenseitig die vollste wissenschaftliche Anerkennung zollten. Wie das Gefolge der Montecchi und Capuletti bedienten sich die jungen Antagonisten einander mit den Andeutungen ihrer Anti- und Sympathien; selbst das gemeinsame Band des philologischen Vereins wurde vorübergehend gesprengt.

Seine verträgliche Gesinnung hatte R. in einem langjährigen Amtsleben bewährt. Er war sich bewusst, dem neuen Collegen mit den Gefühlen wahrer Freundschaft und mit der uneigennützigsten Hingebung in alle Wege entgegengekommen zu sein. Nachdem aber seine „so lange wie nur möglich fortgesetzten aufrichtigsten Bemühungen“, ein freund-

liches Verhältniss zu begründen, vergeblich gewesen waren, verhehlte er sich nicht mehr, dass ein solches eben nicht gewollt werde. Er beobachtete die Bildung einer geschlossenen, ihm feindlichen Partei in akademischen Kreisen, einer Gegenliga, welche darauf ausginge, ihm die Spitze zu bieten und den Boden zu entziehen. Diese Wahrnehmung nahm er Gelegenheit ganz offen an höherer Stelle auszusprechen.[1]) Zwar empfing er dafür die tröstende Aufforderung, auch gegen den Hass vorübergehender Parteien tapfer auszuhalten[2]), aber mehr und mehr sah er sich zur Abwehr gedrängt. Ein offener Kampf in weiten Verhältnissen würde seiner tapferen Natur eine Herzenserleichterung gewesen sein: das versteckt schleichende Gift in dem engen Bonn, zugleich mit dem Stachel eines durch die Empfindung des Undanks tief verletzten Gemüths weckte ihm mehr und mehr (schon im Sommer 1857) die Sehnsucht nach einem Ortswechsel.

Im Sommer 1858 trat die Versuchung dazu nochmals ziemlich nahe an ihn heran. Die Stelle des hochbejahrten Thiersch in München sollte noch bei dessen Lebzeiten besetzt werden, dem Minister (von Zwehl) sowohl als dem König Max war viel daran gelegen, Ritschls Namen und Thätigkeit für die dortige Universität und die Akademie zu gewinnen; nur wünschte man eine vorläufige Erklärung von seiner Seite, dass er bereit sei zu kommen. Eine solche aber mit einer gewissen reservatio mentalis abzugeben schien ihm unwürdig und illoyal. Noch konnte er sich ohne sehr mächtige Beweggründe nicht mit dem Gedanken befreunden, mit seiner „ganzen Vergangenheit, mit allen angelebten Sympathien, mit einer zu allen Zeiten wohlwollend erfundenen Regierung zu brechen.“ Wenn auch die schöne Musse einer freieren Stellung seinen grösseren wissenschaftlichen Arbeiten sehr förderlich gewesen wäre, so sprach ein gewisses Pflichtgefühl dafür auszuharren in dem mehr praktischen Berufe, welchen ihm nun einmal der Himmel zugewiesen hatte. Aber grade die Befriedigung, welche er darin finden konnte, wurde

1) An Geh. Rath Lehnert 23. Juni 1857. 2) Schreiben von Lehnert 25. Juni 1857.

ihm immer drohender verkümmert durch das Gefühl einer systematischen feindseligen Opposition, die im Stillen unterminirend Misstrauen säe und pflege, gehässigen Parteigeist geflissentlich hervorrufe und unterhalte, die arglose, erregbare Jugend verwirre und die Unbefangenheit des wissenschaftlichen Denkens einem dünkelhaften Autoritätsglauben gefangen gebe.

Noch in demselben Jahre (1858) trat eine verhängnissvolle Wendung ein mit dem Rücktritt des Ministers v. Raumer, welcher den des langjährigen Decernenten im preussischen Universitätswesen, des viel genannten Geh. Rath Joh. Schulze zur unmittelbaren Folge hatte. Zwar theilte auch der Nachfolger Raumers, v. Bethmann-Hollweg, in vollem Maasse die höchste Achtung für R.s eminente Kraft, deren Wirkung er ja in Bonn selbst lange beobachtet hatte, und auch an wohlwollender Gesinnung fehlte es ihm nicht. Aber den festen Rückhalt, welchen unser Freund in Raumers sicher begründetem Vertrauen und männlichem Charakter gefunden hatte, bot ihm die weichere, vielerlei Einflüssen zugängliche Natur Bethmann-Hollwegs nicht, und am allerwenigsten der lederne Formalismus des zweiten Nachfolgers, v. Mühler. Denn wie man auch über die politische Richtung des Erstgenannten urtheilen mag, die classisch-humane Bildung stand ihm als ein unverrückbarer Eckstein der deutschen Cultur fest.[1]) Nicht ohne innige Wehmuth aber sah R. seinen ältesten, treuesten Gönner, den Veteranen aus der Zeit Altensteins, aus der Verwaltung scheiden. War doch grade diese Art, die Geschäfte nach grossen Gesichtspunkten und doch mit Wärme für das Individuelle zu führen, so recht nach dem Herzen seines dankbaren Schützlings gewesen: dass er die Dinge nicht bloss bureaumässig und administrativ behandelte, sondern überall dem Menschlichen Rechnung trug mit persönlichen Sympathien und sich die Geschäfte Herzenssache sein liess, zugleich von dem lebendigsten geistigen Interesse und wahrhaft wissenschaftlichem Sinn durchdrungen und gehoben.[2])

1) Vgl. Joh. Schulze an R. 3. Februar 1860. 2) R. an Pernice 19. December 1852. Vgl. R.s Gratulationsschreiben zu Sch.s Jubiläum

Auch die mit dieser eigenthümlichen Kraft und Tugend des feurigen Mannes innigst verwachsenen Schwächen und Uebereilungen hatte R. jederzeit mit einer gewissen Kindespietät hingenommen. Freilich die beste Zeit für solche Naturen war vorüber, seitdem mit Einführung des constitutionellen Systems die Stellung des Ministerialrathes nicht nur dem allein verantwortlichem Chef, sondern auch dem Lande gegenüber zu einer subalternen herabgedrückt und statt der freien, selbstbewussten Stimme des persönlichen Gewissens die aura popularis und das Schachspiel der Parteien maassgebend zu werden begann. An die verlassene Stelle trat, nachdem Trendelenburg abgelehnt hatte, von diesem empfohlen dessen Landsmann, der Königsberger, ehemals Kieler Professor Olshausen, ein weitläufiger Verwandter und naher Freund von Jahn. Denn die sogenannte Schleswig-Holsteinische Aera war mit dem neuen Regiment in Preussen eröffnet worden. Die Anknüpfung eines persönlichen Verhältnisses zu dem neuen Ministerialrath wurde gleich im Anfang durch R.s leidenden Zustand verhindert. Grade als jener zum erstenmal (Sommer 1858) in amtlicher Eigenschaft Bonn besuchte, lag R. an einem schweren Anfall danieder, so dass er sich versagen musste, den in diesem Fache durch sein Königsberger Amt als Oberbibliothekar besonders competenten Gast in seiner geliebten Bibliothek herumzuführen.

Zu Anfang des Jahres 1861 erhielt die Bonner Universität nach zwölfjährigem Interim endlich, zu ihrer Ueberraschung, wieder einen ständigen Curator. Die mannigfachsten Combinationen und Candidaturen waren im Laufe der Zeit durchversucht worden: das Ergebniss war die auch von R. noch im letzten Sommer dem Minister gegenüber bei dessen Anwesenheit in Bonn lebhaft vertretene Ueberzeugung, dass so vielverzweigte Anstalten einer regelmässigen und einheitlichen Verwaltung durch einen geschäftskundigen Pfleger nicht länger entbehren könnten. Nun wurde sie dem ehe-

---

31. Juli 1858, und die Briefe vom 7. December 1858 und 31. December 1859, 13. Mai 1864.

maligen Advocaten, dann Reichsstatthalter der Elbherzogthümer, Beseler, einem Landsmann und Freund von Jahn und Olshausen, anvertraut.

Die verhängnissvollen Conflicte, welche sich an die Namen dieser drei Männer knüpfen, würden wir am liebsten, wenn nicht ganz übergehen, so doch nur in den Hauptzügen kurz berühren. Schon die Rücksicht auf noch lebende Persönlichkeiten, welche theils erste, theils zweite Rollen in diesem Drama gespielt haben oder den Betheiligten nahe stehen, erschwert einen vollständigen, offnen Bericht. Und gewiss wäre es vorzuziehen, alte Fehden begraben sein und über dem Schlachtfelde Gras wachsen zu lassen, wenn nicht das entscheidende Gebot des historischen Gewissens ein solches Schweigen verhinderte. Ist doch keine Periode und kein Ereigniss in dem Leben unsres Freundes so an die Oeffentlichkeit gezogen, so durch das verworrene Gerede der Fama, durch der Parteien Hass und Gunst hin und her gezerrt, als diese Conflictszeit. Vertrauliche Briefe, ja Actenstücke, welche sonst unter dem Siegel des Amtsgeheimnisses gehalten zu werden pflegen, sind durch Veröffentlichung, selbst von Seiten der Behörden, der allgemeinen Beurtheilung preisgegeben und drängen sich dadurch dem Biographen als unumgängliches Material auf. Die Gegner sind mit öffentlichen Erklärungen wiederholt gegen einander aufgetreten; auch die Deuteragonisten und Tritagonisten sind theils mit offenem, theils mit niedergeschlagenem Visier in die Arena der Zeitungsspalten niedergestiegen. Jene Kämpfe sind für den weiteren Lebensgang R.s von so entscheidender Bedeutung, dass in dem Bilde, welches zu entwerfen unsere Aufgabe ist, nicht etwa nur ein und der andere beiläufige Zug, sondern ein wesentliches Stück fehlen und damit jeder gehässigen Ergänzung überlassen bleiben würde, wenn die Feder des Erzählers gar zu oberflächlich darüber hinglitte. Es wäre auch nicht im Sinn unsres Freundes, der selbst schon, in der ersten Zeit seines Leipziger Asyls im Begriffe war die Geschichte seines Austritts aus dem preussischen Staatsdienst zusammenfassend zur allgemeinen Kunde zu bringen. Es sollte dies in der objectiven Form einer Samm-

lung von Actenstücken und bezeichnenden Zeitungsartikeln geschehen mit möglichster Zurückhaltung des eignen Urtheils. Er hat die Absicht aufgegeben, mit Recht, denn er hatte grössere Aufgaben zu lösen als alte Streitigkeiten von Neuem ans Licht zu stellen. Ausser wenigen Zeilen eines Vorwortes hat er Nichts als jene wohlgeordnete Sammlung hinterlassen zum unzweideutigen Fingerzeig für seinen Biographen. Wir werden, wie es in den Rahmen dieser Darstellung passt, nur sehr mässigen Gebrauch davon machen. Alle kleinlichen Details sollen dem Leser nach Möglichkeit erspart bleiben: wir wollen uns hüten die Stürme im Glase Wasser nach den Dimensionen eines historischen Erdbebens zu behandeln. Eine weiter tragende Bedeutung können sie, ganz abgesehen von dem psychologischen Interesse, dessenungeachtet in Anspruch nehmen, weil die Ideen der Wissenschaft, der Humanität, der Ehre ins Spiel kommen, und manche Grundfragen unsres altehrwürdigen Universitätslebens berührt werden. Von dem Biographen, welcher diesen Kämpfen nicht in der Nähe zugeschaut, nur aus der Ferne von ihnen vernommen hat, dem ausserdem eine persönliche Kenntniss aller Hauptpersonen nicht zu Gebote steht, kann für jetzt nur erwartet werden, dass er die actenmässigen Thatsachen und wie sein Freund diesen gegenüber empfand, wie derselbe sein eignes Verhalten erklärte, nach authentischen Aeusserungen desselben darstelle.

Schwerlich wäre es so weit gekommen, wenn nicht der Schauplatz grade eine kleine, an Parteikämpfe gewöhnte Universitätsstadt gewesen wäre. Durch gewohnheitsmässige, oft unbewusste Verletzung des Amtsgeheimnisses, durch Familienglieder, Hausfreunde, Subalterne, Dienstboten werden an Orten dieser Art Vorgänge aus dem Schooss der Corporation, meist verdreht oder vergrössert, nach aussen getragen unter Studenten und Bürgerschaft. Die Gesellschaften, die Wirthshäuser, die Localblätter bemächtigen sich des Klatsches: die Geister platzen auf einander, Jeder glaubt sich zum Urtheilen genügend instruirt und berufen, Alles nimmt Partei und wirbt für die seinige. Man kann sich nicht aus dem Wege gehn, jede Begegnung wird zur Reibung, welche

die wunde Stelle reizt. Eine völlige Verschiebung der Verhältnisse und der Begriffe tritt ein.

Sofort nach dem Antritt des neuen Curators, noch im Januar 1861 entstanden die ersten Zerwürfnisse zwischen diesem und R. durch Auseinandersetzungen über Localitäten, welche in früheren Zeiten zu der höchst weitläufigen Curatorialwohnung gehörig, während des Interims mit Genehmigung des Ministers zur Bibliothek geschlagen, nunmehr von dem neuen Universitätspfleger für seine Privatbedürfnisse reclamirt wurden. Der Oberbibliothekar vertrat hierbei tapfer, aber ohne Erfolg die Interessen seines ihm ans Herz gewachsenen Institutes, der Curator bestand auf seinem Schein, ohne ihn jenem auch nur rechtzeitig vorzuweisen. Er trieb es so weit, dass er ohne jede Benachrichtigung desselben einen Pedell anwies in einem seit Monaten von der Bibliothek in gutem Glauben benutzten Mansardenzimmer seine Schlafstätte aufzuschlagen, und als dieser Einzug durch Verschliessen der Thür inhibirt war, dieselbe mit Gewalt aufbrechen zu lassen. Dieser Vorfall setzte natürlich das gesammte Bibliothekspersonal, auch die Collegen von der Universität in nicht geringe Aufregung. Ein solches Verfahren war man bisher nicht gewohnt gewesen: die Sicherheit des wichtigsten der akademischen Institute und die Autorität seiner Verwaltung war in Frage gestellt, ja verletzt. Die Bibliothek musste, weil ihre Rechtstitel nach den strengen Formen des Civilprocesses nicht ganz in Ordnung waren, das Feld räumen, und ihrem Chef wurde nicht einmal ein höfliches Wort des Bedauerns über die angewendeten Formen gegönnt. Die Verhandlungen über diese Angelegenheit waren noch im Gange, als ein neues Unwetter ausbrach. Der Oberbibliothekar bat um Beschleunigung nothwendiger Reparaturen, deren monatelange Verzögerung den Büchern zum Schaden gereichte, ihre Benutzung zum Theil gradezu unmöglich machte und bittre Beschwerden von Seiten mehrerer angesehener Professoren hervorrief. Ein auf Befragen des Curators erfolgtes Rechtfertigungsschreiben des Bauinspectors mit ungezogenen Ausfällen auf R. trug jener kein Bedenken diesem als Antwort auf seine Bitte vorzulegen (18. März),

weigerte sich dagegen beharrlich dem impertinenten Baubeamten eine sachliche Erwiderung des Oberbibliothekars (vom 18. April) zu übermitteln. Der hieraus sich entspinnende Schriftwechsel zwischen diesem und dem Curator lief schliesslich in eine Spitze aus, welche R. als den Gekränkten bestimmte, dem Minister v. Bethmann-Hollweg ein Gesuch um Entbindung von seinen Aemtern und Entlassung aus dem preussischen Staatsdienst einzureichen (1. Mai). Dieser, welcher weder den berühmten Lehrer preisgeben noch den eben angestellten Machthaber vor den Kopf stossen wollte, sandte seinen Ministerialdirector, den Geh. Rath Lehnert als Commissar, welcher in Gemeinschaft mit einem unparteiischen Bonner Professor als Privatbevollmächtigter des Ministers begütigende Verhandlungen eröffnete. Man suchte dem Beleidigten goldene Brücken zum Rückzug nur von der Bibliothek zu bauen, welche doch grade in ihrer jetzigen Gestalt sein Geschöpf und sein Herzenskind war. Er antwortete, eine Ehrensache könne er sich weder durch materiellen noch moralischen Preis abkaufen lassen. Dagegen gab er den vom Minister und seinem Commissar, von Collegen und auswärtigen Freunden auf ihn einstürmenden Bitten nach, das Entlassungsgesuch zurückzunehmen und sich durch Cassirung sämmtlicher Acten in dieser Angelegenheit für befriedigt zu erklären, trug aber gleichwohl, in der Ueberzeugung, dass eine friedliche und freudige Wirksamkeit in Bonn für ihn nach den einmal bestehenden Verhältnissen nicht mehr zu hoffen sei, auf gelegentliche Versetzung nach Berlin oder Halle an.[1]) Er verhehlte sich nicht, dass die augenblickliche Pacification keine Radicalcur sei, und sehnte sich nach frischen, freien, unvergifteten Verhältnissen. Kaum drei Wochen vergingen, als sowohl von Leipzig im Auftrage des Ministers v. Falkenstein[2]) als von Karlsruhe (wo das Ministerium Roggenbach am Ruder war) Anfragen an ihn einliefen, ob er geneigt sei einen Ruf an die sächsische Landesuniversität, bez. Heidelberg anzunehmen. Abermals gab sich

1) R. an den Minister 10. und 26. Mai 1861. 2) Schreiben des Geh. Raths Gilbert, Dresden 18. Juni 1861.

Bethmann-Hollweg persönlich und durch Vermittelung seines Bonner Vertrauensmannes die aufrichtigste Mühe, den Unersetzlichen seinem Katheder zu erhalten, auch von Seiten der Collegen geschahen geeignete Schritte: und es gelang auch abermals.

Am meisten leider fesselte ihn an die alte Stätte sein Gesundheitszustand. Zwar litt er im Grunde nur sehr viel für sich, das Amt litt so gut wie gar nicht darunter. Denn von mehrwöchentlichem Aussetzen der Vorlesungen und des Seminars war schon seit der Berliner Reise nicht mehr die Rede.[1]) Aber wie leicht konnten die alten Anfälle wiederkehren! Auf neuem Boden scheute er dergleichen Hemmungen doppelt. Der Dresdener Regierung hatte er freilich klaren Wein über seinen problematischen Zustand eingeschenkt, und diese hatte geantwortet, wie es ihrer würdig war: das schrecke sie nicht, sie wollten seinen Kopf und sein Herz haben. Aber sein Leiden war eben doch so launischer Natur, dass sich aus der Ferne nur schwer ein Bild davon geben liess. So wurde der berechtigte Wunsch, der lebhaft empfundenen Schwüle der Bonner Verhältnisse rechtzeitig ein Ende zu machen, vorläufig zurückgedrängt. Die einzige Bedingung, welche er stellte, war Entbindung von der ohnehin nur formellen Direction der beiden Museen. Sie wurde genehmigt[2]), und um so lieber, als damit auch einem lange gehegten und gelegentlich bereits stürmisch ausgesprochenen Wunsche des Collegen Jahn, die Leitung dieser Institute allein in die Hände zu bekommen, Genüge geschah. Schon bei der Berufung desselben hatte R. die Trennung des Antikencabinets von der Bibliothek freiwillig angeboten, doch war der Minister aus Rücksichten der Verwaltung nicht darauf eingegangen, sondern hatte die Antiken unter die gemeinsame Direction von R. und Jahn gestellt, sich indessen vorbehalten, nach Befinden diese Anordnung wieder zurückzunehmen.[3]) Sechs Jahre hindurch war dieses Verhältniss

1) R. an Bernays 4. Aug. 1861. 2) Ministerialerlass vom 19. Juli 1861. 3) Ministerialerlass vom 16. Januar 1855. Dass R.s Bestallung eine feste, Jahns Mitdirection eine widerrufliche sei, bestätigt ein Schreiben Lehnerts vom 27. Juli 1855.

ohne Schaden für die Sache und bis auf ein einziges Missverständniss formaler Art ohne Differenz durchgeführt worden, weil R. seit der Anstellung eines Facharchäologen sich zum Gesetz gemacht hatte, in die technische und wissenschaftliche Verwaltung des Instituts in keiner Weise maassgebend einzugreifen.[1]) Nun löste sich dieses Band zu beiderseitiger Genugthuung.

Allerdings war auch das persönliche Verhältniss zwischen beiden Collegen bereits gänzlich zerrissen: sie sahen und sprachen, sie verstanden überhaupt einander nicht mehr. Indessen gewöhnte sich R. die mannigfachen kleinen Aergernisse und Reibungen, welche aus der Situation hervorgingen, so sehr dieselben auch von vergangenen goldenen Zeiten abstachen, mit einem gewissen Gleichmuth und Humor hinzunehmen „wie Naturereignisse, z. B. Erdbeben oder Wassersnoth", und tröstete sich mit seinen fortwährend zunehmenden Erfolgen bei den Studenten. *Post nubila Phoebus*, sagte er sich und seinen Freunden.

Mehrmalige Aussichten den Himmel zu klären, welche durch Versuche einer Berufung Jahns nach Tübingen, nach München sich eröffneten, lösten sich freilich in Dunst auf. Dennoch schien ein zweijähriger Waffenstillstand bereits einen dauernden, wenn auch vielleicht bewaffneten Frieden zu versprechen: da krachte eine lange in aller Stille vorbereitete Mine, welche den mühsam aufgerichteten Bau von mehr als 5 Lustren in die Luft sprengen sollte. Seit einer Reihe von Jahren hatte sich Jahn mit dem Gedanken einer Verstärkung der philologischen Lehrkräfte getragen, demselben aber nur in vertraulichen Privatunterredungen mit dem Geh. Rath Olshausen Ausdruck gegeben. Die andauernde Krankheit R.s konnte, wenigstens früher, einen Wunsch dieser Art wohl hervorrufen, der freilich am besten in vertraulicher Aussprache mit dem Specialcollegen zum Austrag gebracht worden wäre. Sein Augenmerk aber hatte er auf seinen langjährigen Freund Sauppe in Göttingen gerichtet. Bei einem Ferienbesuch daselbst zu Ostern 1863 theilte er demselben seine Absicht

1) R. an den Minister 13. December 1854, 27. April 1861.

mit, ihn nach Bonn zu ziehen, und war sehr erfreut, als dieser ihm seine Bereitwilligkeit einer etwaigen Berufung Folge zu leisten ganz bestimmt aussprach. Nach seiner Rückkehr brachte Jahn in einem Schreiben an Olshausen (10. Mai 1863) seine Ansichten sowie die Ergebnisse seiner Unterredung zur Kenntniss des Ministeriums. Eine Steigerung der Lehrkräfte sei absolut nothwendig, da Ritschl und er, auf denen die Vertretung der philologischen Studien in Bonn doch wesentlich beruhe, selbst wenn beide für die nächsten Jahre bei unausgesetzt frischer Kraft blieben, auf die Dauer einer solchen Aufgabe nicht mehr genügen könnten. Zur Ausfüllung der empfindlichen Lücken sei Sauppe (eine Autorität ersten Ranges hauptsächlich für griechische Prosa und Alterthümer) der geeignete Mann. Der Bonner Schule thue ein Gräcist Noth, denn R. gelte für einen vorwiegenden Latinisten. Auf andren Universitäten cursire das Wort, in Bonn lerne man kein Griechisch. Jetzt grade sei es Zeit „einen neuen Keil einzutreiben". Eine unerlässliche Bedingung sei, dass Sauppe Theilnahme an der Seminardirection erhalte: Jahn selbst erbot sich ihm seinen Platz in derselben einzuräumen. Der Brief schliesst mit den Worten: „Dies lange *motu proprio* schreibe ich Dir jetzt, weil es mir von der äussersten Wichtigkeit scheint, dass die Sache bei Zeiten an maassgebender Stelle ernstlich ins Auge gefasst und wo möglich vorbereitet werde. Wenn die Frage praktisch wird, werde ich zwar in der Facultät alles geltend machen, was ich Dir schreibe, und die Unbequemlichkeit solcher zum Theil persönlicher Erörterungen nicht scheuen, allein ich weiss nicht, wie dort die Sache angesehen wird, zumal da mancherlei persönliche Rücksichten, gute und üble, ins Spiel kommen müssen. Um so mehr habe ich mich verpflichtet gefühlt, jetzt, wo *res integra* ist, keinerlei Polemik die Erwägung trübt, meine Ueberzeugung Dir vorzulegen. Du kannst Dir ein grosses Verdienst um unsre Universität und die philologischen Studien erwerben, und Du wirst ja am besten sehen, was zu thun ist."

Der Minister (von Mühler), mit welchem Olshausen die Sache mehrfach besprach, glaubte sie vorerst nicht durchführen

zu können, doch hielt letzterer für wahrscheinlich, dass die Anstellung eines jüngeren Mannes genehmigt werden würde, wenn Jahn (also er allein) in der Lage sei einen solchen vorzuschlagen.[1]) Hierauf nannte derselbe in seiner Antwort eine Anzahl auswärtiger Philologen, kam aber auf Sauppe's Berufung als das einzig Befriedigende zurück. Da erhielt er nach einer nichtamtlichen Vorfrage, welche ihm durch Mommsens Vermittelung zugegangen war (22. November), ein Schreiben des Sectionsrathes Heider aus Wien (16. December 1864). Derselbe stellte, nachdem Jahn in einem Privatschreiben an einen Wiener Professor sich geneigt erklärt hatte, einen an ihn ergehenden Ruf an die dortige Universität „in näheren Betracht zu ziehen", nunmehr zur Einleitung von Verhandlungen die „vertrauliche Anfrage"[2]), unter welchen Bedingungen er einem solchen Rufe Folge zu geben Willens wäre. Von diesem Schreiben machte Jahn durch den Curator dem Ministerium Anzeige und erklärte, dass er, falls die Berufung Sauppe's eine Thatsache sein würde, bevor er nach Wien entscheidende Antwort geben müsste, in Bonn bleiben, im entgegengesetzten Fall dem Ruf nach Wien folgen würde, falls die dortigen Verhältnisse sich als befriedigend erweisen sollten. Schon am 25. December war er durch einen Brief von Olshausen in Stand gesetzt, Sauppe um die „peremptorischen Bedingungen" seiner Uebersiedelung nach Bonn zu befragen, um sie sofort jenem übermitteln zu können. Der Brief schliesst mit den Worten: „Wir müssen die Sache natürlich ganz unter uns halten." Diese Bedingungen stellte Sauppe umgehend (30. December), der Minister acceptirte und erfüllte sie so schnell, dass der Curator Beseler am 28. Januar 1865 zu seiner „besondren Genugthuung und Freude" in der Lage war, Jahn „im Verfolg der mündlichen Verhandlungen", welche er mit diesem in Anlass der „von der K. österreichischen Regierung" an ihn „ergangenen Berufung an die Universität Wien" gepflogen habe, mitzutheilen, dass die officielle Berufung Sauppe's nunmehr unverweilt erfolgen werde. Nun, da ihm die Annahme von

1) Olshausen an Jahn 4. September 1864. 2) Heiders Worte.

Seiten des Göttinger Vertrauten „ganz unzweifelhaft sein musste", brach er die ohnehin seit anderthalb Monaten ganz in Stocken gerathenen Verhandlungen mit Wien ab (1. Februar 1865) und erklärte gleichzeitig dem preussischen Ministerium seinen Entschluss zu bleiben. Zu seiner „äussersten Ueberraschung" jedoch erhielt er am folgenden Tage von Sauppe die Anzeige, dass dieser sich durch die hannöversche Regierung habe bestimmen lassen, die Vertauschung seiner jetzigen Stellung mit einer andren, welche „des Bedenklichen und Unangenehmen in Menge haben würde", aufzugeben.

Aufs äusserste überrascht war auch die Bonner Universität, waren Ritschl und alle seine Freunde von der Enthüllung dieser bisher in aller Stille gepflogenen Verhandlungen, von ihren Motiven und Zielen wie von ihrem Ausgang. Auswärtige, welche von einer Berufung Sauppe's nach Bonn in den Zeitungen lasen, konnten sich das nur durch die schmerzliche Annahme erklären, dass R. etwa wegen leidender Gesundheit seine Professur niedergelegt habe. Derselbe vermochte zum Glück auf zahlreiche briefliche Anfragen durch ein als Manuscript gedrucktes Circular (Februar 1865) zu antworten, dass er sich „seit langen Jahren nicht so wohl befunden habe wie jetzt, ausserdem aber keinerlei Veranlassung fühlen konnte, an ein Aufgeben seines Amtes zu denken."

Nähere Erkundigungen über den eigentlichen Sachverhalt jenes Wiener Rufes ergaben aus authentischen Quellen[1]) Folgendes. Gleich nach dem Tode des Directors des Antikencabinets und Professors der Archäologie v. Arneth hatte die Wiener philosophische Facultät beschlossen die Wiederbesetzung der Stelle zu beeilen, und für die erledigte Professur Jahn und Brunn dem Ministerium vorgeschlagen. Da erfolgte gleichzeitig die Ernennung Bergmanns zum Director des Antikencabinets, welches zum Ressort des Oberstkämmerer-

1) Briefe von Mitgliedern der Wiener philos. Facultät und eine mündliche Erklärung von Heider an Franz Pfeiffer, welche ihrem wesentlichen Inhalte nach auch in einem Schreiben des erstgenannten an Jahn vom 19. Juni wiederholt ist. Dasselbe ist von letzterem selbst veröffentlicht worden in der Elberfelder Zeitung 1865 Nr. 172.

amtes gehörte. Da die allein übrig gebliebene Professur für sich eine Null war (nicht einmal eine ordentliche Professur), so stellte jetzt die Facultät dem Ministerium vor, diese wenigstens anständig zu dotiren und für ein akademisches Kunstmuseum Sorge zu tragen. Die Angelegenheit ruhte dann lange und war aus Mangel an Geld bereits abschlägig entschieden worden, bis Heider als Referent ins Ministerium kam und die Sache ernstlich in seine Hand nahm. Indessen kam sie über das Stadium reiner Vorverhandlungen nicht hinaus. Die von Jahn gestellten hohen Forderungen machten zunächst zeitraubende Vorbereitungen erforderlich, um nur die Möglichkeit ihrer Befriedigung zu ermitteln. Zunächst waren die Budgetverhandlungen im Reichstage abzuwarten; und wenn dann weiterhin die Verhandlungen zwischen Jahn und dem Unterrichtsministerium zu einem befriedigenden Abschluss gebracht worden wären, würde der Erlass eines wirklichen Rufes noch von der einzuholenden Genehmigung des Finanzministers abgehangen haben; und schliesslich war noch die letzte Instanz des kaiserlichen Cabinets glücklich zu absolviren.

In den Kreisen der Bonner Docenten und Studenten machten diese Aufklärungen, welche von Mund zu Mund gingen, peinliches Aufsehen. „Ganz Bonn ist in zwei feindliche Lager getheilt: die Aufregung entsetzlich, das Ende noch gar nicht abzusehen,“ heisst es in einem Briefe. Ein junger, übrigens geschätzter Privatdocent der Philosophie, Dr. Theodor Merz, der bei Jahn wie bei Brandis, Ritschl und anderen Professoren aus und einging, vergass sich so weit, dass er jenem auf dessen eignem Zimmer (am 19. Februar) unter vier Augen eine ehrenrührige Aeusserung über sein Verhalten in der Sauppe'schen Angelegenheit ins Gesicht schleuderte.[1]) Ueber die Gründe befragt, welche ihn zu seinem beleidigenden Urtheil berechtigten, erklärte er, dass er sich verpflichtet habe die Beweise, welche ihm R. in die

---

1) Vgl. den ausführlichen Artikel der Weimarischen Zeitung (Nr. 108—110) „Der akademische Conflict in Bonn“, worin der Standpunkt des Curators und Jahns vertreten ist.

Hand gegeben, für sich zu behalten. Unter nur leiser Hindeutung auf diesen Vorfall suchte nunmehr Jahn etwaigen „Missverständnissen“ der Facultät durch eine Vorlage vom 23. Februar vorzubeugen, welcher in Abschrift eine Auswahl der von ihm in dieser Sache geführten Correspondenz beigefügt war. Ritschl, welcher für dieses Jahr grade zu lebhaftem Missvergnügen einer kleinen Gegenpartei zum Decan gewählt war, setzte dieselbe in Umlauf mit dem Ersuchen sich darüber zu äussern, ob die Facultät das Verfahren des Collegen Jahn billige. Die weit überwiegende Majorität sprach ihre Missbilligung aus; eine kleine Minorität protestirte gegen das Recht der Facultät, über einen Collegen eine „Censur“ zu verhängen, und drohte, wenn ihre Verwahrung unberücksichtigt bleibe, werde sie bei der principiellen Wichtigkeit der Frage den Streitpunkt zur Entscheidung der vorgesetzten Behörde bringen. Unstreitig, so argumentirte der Decan, sind doch die Mitglieder der Facultät, welcher Actenstücke in der Absicht auf ihre Meinung einzuwirken vorgelegt werden, berechtigt dieselbe auch auszusprechen. Hieraus ergab sich in logischer Consequenz für ihn die Befugniss im allgemeinen Facultätsinteresse zu einer solchen Aussprache, die deshalb nicht den Charakter einer amtlichen Censur zu tragen brauchte, aufzufordern. Er glaubte sogar annehmen zu können, dass der Verfasser der Eingabe sie selbst wünsche. Eine Bestimmung vollends, die es verbot, existirte nicht. Hätte es ihm doch zugestanden, die viel schärfere Frage an die Facultät zu richten, ob sie nicht die Sachlage dazu angethan finde, um den Weg der Beschwerdeführung beim Ministerium zu betreten. Denn wie man auch über das vielerörterte formale Recht derselben, über Besetzung vacanter und Gründung neuer Professuren gehört zu werden, urtheilen mochte, so hatte jedenfalls eine fast fünfzigjährige akademische Praxis ein Gewohnheitsrecht hergestellt. Die Frage drängte sich auf, warum denn grade Sauppe und er allein geeignet sei, als „Keil“ eingetrieben zu werden, warum nach seiner Ablehnung kein Andrer gesucht werde. So glaubte der Decan einen Beweis der Mässigung zu geben, indem er, obwohl ihm ein schärferes Ver-

fahren offenstand, es bei dem gelinderen bewenden liess, weil ja ohnehin jeder förmlichen Beschwerde eine Meinungsäusserung wie die von ihm hervorgerufene hätte vorausgehen müssen.[1])

Von den mitgetheilten Actenstücken rief am meisten das unzweifelhaft für die Augen des Ministers bestimmte Schreiben an Olshausen Erbitterung und Widerspruch hervor. Die Schilderung der Mängel und Lücken, welche die Vertretung der philologischen Studien in Bonn aufzeige, die zur Motivirung dessen eingelegte Beurtheilung der einzelnen Docenten und ihrer Leistungen, mochte sie immerhin mit einer gewissen formalen Mässigung abgefasst sein, schien doch genug verborgene Stacheln zu enthalten, um das Selbstgefühl zu reizen, Empfindlichkeit und Argwohn zu erregen.

Als persönlich betroffenes Mitglied seiner Facultät glaubte der Decan sich selbst die Beifügung einer Reihe von „thatsächlichen Berichtigungen“ schuldig zu sein (26. Februar), welche er auch dem Minister einreichte (1. März). Er fasste die Jahnsche Motivirung als einen wenig verhüllten Angriff auf seine eigne Thätigkeit und Leistungsfähigkeit auf, und wies zur Abwehr desselben auf die anerkannte, auch gegenwärtig fortdauernde Blüthe der philologischen Studien in Bonn hin und auf die Früchte der früheren Periode; führte die Klage über Lücken im Lectionsverzeichniss und die Angaben über seinen eignen Vorlesungskreis auf ihr thatsächliches Maass zurück, erklärte aber, dass er trotz alle dem weit entfernt sei, „eine passende Verstärkung der philologischen Lehrkräfte (nach der historisch-antiquarischen Seite hin) nicht an sich recht wünschenswerth und unter Umständen sehr zweckmässig zu finden.“ Nur nicht grade ausschliesslich durch Sauppe, dessen Göttinger Lehrthätigkeit sich, seiner litterarischen Verdienste auf andren Gebieten unbeschadet, mit der seinigen fast vollständig decke.[2]) Zurück-

1) R. an den Curator 31. März 1865. 2) Dies wird in der Bonner Zeitung vom 26. Februar Nr. 47 nachgewiesen: vgl. Anm. 4 der „thatsächlichen Berichtigungen“ und dagegen „das philol. Studium in Bonn“ S. 12.

gewiesen wird die Auffassung, dass R. nur Latinist sei, und die hierin liegende Andeutung, als ob er für das Griechische nicht genüge, durch Berufungen auf seine Vorlesungen und Seminarübungen, auf die Leistungen seiner Schüler. Auf seine eignen hinzuweisen war er zu stolz. Dagegen beklagte er, dass eine Maassregel wie die Berufung einer neuen Lehrkraft „hinter dem Rücken grade desjenigen, der am nächsten dabei betheiligt“ sei, vorgenommen und „das Urtheil über Werth und Befähigung der für solchen Fall in Betracht kommenden Philologen von dem geheimen Tribunal Eines Mannes in der Facultät“ abhängig gemacht sei. Wenn sich Jahn für sein Vorgehen auf „die allgemeine Praxis“ berief, so fand der übergangene College grade hierin die Bestätigung, dass er dem andern als ein hartköpfiger Invalide gelte, dem man zum Wohl der Universität ungefragt und gegen seinen Willen eine Verstärkung an die Seite setzen müsse. Am wenigsten liess er die angerufene Analogie des Verfahrens bei Jahns eigner Berufung gelten. Von Seiten des Ministeriums wurden diese Vorstellungen durch die trockene Erklärung erwidert, es liege kein Grund zur Beschwerde vor, und dass die Berufung Sauppe's nicht zu Stande gekommen, sei zu bedauern. Schon seit lange verspürte R. in seinen Beziehungen zur höchsten Behörde eine eisige Kellerluft ohne jeden Hauch eines menschlichen Verhältnisses.[1])

Seine Eingabe an die Facultät nebst den beigelegten Briefen liess Jahn in Leipzig „als Manuscript“ drucken und theilte sie weiteren Kreisen in solchem Umfange mit, dass z. B. R. selbst alsbald mehrere Exemplare von auswärts zugeschickt wurden. Hierdurch fand auch dieser sich berechtigt und betrachtete es als eine Art Nothwehr, seine „thatsächlichen Berichtigungen“, durch einige Anmerkungen, ein Vor- und Nachwort vermehrt, in derselben Form, mit gleichem Vorbehalt zu verbreiten (14. März). Dass der Ton dieser Mittheilungen durchaus ruhig und sachlich gehalten war, haben zahlreiche Zuschriften anerkannt.

Den Schritt, zu welchem sich Merz durch seinen über-

1) An Bernays 23. April 1862.

reizten Censoreifer hatte hinreissen lassen, missbilligte und beklagte R. im höchsten Grade. Es bedarf kaum der Versicherung und ist von dem jungen Manne selbst auf das nachdrücklichste betheuert worden, dass derselbe weder direct noch indirect Anregung oder Aufmunterung zu einer solchen Beleidigung von jenem erhalten, dass dieser überhaupt nichts davon vorhergewusst hat. Dagegen leugnete R. nicht, in erklärlicher Erregung den Inhalt seiner Wiener Briefe Nahestehenden, Freunden und Collegen unverhohlen mitgetheilt zu haben. Der blinde Eifer unbesonnener Anhänger, welche diese Nachrichten zu aufregenden Demonstrationen missbrauchten, hat leider Oel ins Feuer gegossen, wie denn wohl beide Theile Grund zu dem Gebet hatten: „Herr, behüte mich vor meinen Freunden.“ Merz hielt seine That keineswegs geheim, sondern theilte sie auch ältern Professoren wie Brandis und Ritschl aus freien Stücken mit. Er bereute die unziemliche und injuriöse Ausdrucksweise, deren er sich in der Leidenschaft bedient hatte, und war bereit dies schriftlich zu erklären, weigerte sich aber, die Voraussetzungen, auf welchen sie beruhte, als irrthümliche zu widerrufen, und bestand darauf, dass man seine Versicherung, er habe lediglich aus freiem Antriebe gehandelt, gelten liess. Eine Erklärung, welche ihm Brandis zur Beilegung der Sache privatim zur Unterzeichnung vorlegte, wies er zurück, weil sie seinem Gewissen Zwang anthue, ebenso andre Vorschläge in gleicher Richtung, legte dagegen unter Berufung auf die Facultätsstatuten (§§ 11 und 12) das Weitere in die Hände des Decans (23. Februar). Am andern Tage wurde Jahn benachrichtigt, dass die angestellten Versuche erfolglos geblieben waren.

In den Statuten war ein Fall wie der vorliegende keineswegs klar vorgesehen: R. liess sich daher, um sicher zu gehen, von einem angesehenen Rechtslehrer der Universität ein Gutachten anfertigen, dessen Normen er seinem Verfahren zu Grunde legte. Dasselbe sah die unter vier Augen in einer Privatunterredung gefallene Verbalinjurie zunächst als eine Civilsache an, welche vor die gewöhnlichen Gerichte gehöre, vorbehaltlich späterer Disciplinarmaassregeln. Die

Statuten schienen zwei Wege der Behandlung zu eröffnen. An der einen Stelle (§ 11 und 12) wird vorgeschrieben[1]), dass bei entstehenden „amtlichen Misshelligkeiten" zwischen Mitgliedern der Facultät der Gekränkte nicht befugt sein solle höheren Ortes Beschwerde zu führen, ohne vorher dem Decan Anzeige gemacht zu haben, welcher dann unter Zuziehung einiger Facultätsmitglieder gütliche Beilegung versuchen solle; eine andre (§ 62) legt der Facultät die Verpflichtung auf, über den Lebenswandel der ihr zugehörigen Privatdocenten Aufsicht zu führen, und ermächtigt sie bei wiederholten oder gröberen Verstössen Interdiction auf ein halbes Jahr oder nach Umständen gänzliche Remotion zu verfügen. Das Rechtsgutachten sprach sich für die Anwendung der §§ 11 und 12 aus, und R., unterstützt durch die übereinstimmende Ansicht von 5—6 ältren angesehenen Facultätsmitgliedern, mit denen er darüber eine Vorberathung hielt, wandte sich dieser milderen Auffassung zu. Freilich entspricht ihr der stricte Wortlaut jener Paragraphen nicht, welche nur von „amtlichen Misshelligkeiten" handeln und dem Beleidigten, nicht dem Beleidiger den Versuch gütlicher Beilegung zur Pflicht machen. Indessen war es doch nur das amtliche Verhältniss zwischen Privatdocent und Professor, wonach das Vergehen überhaupt der Competenz der akademischen Behörde zugewiessen werden konnte. So glaubte man dem Sinn des Gesetzes zu entsprechen, wenn man zunächst versuchte auf dem Wege der Sühne einem öffentlichen Aergerniss vorzubeugen und die Härte einer amtlichen Verfolgung fürs erste zu vermeiden. Denn der Anwendung des strengeren § 62 schien damit um so weniger vorgegriffen

1) Bonner Facultätsstatuten § 11: „Um im Falle entstehender amtlicher Misshelligkeiten zwischen einzelnen Mitgliedern die Würde der Facultät aufrecht zu erhalten, soll der Gekränkte nicht befugt sein, bei dem vorgesetzten Curatorium Beschwerde zu führen, ohne vorher den Gegenstand derselben dem Decan angezeigt zu haben, welchem dann obliegt unter Zuziehung einiger Mitglieder der Facultät gütliche Beilegung su versuchen." § 12: „Vorstehendes . . soll auch den Privatdocenten, sofern es sie angeht, zu Gute kommen und für sie verpflichtend sein."

zu sein, als auch dieser „gütliche Erinnerungen" als vorgängig zulässt, ehe zu schärferen Ordnungsmitteln geschritten werde. Freilich können Vergehen so grober Art vorkommen, dass die strengste Ahndung ohne weitre Vorstufen sofort geboten erscheint. Ob aber der Merzsche Fall in diese äusserste Kategorie gehöre, ob überhaupt eine Privatinjurie dem Aufsichtsrecht über den Lebenswandel eines Docenten unterliege, darüber waren die Meinungen sehr getheilt. Gegen einen zur Sühne seiner Unbesonnenheit sich bereit erklärenden jungen Mann gleich die volle Schärfe des Schwertes anzuwenden, wäre nach der Ansicht des Decans gegen die Milde des akademischen Herkommens gewesen. Und nachdem bereits von andrer Seite wenn auch vergebliche Versuche gütlicher Beilegung gemacht waren, glaubte er selbst noch nicht alle Hoffnung aufgeben zu müssen, dass es vielleicht seiner persönlichen und amtlichen Autorität gelänge, einen moralischen Druck auf den Beleidiger auszuüben und eine Formel zu finden, welche allen gerechten Ansprüchen genügte. Leider täuschte auch diese Hoffnung. Es bildete sich zwar ein Comité, welches am 2ten März zusammentrat, aber von vornherein in seiner Thätigkeit dadurch gelähmt wurde, dass Jahn, weil er die Anwendung der §§ 11 und 12 nicht für zulässig hielt und für den beabsichtigten Sühneversuch des Decans nicht um seine Einwilligung angegangen war, die Competenz der Commission nicht anerkannte, vielmehr schon mehrere Tage vorher (26. Februar) mit Umgehung der Facultät, welcher er überhaupt nie eine Anzeige der ihm zugefügten Beleidigung gemacht hat, unmittelbar beim Minister eine Klageschrift eingereicht hatte. So blieb es bei der einen Zusammenkunft. Uebrigens wurde ihm wenigstens privatim noch eine Erklärung übermittelt (3. März), welche er aber als ungenügend ohne positive Gegenforderung zurückwies. Schon am 5ten oder 6ten März, also wenige Tage nach diesem letzten Versuch erfuhr der Decan, wenn auch nicht officiell, dass dem Universitätsrichter die Einleitung einer Untersuchung gegen Merz von dem Minister aufgegeben sei: an die Facultät und deren Vertreter kam von keiner Seite eine Aufforderung sich mit der Sache zu befassen.

Auch von den wenigen Mitgliedern derselben, welche ein unmittelbares Einschreiten gegen Merz ex officio auf Grund des § 62 später für absolute Pflicht erklärten, erfolgte zu dieser Zeit, wo noch Alles in ein ruhiges Geleise hätte geführt werden können, keinerlei Anregung. Die amtliche Kunde vom Einschreiten des Ministeriums erhielt der Decan am 12ten desselben Monats durch eine Requisition des Universitätsgerichtes, welche Merz zur Vernehmung citirte. Hiermit war vollends alles Weitere abgeschnitten. Am 3ten April berichtete der Curator, am 23sten erfolgte, ohne dass die Facultät vorher zum Bericht aufgefordert war, der ungnädige Ministerialerlass, welcher dem Privatdocenten Merz die venia legendi entzog, der Facultät aber in herben Ausdrücken vorwarf, dass sie nicht ihrerseits „eingedenk des ihr durch § 62 anvertrauten Berufs“ Sorge getragen habe, „eine so grobe Verletzung der Ordnung und Sitte aufs Strengste zu ahnden“, und insbesondre dem Decan, dass er „anstatt dieser unabweislichen Pflicht zu genügen, in verkehrter Anwendung der §§ 11 und 12 der Facultäts-Statuten sich auf Einleitung eines Sühneversuches beschränkt“ habe. Diese Verfügung liess der Curator nicht nur sämmtlichen Docenten aller Facultäten zur Kenntnissnahme vorlegen, sondern auch in der Bonner Zeitung (Nr. 100) an erster Stelle abdrucken, „ohne dass ihn stundenlange Verhandlungen von hochgestellter akademischer Seite[1]) von einem in den Annalen der Universitätsverwaltung so unerhörten Schritte zurückhalten konnten.“[2]) Die Veröffentlichung geschah unter dem Titel einer Berichtigung, weil in der vorangegangenen Nummer jener Zeitung der thatsächlichen Mittheilung von der gegen Merz verfügten Maassregel die Bemerkung hinzugefügt war: „Die Facultät, der die Disciplinargewalt über ihre Privatdocenten zusteht, ist in dieser Sache nicht gehört worden.“ Wenn man bisher gewohnt gewesen war, in dem Universitätspfleger den gebornen Vermittler zwischen Gegensätzen zu

1) Es war der zeitige Rector Argelander, der in dreistündiger Unterredung den Curator umzustimmen suchte. 2) R. an den Minister 30. April 1865.

sehen und die Beschwichtigung ausbrechender Stürme von seinem Einschreiten zu erwarten, so schien dieses Amt nach dem neuen System mehr das eines finstren Zuchtmeisters geworden zu sein. Denn die amtliche Veröffentlichung eines der Corporation und ihrem Vorsteher ertheilten Verweises gab demselben eine äusserste Schärfe, wozu noch hinzukam, dass Studierende und Unberufene aller Classen zur Discussion innerer Universitätsangelegenheiten unmittelbar gleichsam aufgerufen wurden. Sie diente nur dazu, bei der grossen Aufregung, welche sich der Gemüther bemächtigt hatte, die bestehende Kluft noch zu erweitern.

Die Folgen traten alsbald hervor. R. fühlte sich durch jene rücksichtslose Maassregel so gekränkt, dass er seine Entlassung aus dem preussischen Staatsdienste, dem er seine Kräfte 36 Jahre lang bis zur Erschöpfung und ruhmvoll gewidmet hatte, bei dem Minister beantragte.[1]) Rector und Senat richteten sofort (3. Mai) an denselben die dringende Bitte, durch geeignete Schritte den unersetzlichen Verlust von der Universität abzuwenden, und baten auch den tief gekränkten Collegen, bei wohlwollendem Entgegenkommen der Behörde ihnen den grossen Schmerz des drohenden Verlustes ersparen zu wollen.[2]) Gleichzeitig ging eine zweite Vorstellung (4. Mai) an den Minister, welche in beredten Worten die Verdienste R.s hervorhob, die Gefühle der Universität schilderte, welche durch sein Entlassungsgesuch hervorgerufen seien, offen und entschieden aussprach, dass über die Rechtsfrage in diesem Falle die Meinungen sehr getheilt seien, und inständig um Niedersetzung einer besondren Commission zur Berichterstattung und zur Anbahnung einer Vermittelung bat. Eine Eingabe von demselben Datum an den König, welcher damals auf Anlass grosser Festlichkeiten zum Andenken der 50jährigen Vereinigung der Rheinprovinz mit der preussischen Krone in der Nähe weilte, bat unter Hinweisung auf jenes Schreiben, die Allerhöchste Entschliessung über R.s Entlassungsgesuch noch aussetzen zu wollen. In der That

1) R.s Schreiben an den Minister vom 30. April 1865 in der Bonner Zeitung Nr. 101 abgedruckt. 2) Schreiben an R. vom 3. Mai.

erklärte der König bei seiner Durchreise durch Bonn (7. Mai) dem Rector Argelander im Beisein des Curators, er habe die Sistirung aller weitren Maassregeln und die Einsetzung einer besondren Commission befohlen.[1]) Aber so gut die königlichen Absichten gewesen sein mögen, auf dem weiten bureaukratischen Wege zur Ausführung verdampften sie. Man vermuthete, dass sie durch eine von der andren Seite hervorgerufene Gegenströmung in allerhöchsten Kreisen gekreuzt worden seien. Beide Schriftstücke waren von 30, d. h. etwa zwei Dritteln der Ordinarien aller Facultäten unterzeichnet. Insbesondre hatte auch der greise Welcker, obwohl er nicht mehr dem Facultätsverbande angehörig und bisher, seinen Jahren wie seiner Neigung entsprechend, neutral geblieben war, darauf gehalten, als alter befreundeter Specialcollege seinen Namen beizufügen. Ausgeschlossen hatten sich dreizehn.[2])

Die Vorstellung an den Minister hatte leider nicht den geringsten Erfolg. Vielmehr wurde Ritschl schon am 6ten Mai in Erwiderung auf seinen Antrag trocken eröffnet, der Zeitpunkt dafür sei schlecht gewählt, da gravirende Beschwerden gegen seine Decanatsführung eingelaufen seien, welche „nähere Erörterungen" unumgänglich machten: dem Resultate dieser Verhandlungen dürfe durch eine sofortige Entschliessung über jenen Antrag nicht vorgegriffen werden. R. erwiderte am 11ten, der Untersuchung sehe er mit grosser Ruhe entgegen; wie dieselbe aber mit seinem Entlassungsgesuch in Verbindung gebracht werden könne, sehe er nicht ab; denn welche Maassregelungen der Minister auch über ihn verhängen möchte, in keinem Falle könnten sich dieselben doch über den 30. September hinaus erstrecken; verweigere oder verschleppe man die Entlassung, so werde er genöthigt sein sich unmittelbar an den König zu wenden.

1) Argelander an R. 7. Mai 1865. 2) Die Namen sind angegeben in einer Correspondenz der Köln. Zeitung vom 14. Mai Nr. 135, zweites Blatt. Dieser Vorstellung ist ein versöhnlich gehaltener Artikel der Köln. Zeitung vom 14. Mai Nr. 136, zweites Blatt, gewidmet, von einem Unparteiischen. Eine „Entgegnung" von feindlicher Seite brachte Nr. 141, zweites Blatt derselben Zeitung.

Eine kleine Minorität von 4 Facultätsmitgliedern[1]), lauter ehemaligen guten Freunden des R.schen Hauses, hatte nämlich bereits am 27sten März dem Curator eine sogenannte „Bitte um Rechtsbelehrung“ an den Minister eingereicht, worin in der Form von 7 Fragen ebensoviel Klagepunkte gegen den Decan und die Majorität aufgestellt und ausführlich begründet waren. Allerdings hatten sie mit einem solchen Schritt gedroht, die Schrift selbst aber wurde ohne jegliche Mittheilung an die Facultät, während die Verhandlungen im Schoosse derselben noch im Gange waren, abgesandt, auch nachträglich keine Copie davon zur Kenntniss des Decans gebracht.[2]) Einen der brennendsten Streitpunkte bildete ein dem Merzschen Fall analoges Aergerniss, welches kurz nach diesem in studentischen Kreisen ein Studierender der philosophischen Facultät gegeben hatte. Die Burschenschaft Alemannia hatte einen Aufruf erlassen, Jahn durch einen Fackelzug zu danken, dass er der Bonner Hochschule treu geblieben und nicht nach Wien gegangen sei. Ein Comité hatte sich dazu gebildet, um, wie gewöhnlich, die Vorbereitungen dafür zu besprechen. In einer solchen Versammlung erschien L. und stellte den Antrag, die Ovation zu unterlassen, da Jahn, wie er von einer „völlig zuverlässigen Autorität“ wisse, einen förmlichen Ruf gar nicht erhalten und sich in der ganzen Angelegenheit unehrenhaft benommen habe. Da er sich ausser Stande erklärte, seine Quelle zu nennen, begab sich eine Abordnung von Commilitonen zu Jahn, welche ihm diese Aeusserung hinterbrachte und ihn um Aufklärung bat, um den Verdächtigungen entgegentreten zu können. Nachdem durch Vorlage der beiden, durch den Druck bereits bekannt gewordenen Ministerialbriefe aus Wien diesem Wunsche entsprochen war, fand der Fackelzug am 2ten März statt, indessen unter nicht sehr bedeutender Betheiligung. Die eingeladenen Verbindungen lehnten dieselbe ab, der ganze Zug zählte nicht hundert Fackeln.[3]) Gegen jenen

1) Genannt in der Volkszeitung 8. Juni 1865. 2) R.s „abgenöthigte Erklärung“ in der Köln. Zeitung 1865 Nr. 151, zweites Blatt. 3) Brambach, Friedr. Ritschl u. s. w. S. 43.

Studenten eröffnete der Universitätsrichter auf Antrag Jahns eine Untersuchung, welche das consilium abeundi oder Relegation in Aussicht nahm. Der Delinquent stand dicht vor seiner Doctorpromotion. Da es nun eine Ministerialverfügung giebt, welche bestimmt, dass ein Relegirter (oder mit consilium abeundi bestrafter) nicht promovirt werden dürfe, so gab der Universitätsrichter unter Beziehung auf dieselbe der philosophischen Facultät anheim, die bereits öffentlich in aller Form angekündigte Promotion zu sistiren (7. März). Der Ausdruck „anheimgeben“ war nicht besonders klar. Im bureaukratischen Lexicon mochte er als Euphemismus für „maassgebend anordnen“ gelten: die buchstäbliche Bedeutung und der populäre Sprachgebrauch gestattete eine liberalere Interpretation. Hätte der Curator kraft der ihm zustehenden Machtvollkommenheit diesen Act ausdrücklich inhibirt, so wäre selbstverständlich jeder Zweifel gehoben gewesen. Der Decan, welcher nach fünfzigjähriger Geschäftspraxis nur als formeller Leiter der Facultätsverhandlungen fungirt, in materieller Beziehung nur das Organ seiner Corporation ist, fand sich zu selbständigem Eingreifen in einer so verantwortlichen Frage nicht berufen. Er hielt es unter allen Umständen für rathsamer die Facultät über ihre Ansicht zu befragen. Die weit überwiegende Majorität erkannte in Uebereinstimmung mit dem Decan an, dass die angezogene Ministerialverfügung auf den vorliegenden Fall nicht anwendbar sei, so lange zwischen einer vollzogenen und der in Aussicht gestellten Möglichkeit einer zu vollziehenden Relegation ein logischer Unterschied bestehe. Wenn durch die schwebende Untersuchung die Ausstellung eines akademischen Abgangszeugnisses allerdings sistirt war, so bedurfte es für die Promotion eines solchen nicht, sondern nur des Nachweises eines akademischen Studien-Trienniums, indem der Vollzug der Promotion keineswegs den Austritt aus dem Universitätsverbande zur Folge hat. Demnach griff dieser rein wissenschaftliche Act der disciplinarischen Behandlung in keiner Weise vor. Grade jetzt im letzten Augenblick, ohne gesetzlichen Anhalt, auf eine blosse Möglichkeit hin dem Doctoranden, der das Erforderliche geleistet hatte, sein Recht vor-

zuenthalten trug man Bedenken, um nicht ein neues öffentliches Aergerniss hervorzurufen. Am 9. März wurde demnach die fragliche Promotion wirklich vollzogen, denn der Antrag zweier Facultätsmitglieder auf eine vorgängige Sitzung kam erst eine halbe Stunde vorher zur Kenntniss des Decans, so dass, wenn er ihm nachgegeben hätte, die erst in mündlicher Berathung nochmals zu erörternde Frage des Aufschubes durch ein fait accompli, schwerlich im Sinn der Majorität, gelöst worden wäre. Eine Beschwerde über Nichtbeachtung jenes Verlangens wurde nachträglich dem Decan gegenüber nicht erhoben, wohl aber bildete sie einen Hauptpunkt der erwähnten Klageschrift, der in einer ausdrücklichen Bestimmung der Statuten seine Stütze fand. Die Erwägungen der Majorität erhielten indessen ihre vollkommene Bestätigung in dem Urtheil, welches der Senat nach vollendeter Untersuchung mit allen gegen zwei Stimmen fällte (23. März): weder consilium noch Relegation wurde über den Angeklagten verhängt, weil ihm die Absicht zu beleidigen nicht nachgewiesen sei, sondern es hatte bei einem Verweise sein Bewenden. Auch diese Entscheidung fand die höchste Missbilligung des Ministers, welcher in einem Erlass vom 29. April[1]) sie „als eine juristisch ganz verfehlte“ bezeichnete. Nach den thatsächlichen Feststellungen habe sich der Angeschuldigte ohne allen Zweifel einer groben Beleidigung und Verleumdung eines Universitätslehrers schuldig gemacht. „Wenn solchem Thatbestand gegenüber der *animus injuriandi* vermisst wird, obgleich aus der Form, in welcher die gerügten Behauptungen gethan sind, die Absicht zu beleidigen ohne Weiteres hervorgeht, so hört das Urtheil auf eine Anwendung bestehender Gesetze zu sein, und wird schrankenloser Willkür Thür und Thor geöffnet.“ Das müsse nothwendig dahin führen, „das Rechtsbewusstsein der studierenden Jugend irrezuleiten und die Disciplin an der dortigen Hochschule zu untergraben.“

Die letztere Befürchtung war allerdings leider insofern bereits eingetroffen, als Denunciationen bedenklichster Art

---

1) Abgedruckt in der Augsb. Allgem. Zeitung und daraus in der Bonner Zeitung Nr. 150 (4. Juli).

unter den Studenten in Aufnahme kamen, da private und vertrauliche Aeusserungen von alten Schulkameraden zum Gegenstand eidlicher Vernehmung und gerichtlicher Verfolgung gemacht wurden. In Zeiten aufgeregter Parteileidenschaft mündliche Meinungsäusserungen jugendlicher Individuen dem Disciplinarhof der betheiligten Corporation zu überweisen kann dem Ansehen des Beleidigten nur schaden. R. hielt es eben so sehr unter seiner persönlichen Würde als gegen das allgemeine akademische Interesse, von Aeusserungen fanatisirter Studenten, die ihm hinterbracht wurden, oder von Schmähbriefen, wenn sie auch noch so gravirender und ehrverletzender Art waren, amtliche Notiz zu nehmen. Uebrigens soll einer der Juristen einen Protest zu Protokoll gegeben haben, welcher dem Minister das Recht absprach, ein Urtheil des Senats zu kritisiren.

Die amtlichen Erhebungen, zu welchen sich der Minister durch die Beschwerdeschrift der 4 Professoren bewogen fand, wurden durch den Geh. Rath de la Croix, welcher als Commissar nach Bonn gesendet war, in fünf mehrstündigen, für R. bei seinem Gesundheitszustande sehr anstrengenden Unterredungen vom 23—27. Mai bewerkstelligt. Letzterer entwarf die Fassung seiner Erklärungen, ausgenommen die des ersten Termines, welche improvisirt werden mussten, zu Hause und gab sie so zu Protokoll. Erst auf sein ausdrückliches Verlangen wurden ihm zwei wichtige Actenstücke, auf welchen die ganze Vernehmung wesentlich beruhte, ein Schreiben Jahns an den Minister vom 21. März und die Beschwerde der Vier, zwar nicht, wie er begehrte, zur Einsicht gestattet, aber doch wenigstens vorgelesen. Die Aufschlüsse, welche ihm über die Wiener Berufungsangelegenheit zu Gebote standen, gab er urkundlich zu den Acten. Zu der Mittheilung derselben an Jahn, um welche dieser bat, sah sich das Ministerium nicht veranlasst (13. Juni) und fand sich demnach auch R. nicht bewogen. Am Schluss fügte er die Versicherung hinzu, in keinem Stadium der langwierigen Verwickelungen sei er aggressiv vorgegangen; immer habe er sich nur abwehrend verhalten. Er hege die Zuversicht, dass, selbst wenn ihm einzelne untergeordnete Formfehler sollten

nachzuweisen sein, die Gerechtigkeit seiner Sache im Grossen und Ganzen von der Behörde werde anerkannt werden.

Wenige Tage darauf (am 2ten Juni) ging eine Rechtfertigungsschrift der philosophischen Facultät an den Minister ab, worin sie ihr und ihres Decans Verhalten in der Merzschen Angelegenheit gegen die Vorwürfe vom 23. April vertheidigte. Eine kleine Minderheit reichte ein Separatvotum dagegen ein. Während der ganzen Verhandlungen über jene Eingabe, seit dem 9. Mai, trat R. das Decanat an seinen Stellvertreter ab. Hätte er es doch schon früher, gleich nach der ersten Vorlage Jahns in der Wiener Angelegenheit gethan! Wie viel freier und gegen alle Angriffe gesicherter hätte er dagestanden! Warum fand sich kein Freund, der ihn von der Richtigkeit eines solchen Schrittes überzeugte? Da eine Anregung dazu (kein förmlicher Antrag) grade aus dem gegnerischen Lager kam, ohne weiter unterstützt zu werden, so wurde ihr leider keine Folge gegeben.

Zu den Correspondenzen, den Erklärungen und Gegenerklärungen der Zeitungen, welche sich noch bis Ende Juni hinzogen, kam nun auch noch ein Brochurenstreit zwischen Schülern aus beiden Parteien. Wilhelm Brambach verkündete „das Ende der Bonner Philologenschule“ in einem aus Bonn vom 22sten Mai datirten Schriftchen, dessen Erscheinen R., so sehr er die treue Gesinnung des Verfassers zu schätzen wusste, doch aus mehr als einem Gesichtspunkte aufrichtig beklagte. Er hielt es indessen zur Abwehr neuer Verdächtigungen für nöthig, den Minister ausdrücklich (2. Juni) auf eine Erklärung des Verfassers[1]) hinzuweisen, worin dieser auf sein Ehrenwort versicherte, nur dem Antriebe seines eignen Herzens bei Abfassung und Veröffentlichung jener Schrift gefolgt zu sein.[2]) Dieselbe resumirte und beleuchtete die durch das Stadtgespräch nachgerade nur allzusehr bekannten Vorgänge in einer Weise, welche den Historiker der Universität so aufregte, dass er eine Requisition an den Decan erliess, er solle

1) Bonner Zeitung 1865 Nr. 126. 2) Ebenso erklärt er S. 10 seiner Schrift, dass Zeitungsartikel, welche er in dieser Sache geschrieben, „auch nicht durch die leisesten Winke oder Beeinflussungen“ von Seiten R.s veranlasst seien.

den Verfasser, der gar nicht mehr zum Universitätsverbande gehörte, „zur Nennung seines Gewährsmannes, erforderlichen Falles durch Anrufung des k. Staatsanwalts", nöthigen; jedoch verlor sich dieser hitzige Anlauf im Sande. Dafür trat ein „rheinischer Schulmann" in die Arena mit einer Auseinandersetzung über „das philologische Studium in Bonn", welche den unbestrittenen Satz bewies, dass Einer nicht die ganze Philologie lehren und dass sich Bonn glücklich schätzen könne, neben Ritschl einen Lehrer wie Jahn zu besitzen. Dagegen schoss die weitläufige Deduction, dass jener eigentlich mehr Kritiker als Schulmänner erziehe, die Fülle der Kenntnisse dagegen und die nöthige „Begeisterung" nur von diesem bezogen werden könne, neben ihrem Ziele vorbei, wie dies abermals Brambach in einer ausführlichen Schrift: „Friedrich Ritschl und die Philologie in Bonn" mit philologischer Gründlichkeit nachzuweisen bestrebt war.[1]) Es wurde ihm nicht schwer seinen Satz: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" mit den Namen der R.schen Schüler, welche als Schulräthe, Directoren, anerkannte Lehrer in den verschiedensten Gegenden Deutschlands wirkten[2]), und mit dem näheren Hinweis auf den Umfang der wissenschaftlichen Anregungen und Leistungen, welche aus seiner Schule hervorgegangen und zum Theil auch direct dem Gymnasialunterricht zu Gute gekommen sind[3]), zu belegen.

Nahe an 70 Zuschriften, freiwillig und unveranlasst, aus der preussischen Monarchie, aus allen Theilen Deutschlands, vom Auslande, nicht nur von Freunden, Schülern, Schulmännern, auswärtigen Collegen, wissenschaftlichen Notabilitäten, auch von hochgestellten Staatsmännern (z. B. dem Regierungspräsidenten v. Möller in Köln) liefen während dieser peinlichen Verhandlungen ein, welche Theilnahme, Erstaunen, ja zum Theil Erschrecken ausdrückten über ein solches Vorgehen gegen

---

1) Die Schrift gewinnt besondren Werth durch Anlage 2, welche ein vollständiges Verzeichniss der philologischen Doctordissertationen von Bonn aus den Jahren 1841—1863 giebt, nach den Disciplinen und innerhalb derselben nach Jahren geordnet. Auch die vergleichenden Skizzen Ritschlscher und Jahnscher Vorlesungen sind nicht ohne Interesse. 2) S. 28. 3) S. 32 ff.

einen **Mann** wie Ritschl. Von den Berlinern stellte sich ausser Joh. Schulze der hochbetagte Boeckh[1]) ganz entschieden auf seine Seite. Selbst Männer, die der Gekränkte sonst nicht oder doch nicht mehr unter seine Freunde zu zählen gewohnt war, wie Haupt, Meineke u. a. äusserten sich in gleichem Sinne: von Lebenden, die zum Theil freilich später der *victrix causa* zugefallen sind, zu geschweigen.

Die Vertreter der classischen Philologie an der Universität Breslau (Haase, Hertz, Rossbach) vereinigten sich zu einer Vorstellung an den Minister, worin sie denselben baten, „einen Weg finden zu wollen", durch welchen R. bewogen würde das eingereichte Entlassungsgesuch zurückzuziehen, „und seiner segensreichen Wirksamkeit auch ferner erhalten bliebe" (22. Mai 1865). In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 31. Mai brachte in der Budgetberathung zum Titel 'Universitäten' der Abgeordnete Twesten die Vorgänge in Bonn zur Sprache. Er referirte ausführlich über dieselben und beklagte, dass der Cultusminister durch den herben Ton, welchen er gegen „einen der berühmtesten Gelehrten Deutschlands, eine der grössten Zierden der Bonner Hochschule" angeschlagen, denselben veranlasst habe sein Amt niederzulegen und dem Vaterlande den Rücken zu kehren. Der Abg. v. Hennig bemerkte sehr treffend, weder der Cultusminister noch der Universitätscurator besässen die Fähigkeiten, um einen solchen Mann zu ersetzen. Er gab zu verstehen, dass einem akademischen Lehrer von Ruf Schwingen gegeben sind, vermöge deren er sich leichter als manche andre Erdenkinder in Regionen, die ihm zusagen, versetzen kann. Virchow tadelte noch das Uebergehen der Facultäten bei Berufungsfragen. Der Minister berief sich auf seine gesetzlichen Befugnisse und suchte noch dazu in wenig edler Weise R. wegen seiner politischen Gesinnung bei den liberalen Parteien zu verdächtigen. So wurde die Sache ohne weiteres Ergebniss verlassen.

Die Auffassung des Ministers vermochten auch die Auseinandersetzungen der Facultät nicht zu ändern. Seine

---

1) An R. 5. April, 17. Juni 1865.

Entscheidung vom 12. Juni gab R. in einigen der ihm zur Last gelegten Punkte Unrecht und warf ihm vor, dass er in mehreren Beziehungen sich nicht diejenige Unbefangenheit und Unparteilichkeit bewahrt habe, welche von dem Decan einer Facultät gefordert werden müsse. Die Kränkung, welche für R. das entscheidende Motiv zu seinem Entlassungsgesuch vom 30. April gewesen war, überging sie mit Stillschweigen, doch floss ein Wort der Anerkennung für langjährige Verdienste und des Bedauerns, wenn er sich bestimmt finden sollte, den Lehrstuhl, welchen er „so lange mit Ruhm und Ehre“ eingenommen habe, zn verlassen, am Schluss des Erlasses mit ein. R. indessen vermochte nicht zu erkennen, dass die Gerechtigkeit, welche der Minister allen Mitgliedern der Facultät in gleicher Weise zu schulden bekannt hatte, auch ihm zu Theil geworden sei. Er fand, dass in jenem Bescheide die Anklagen seiner Gegner fast ohne Ausnahme wiederholt, seine Erwiderungen, auch die nach seiner und der Facultät Ansicht bündigsten und beweisendsten, nicht berücksichtigt seien. Er beharrte demnach auf seinem Entlassungsgesuch (15. Juni). Trotz aller Vorstellungen und Bemühungen seiner Freunde stand für ihn der Entschluss, nicht nur Bonn, sondern Preussen zu verlassen, unwiderruflich fest. „Ich bin kein feiger Kämpfer,“ schrieb er an Halm[1]), „wiewohl doch der Kampf an sich selbst schon ein Uebel ist, aber einen absolut aussichtslosen Kampf freiwillig aufnehmen wäre doch reiner Wahnsinn.“ Eine ihm genügende Satisfaction, die ihm zugleich den Frieden verbürgte, konnte er nimmermehr erwarten. Ein augenblicklicher Scheinsieg hätte nur neue Beunruhigungen in der Zukunft gebracht. Selbst das unbefangene Verhältniss zu den Studenten war ja durch die in ihrer Mitte ausgebrochene Parteileidenschaft gestört.

So hatte er die letzte Brücke hinter sich abgebrochen, und es hiess nun, einer noch so knappen Lebenszukunft mit Ergebung und Gottvertrauen entgegensehen. „Glaube ja nicht an einen Uebereilungsschritt,“ schrieb er schon am 3ten Mai an Brunn, der sich grade auch rüstete, seinen bisherigen

---

1) 13. Mai 1865.

Wirkungskreis zu verlassen und dem Ruf nach München zu folgen; „wir haben die moralische Nöthigung zu meinem Schritt seit Wochen immer näher und näher an uns heranrücken sehen, und uns in ruhigster Ueberlegung endlich zu der kräftigen und durchschlagenden Entscheidung entschlossen. Aber eben entschliessen müssen, um der Ehre und um des Friedens willen; denn die erste hätte ich darohne verloren, und den zweiten hier doch nimmer wieder gefunden. — — Es heisst jetzt für mich: 'Ich stehe hier und schneide Speck, Wer mich lieb hat, holt mich weg.' Und wenn alle Stricke reissen, errichte ich eine Pensionsanstalt — — Die natürliche Wehmuth, Ort und Wirkungskreis aufgeben zu müssen, für die man sich wohl wie geschaffen halten durfte (es passt das auf Dich wie auf mich), muss halt mit Tapferkeit niedergekämpft und der Kopf oben gehalten werden. Und es ist ja auch noch nicht aller Tage Abend." Er war bereit jede seinen Kräften einigermassen entsprechende Stellung anzunehmen, selbst wenn er sich in ganz neue Geschäfte erst hätte hineinarbeiten müssen. Die litterarische Geschäftsführung einer grossen Buchhandlung etwa in Leipzig, oder die Leitung des Germanischen Museums in Nürnberg zu übernehmen hätte ihn nicht geschreckt.[1]) Nur das Anerbieten seiner edlen Freundin, Hortense Cornu, in Paris eine des grossen Gelehrten würdige Stellung für ihn auszuwirken, wies er, ohne einen Augenblick zu schwanken, im Gefühl seiner Nationalehre zurück. „Ich las gestern," so schrieb er am Tage nach dem letzten entscheidenden Schritt an Fleckeisen, „grade beim ersten Aufschlagen im Johannes: 'In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen', und bald darauf: 'Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch.' Die Worte haben mich tapfer und trostreich gemacht. Und wunderbarer Weise, wie Zeichen vom Himmel treten schon jetzt positive Möglichkeiten an mich heran."

Wahrlich es fehlte nicht an Thüren, welche sich dem Abziehenden von selbst öffneten. Er empfand es nun doch als ein Glück, dass es noch Mittel- und Kleinstaaten in

1) An Halm 30. April 1865.

Deutschland gab. Bücheler (damals in Freiburg) war bereit für R.s Berufung nach Baden zu wirken; Urlichs in Würzburg bereitete mit echt freundschaftlichem Eifer ein Gleiches für Bayern vor. Am 16ten Mai beschloss die dortige Facultät, am 20sten der Senat einstimmig, R.s Berufung nach Würzburg zu beantragen.[1]) Abgesehen von der vorauszusehenden erheblichen Einbusse an Honorareinnahmen sah derselbe sogar (für den Augenblick wenigstens) mit einer gewissen Befriedigung einer so viel bescheidneren Wirksamkeit, wie er sie hier oder etwa in Heidelberg zu gewärtigen hatte, entgegen; denn schon oft im Grunde hatte er sich nach dem idyllischen Stillleben seines ersten Bonner Decenniums zurückgesehnt, wo er persönlich des Einzelnen sich mehr anzunehmen im Stande gewesen war. Wer ihn zuerst rief, sollte ihn haben. Der „höheren Fügung“, wohin sie ihn auch führe, wollte er „mit gutem Muth und frohem Vertrauen“ folgen.[2])

Aber schon früher hatte in aller Stille Freund Fleckeisen in Dresden die zweckmässigsten Schritte gethan. Die im März erhaltenen Mittheilungen über die Bonner Wirren hatte er nicht gesäumt zur Kunde des Ministers v. Falkenstein zu bringen. Dieser Regenerator der Leipziger Universität ergriff freudig die Gelegenheit, des so lange Begehrten nun wirklich habhaft zu werden. Aber manche Schwierigkeit war doch erst zu überwinden. Keine Stelle war augenblicklich vacant, eine neue Kraft freilich um so wünschenswerther, da Westermann krank und für das Sommersemester beurlaubt war. Zunächst musste die Facultät befragt werden, aber wegen der Osterferien war sie nicht versammelt. Sobald das Semester begonnen hatte, traf ein Ministerialschreiben bei derselben ein. Es war von demselben Tage (4. Mai) datirt, an welchem vor Jahresfrist die Leipziger Professoren der Philologie dem Bonner Jubilar ihren Glückwunsch dargebracht hatten. Der Minister erinnerte sinnig an diesen Jahrestag, und wies darauf hin, „wie oft die Universität Leipzig in früherer wie in neuerer Zeit von einem altehrwürdigen Vorrechte als Freistätte deutscher

1) R. an Brunn 4. Juli 1865. 2) An Halm 13. Mai 1865.

Wissenschaft Gebrauch gemacht und ausgezeichneten Männern, welchen anderwärts ihre Wirksamkeit verbittert oder gänzlich abgeschnitten ward, zur Ehre der Wissenschaft und zu ihrem eigenen Ruhm ein anderes Feld eröffnet" habe. Er frug daher an, ob nicht den Wünschen derselben die Eröffnung eines solchen Wirkungskreises für R. vom nächsten Wintersemester an entsprechen würde, und sprach von vornherein seinerseits die Geneigtheit aus, die dazu nöthigen Mittel zu beschaffen. Zur Schonung wohlbegründeter Rechte sah das Ministerium auf R.s ausdrückliches Begehren von jeder Betheiligung desselben an der Leitung des philologischen Seminars und an den Staatsprüfungen ab und stellte dem Gutachten der Facultät die Form seines Eintrittes, sei es in eine ordentliche oder eine Honorarprofessur, anheim. Einstimmig beantragte die Facultät das Ordinariat[1]), und schon am 7. Juni erklärte R. seine volle Bereitwilligkeit dem Rufe Folge zu leisten. Freilich brachte er ein sehr beträchtliches Opfer durch eine Einbusse von einem Drittel seiner regelmässigen Einkünfte, schwer zu tragen für einen Wenigbemittelten, dessen ganzes Vermögen in einem voraussichtlich mit Verlust zu verkaufenden Hause bestand, dem sein chronisches Leiden eine kostspielige Lebensweise, namentlich den täglichen Gebrauch eines Miethwagens auferlegte, der als Familienvater einen Sohn, welcher eben erst ausstudiert hatte, und eine erwachsene Tochter zu versorgen, der älteren eben zu verheirathenden Aussteuer und Unterstützung des jungen Hausstandes zu gewähren hatte. Aber auch diese Sorge wurde durch die wohlwollende Zusicherung beschwichtigt, dass man eine Erhöhung des Einkommens „im Auge behalten und zur geeigneten Zeit herbeizuführen eifrigst bemüht sein werde."[2]) Ein persönliches Schreiben des Ministers (29. Juni) verstärkte das Gewicht der amtlichen Erklärungen durch kräftig erhebende, herzliche Worte, recht geeignet, ein wundes Gemüth zu erquicken und zu gewinnen. Die Leipziger Professoren aber wetteiferten dem berühmten Collegen schon

---

1) Ministerialschreiben an R. vom 1. Juni 1865. 2) Ministerialschreiben vom 12. Juni 1865.

aus der Ferne zum Willkommen die Arme entgegenzustrecken. „Ganz Leipzig, ja Sachsen," schreibt einer der Einflussreichsten schon am 12ten Mai, „ist freudig erregt. Der Sachse ist noch immer stolz darauf, dass unter Gottfried Hermann Leipzig der Mittelpunkt der deutschen Philologie war; er hofft sicher, dass unter Ihnen und Curtius diese alte Blüthe sich erneuern werde." Die K. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften mochte die Ankunft eines Mannes nicht abwarten, den sie ungeduldig war zu den ihrigen zu zählen. Um auch ohne augenblickliche Vacanz seinen sofortigen Eintritt zu sichern, erwählte sie ihn schon im Laufe des Sommers zum auswärtigen Mitgliede, wodurch statutengemäss sein Eintritt in die Zahl der ordentlichen Mitglieder, sobald er an Ort und Stelle eingetroffen sein würde, gegeben war[1]); und der Secretär, Fleischer, erklärte bei Uebersendung des Diploms[2]) noch nie in so hohem Grade das Bewusstsein gehabt zu haben, dass die Annahme der Wahl von Seiten des Neugewählten die Gesellschaft selbst ehre. Und der so Begrüsste liess es wahrlich an gewinnenden Ansprachen und Erwiderungen nicht fehlen.

Am 19. Juli zeigte R. dem Minister v. Mühler an, dass er den Ruf nach Leipzig angenommen habe, und bat zum viertenmal um seine Entlassung. Da er bisher ohne Antwort geblieben war, wandte er sich am 20. Juli an den Ministerpräsidenten v. Bismarck mit dem Gesuche, bei dem Könige zu befürworten, dass ihm die erbetene Entlassung zum 1sten October, ohne welche seine Berufung vom Dresdener Ministerium nicht vollzogen werden konnte, möglichst bald gewährt werde im Hinblick auf die schweren persönlichen Beeinträchtigungen, die ihm aus längerem Verzuge erwachsen würden. Er fügte hinzu, dass es das unweigerliche Gebot des persönlichen Ehrgefühls sei, wodurch er zu dem für ein preussisches Herz schweren, aber unwiderruflichen Entschlusse, sein Vaterland aufzugeben, moralisch genöthigt worden sei. Die Antwort des Ministerpräsidenten vom 29sten Juli erklärte in ehrenden Worten die Verzögerung durch das lebhafte Be-

1) Overbeck an R. 3. August 1865. 2) Am 7. August 1865.

dauern des Königs, welcher sich schwer mit dem Gedanken vertraut machen könne, dass eine so bewährte Kraft dem Vaterlande verloren gehen solle, stellte im Auftrage desselben noch einmal die Frage, ob der kundgegebene Entschluss unwiderruflich sei, und sprach für diesen Fall die Hoffnung aus, dass eine nicht ferne Zukunft den Scheidenden wieder in preussische Dienste zurückführen werde. Nachdem R. in einem abermaligen Schreiben vom 3ten August erklärt hatte, dass ihn ein festes, nicht mehr lösbares Wort an die sächsische Regierung binde, unterzeichnete am 7ten August der König in Gastein die Urkunde, durch welche R. in Gnaden entlassen ward.

Noch einmal hatte er als 'Prologus' des Lectionsverzeichnisses für den kommenden Winter (1865/6), welches seinen Namen nicht mehr enthielt, amtlichen Anlass, zu den Commilitonen zu reden. Es war das 53ste seiner Bonner Proömien, nur eine kurze Vorrede[1]) zu der Abhandlung seines Schülers Brambach über die Rheinischen Meilensteine. So hinterliess er zugleich dem Lande, welches ihm zur Heimath geworden war, und dem Alterthumsverein ein aus seiner eigensten Schule hervorgegangenes Denkzeichen.

Vor dem Schluss der Vorlesungen wurden dem unvergesslichen Lehrer von der philologischen Studentenschaft zwei Adressen überreicht, die eine mehr den Dank für seine Wirksamkeit und die Trauer über seinen Abgang aussprechend, die andre, grossentheils von solchen unterzeichnet, die ihm nach Leipzig folgten, sein persönliches Verhältniss zu den Schülern betonend. Von seinem Seminar nahm er durch schriftlichen Anschlag kurzen Abschied: „Aus leicht verständlichen Gründen muss ich es zu meinem Bedauern vorziehen, das philologische Seminar nicht persönlich, sondern mit einem schriftlichen Lebewohl zu schliessen“ (5. August 1865).

Am ergreifendsten vielleicht war der Abschied von dem alten Welcker. Seit jenem bedauerlichen Missverständniss, welches durch die Jahnsche Berufung im Jahr 1854 verur-

1) Abgedruckt opusc. I 834.

sacht worden, war R.s innigster Herzenswunsch und eifriges Bestreben darauf gerichtet gewesen, das frühere schöne Verhältniss, welches zwischen den beiden Collegen bestanden hatte, wieder herzustellen. In alter Harmonie, aber rein geschäftlich verhandelten sie über Seminar und Rheinisches Museum. Gern ergriff der gefeierte Lehrer die Gelegenheit, dem Aelteren zu erkennen zu geben, wie unauslöschlich trotz der eingetretenen Entfremdung das Gefühl innerlicher Gemeinsamkeit in ihm fortlebte.[1]) Als der gemeinschaftliche Freund Geel nach Bonn kam, schlug R. vor, für solche Fälle wenigstens vorübergehend, um einen auswärtigen Gast nicht unschuldig leiden zu lassen, geselligen Verkehr zu pflegen, und lud für diesmal Welcker in sein Haus.[2]) Allmälig, in den Jahren 1858 und 59 erwärmte sich der Ton der hin und wieder gehenden geschäftlichen und wissenschaftlichen Billets. Das fünfzigjährige Professorjubiläum Welckers am 16. October 1859 feierte R. als Wortführer von Rector und Senat mit einem seiner prächtigsten lateinischen Gratulationsschreiben[3]), dessen intensive Wärme einen tiefen Eindruck auf den Empfänger nicht verfehlte. So gelang es endlich durch fortgesetztes langmüthiges und zartes Entgegenkommen, den siebenjährigen — nicht Krieg, sondern nur einseitigen Groll zu bannen und die alte Freundschaft neu zu beleben. Als (seit 1862) die Gefahr der Erblindung den Hochbetagten nöthigte sich alles Lesens und Schreibens zu enthalten, wies ihm R. einige seiner jungen Philologen als Vorleser zu. In der milden und resignirten Stimmung, mit welcher der liebenswürdige Greis diese härteste Prüfung ertrug, auch vereinsamt und von manchem bisherigen Freunde vernachlässigt, kam er zu der Erkenntniss, wie von Herzen gut zu allen Zeiten es R. mit ihm gemeint habe. Er besuchte wieder wie ehedem den treuen, stets zugänglichen und anregenden Genossen, fand sich Abends freiwillig zum Thee ein, und R., der ihm längst alle erlittenen „moralischen Misshandlungen“ vergeben hatte, war glücklich zu sehen, dass der Verehrte wieder Ver-

1) An Welcker 30. November 1856, 9. Mai 1857. 2) R. an Welcker 11. Juni 1857. 3) Opusc. V 709: vgl. opusc. I 762.

trauen zu seiner so aufrichtigen und treuen Anhänglichkeit fasste.[1]) Alle Sonntag-Nachmittage fuhr er nun, so vielbeschäftigt er auch war, auf ein paar Stündchen zu dem stillen Dulder, berichtete ihm was ihn interessiren konnte, namentlich über alles Litterarische der Woche, las ihm Briefe vor, besprach den eben im Werk begriffenen Abschluss der „Götterlehre“ mit dem tiefsinnigen Mythenforscher. Nun, da es zu Ende ging, liess sichs der langjährige Genosse nicht nehmen, die Scheidenden noch einen Abend bei sich zu sehen.[2]) Auch sonst wachte manche alte Liebe und Freundschaft zu guter Letzt wieder auf, Andre bewahrten die gewohnte Treue: aber da das Schwergewicht der Macht naturgemäss auch in die Wagschale persönlicher Beziehungen zu fallen pflegt, musste es auf der Wind- und Wetterseite, im Schatten des donnernden und blitzenden Olympus dennoch auf die Länge ungemüthlich werden.

Am 12. August fand das officielle Abschiedsfest in dem schönen Godesberg Statt.[3]) Die Universität mit ihrem Rector und dem Prodecan der philosophischen Facultät, die Bürgerschaft unter Anführung ihres Oberbürgermeisters Kaufmann war zahlreich vertreten. Freunde, Verehrer, Schüler aus Bonn, Köln und andren Orten hatten sich eingefunden, Andre bezeugten brieflich oder telegraphisch ihre Theilnahme. Nach so vielen Dissonanzen gab es noch einen harmonischen Schlussaccord. Eine Reihe von Trinksprüchen pries in warmen Worten die hohen Verdienste des Scheidenden. So gedachte namentlich der Vertreter des Vereins von Alterthumsfreunden des „glorreichen Präsidenten“, welcher das Schiff „aus trägem Fahrwasser in die neue lebensvolle Bahn“ gelenkt habe: „es trägt auf allen Wimpeln den Namen Friedrich Ritschl.“ Er rühmte als Rheinländer, dass der Fremde Verständniss für das Einheimische gewonnen habe. So werde er auch abwesend seiner ehemaligen Heimath und insbesondre dem Verein als Ehrenmitglied verbunden bleiben. Prof. Hilgers, der zweiundzwanzig Jahre lang mit ihm in der wissenschaft-

1) R. an Brunn 7. Juli 1862, an Bernays 8. Juli, 21. August 1862.
2) Welcker an R. 27. September 1865. 3) Kölner Zeitung 1865 Nr. 225, zweites Blatt; 226 erstes Blatt.

lichen Prüfungscommission gewesen war, bezeugte auf das nachdrücklichste, dass die gesammte Thätigkeit R.s innerhalb dieses Wirkungskreises „von der lautersten Gerechtigkeitsliebe geleitet“ gewesen sei. Der evangelische Universitätsprediger, Prof. Plitt, wagte, den Beifall des Philologen verhoffend, die Emendation eines Bibelspruchs: „Dem Gerechten muss doch das Licht immer wieder aufgehen.“ Dieses 'doch' sei eine ewige Wahrheit, und so wisse und weissage er, dem gerechten Freunde werde das Licht doch immer wieder aufgehen, weil es ihm aufgehen müsse. Möchte es am Rheine geschehen! aber wo er auch sei, ihm leuchte das Licht. Endlich nahm der Gefeierte selbst das Wort. Nie sei es ihm so schwer und doch zugleich so leicht geworden, in feierlicher Stunde zu sprechen, als diesmal: leicht, weil wovon das Herz voll sei der Mund überfliesse, schwer, wenn er bedenke was es heisse, einen Boden zu verlassen, in dem er seit länger als einem Vierteljahrhundert Wurzel geschlagen, eine volle Heimath gefunden und eine Wirksamkeit ausgeübt habe, die den besten Kern eines Manneslebens ausfülle. Aus freiem Willen zwar und doch gegen seinen Willen scheide er: die zwei entscheidenden Motive seines Entschlusses seien das unweigerliche Gebot des männlichen Ehrgefühls und das Bedürfniss des Friedens, das Bedürfniss nach einer ungetrübten Atmosphäre rein menschlichen Wohlwollens und collegialischer Loyalität. Er schloss mit Segenswünschen für die Stadt und für die Universität Bonn, dass Friede und Eintracht wiederkehren und das Vertrauen zwischen Lehrenden und Lernenden wieder gefestigt werden, dass die rheinische Hochschule stets mit Weisheit und Gerechtigkeit regiert werden möge, mit der Weisheit, die auf dem humanen Verständniss des inneren Wesens der Wissenschaft und auf einem wahren Respect vor ihrer Würde beruhe; mit der Gerechtigkeit, deren endlicher Sieg trotz vorübergehendem Ueberwuchern befangener Parteileidenschaft niemals ausbleibe. Möge sich die Universität die Tapferkeit bewahren, die theuren Reste corporativer Selbständigkeit und freier Lebensbewegung wirksam zu vertheidigen gegen die bösen Feinde bureaukratischer Willkür und dürrer Formgerechtigkeit;

und an ihr der schöne inhaltsvolle Begriff der *cura* und des *curare* wieder zur Wahrheit werden. Möge endlich die Bonner Philologie, seit fast 5 Decennien vom In- und Auslande anerkannt, ihre Blüthe auch fernerhin gesichert und gesteigert sehen. Nachdem noch des rheinischen Alterthumsvereines in herzlichen Worten gedacht war, wünschte der Redner sich selber Glück, dass ihm an einem der ältesten Sitze der humanistischen Studien ein ehrenvollstes Asyl bereitet sei, wo sich Anfang und Schluss seines akademischen Lebens und Strebens wie in einem Ring zusammenfinde. Auf das schöne, das ehrenreiche, das unvergessliche Bonn, das Juwel des Rheinlandes brachte er sein enthusiastisch aufgenommenes Hoch aus. Nachträglich traf auch noch ein Gedicht eines abwesenden alten Schülers, Franz Weinkauff in Köln ein, welches in gereimten Anapästen parabasenartig die Methode des Meisters pries.[1])

In den letzten Septembertagen wandte der Scheidende dem Hause den Rücken, wo er zwanzig Jahre, reich an Arbeit, an Freud und Leid mannigfachster Art verlebt hatte. Nun war es verkauft, und mancher alte Freund, welcher, wenn er aus der Ferne nach Bonn kam, die gastliche Villa schon von weitem durch die dichten Kastanienbäume hindurch frohen Herzens begrüsst hatte, ging nun an der verschlossenen Pforte wehmüthig vorüber und begnügte sich einen melancholischen Blick durch das Gartengitter zu werfen.[2]) Der ausziehenden Familie aber fehlte ein Glied, welches in den Frühlingsstürmen dieses Jahres seinen eignen Stamm gefunden hatte. Am 5ten März hatte sich die ältere Tochter Marie mit dem Professor der alten Geschichte Curt Wachsmuth in Marburg verlobt, einem Schüler des Vaters: grade die harte Unbill, welche dem Meister widerfahren war, hatte jenen von der entgegengesetzten Seite wieder zu ihm zurückgeführt. Am 22. August war die Hochzeit gefeiert, und nun genoss das Paar sein junges Glück an den italiänischen Seen.

1) Abgedruckt in der Kölnischen Zeitung a. a. O. 2) Mad. Cornu an R. 1. September 1868.

Leipzig

1865—1876.

1. Im Hafen.

In höheren Lebensjahren die Wurzeln des Daseins aus dem gewohnten Boden lösen und in neuen einsenken ist immer eine schmerzhafte, tief eingreifende Operation, fast wie auf Leben und Tod; und wie selten kommt ein so spät verpflanzter Baum zu neuer Kraft und Blüthe! Für Ritschl, der sich seit 16 Jahren nicht mehr vom Platz gerührt hatte, wurde Alles noch erschwert durch die Unbeweglichkeit der Füsse, welche nicht nur die Umwälzung eines weitläufigen Hausstandes, Ordnen und Packen von Büchern und unendlichen Papieren, sondern wegen aller möglichen Manipulationen, an die sie gewöhnt waren, besonders das Reisen zu einem anstrengenden und gewagten Unternehmen machte. Den langen Magdeburger Bahnhof von einem Ende zum andern abzumarschieren war schon eine That; die letzte Strecke bis Leipzig wurde durch arge Kälte bei langsamer Fahrt besonders peinlich. Doch wurden diese Strapazen glücklich überstanden, und die Zufriedenheit mit der sehr zusagenden Wohnung, welche von der sorgsamen Gattin vorher ausgesucht und bereits eingerichtet war, so dass der Ankommende sie in den ersten Tagen des October sofort beziehen konnte, hob über Vieles hinweg. Zwar die zugleich vornehme und idyllische Villa von der Meckenheimer Strasse war es nicht, aber doch eine bequeme Etage in unmittelbarer Nähe der Promenade, in einem der Häuser von 'Lehmanns Garten' mit behaglichen Räumen und einem freien Blick auf die gegenüberliegenden Gärten, von denen eine mässige Parcelle dem Miether zu freier Benutzung überlassen war.

Den Mühseligkeiten der collegialischen Antrittsbesuche unterzog sich der Gehemmte sogar in weitrem Umfange, als nach Leipziger Sitte erwartet wurde. Und so begegnete es

ihm bei dem Chirurgen Günther, dass dieser ihn erst für einen Patienten hielt, ihm dann enttäuscht zu verstehen gab, dass er eigentlich nichts bei ihm zu suchen habe. „Was ist denn eigentlich Ihr Fach?“ fragte er ziemlich mürrisch den Unbekannten. „Haben Sie einmal von G. Hermann gehört?“ entgegnete dieser. „O freilich, mit dem berühmten Philologen Hermann war ich sehr gut bekannt.“ „Nun sehen Sie, Herr College, so Einer bin ich auch, und hiermit empfehle ich mich Ihnen.“

Sonst von allen Seiten der freundlichste, entgegenkommendste Empfang in Leipzig wie in Dresden, wo am 19. October die erste Audienz beim König Johann, dem Gelehrtenfreund, stattfand; ihr folgte ein Diner bei dem Minister v. Falkenstein. Es war, als ob die Sachsen insgesammt sich still verschworen hätten, den neuen Mitbürger und die Seinigen für alle erfahrenen Unbilden durch herzgewinnendes Entgegenkommen gründlich zu entschädigen.[1]) In rechtem Behagen berichtete er hierüber an Welcker[2]): „Es ist nach so viel harten und herben Anfechtungen ein balsamisches Gefühl, wieder eine Luft rein menschlichen Wohlwollens zu athmen und nicht jeden Augenblick den Anhauch eines giftigen Samum fürchten zu müssen. Und solchem Wohlwollen darf ich sagen bis jetzt auf allen Seiten begegnet zu sein, bei Majestäten, Excellenzen, Geheimräthen nicht minder wie — was die Hauptsache — bei Collegen und Studirenden. Das muss nun Alles stille weiter wachsen, da Früchte überall Zeit fordern zum Reifen, und Erfolge am wenigsten dem gierig strebenden zu Theil werden, sondern nur dem geduldigen schliesslich von selbst in den Schooss fallen. Vorgestern war hier sächsisches Reformationsfest nebst Rectoratswechsel und obligatem Rectordiner von 100 und mehr Personen. Man betoastete mich freundlich. Ich antwortete mit *Lipsia vult expectari.* Jacob habe nur 2 × 7 Jahre um seine Rahel zu werben gehabt und sie sich durch Eine Lea erkaufen müssen. Ich käme weit über Jacob, da ich mich 36 Jahre mit 3 verschiedenen Lea's hätte herumschlagen

1) R. an Joh. Schulze 30. December 1865. 2) 2. November 1865.

müssen, ehe ich endlich meine Rahel, meine erste akademische Jugendliebe (grade vor 40 Jahren studirte ich hier) gekriegt. In desto treuerer und zärtlicherer Ehe wolle ich nun aber auch mit ihr leben — ob und mit welchen Ehefrüchten, sei freilich bei meinen grauen Haaren zweifelhaft; indess Gott sei auch im Schwachen mächtig etc. etc. Item, die Sache gefiel."

Auch die Vorzüge der grossen, vielseitig angeregten und anregenden Stadt, welche nur in dem einen oder andren alterthümlichen Winkel den Nichteingesessenen noch an die Schilderungen in Freytags Verlorener Handschrift gemahnte, fanden bereitwillige Anerkennung. „Das ist ein grosser Vorzug von Leipzig, dass man hier auch ausserhalb der — nicht nur philologischen, sondern akademischen Sphäre die mannigfaltigsten theils geistigen theils menschlichen Berührungen findet, wie sie eine fast nur aus Professoren und Kleinbürgern bestehende Universitätsstadt nicht bietet. Gelehrten- Beamten- und Kaufmannsstand sind hier (in ihren Spitzen betrachtet) eine Verschmelzung eingegangen, die keineswegs bloss eine gesellschaftliche ist, sondern wirklich eine Bildungsverschmelzung, eine Gemeinsamkeit höherer Interessen, wogegen man immerhin auch einigen altsächsischen Zopf gern mit in den Kauf nimmt. Denn die scharfe, schneidende preussische Luft weht hier möglichst wenig, die Leutchen sind im Ganzen sehr zufrieden mit sich und machen auch den Ankömmling leicht und schnell zufrieden."[1]) Mehr wie seit langer Zeit widmete er sich wieder der Geselligkeit, in grösseren wie in kleineren Kreisen; selbst so gesteigerten Ansprüchen, wie sie der erste Winter in neuer Heimath zu bringen pflegt, entzog er sich nicht. Er schien verjüngt, bewegte sich in dem Strudel von Diners und Soupers, in den er hineingerissen wurde, mit behaglicher Ausdauer, hielt auf Bällen, der schön erblühten Tochter zu Liebe, bis 2 oder 3 Uhr Morgens aus, tanzte viertelstündige Polonaisen mit; und machte im eignen Hause mit gewohnter Anmuth den belebenden Wirth.

---

1) An Welcker 6. April 1866.

Nach des Tages Arbeit, Morgens am Schreibtisch, Nachmittags auf dem Katheder, und der täglichen Spazierfahrt, die ihm frische Luft zuführte, war ein Abendstündchen regelmässig der Erholung in der Harmonie gewidmet, am Billard, wobei ihn der reich belohnte Kellner glücklich machte, wenn er ihn eine Anzahl Partien hintereinander gewinnen liess, oder bei einem Gläschen Madeira am runden Stammtisch, wo er, eine Zeit lang mit dem Beinamen des *Optumus Maxumus* geehrt, den Mittelpunkt lebendiger Unterhaltung bildete.

Am 20. Mai 1866 wurde er Grossvater: dem erstgebornen Enkel Walter folgte am 21. März 1868 ein zweiter, Richard genannt. Den kleinen Walter sah er zuerst im Frühling 1867, als die Marburger Kinder auf einige Wochen zum Besuch kamen, während der Sohn Ferdinand, der sich dem Handelsstande zugewendet hatte, sich zur Abreise nach New-York anschickte. Zu Weihnachten kamen die Marburger wieder. Leichter und häufiger war das Wiedersehen, seitdem Wachsmuth nach Göttingen berufen war. Gern liess sich der zärtliche Grosspapa gefallen, dass die Kleinen in den schmalen Gängen seines Zimmers zwischen Büchergestellen und Schreibtisch um ihn herumkrochen, und mit eingehendstem Interesse verfolgte er ihre geistige Entwickelung. Ueber sein Verhältniss zu dem älteren der beiden Enkelkinder lassen wir eine Feder aus dem nächsten Familienkreise berichten. Wenn schon in den ersten Lebensjahren die Schönheit und Lieblichkeit des kleinen Walter, tiefsinnige Fragen und phantasievolle Vorstellungen des im Ganzen schweigsamen und ernsten Kindes das Interesse des liebevollen Grossvaters in hohem Grade erregten, so beobachtete derselbe, als der Knabe heranwuchs, mit immer steigender Freude neben der eigenthümlich anmuthigen und träumerischen Kindlichkeit seines „Poeterichs“, wie er ihn zu nennen liebte, die Entwickelung geistiger und seelischer Anlagen, die den seinen vielfach verwandt waren. Er fand in dem Knaben dieselbe Vereinigung von Leidenschaft für die Erkenntniss, von energischer Willenskraft und von feurigstem, ausgelassenstem Jugendübermuth wieder, die ihm selbst einen so charakteristischen Stempel gegeben hatte. Er fand auch wieder den ur-

wüchsigen Humor, den frühzeitig ausgebildeten Sinn für Witz und für eine leise Ironie, die jubelnde Freude an der Natur vom Sternenschein und Sonnenuntergang bis herab zu jeder Pflanze, — eine Freude, die mehr, als das je bei dem Grossvater der Fall gewesen, sich bei dem Enkel sehr bald vertiefte zu der Lust den geheimnissvollen Fragen des Seins und Werdens nachzugehen. So war es Ritschl immer ein besonderer Genuss, sowie es seine Gesundheit zuliess, mit dem Knaben hinauszufahren in das Rosenthal oder in den Connewitzer Wald, und zu sehen wie das lebhafte Kind, welches sich im unruhigen Strassentreiben der Grossstadt langweilte, draussen glückselig aufjauchzte unter Bäumen und Vögeln. Wenn er den Knaben ansah, der so stolz seinen Weg ging, unberührt vom Kleinen und Niedrigen im Leben, vertieft in seine Gedanken und Phantasien, dazwischen überspringend in kraftvollste Lebensäusserung voll strahlender Heiterkeit, — wenn er zuletzt schon Gespräche mit ihm führen konnte über geistige Fragen wie politische Zustände des Alterthums, verglichen mit vaterländischen Zuständen, — wenn dann, sowie eine neue Erkenntniss dem Kinde aufging, leidenschaftliche Freude in seinen Augen leuchtete: dann fand der Grossvater oft nicht Worte, um seines Herzens Zärtlichkeit und seine fast bewundernde Rührung auszudrücken. Es existiren eine Reihe liebenswürdiger Briefe, die eingehend auf des Kindes Ausdrucksweise zeigen, wie sie in Ernst und Scherz mit einander verkehrt haben. Als der Acht- oder Neunjährige unter G. Löwe's Leitung seine ersten classischen Studien begann, schrieb ihm R. kurze lateinische Episteln, die er in deutscher, und deutsche, die er in lateinischer Uebersetzung zurückforderte. Oft hat er geäussert, dass bei seinen vielen körperlichen Qualen nur das Verlangen dieses Kindes Zukunft mitzuerleben ihm selbst das Weiterleben werthvoll mache. In einer seiner frühen Meditationen, mit denen er vor dem Aufstehen seinen Tag begann (es war ein Spaziergang durch alle Regionen geistig-gemüthlicher Interessen, in denen er lebte und webte), dachte er sich aus, wie sich die beiden Enkelein dereinst in die beiden Gebiete des Grossvaters brüderlich theilen sollten: aus dem Professor

poeseos möge ein Poet, aus dem Professor eloquentiae ein Jurist werden, welchen Beruf er ja selbst in seiner Jugend auch einmal hatte ergreifen wollen. Als ihm aber jener Liebling bald im Tode nachfolgte, da durchzuckte Alle, die ihm nahe gestanden und seine Zärtlichkeit gekannt hatten, der Gedanke, dass auch hier der Tod ein Erlöser gewesen und vielleicht der grösste Schmerz seines Lebens dem Grossvater erspart geblieben sei.

Die immer frisch ab und zufliessende Strömung des Fremdenverkehrs, welche dem Leben am Rhein einen so kräftigen Puls giebt, wurde an der Pleisse doch einigermaassen vermisst, da die dreimaligen Messen des Jahres dem Gelehrtenkreise nicht zu Gute kommen. Nur die Buchhändlermesse im Frühling führte jedesmal als hochwillkommenen Gast den Dresdener Fleckeisen in das Haus seines sehnsüchtigen Gevatters, und noch manchen andren Treugesinnten, mochte er nun in der Nähe wohnen, wie der alte Jugendfreund Niese, oder einen weiteren Weg haben, trieb es, den unverwüstlich Frischen in seiner neuen Heimath wieder und wieder zu begrüssen. In seinem engen, bis an die Decke Faustisch mit Büchern und Papieren vollgestopften Studierstübchen, das nicht einmal für ein Sopha Platz bot, vor dem überladenen Schreibtisch auf lehnen- und polsterlosem Schemel sitzend begrüsste er mit der alten strahlenden Herzlichkeit den Eintretenden, den er auf den einzigen bequemen Sessel nöthigte, und der Strom vertraulicher und feuriger Mittheilungen floss in gewohntem bezauberndem Rhythmus. Wie manchen vergnügten Abend in Aeckerleins Keller hat er, wenn er sich irgend leidlich fühlte, veranstaltet, um mit befreundeten Genossen, welche die Stadt passirten, ein philologisches Symposion zu feiern!

Im October 1867 traten von Halle aus ganze Schaaren der dort versammelten Philologen eine Wallfahrt zu dem vergeblich erwarteten Grossmeister in Leipzig an. Die Kieler Versammlung von 1869, welche Leipzig als den Ort der nächsten Vereinigung bestimmte, wählte ihn zum Präsidenten, und mit gewohntem Eifer liess er sich während des folgen-

den Winters und noch tief in den Sommer hinein angelegen sein, brieflich und persönlich die mit jenem Ehrenamte verbundenen Mühewaltungen und vorbereitenden Schritte im Bunde mit seinem Präsidialcollegen Eckstein, dem alten Hallenser Genossen, zu betreiben. Die alten Schüler, Freunde und Verehrer dachten ein rechtes Fest unter solchen Auspicien zu feiern. Da trat der Krieg dazwischen. Nach Ablauf des Jahres aber, für das allein er sich verpflichtet hatte, fand er sich leider bewogen von der Leitung und allen damit verbundenen Geschäften zurückzutreten. Nur bei der Begrüssung am ersten Abend erschien er unter den fremden Gästen, und von Besuchen wurde seine Wohnung in den nächsten Tagen nicht leer.[1]) Uebrigens war und wurde es immer mehr ein still beschauliches Gelehrtenleben in häuslicher Zurückgezogenheit. Einigen wissenschaftlichen Verkehr pflegte er mit W. Dindorf, dessen Studien wenigstens mit einem Theil der seinigen zusammenfielen; manches trauliche und belebte Stündchen verplauderte er auch mit Wunderlich, welcher den interessanten Patienten in seine ärztliche Pflege genommen hatte.

Im Sommer vollends, wenn Alles auf Reisen war oder auf ländlichen Villen sass, machte sich für den Einsamen und Unbeweglichen, der über Rosenthal und Linie nicht mehr hinauskam, der Unterschied zwischen Leipzig und Bonn nur zu bemerklich. Da wandte er sich, wenn es irgend ging, wieder der altgeliebten Gartencultur zu: Rosen und feines Obst gediehen unter seinen erfahrenen Händen; erlesene Sämereien und Ableger machten ihm Freude. Nur einmal, im Juli 1869, plante er selbst eine Villeggiatur in Jena, um mit Schwager Hildebrand und dessen Familie einige Wochen gemeinsam zu verleben. Schon war die Wohnung gemiethet, aber selbst die kurze Reise schien im letzten Augenblick doch nicht ausführbar. „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei," pflegte er wehmüthig zu sagen. Denn wenn er auch im ersten Jahre frohlockend melden durfte: *nos valemus idque*

---

1) Mit dem Rhein. Mus. XXVI 2 wurde ein gedrucktes Blättchen „statt brieflicher Mittheilung", datirt vom 1. März 1871, versandt. Die in der ersten Sitzung verlesene Erklärung (21. Mai 1872) wurde mit seiner Zustimmung nicht in die Verhandlungen aufgenommen.

validissime[1]), so ging es im zweiten doch schon wieder bergab. „Sechszehn volle Monate," so berichtet er traurig, „war ich in Leipzig wohler als seit Jahren: nun habe ich die Busse dafür wie eine angesammelte Rechnung auf einmal bezahlen müssen"[2]); und: „so gut wie im ersten Jahre hier ist mirs leider im ganzen zweiten nicht mehr gegangen. Ich leide fast ununterbrochen viel Schmerzen, muss mich auch von fast aller Geselligkeit ausschliessen, habe doch aber Kopf und Herz so frei und so frisch (meine ich) wie immer."[3]) Dass die Kunde von dem „kranken Mann" nicht unter die Leute komme und von den alten Widersachern ausgebeutet werde, suchte er sorgsam zu verhüten; und was man von seiner Wirksamkeit vernahm und von Erzeugnissen seines Geistes las, verrieth von Leiden keine Spur.

Während in Bonn nach seinem Fortgange das philologische Studium reissend herunterging, die klaffende Lücke nicht anders als durch Zöglinge der Ritschlschen Schule gestopft werden konnte, Jahn schon zu Anfang des Jahres 1866 unheilbar erkrankte und nach einiger Zeit (9. September 1869) seinen Leiden erlag: erblühte in Leipzig eine neue jugendfrische Philologenschule, welche bewies, dass die Kraft und Kunst des alten Helden noch ungebrochen war, und demselben nebenbei die Genugthung gewährte, auch ausserhalb Preussens wenn auch nicht *pour le roi de Prusse*, doch für die studierende Jugend des preussischen Vaterlandes nach wie vor nützlich zu sein.

Der stolze Aufschwung, welchen die Leipziger Philologie seit seinem Eintritt nahm, überstieg in der That alle Erwartungen. Mag man, wie billig, den günstigen Zeitverhältnissen, dem harmonischen Zusammenwirken hervorragender Kräfte Manches zuschreiben, so reden doch die Zahlen eine zwingende Sprache. Seit G. Hermanns Tode waren eine Zeit lang in Leipzig die philologischen Studien fast eingeschlafen, so dass z. B. M. Haupt zufrieden sein musste, wenn er in seiner Privatvorlesung ein Auditorium von 15 Zuhörern

1) An Stenzler 28. Februar 1866. 2) An O. R. 25. Mai 1867. 3) An Brambach 8. Januar 1868.

um sich versammelte, wovon die Hälfte aus Theologen bestand.[1]) Weder Reinhold Klotz noch Westermann noch der greise Nitzsch vermochte sie zu erwecken. Es studierten im Winter 1859/60 im Ganzen 23 Philologen in Leipzig, von da an hob sich die Frequenz im Verhältniss zu der allgemeinen Zunahme: erst langsam bis 1862 auf 42; dann lebhafter (bis 1865 auf 71), seitdem die vergleichende Sprachwissenschaft in G. Curtius einen so berühmten und in so einziger Weise classische Philologie mit ihr verbindenden Vertreter gefunden hatte. Gleich im ersten Semester Ritschls 1865/66 belegten den Aeschylus 97, im folgenden Sommer den Plautus 116 Zuhörer. Im Sommer 1869 betrug die Zahl der Leipziger Philologen nicht weniger als 204, und im nächsten hatte sich dieselbe gegen ein Decennium früher verzehnfacht. Und immer mehr füllte sich R.s Hörsaal, so dass er ihn mit dem grossen vertauschen musste, welcher im ersten Pauliner Hof über dem Convict neu gebaut war, „leider für die armen Füsse eine Treppe hoch! Es ist zwar nicht mehr wirklich derselbe Raum, in dem ich bei G. H. hörte, aber doch dieselbe Luftregion. *Quanta mutatio rerum!*“[2]) Er las den Aeschylus vor 115, 184, 204, den Plautus vor 162, 222, Encyclopädie vor 104, 164, 216, Aristophanes vor 127, 198, lateinische Grammatik vor 96, 176, 170, Metrik vor 145, 159 Zuhörern: nur im letzten Semester ging es auf 114 herab.

Kein Wunder, dass nach Haase's Tod (im Herbst 1867) die Breslauer daran dachten, seinen berühmten Vorgänger für Preussen wiederzugewinnen; aber gleich auf die erste vertrauliche Anfrage antwortete R. in entschieden ablehnendem Sinne, nicht etwa aus Gründen des Alters und der Gesundheit: er fühlte sich noch nach dem französischen Kriege frisch genug, um in Strassburg, wenn er in den Fall käme, eine „Philologie comme il faut“ zu begründen. Aber warum hätte er von Neuem auswandern sollen? An dem Minister v. Falkenstein hatte er einen Gönner und sympathischen

1) R. an Fleckeisen 20. November 1849. 2) An Fleckeisen 6. November 1868.

Freund gefunden, wie er ihn einst in Preussen besessen und wie er ihn brauchte, um frischen Muthes seine Ziele zu verfolgen. Die edle Begeisterung des Mannes, welchem die neue Aera der Leipziger Universität verdankt wird, insbesondre seine von Jugend auf genährte und in langem Leben gepflegte Liebe zur classischen Philologie, das Verständniss, welches er Ritschls Eigenart entgegenbrachte, gewannen dessen ganzes Herz und am meisten, wenn er durch seinen Vertrauten, Fleckeisen, vernahm, auch jenem mache es Freude, dass R. ihn „lieb habe". Was er von dem Manne halte, den er der Leipziger Universität zugeführt hatte, bezeugte Falkenstein öffentlich in seinen liebevollen Erinnerungen an G. Hermann. Nachdem er auch Reisigs gedacht hatte, wies er darauf hin, dass beiden vergönnt gewesen sei, „nach einander in Leipzig und Halle den Mann ihren Schüler zu nennen, den jetzt alle Philologen als Meister anerkennen und auf dessen Besitz und Geist und Leben verbreitende Wirksamkeit Leipzig Ursache habe stolz zu sein — Friedrich Ritschl."[1])

Auch von dem gegenwärtigen Leiter des öffentlichen Unterrichts in Sachsen hat R. wiederholte Beweise der Anerkennung erfahren: 1870 wurde ihm das Comthurkreuz zweiter Classe des Albrechtsordens, 1875 der Titel eines Sächsischen Geheimraths verliehen; auch eine zweimalige erhebliche Zulage bewilligten (1868. 1874) die Kammern dem Hochverdienten. Zu den früher erwähnten auswärtigen Ehren kam im Jahr 1866 der bayrische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst[2]) und die Wahl zum Mitgliede der Turiner Akademie[3]); 1867 wählte ihn die Pariser an Gerhards Stelle zu einem ihrer 8 membres associés etrangers[4]): zum preussischen Symbol der Unsterblichkeit hat er es nicht gebracht.

So sehr auch der bitter Gekränkte dem Regiment grollte, welches ihm den preussischen Staatsdienst verleidet hatte, so kräftig er gelegentlich seine Antipathien gegen die „Mühlerei" und was mit ihr zusammenhing aussprechen

1) Fleckeisens Jahrb. f. Philol. 1876 S. 4. 2) Decret vom 26. December 1866. 3) Diplom vom 14. Januar 1866. 4) 13. December 1867.

und diesen Zuständen ein Ende wünschen mochte: sein Glaube an Preussens Beruf für und in Deutschland kam nicht ins Schwanken. Die Auseinandersetzung mit Oesterreich im Jahr 1866 sah er als eine geschichtliche Nothwendigkeit an, lehnte aber, so lange der Kampf währte, schon aus Gründen der Dankbarkeit und Pietät jede politische Demonstration ab. An dem Aufruf seiner Leipziger Collegen zu Gunsten des von der Würtembergischen Regierung rücksichtslos gemaassregelten Historikers Reinhold Pauli in Tübingen betheiligte er sich im Namen der gefährdeten Ehre und Selbständigkeit des deutschen Professorenstandes, für die einzutreten er in seiner eignen Vergangenheit erhöhten Anlass fand. Uebrigens hielt er sich an das Gegebene und freute sich von Herzen, dass Sachsen seine selbständige und unabhängige Kraft nunmehr erst recht auf die Pflege der geistigen Güter concentriren könne und werde.[1])

Dem grossen Zug der Bismarckschen Politik, wie er sich nach Königgrätz entwickelte, jauchzte er aus vollem Herzen zu, und dass er, wie wir alle, den Siegeszug der deutschen Waffen über Frankreich von Wörth nach Sedan und von da nach Paris mit patriotischer Begeisterung verfolgte, versteht sich von selbst. Nun müsse, so meinte er, eine neue Culturepoche angehen, in welcher die germanische Race sich zur stimmführenden und maassgebenden Macht der Welt erhebe, und sie herbeizuführen, das sei die Mission des „prächtigen alten“ Kaiser Wilhelm. Der deutschen Journalistik gereicht es nicht zur Ehre, dass sie die Cloaken der Pariser Commune nicht verschmähte, um ihnen Stoff zur Beschimpfung eines um das Vaterland verdienten Heros deutscher Wissenschaft zu entleihen und hämischen Feinden eine Genugthuung zu bereiten.

Einen schuldigen Dankbrief an Napoleon für ein mit eigenhändiger Dedication versehenes Exemplar der Biographie Julius Cäsar's, geschrieben zu einer Zeit (14. April 1865), wo jeder Verdacht einer Verleugnung vaterländischer Ge-

1) An Fleckeisen 12. Januar 1867.

sinnung fern lag, und einen Privatbrief familiärsten Gepräges an eine vertraute Freundin (Mad. Cornu), aus momentaner Stimmung herausgeflossen, schlug man (die Abwesenheit des Hauptredacteurs benutzend) in einer vielgelesenen Zeitschrift an die grosse Glocke und läutete Sturm über Verrath und Byzantinismus. Wenn ein Mommsen demselben „Nationalfeind" seine Ausgabe der Pandekten verehrt und dabei den internationalen Charakter der Wissenschaft betont hatte, so fand man das ganz in der Ordnung und gewiss mit Recht, dass aber R. dem Stil und der ganzen Arbeit des hohen Autors einige Worte höflicher Anerkennung zollte, die seiner Anschauung, wie wunderlich sie auch sein mochte, wirklich entsprachen, dass er überhaupt die geistigen Fähigkeiten des Kaisers hoch stellte, damit sollte er der Würde deutscher Wissenschaft und dem Vaterlandsgefühl etwas vergeben haben. „*Mundus stultizat!*" schrieb er.[1]) „Die Unlogik der Menschheit ist zu gross. Was ich für Privatmeinungen über Napoleon Niebuhr Mommsen oder was sonst hege und privatim äussere, geht doch keinen Sterblichen etwas an, und bin ich darüber der Welt keinerlei Rechenschaft schuldig, — seien sie nun gescheit oder ungescheit. Werden nun solche Privatmeinungen zu öffentlichen gemacht, so ist ja das eben die Perfidie, um die sichs handelt: und jeder gerechtgesinnte hat die solchergestalt zur Veröffentlichung kommenden Privatmeinungen einfach zu ignoriren, nicht aber mich dafür öffentlich verantwortlich zu machen. Wohin sollte es kommen, wenn alles, was wir, was jedermann in jeder zufälligen Stimmung, alltäglich in vertrauten Briefen äussern, ein paar Tage darauf gedruckt erschiene!"

Es gab doch noch genug Unbefangene, noch mehr im Auslande (z. B. in der Schweiz) als in Deutschland, welche an das Urtheil über die intellectuellen Gaben der Sphinx an der Seine erinnerten, wie es nach dem italiänischen und dem Krimkriege, vor dem stolzeren Aufsteigen des deutschen Adlers allgemein und auch von Publicisten ersten Ranges gefällt worden war.

---

1) An O. R. 9. April 1871.

Dass man an den Kaiser der Franzosen, mochte man über seinen Charakter denken wie man wollte, in andren Wendungen schrieb wie an seines Gleichen, war an sich für jeden Verständigen unverfänglich. Aus alter Jugendgewöhnung hatte R. gewisse, für unser heutiges Gefühl übertriebene Formen conventioneller Deferenz und Höflichkeit gegen Standespersonen wie gegen Damen beibehalten, die man altmodisch finden konnte. Aber sehr hätte man sich geirrt, wenn man diese Schnörkel gesellschaftlicher Etikette für mehr genommen hätte: sofort würde das Selbstgefühl des Verkannten mit mehr oder weniger herber Ironie dagegen reagirt haben. Eine „als Manuscript gedruckte" anonyme Erklärung aus seiner Feder, die sofort im März 1871 erschien, beleuchtete die ihm gemachten Vorwürfe und die Perfidie des eingeschlagenen Verfahrens.

2. Wirksamkeit.

Unter den Objecten seiner Vorlesungen war es die Metrik, welche R. noch einmal in Leipzig einer fundamentalen Revision unterzog. Mit den neuen musicalisch-metrischen Theorien, welche diese Wissenschaft in so wilde Gährung versetzt haben, konnte er sich wenig befreunden. Schon Rossbachs Rhythmik hatte er während eines Wiesbadener Aufenthaltes im August 1856 „mit Aechzen und Zweifel" tractirt; im Herbst des folgenden Jahres, als er einige Nachcurwochen in Rolandseck zubrachte, studierte er für die bevorstehenden Wintervorlesungen das Rossbach-Westphalsche System und war mit diesem „sehr sauren Stück Arbeit" am 25. October soweit fertig geworden, um bei dem seinigen ‚ohne Gewissensscrupel verharren zu können, *mutatis mutandis*.“[2])

Er fand wesentlich nur eine „tiefer begründete Steigerung" der Apelschen Grundanschauung, die er von jeher zu-

1) Eine vernünftige Besprechung des berüchtigten Buches L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870 u. s. w. von Henri Bordier findet sich in den Blättern für litterarische Unterhaltung vom 18. April 1872 Nr. 16 p. 254 ff. 2) An Pernice, Rolandseck 25. October 1857.

rückgewiesen hatte. Aber so oft er in seinem Vorlesungscyclus an diese Disciplin kam, waren immer wieder neue Systeme zu prüfen und die Resultate so wenig förderlich, dass er die auf ihre Widerlegung verwendete Zeit und Mühe immer schmerzlich beklagte. Im Winter 1869/70 griff er diese Fragen wieder einmal mit voller Energie auf. Um die Forderung der Gleichtactigkeit, womit die modernen Rhythmiker an die Behandlung der antiken Metra herangingen, wirksam mit historischen Analogien zurückzuweisen, studierte er eifrig die Geschichte der Musik vom 6ten bis 16ten Jahrhundert n. Chr., nahm Reiche's Fugen, die alten Choralmelodien, Operncompositionen wie die weisse Dame, Mendelssohns Antigonemusik, Wagners Meistersinger, Volkslieder, deutsche wie italiänische, deren Melodien er sich einst selbst aufgezeichnet hatte, Nationaltänze u. s. w. vor. Wo er sich nicht mit dem blossen Notenlesen begnügen mochte, liess er sich die Wirkung durch seine Tochter oder seine musikkundigen Hausgenossen, den Kapellmeister Röntgen und dessen Frau zu Gehör bringen. Auch mit Paul, dem Kenner der Musikgeschichte, conferirte er. Eine sehr eingehende Correspondenz mit Brambach in Freiburg[1]), der grade auch in metrische Studien vertieft und gleichfalls der herrschenden Richtung abgeneigt war, brachte die brennenden Punkte zur Sprache: er fasste sie schliesslich in wenigen prägnanten Sätzen zusammen, welche in der Einleitung zu Brambachs „rhythmischen und metrischen Untersuchungen" (1871) gedruckt sind.[2]) Keine von den drei Grundannahmen der Neueren, weder die Uebereinstimmung, im rhythmischen Gebiete, der antiken Musik mit der modernen; noch das Erforderniss der Tactgleichheit für den Begriff der Musik; noch drittens das gänzliche Zusammenfallen der Metrik und der Musik in quantitativ-rhythmischer Beziehung, d. h. eine mathematisch-exacte Ausgleichung der Sylbengrössen in der Metrik fand er philologisch bewiesen oder beweisbar. Die Theorie des Aristoxenus, welche Rossbach-Westphal als unfehlbar zu

1) Mitte Januar 1870. 2) Opusc. V 592—595. Denselben Standpunkt drückt ein Promotionsvotum R.s vom Mai 1875 aus.

Grunde legen, liess er nur als einen subjectiven, freilich „eben so geistreichen und energisch consequenten wie eben darum von einseitigen Abstractionen und einem gewissen Mechanismus nichts weniger als freien Versuch“ gelten, der obendrein durch die Dunkelheit und Mehrdeutigkeit der in grösster Knappheit überlieferten Sätze dem Missverständniss nur zu sehr ausgesetzt sei. Seine Einseitigkeit erkannte er in der Verwerfung aller nachäschyleischen Musik: wie wenn Einer die Grundsätze der modernen Musik nur aus Bach construiren und Mozart, Beethoven, vollends Schumann Mendelssohn Schubert Wagner ignoriren wollte. In der unbedingten Unterwerfung unter jene nicht einmal zuverlässig und unbestritten überlieferten, sondern hypothetisch und immer wieder anders reconstruirten Sätze sah er eine *petitio principii.* Seine eigenen Anschauungen gegenüber einem solchen „Kirchendogma“ nannte er anspruchslos „populär-naturalistische“, nicht auf der Annahme mathematischer Nothwendigkeiten, sondern auf dem Princip annähernder Accommodation der Sprachsylben an das musikalische Maass beruhende, wobei das '*minima non curat praetor*' zur Geltung komme. Die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit rhythmischer Formen, wie sie die schöpferische Thätigkeit des antiken Dichters dem Wechsel seiner Empfindungen anzupassen verstand, wollte er nicht um den Preis einer problematischen Tactgleichheit für die langweiligste Monotonie hingeben, wie sie durch willkürliche Pausen und Dehnungen erzielt wird.

Die trockne Strenge aber solcher theoretischen Auseinandersetzungen wusste er durch Humor und anschauliche Erläuterung anmuthig zu unterbrechen. So begann er einst: „Neulich, meine Herren, ist Ihnen doch wohl der Unterschied zwischen Kithara- und Aulosmusik noch nicht recht klar geworden. In der Droschke beim Heimfahren habe ich noch darüber nachgedacht. Da ist mir eine Galenusstelle eingefallen: die Kitharamusik hat etwas Beruhigendes, die Aulosmusik etwas Aufregendes. Wenn nun z. B., wie das zu gehen pflegt, Samstag Abends Studenten aus der Kneipe heimkehren, sich auf der Strasse ein Conflict entspinnt, und nun dazwischen die Pfeife des Nachtwächters ertönt: glauben Sie

wohl, dass die Wirkung derselben auf die Gemüther eine beruhigende sein kann? Eine Cither müsste der Nachtwächter umgehängt haben, um die Leidenschaften zu dämpfen.“ Natürlich grosser Enthusiasmus. Zu nicht geringem Vergnügen der lauschenden Jugend veranschaulichte er seine Auseinandersetzungen über die Rhythmik der Alten durch Vorsingen bezeichnender Melodien. Ueberhaupt liess er sich auch durch die grossen Auditorien das unbefangen persönliche Verhältniss zu seinen Hörern nicht verkümmern. Auf den ersten Bänken musste er daher bekannte Gesichter vor sich haben. Selbst eine erhöhte Neigung sich im familiären Geplauder etwas gehen zu lassen, dem Zuge der Gedanken, wie sie grade aufstiegen, ohne strenge Einhaltung einer festen Gliederung des Stoffs sich hinzugeben, wurde in den letzten Jahren wohl bemerkt. Wer ein derbes Heft zum Repetiren erwartete, fand nicht mehr seine volle Rechnung. Desto mehr fühlten sich Andre von dem Hauch persönlicher Wärme und unmittelbarer Beredsamkeit angezogen.

Aber die Disputationen waren noch eben so schneidig wie früher. Flog doch einmal im Feuer des Streites einer der weiten Filzschuhe, welche der Schwerwandelnde zu tragen genöthigt war, von dem mitargumentirenden Fusse bis in den fernsten Winkel des Saales! „Wir haben gar oft da Stunden erlebt,“ so berichtet ein gültiger Zeuge[1]), „in welchen R. durch die Kunst, mit der er die Verhandlung leitete oder in Fluss brachte oder durch sein eignes Eingreifen zum Abschluss führte, durch die Schärfe, womit er das Maass der erreichten Wahrscheinlichkeit oder Gewissheit zu treffen, durch den Verein von Strenge und liebenswürdiger Nachsicht, womit er Tadel und Aufmunterung zu mischen wusste, uns nicht nur entzückte und bezauberte, sondern, ich kann wohl sagen, moralisch geläutert entliess. Nur eine solche Stunde als an der Arbeit Betheiligter unter ihm erlebt zu haben, wo man gewissermaassen ruckweise sich geistig gefördert sah, musste als ein unschätzbarer Gewinn fürs ganze Leben betrachtet werden.“

1) Dr. Stürenburg.

Für die Continuität der Bonner Schultradition war am besten durch das Häuflein junger Colonisten gesorgt, welche der Meister mitbrachte.[1]) Uebrigens erkannte er bald: „Leute nach meinem Herzen werde ich mir freilich erst nach und nach ziehen können; aber ich bin ja auch noch — jung und habe Geduld gelernt. Zeit bringt doch Rosen, so Gott will."[2]) Zur eigentlichen Pflanzschule selbständiger Arbeiter in seiner Richtung diente nicht sowohl das Seminar, welches er mit zweien seiner Collegen zu theilen hatte, als vielmehr die von R. allein gegründete und privatissime geleitete philologische Gesellschaft.[3]) Schon im Winter 1865/6 bat ihn eine Anzahl reiferer Studenten, ausser dem Seminar exegetisch-kritische Uebungen mit ihnen anzustellen. Er eröffnete sie nach Neujahr: da die Wochentage alle besetzt waren, nahm er zuerst den Sonntag Nachmittag dazu, wo er 8—10, nicht mehr, auf seiner Stube versammelte. Sie waren (zwei Stunden wöchentlich und unentgeltlich) ganz nach der bewährten und seit langer Zeit durchgeführten Art seiner Bonner Seminarübungen eingerichtet, die Erfolge machten beiden Theilen Freude, die Bewerber mehrten sich, so dass im nächsten Winter die förmliche Constitution einer *societas philologa* erfolgte, und zwar in zwei Abtheilungen, einer von ordentlichen, d. h. zur Mitarbeit verpflichteten Mitgliedern, deren Zahl auf 12 beschränkt ward, und einer von ausserordentlichen, mehr zuhörenden in beliebiger Menge, die sich im Lauf der Jahre allmälig auf 30—40 gesteigert hat. Bald stellte sich mehr und mehr das Bedürfniss nach einer besonderen Handbibliothek heraus: ihre Gründung und Pflege wurde nun ein besonderes Nebenvergnügen des ehemaligen Oberbibliothekars, und unter ihm führte Jungmann, sein getreues Factotum, die Verwaltung. Durch freiwillige regelmässige Selbstbesteuerung der Mitglieder, durch manche gelegentliche Geschenke (besonders von Seiten R.s), durch aufmerksame Ausbeutung aller Antiquariats- und Auctions-

1) Unter ihnen Erwin Rohde, Friedrich Nietzsche, Wilhelm Clemm. 2) An O. R. 26. December 1865. 3) Hierüber ist eine eigenhändige längere Auseinandersetzung R.s (datirt: L. 20. Juli 1875) grossentheils wörtlich zu Grunde gelegt worden.

kataloge, besonders auch durch eifrige Benutzung der persönlichen Verbindungen R.s mit Gelehrten wie mit Verlagsbuchhändlern (namentlich Teubner), wodurch die schätzbarsten Werke wenn nicht umsonst, doch zu sehr ermässigten Preisen erworben wurden, — auf solchem Wege gelang es in wenigen Jahren eine nicht unansehnliche Societätsbibliothek zusammenzubringen, deren Bestand in einem gedruckten Katalog (1872) verzeichnet und planmässig mit immer gesteigerten Kräften vermehrt wurde. Seit Herbst 1874 erhielt die Casse der Societätsbibliothek einen jährlichen Zuschuss von 300 Thalern aus Staatsmitteln, wogegen der gesammte Bücherschatz dereinst, nach des Stifters Tode, dem Seminar als Eigenthum überwiesen wurde.

Das Band, welches die Mitglieder der Gesellschaft mit dieser und untereinander vereinigte, löste sich nicht mit dem persönlichen Ausscheiden der Einzelnen aus den regelmässigen Uebungen. Die in Leipzig nunmehr als Lehrer an den Schulanstalten oder der Universität Wirkenden blieben in dauerndem Verkehr mit der Societät, interessirten sich für ihr Gedeihen, wurden zu den feierlichen Eröffnungssitzungen eingeladen und hospitirten gelegentlich: es war ein durch geistige Gemeinschaft zusammengehaltener, stetig wachsender Verein für das Leben. Aus diesem Gefühl dauernder Zusammengehörigkeit entwickelte sich nun weiter naturgemäss der Wunsch, als ein in freier Vereinigung geschlossenes Ganzes auch öffentlich Zeugniss von sich abzulegen, also gemeinschaftliche Publicationen ins Leben treten zu lassen. So entstanden die *Acta societatis philologae Lipsiensis*, deren erstes Heft im December 1870 ausgegeben ist. Während die Anfänge der einzelnen Abhandlungen allerdings meist auf die früheren Uebungen zurückgehen, auch ein und der andre Bruchtheil bereits früher für den praktischen Zweck einer Preisarbeit oder Doctordissertation benutzt ist, fällt ihre druckfertige Ausarbeitung und abschliessende Durchführung überwiegend in ein späteres Lebensstadium, in dem die Verfasser bereits feste Stellungen als Gymnasiallehrer, Privatdocenten, Universitätsprofessoren eingenommen hatten. Die leitende Idee des ganzen Unternehmens war Bewährung strenger philologischer Methode bei erreichbar grösster Mannig-

faltigkeit der behandelten Aufgaben. Wo möglich der ganze Kreis der classischen Philologie, wie der Leiter dieselbe auffasste, sollte umschrieben, jede einseitige Beschränkung auf ein besondres Gebiet vermieden werden. In der That ist das griechische nicht weniger als das römische Alterthum, die späteren sowohl wie die älteren Perioden und die Blüthezeit, die prosaische wie die poetische Litteratur, Exegese und Kritik, Grammatik und Metrik, Geschichte in allen ihren Verzweigungen, Alterthümer und Quellenforschung, Epigraphik und Chronologie, auch Philosophie vertreten: nur etwa Mythologie und Kunstgeschichte sind leer ausgegangen.[1]) Dass die Früchte gediegener Studien auch in gefälliger und correcter Form sich darstellten, und das lateinische Gewand, wo es angelegt war, auch wirkliches Latein war, dafür sorgte mit unablässiger Strenge und unverdrossener Pflege der Herausgeber. Wie viel aufopfernde Mühe die Sauberkeit der Redaction verschlungen hat (in eigner Person corrigirte und revidirte er jeden Bogen 3—4mal), vermag nur der in solchen Dingen erfahrene Kenner zu ahnen. Auch an eigenen kürzeren Beiträgen, Zusätzen und Anmerkungen textkritischen, glossographischen, grammatischen Inhalts liess es der Koryphäus dieses wohleinstudierten Chores nicht fehlen.[2]) In dankbarer Erinnerung an die in Leipzig und Halle einst erfahrene heilsame Zucht G. Hermanns und Reisigs war der erste Band dem Andenken dieser Leuchten und Hüter strenger Methode gewidmet, der zweite den Hallischen Genossen Eckstein und Seyffert. Den Jugendfreunden Graffunder und Niese war der dritte „in Alterstreue" zugeeignet, der 6te (1876), der die Reihe beschloss, Lehrs und Halm.

Fast noch wärmer, man möchte sagen zärtlicher, väterlicher als in Bonn gestaltete sich in Leipzig das Verhältniss des greisen Meisters zu seinen vertrauteren Jüngern. Je mehr er durch zunehmendes Leiden von der grossen Welt abgeschnitten, auf Haus und Hörsaal beschränkt war, desto vertraulicher wandte er sich der Jugend zu als unermüd-

1) Ein Verzeichniss der Mitarbeiter und ihrer Beiträge steht im 6ten Bande. 2) Opusc. III 188—191. 831—835. V 232—235. 570—572. Dazu Acta II 462—475. 482 in Anmerkungen.

licher Berather und Förderer auch in rein persönlichen Angelegenheiten. Und mit und neben ihm die kluge, warmherzige Gattin! „Ihr Haus war mein gutes Gewissen," schreibt ein sehnsüchtig Dankbarer, „das ich stets befragte, dem ich meist folgte, ohne welches ich nichts Wichtiges unternahm. Alle meine Freuden und Leiden haben dort warme Herzen gefunden, die wirklich Theil nahmen, was ja selten geschieht, oft zu geschehen scheint."

Der Famulus war mehr eine Art Adjunct an R.s Seite. Ihm pflegte er die zahlreichen Empfohlenen vorerst zu gedeihlicher Orientirung und Einführung zuzuweisen, und geheimnissvolle Runen auf der mitgegebenen Karte, nur dem Eingeweihten verständlich, deuteten die Geistesart des Ueberbringers und das ihr angemessene Verfahren an. Den Famulus, wenn er ihm persönlich zusagte (am nächsten stand ihm Jungmann), nahm er zum Begleiter auf seinen täglichen Spazierfahrten, mit ihm ruhte er bisweilen nach heissen Seminar- oder Societätsdebatten von des Tages Last bei einer Flasche guten Weines aus, zu welcher er ein ökonomisch in der Tasche mitgebrachtes Brödchen, mit Salz oder Kümmel bestreut, zu verzehren liebte. Wie in Bonn betrieb er die Bildung eines philologischen Vereins aus den tüchtigsten Studierenden höherer und mittler Semester, und hatte die Freude ihn schnell und kräftig erblühen zu sehen.

Aber noch Eins fehlte, um der sächsischen Universität im Wettkampf mit ihren deutschen Schwestern gleiche Waffen und gleichen Boden zu sichern: eine Stiftung, welche junge Gelehrte nach Absolvirung ihrer Studien in den Stand setzte, zum Behuf ihrer weiteren Ausbildung und wissenschaftlicher Unternehmungen das Ausland und insbesondre die Stätten der antiken Cultur zu bereisen. Ein ständiges Reisestipendium also, nicht ausschliesslich zu archäologischen, sondern zu allgemein philologischen Zwecken, und für Zöglinge der Leipziger Universität war der Gegenstand eines Antrages, welchen auf R.s Anregung die Directoren des Seminars beim Ministerium stellten.[1]) Durch preiswürdig-

1) Eingabe vom 25. Mai 1874.

stes Entgegenkommen und wirkungsvolle Vermittelung des nunmehrigen Haus-Ministers von Falkenstein gelang es in der That, den König erst zur gnädigen Bewilligung einer Reiseunterstützung im Betrag von 600 Thalern an Ludwig Mendelssohn[1]), dann zu dauernder Stiftung eines vom König zu verleihenden jährlichen Stipendiums im gleichen Betrage[2]) zu bestimmen: die an das Hausministerium zu richtenden Vorschläge für die Vergebung desselben wurden dem Directorium des philologischen Seminars in Leipzig übertragen.

Welche Früchte R. über den kurzen Rest seines Lebens hinaus aus dieser Gunst für die Wissenschaft zu gewinnen wusste, wird geeigneten Ortes berichtet werden.

Wenn in Leipzig fast noch mehr als in Bonn die philologischen Studenten aus allen Nationalitäten gemischt waren, so wuchs der unmittelbaren Zucht und Schulung R.s noch in seinen letzten Jahren ein neues Reich hinzu durch die Gründung des russischen Seminars. Durch persönlichen wie brieflichen Verkehr mit dortigen Gelehrten waren nähere Beziehungen zu Russland längst eingeleitet: wo immer es galt den classischen Studien neuen Boden zu gewinnen und die Fahne der humanistischen Bildung zu entfalten, konnte man auf R.s enthusiastische Theilnahme, seinen eingehenden Rath und seine thätige Hülfe am sichersten rechnen.

Es war Anfangs Juni des Jahres 1873, dass der kais. russische wirkl. Staatsrath v. Georgiewsky, Präsident des wissenschaftlichen Comité's des Ministeriums der Volksaufklärung, den berühmten Lehrer in Leipzig aufsuchte, um mit ihm über ein dort zu begründendes philologisches Institut zu unterhandeln. Nach jahrzehntelangen Schwankungen und Parteikämpfen hatte sich auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens in Russland ein völliger Umschwung vollzogen: das Princip, dass der gesammte Gymnasialunterricht wesentlich auf das Studium der classischen Sprachen gegründet sein solle, hatte durch den mächtigen Einfluss des Ministers Tolstoy obgesiegt und die kaiserliche Sanction er-

1) Erlass vom Ministerium des k. Hauses an R. 3. Juni 1874.
2) Erlass des k. Hausministeriums vom 20. Juli 1874 auf die Eingabe.

halten. Nachdem bereits in Petersburg ein historisch-philologisches Institut, überwiegend von deutschen Kräften geleitet, zur Heranbildung von Gymnasiallehrern dieser Richtung geschaffen war, trat die Regierung der deutschen Studienweise noch näher. Sie sandte drei Zöglinge jenes Institutes nach Leipzig, um sich dort für den künftigen Beruf russischer Universitätsprofessoren noch vollständiger vorzubereiten, und beabsichtigte regelmässig, Semester für Semester eine grössere Anzahl angehender Studenten, mit liberal bemessenen Stipendien ausgestattet, derselben Hochschule zu einem mehrjährigen Cursus in der classischen Philologie anzuvertrauen, um so allmälig einen Stock wissenschaftlich gebildeter Lehrer für das Vaterland heranzuziehen. Wie das am besten anzufangen sei, sollte nun R. sagen. Er erkannte, dass es bei dem Abstande zwischen der Vorbildung russischer und deutscher Abiturienten und bei der Ueberfüllung der Seminarien mit einheimischen Zöglingen unerlässlich sei, die Früchte der gemeinschaftlichen akademischen Unterweisung durch Einrichtung besonderer, auf das individuelle Bedürfniss der Stipendiaten berechneter Vorlesungen und seminaristischer Uebungen zu sichern, und dass diese ganze selbständige Einrichtung der einheitlichen Leitung eines besondren Directors zu übergeben sei. Er erklärte sich dem genannten Abgesandten gegenüber bereit sie zu übernehmen, wenn ihm unbedingte Vollmacht zur Ausführung und ein Adjunct seiner Wahl an die Seite gegeben werde: nur so glaubte er mit seiner ganzen moralischen Verantwortlichkeit für das Gelingen einstehen zu können.[1]) In der That wurden alle seine durchaus zweckmässigen Vorschläge, seine Wünsche und Bedingungen in höchst ehrender und vertrauender Weise entgegengenommen und genehmigt, namentlich auch die Anstellung von Hörschelmann, der im Begriff stand, sich als Privatdocent zu habilitiren und der russischen Sprache mächtig war, als Adjunct.[2])

1) R. an Fleckeisen 7. Juni 1873. 2) Vgl. Deutsche Allgem. Zeitung Nr. 259, Mittwoch 5. November 1873 und Beilage zu den Jahrbüchern für class. Philol. 1873, von R. verfasst: an Fleckeisen 14. September 1873. Der gedruckte Auszug der Statuten ist datirt: März 1874.

Schon im Herbst desselben Jahres wurde das neue Seminar zunächst mit 8 Stipendiaten eröffnet. Freilich machte es dem schon Ueberbürdeten wieder viel mehr zu schaffen als er gedacht hatte. Zu den Unterrichtsstunden und Uebungen, die den Umständen nach einen schulmässigeren Charakter tragen mussten, kamen Correcturen lateinischer Ausarbeitungen, Repetitionen, Prüfungen und sehr eingehende Berichte hinzu, welche Zeit und Mühe kosteten. Durch die auf 25 und dann 30 anwachsende Zahl der Zöglinge wurde seit dem Herbst 1874 die Errichtung zweier Cötus und die Anstellung eines zweiten Adjuncten[1]) erforderlich.

Es war aber nicht allein die Ueberwachung der intellectuellen und wissenschaftlichen Ausbildung so vieler Rekruten, welche dem Director oblag, sondern wie eine Art Pensionsvater fühlte er sich auch für die finanzielle, moralische und allgemein menschliche Existenz seiner Schutzbefohlenen mitverantwortlich. Auch einer tückischen Insinuation, welche dem ganzen Institut das Vertrauen zu entziehen suchte, hatte er gegenüberzutreten. In öffentlichen Blättern[2]) erschienen anonyme Andeutungen, dass Mitglieder desselben eine Zustimmungsadresse an eine socialdemokratische Versammlung in Coburg erlassen hätten und dass die russische Regierung eine Untersuchung darüber eingeleitet habe oder einzuleiten gedenke. Schon einige Tage vorher aber (10. Dec.) ging derselben der Wink zu, in einer sächsischen Zeitung sei von einer seitens der Leipziger Seminarstipendiaten abgesendeten Adresse socialdemokratischer Tendenz zu lesen. Dagegen sandten sämmtliche Stipendiaten (25) eine von ihnen unterzeichnete Erklärung nach Petersburg, unter Verpfändung ihres Ehrenwortes, dass sie, insgesammt und jeder einzelne für sich, wie überhaupt jeder politischen Agitation oder Demonstration fremd und nur ihren wissenschaftlichen Studien hingegeben, so insbesondre an jener Sympathieadresse unbetheiligt seien u. s. w. Diese Erklärung veröffentlichte R. selbst in mehreren Zeitungen.[3])

1) Zuerst Stürenburg, auf welchen Ostern 1875 Fritz Schöll folgte. Nach Hörschelmanns Abgang (Herbst 1875) trat Goetz ein. 2) Dresdener Zeitung 13. December 1874 Nr. 291 A. 3) Deutsche Allgem.

So wurde der thätige Mann durch die doppelte Begabung seiner Natur wie durch eine Schicksalsmacht immer wieder nach verschiedenen Seiten getrieben. Er hatte im Beginn seines neuen Leipziger Lebens die Gewohnheit praktischen Wirkens, Administrirens, Organisirens, worin er früher „wie ein Fisch im Wasser schwamm", gar sehr vermisst. Natürlich fehlte es auch nicht an Versuchungen, ihn abermals in den Strudel der Geschäfte zu ziehen, aber er versagte sich denselben consequent, wo es nicht wirklich bedeutenden Fragen galt, z. B. der Reform des Promotionswesens oder der Erhöhung des Bibliotheksfonds oder einer wichtigen Berufung: dann warf er sich mit gewohnter Spannkraft auf die Erreichung seines Zieles. Einmal (im April 1866) arbeitete er auch für den Rath der Stadt Leipzig auf dessen Wunsch ein Gutachten aus, worin er die damals vorgeschlagene Vereinigung beider städtischer Gymnasien, der Thomana und der Nicolaïtana, mit gründlichen statistischen Nachweisen und den überzeugendsten pädagogischen Gründen erfolgreich widerrieth. Uebrigens erklärte er seinen unwiderruflichen Entschluss, allen akademischen Aemtern fern bleiben zu wollen; und nachdem er einmal „durch die Führung des Himmels" dazu gekommen war, alles Praktische mit einem Male loszuwerden, fühlte er sich ganz glücklich, nur dem Lehren und der Wissenschaft zu leben: die Süssigkeit akademischen Einflusses hatte er hinreichend geschmeckt und seine Dornen gründlich empfunden. Nach Jahresfrist schon fand er, dass er sich in die neuen Zustände ganz eingewöhnt, sich den Dingen und nach Möglichkeit auch die Dinge sich assimilirt habe; und immer mehr gewann er die Ueberzeugung, dass die wenngleich gewaltsame und unliebsame Entfernung von Bonn zu einer grossen Wohlthat für seine Studien geworden sei.[1])

Zeitung 19. December 1874 Nr. 296, Dresdner Zeitung, Dienstag 22. December 1874 Nr. 298 A. (vgl. Sonntagsnummer), Hamburger Correspondent 29. December 1874 Nr. 304. 1) An Brunn November 1866, an Fleckeisen Winter 1867.

3. Arbeiten.

Zwei oder drei Hauptaufgaben waren es zunächst, deren allmälige Erledigung seine wissenschaftliche Lebensbahn zu einem gewissen Abschluss bringen sollte: die Sammlung seiner kleinen Schriften, Plautus und die Geschichte der lateinischen Sprache. Aber neben und zwischen diesen Massen rankten sich gar manche theils frei gewählte, theils durch Umstände veranlasste Arabesken: mancher anmuthige Spaziergang, auch manche bedeutendere, ergebnissreiche Excursion führte von der grossen Strasse ab.

Zumuthungen wie die, Reisigs Biographie zu schreiben, wies er mit Recht zurück.[1]) Mancherlei textkritische Aufsätze zu Euripides Aristophanes Isokrates, zu Tibull und der lateinischen Anthologie, zu Cicero Sallust Quintilian Tacitus, lauter Beiträge zum Rheinischen Museum, wurden durch die Disputationen im Seminar und in der Societät hervorgerufen[2]), jeder ein Kleinod durch die gewohnte Kunst abgerundeter Beweisführung, erfrischend durch die gesunde Abneigung gegen gesuchte Spitzfindigkeiten und lahmen Conservatismus. Kein Problem, das ihm einmal vorgelegt war, liess er fallen, ohne wenigstens für seine subjective Ueberzeugung die Lösung oder den Grad der Lösbarkeit zu einem Abschluss gebracht zu haben. Manche Stelle hat ihn ganze Tage gekostet, mancher verwickelten Frage ist er Wochen lang nachgegangen. Einmal liess er durch Anschlag die Seminarsitzung absagen: den Grund werde er später mittheilen. Das nächstemal bekannte er, es sei geschehen, weil er damals noch zu keinem Resultat gelangt sei: jetzt aber habe er es.

Die Tibullabhandlung[3]) trug er in der Gesellschaft der Wissenschaften vor (1866). Er brachte den Gesichtspunkt Scaligers wieder zu Ehren, dessen durchdringender Blick die

1) „Ja, wenn sein — und später mein — Intimus Pernice noch lebte, wollte ich gleich Ja sagen! Oder sein anderer Intimus, ebenfalls mein späterer Freund, Hermann „(Agathon?)“ Niemeyer. Jetzt ist alles — trop tard.“ An Fleckeisen, ohne Datum. Statt seiner schlug er den emsigen Sammler biographischen Materials, Eckstein, vor. An die Herausgabe Reisigscher Vorlesungen über griechische Grammatik hat er 1846 einmal gedacht. 2) Opusc. I 749 f. III 616—636. 709—728. 806—811. 814—823. 825 f. V 234 f. 272—284. 569 f. 3) Ueber I 4: opusc. III 616—636.

Zerrüttung des überlieferten Textes der Elegien erkannt und als Hauptursache derselben eine durch den ersten Abschreiber unsrer Sammlung verschuldete Umstellung ganzer Versgruppen vermuthet hatte. Nur verfuhr er in der Analyse des Gedankenganges und der Herstellung des Zusammenhanges mit weit mehr Schärfe und Kunstverstand, so dass es ihm durch verhältnissmässig einfache Mittel gelang, die nachgewiesenen Uebelstände zu beseitigen und ein in den meisten Partien tadelloses Ganzes herzustellen. Nicht, um das entscheidende Gewicht rein innerer Gründe für diesen einzelnen Fall zu verstärken und eine Kühnheit, die ihre Berechtigung in sich selber trägt, vor ängstlichen Gemüthern zu rechtfertigen, sondern nur zu erwünschter Ergänzung als Beitrag zur Lösung des diplomatischen Problems legte er dar, wie leicht in der That bei Voraussetzung eines alten Urcodex kleineren Formates die aufgelösten Blätter desselben verschoben, auch Vorder- und Rückseite vertauscht werden konnten. Und zuletzt offenbarte sich als ungesuchte Bestätigung des gefundenen Ergebnisses auch die kunstvoll symmetrische Composition, welche in freier Anmuth, durch den sanften Wellenschlag der Stimmungen und Bilder wie von selbst gegeben, durch die musikalische Begleitung auch leicht zu markiren, schon in der frühesten ionischen Elegie, bei Mimnermus Solon Tyrtäus dem Aufmerksamen entgegentritt und von den Alexandrinern so wenig als von den Römern übersehen ist. Nicht indessen auf eine „bewusste künstliche Berechnung des Dichters im einzelnen" wollte er die merkwürdig in einander greifenden Symmetrien angesehen, wohl aber „in ihnen die stillen Wirkungen einer wahren Künstlernatur" erkannt wissen, „deren innerem Sinne die Geheimnisse der Harmonie aufgegangen sind".[1]) Wie nach kritischen

1) R. an Welcker 25 Juni 1866: „Eine oder die andre Seite des anspruchslosen Aufsatzes möchte wohl, meine ich, auf Ihre Zustimmung rechnen können, wenn ich mich anders recht besinne auf manche Ihrer mündlichen Aeusserungen über die heutzutage mit so viel Eifer verfolgte Symmetrie in den alten Dichtern. Ich denke wenigstens dem μέτρον ἔχειν ἀγαθόν nicht untreu geworden zu sein: wie ich denn überhaupt der Meinung bin, dass eine auf die äusserste Spitze getriebene Wahrheit zur Unwahrheit wird." Trotz höchster Erregung über den

Operationen dieser Art unausbleiblich ist, ergoss sich eine Fluth apologetischer und dissentirender Stimmen über das einmal angeregte Problem. Weder den conservativen Vertheidigern der überlieferten Versfolge noch den Verbesserern des R.schen Versuches ist es gelungen, seine bündigen Beweisgründe im Wesentlichen zu erschüttern.

Auch im Leipziger Docentenverein übernahm R. einmal, in demselben Jahre, gefällig die Kosten der Unterhaltung. Er sprach über gewisse aus dem Alterthum erhaltene, roh gearbeitete abgestumpfte Kegel von gebranntem Thon, deren Gebrauch als Gewichtsteine, sogen. Zettelstrecker, für den Webstuhl er auf das anschaulichste unter gelehrter Erörterung der antiken Zeugnisse sowie durch Analogien ähnlicher Funde aus Island und den schweizerischen Pfahlbauten nachwies. Ein Exemplar mit kurzer alterthümlicher Widmung (*es qurai*), vielleicht an eine Mitweberin, gab noch zu sprachhistorischen Bemerkungen Anlass. Es war der letzte Beitrag, welcher dem alten Bonner Schützling, dem rheinischen Alterthumsverein zu Gute kam.[1])

Und der Bonner Philologie vergangener Zeiten stiftete er ein liebevolles Gedächtniss in „friedseligen Ferientagen" des September 1871. Es war eine Reliquie aus den Papieren seines Vorgängers Näke, die er einst in gemeinsamer Durchforschung mit Schopen entdeckt hatte und nun dem Andenken seines auch schon im November 1867 heimgegangenen biedren Freundes widmete.[2]) Durch die warmen und anmuthigen Worte, mit denen er diese Gabe der Pietät einleitete, setzte er beiden *piae animae* ein rührendes Denkmal; und auch die Sache war des Erinnerns werth: die Composition der Thebanischen Tetralogie des Aeschylus hatte der fein und ruhig erwägende Forscher, den Nagel auf den Kopf treffend,

---

eben entbrannten „Bruderkrieg" in Deutschland liess sich Welcker die „meisterhafte" Abhandlung in einem Zuge vorlesen und sprach glückwünschend seine Zustimmung aus. 1) Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande Heft XLI (1866) p. 9—24 = opusc. IV 673 ff. Vgl. die Andeutungen in den Jahrbüchern des Vereins XXXVIII p. 184 f. und in Gerhards Archäol. Anzeiger XXII (1864) Nr. 192 A p. 295*. 2) Rhein. Mus. XXVII = opusc. V 165—192.

längst seinen Zuhörern vom Katheder herab in schöner Auseinandersetzung vorgetragen, ehe die von ihm nicht mehr erlebte Auffindung der alten Didaskalie dem wirren Streit der Meinungen ein Ende machte.

Ein köstliches Seitenstück zu den oben (S. 296 f.) erwähnten Artikeln über italiänische Handschriftenfunde brachte 1872 der Aufsatz: „Aeschylus' Perser in Aegypten: ein neues Simonideum."[1]) Aus Kairo hatte Brugsch an seinen Collegen Ebers in Leipzig die überraschende Kunde von einer sehr alten, jüngst in Aegypten gefundenen Uncialhandschrift der Perser des Aeschylus gemeldet, und letzterer nicht verfehlt R. Mittheilung davon zu machen. Nachdem eine vollständige Durchzeichnung des bewussten Codex beschafft war, konnte das Urtheil nicht zweifelhaft sein. Mit heiterstem Humor und unwiderleglicher Evidenz wies R. den Schwindel nach als das Fabrikat eines zweiten Simonides, wenn nicht des wirklichen selbst, beruhend auf einer Contamination des Porson-Dindorfschen und Wellauerschen Textes, übrigens in allen Aeusserlichkeiten ein barockes Phantasiestück.

Mitten in den Kämpfen des letzten Bonner Jahres war eine Anzeige aus Breslau gekommen[2]), dass die Abhandlung über die Alexandrinischen Bibliotheken vergriffen sei. Das Verlangen nach einer wiederholten Ausgabe grade dieser Arbeit, die der Verfasser seit mehr als 20 Jahren aus dem Auge verloren, war ihm sehr unbequem. Sollte er das Alte unverändert wieder abdrucken oder mit Berücksichtigung der unübersehbaren Litteratur, die seitdem angewachsen, so viele dort berührte Punkte von Neuem discutiren, oder in knappen Anmerkungen und Excursen auf den Fortgang der Forschung hinweisen?[3]) An eine Sammlung älterer und jüngerer Monographien unter dem Titel '*Satura philologica*' neben den besonderer Zusammenstellung vorbehaltenen Arbeiten zu Plautus und Terenz hatte R. schon in frühen Jahren einmal gedacht; jetzt nahm er den längst vergessenen Plan

1) Rhein. Mus. XXVII = opusc. V 194—210. 2) Aderholzsche Buchhandlung an R. 17. Februar 1865. 3) An Lehrs 22. April, an Halm 23. April 1865.

wieder auf, aber, wie durch die inzwischen angewachsene Masse des Stoffs bedingt war, in bedeutend veränderter und erweiterter Gestalt. Seine sämmtlichen, vielfach verstreuten kleineren Schriften beschloss er in drei Bänden, nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet, zu vereinigen, deren erster alles zur griechischen Litteratur oder Kunst Gehörige umfassen sollte; der zweite war für die bisher noch nicht zusammengestellten Plautinischen, Terenzischen, Varronischen Untersuchungen und anderes in römisches Alterthum oder Litteratur Einschlagendes bestimmt, der dritte ausschliesslich dem Epigraphischen gewidmet.[1]) Die einzig richtigen Gesichtspunkte, nach denen die erneute Veröffentlichung älterer Arbeiten zu erfolgen habe, traf er nach kurzer Ueberlegung. Mit einer Um- oder Ineinanderarbeitung von zum Theil längst bei Seite gelegten Studien wäre Niemandem gedient gewesen: vielmehr eine Sammlung von Actenstücken zur Geschichte einzelner Fragen der Wissenschaft sollte es werden, gewisse Entwickelungsstufen der letzteren aufzeigend, ohne auf den weiteren Fortgang weiter einwirken zu wollen, wodurch doch nicht ausgeschlossen war, dass litterarische Hinweisungen auf den neuesten Standpunkt nützliche Verbindungsfäden zwischen dem älteren Stadium und den späteren Fortschritten zögen, so den Zusammenhang festhielten und zweckmässig orientirten. Dem Begriff eines Urkundenbuchs entsprach auch die Beifügung einzelner ergänzender, zusammenfassender, theilweise bekämpfender Beiträge oder Mittheilungen von Freunden und Schülern, während der Herausgeber sich weder die stillschweigende Beseitigung einzelner Versehen und Irrthümer noch gelegentliche Zusätze und Andeutungen seiner gegenwärtigen Ansicht, die aber als solche auch äussserlich erkennbar wären, versagen mochte.[2])

Die Ausführung dieses Werkes, zunächst die Redaction des ersten Bandes beschäftigte den Autor, sobald er sich in seinem Leipziger Asyl einigermassen eingerichtet hatte, in erster Linie. Aber trotz der weisen Beschränkung auf das Nöthigste kostete sie doch weit mehr Ueberlegung und bei

1) Opusc. I p. X. 2) Vgl. opusc. I p. VII ff.

dem Mangel an wohlvorbereiteten Nachweisungen und Sammlungen mehr Zeitaufwand als er sich gedacht hatte, so treu und hülfreich ihm auch Freund Fleckeisen als unübertrefflicher Corrector und wachsamer Monitor zur Seite stand. Im November 1866 war die erste, im Frühling 1867 auch die zweite Lieferung des ersten Bandes, der die Graeca umfasst, fertig und ging gleichzeitig mit der nunmehr abgeschlossenen *Symbola philologorum Bonnensium* als Gegengabe für die Spender derselben in die Welt.[1] „Die Graeca wären das nun alle," schrieb er an Welcker (23. März 1867): „ob freilich für meinen Bonner Collegen, dem ich kein Griechisch verstand, genug, ist sehr zu bezweifeln" u. s. w. Welcker aber gestand, dass selbst er sich die Menge dieser Beiträge doch nicht gross genug vorgestellt habe und dass ihm manche derselben ganz neu seien, und fand, es werde durch diesen Band anschaulich, wie der Verf. inmitten der Philologie seiner Zeit gestanden und es also leicht gefunden habe auf irgend einer Seite dieser rastlos thätigen Werkstätte einzugreifen.[2])

Noch viel mehr gab der zweite Band zu thun, der alle Plautina enthalten sollte. Grade hier war dem Herausgeber der einfache Wiederabdruck des Alten, weil er „gar zu Vieles jetzt besser wusste", doch unbehaglich: ohne zahlreiche Zusätze konnte es nicht abgehen. Andres, was vor Zeiten nur gleichsam in den ersten Linien angelegt war, wie der schwierige *onomatologus Plautinus*, der ursprünglich, weil er zugleich Beiträge zur griechischen Namenkunde brachte, schon für den ersten Band bestimmt war[3]), sollte ganz von Neuem gearbeitet und ausgeführt werden. Ueber den Standpunkt der vierziger Jahre, in denen die erste Zusammenstellung Plautinischer Personennamen erschien[4]), war

---

1) Widmung: *Philologis Bonnensibus | Symbolae largitoribus | fidem servantibus | fidei amorisque sui | testem exstare voluit | Fridericus Ritschelius | nuper Bonnensis.* Die Vorrede ist datirt vom 3. October 1866. 2) An R. 11. April 1867. 3) Opusc. I 841: vermuthlich im Anschluss an die onomatologischen Erörterungen, zu welchen die p. 779—787 behandelten Sicilischen Inschriften Anlass gaben. 4) Proömium 1843/4 = opusc. III 333—341.

der Verf. nunmehr weit hinaus. Einige schöne Proben erneuerter und vorgeschrittener Studien hatte das Sommerproömium 1856 gebracht.[1]) Zu einer Fülle feiner Erwägungen und glücklicher Entdeckungen gab die kritische Feststellung und sprachliche Erklärung der einzelnen Namen, die Beseitigung falscher[2]) Gelegenheit. Langsam schritten im Sommer und im Herbst 1867 die zeitraubenden Untersuchungen vorwärts. Endlich entschloss er sich, den *onomatologus Plautinus* zum *comicus* zu erweitern und für den dritten Band, der den Rest der zahlreichen Arbeiten zur römischen Komödie bringen sollte (denn der frühere Rahmen erwies sich bald als zu eng), aufzusparen.[3]) Untersuchungen über die Gesichtspunkte der römischen Komiker bei der Namengebung, über die Bildungsgesetze der Namen u. s. w. sollten hinzutreten, wozu der Verf. indessen leider nicht gekommen ist.[4]) Das Verzeichniss hat er bis zum Schluss des Buchstabens *P* noch im Jahr 1868 in druckfertiger Gestalt weiter geführt und die Fortsetzung beständig im Auge behalten.

Aus alten Adversarien und halbfertigen Brouillons wurde in einem Zeitraum von 14 Tagen (Juni 1867) im Bett, an das der Arme grade durch eine Rose am Bein gefesselt war, der werthvolle Commentar zu dem früher herausgegebenen *glossarium Plautinum* zusammengestellt. Noch manches andre Ungedruckte kam hinzu: der Abschluss der bereits in den *schedae criticae* (I 142) angeknüpften Untersuchung über die Prosodie von *alterius* und Verwandtem mit einem Anhang von kritischen Excursen, der früher (1858) verheissene sprachhistorische Nachweis von Bildungen wie *benficium* u. a., deren Verwendung für den Plautinischen Vers wieder eine Reihe von Schwierigkeiten löst und die erkannten rhythmischen Gesetze bestätigt; die zweite Hälfte des zuerst 1851 im Rheinischen Museum (VIII) erschienenen populären Aufsatzes „zur Charakteristik des Plautus und Terentius", von „einem

1) Opusc. III 341—349. 2) So wurde der Name Stalino glücklich beseitigt in Fleckeisens Jahrbüchern (1871) = opusc. III 321 f. 3) An Fleckeisen 4. October 1867: vgl. opusc. II p. XXI. 4) Einige kurze Andeutungen und Ansätze theilt Wachsmuth opusc. III 302 mit.

denkenden Freunde des Alterthums". Längst hatte die Fama eine nahverbundene weibliche Feder in der geistvollen Skizze zu erkennen geglaubt: seine Aufnahme in die Sammlung R.scher Schriften sollte weniger dies als die im Wesentlichen und in den meisten Stücken bestehende Uebereinstimmung des Herausgebers mit den darin vorgetragenen Ansichten bestätigen.[1])

Ein schweres Martyrium, welches sich der Ordnungsliebende mit gewohnter Selbstverleugnung wieder auflegte und mit gewohnter Finesse durchführte, war die Anfertigung der Register, welche sich zugleich auf die Parerga erstreckten. Die halbvergessenen Arbeiten, die zwei Decennien und darüber hinter ihm lagen, mussten von Neuem durchstudiert und excerpirt, die Citate verificirt werden: hatte er an manchem Prachtstück wie an der Untersuchung über die *fabulae Varronianae*, die ihm nur noch „im Halbdunkel sehr allgemeiner Erinnerung vorgeschwebt" hatte, seine naive Freude, dass ihm das doch schon damals so artig gelungen sei, wie er es jetzt nicht besser machen könne[2]), so fand Andres (z. B. der Aufsatz über die Plautinischen Didaskalien) vor dem gestrengen Richter nur noch wenig Gnade.[3]) Alles in Allem war es eine ertödtende Plage, „aber durch heisst es da: καὶ κύντερον ἄλλο ποτ' ἔτλης." Nach vielwöchentlicher seufzerreicher Arbeit („aus tiefem Wuthingrimm" machte er dazwischen alle Tage noch Zusätze zu den Nachträgen, z. B. über die Namensform *Vergilius*) konnten endlich die 52 eng geschriebenen Folioseiten der mannigfachen Register der Druckerei übergeben werden.[4]) Aber er konnte auch mit Genugthuung auf diese Mühsal zurücksehen. „Freunde, die mich so viele Wochen an den ... Indices sitzen sahen, sagten *uno ore* mitleidig und erstaunt: 'warum aber in aller Welt lassen Sie es nicht durch einen guten Studenten anfertigen?' Davon erboten sich sogar ultro mehrere, und recht gute, zu solchem Dienst. Nun sage aber Du, nachdem Du

1) Vgl. opusc. II 732 Anm. praef. ad. Mostell. p. III. 2) An Fleckeisen 2. März 1868. 3) An Fleckeisen 19. März 1868. Die „hübschen Sächelchen" zur Mostellaria gefielen ihm wieder viel besser. 4) An Fleckeisen 20. April 1868.

diese Indices gesehen, ob es wohl menschendenkbar wäre, dass mir die, so wie ich sie gemacht, irgend jemand anders hätte machen können? (mit einziger Ausnahme des Gevatters). Was in diesen Indices alles drinsteckt — θάμβος μ' ἔχει εἰσορόωντα."[1]) Nun aber kam die Vorrede. Das Nachdenken darüber, was er sagen oder nicht sagen sollte, kostete viel mehr Zeit als das Wie, obwohl auch dieses sehr abgewogen sein wollte. Es sollte eine Art „internationalen Manifestes" in Sachen des Plautus werden, und er verhehlte sich nicht, dass es Aufsehen machen, ihm viel neue Feinde gewinnen werde. Aber er war „des trocknen Tons nun satt", der alte Löwe musste einmal die Mähne schütteln zu seiner eignen κάθαρσις und dachte: „viel Feind', viel Ehr", und „Leben heisst ein Kämpfer sein."[2]) Auch im Innern des reichhaltigen Bandes fehlt es nicht an eingehenden Erörterungen und Bemerkungen, welche zu den Ansichten Neuerer Stellung nehmen. „Zwanzig Jahre," so schrieb der Verfasser zur Rechtfertigung seiner Polemik[3]), „habe ich fast consequent geschwiegen auf unzählige Anfechtungen, die theils gelegentlich theils recht ex professo und in extenso gegen meine Plautinischen Aufstellungen gerichtet wurden. Die nicht kleine Zahl jüngerer Kräfte, die sich meiner Führung anvertraut hatten und meinen Wegen gefolgt waren, mussten, wenn ich immerfort schwieg, allgemach irre oder doch unsicher werden und sich gar von mir selbst verlassen wähnen. Ihnen persönlich wie der Wahrheit sachlich war ich ein 'kräftig Wörtlein' der Erwiderung schuldig, da ein auch bei so bestimmt gegebenem Anlass fortgesetztes Schweigen entweder als stummes Zugeständniss oder als Feigheit erschienen wäre."

Es war nicht etwa der Verdruss über den Widerspruch an sich und über den principiellen Gegensatz der Anschauungen, sondern die Indignation über die leichtfertige, willkürliche, zerfahrene, oft gradezu nichtssagende Art der Motivirung, oder, mit andrem Ausdruck, über die „heitere Unbekümmert-

---

1) An Fleckeisen 1. Mai 1868. 2) An Fleckeisen 5. Mai 1868.
3) An Joh. Schulze 1. Juni 1868 u. A.

heit"[1]), welche den Meister der methodischen Beweisführung erregte. Von gründlicher Widerlegung hat er sich stets willig überzeugen lassen. Aber was er nach gewissenhafter Erwägung des Thatsächlichen, geleitet von weitreichenden, zusammenhängenden Anschauungen ermittelt und von allen Seiten begründet zu haben glaubte: sollte das wie ein Kartenhaus von jedem muthwilligen Anhauchen, jedem wohlfeilen Machtspruch über den Haufen geworfen werden?

So zugänglich er allen Beiträgen „zum feineren Ausbau und zur berichtigenden Ergänzung" des durch Bentley und Hermann begründeten Systems war: um es gleichmüthig mit anzusehen, wie „ein gewisser mechanischer Conservatismus, der am einzelnen Falle kleben bleibt und sich nicht aufzuschwingen vermag zu der Anschauung eines Gesammtbildes"[2]), mehr und mehr gleichsam epidemisch wurde und mit den wohlfeilsten Mitteln die Ergebnisse ausdauerndster, gründlichster Forschung wieder in Frage stellte, das alte Chaos eines rohen Naturalismus wieder zurückzuführen drohte, — dazu hätte der sospitator Plauti nicht er selbst sein und nicht soviel seiner besten Lebenskraft und innigsten Ueberzeugungswärme an sein Werk gesetzt haben müssen. Wenn er auch die Hoffnung hegte, dass die Krankheit mit der Zeit entweder ganz erlöschen oder auf ein nur „sporadisches Vorkommen" herabsinken werde, so hielt er es doch für Pflicht so schädlichen Verirrungen mit nachdrücklicher Warnung entgegenzutreten. Zwar wird es getrennte Lager „von der laxen und der stricten Observanz"[3]) auf diesem wie auf andren Gebieten der Wissenschaft sowohl als des Lebens vermuthlich immer geben. Die Gabe des äusseren und auch des inneren Gehörs ist nun einmal nicht gleichmässig unter alle Menschenkinder vertheilt, und auch für die Consequenzen einer rationellen Methode haben nicht alle gleiches Verständniss. In wie vielen einzelnen Fällen ist ein unlebendiger Buchstabenglaube, der sich an das einmal Gegebene hält, mit dem vorliegenden Material gar nicht zurückzuschlagen! Nur eine reiche Erfahrung und ein genialer Blick führen über diese

1) Opusc. II 706 ff. 2) Opusc. II p. XV. 3) Opusc. II 220.

engen Grenzen hinaus. Brachte es doch eine eigensinnige Skepsis zu Stande, selbst monumental bezeugte Thatsachen in den Wind zu schlagen, um ein selbstgeschaffenes Vorurtheil durch kleinliche Künsteleien und Nergeleien zur Geltung zu bringen. Selbst in der Verwendung gewisser sprachlich-prosodischer Thatsachen, welche R. für das älteste Latein unzweifelhaft nachgewiesen, in wenigen bestimmten Fällen auch für Plautus noch nachwirkend anerkannt hatte, sah er das Maass in bedenklicher Weise, nur um des überlieferten Buchstabens willen, überschritten. Hierdurch wurden die Grenzen der Sprachgeschichte verschoben und verwirrt. Von jener feinen Unterscheidung der einzelnen Fälle und der Erwägung ihrer relativen Beweiskraft war bei diesen Fanatikern des Archaismus gar zu wenig die Rede.[1])

Verdientermaassen wurde der über 50 Bogen starke Band „zu Plautus und lateinischer Sprachkunde", welcher noch nicht einmal alles Plautinische umfasste, dem '*vir Plautinissimus*' und '*amicus unicus*' Fleckeisen gewidmet, der mit Glätten und Bessern, Nachweisen und Erinnern unverdrossen und unermüdlich dem Herausgeber zur Seite gestanden hatte. Es war eine köstliche Gabe: durch die bequeme Vereinigung bahnbrechender und anregender Beiträge wurde die Menge erst in den Stand gesetzt, diese Ergebnisse einer mehr als dreissigjährigen Forschung sich im Zusammenhang zu vergegenwärtigen und anzueignen. Freilich war es eine zweifelhafte Genugthuung zu sehen, wie dieselben in sprachwissenschaftlichen Büchern und Commentaren als Gemeingut verwerthet wurden, so dass die Mehrzahl, gewohnt an zweiter und dritter Quelle zu schöpfen, den Entdecker entweder gar nicht mehr kannte oder zu nennen überflüssig fand.

Mit seiner geharnischten Vorrede zumal hatte übrigens der Verfasser in ein Wespennest gestochen. Unter Andrem hatte er dort die Plautinischen und übrigen philologischen Leistungen seines Collegen von der Turiner Akademie, Vallauri, und dessen Philippica gegen die deutsche Wissenschaft etwas scharf beleuchtet.[2]) Monate lang erhielt er

---

1) Vgl. Opusc. II 444 ff. 2) ebd. p. XV—XVIII.

darauf immer neue Zusendungen von Artikeln aus italiänischen Zeitschriften, in denen die beleidigte Nationalehre Italiens in Schutz genommen, die Lorbeeren Vallauri's und die alten ehrlichen Namen des Landsmannes Plautus (natürlich die der Vulgata), welche jener reclamirt hatte, gegen den übermüthigen Barbaren vertheidigt wurden. In Carnevalsspässen wurde er mitgenommen, lateinische carmina wurden an ihn gerichtet, darunter eins, welches ihn ironisch einlud in Gemeinschaft mit Hertz und mit Mommsen zur Erleuchtung Italiens über die Alpen zu kommen:

Lux optata veni, tristes expelle tenebras.
Caligant Itali consilioque carent.
Hertzius et tecum veniat, Mommsenius ipse,
Gloriolae studio conspicienda trias.
Maccius hortatur cupiens persolvere grates,
Et secum Cicero litigiosus homo.
Iam studio flagrant Itali, plaususque daturi
Et pueri grandes[1]) *exiguique viri.*

In der Unità cattolica erschien sogar ein vermeintlicher Brief Ritschls an Hertz, worin dieser den treuen Knappen (der zuerst in Deutschland die Abgründe der Vallaurischen Logik und Gelehrsamkeit aufgedeckt hatte) flehentlich ersuchte, ihm doch gegen den furchtbaren Vallauri beizustehen, und es fehlte in Italien gar nicht an Biedermännern, welche das Machwerk für echt hielten.[2]) Auch von andren Seiten fehlte es nicht an Empfindlichkeiten, Protesten und gereizten Erwiderungen.

Zur Erholung ging der rastlos Schaffende gleich im Frühling desselben Jahres 1868 an die Behandlung einiger Themata, die er längst mit sich herumgetragen hatte. Das eine war die Geschichte des lateinischen Alphabets[3]), über die ihm bei der sauren Indexarbeit für seine Monumenta so helle Lichter aufgegangen waren (S. 225). Zu Anfang August ging das Manuscript in die Druckerei des Rheinischen Museums. Die stilistischen Wandelungen der lateinischen

---

1) Vgl. opusc. II p. XVII. 2) R. an M. Hertz 19. Mai 1869.
3) Rhein. Museum XXIV (1869) p. 1 ff. = opusc. IV 691—726.

Monumentalschrift nach 5 Perioden, wie sie dem allgemeinen, besonders in Sprache und Litteratur ausgeprägten Charakter der jedesmaligen Geschichtsepoche entsprechen, werden zunächst in grossen Zügen zur Anschauung gebracht: die derbe Energie und um Schönheit unbekümmerte Bestimmtheit der archaischen Schrift; die strenge Gemessenheit bei gediegenster Einfachheit, die *maiestas populi Romani* darstellend, in der Sullanischen Zeit bis zum Schluss der Republik, mit allmälig, in leisen Uebergängen hervortretender Neigung zur Verzierung; der etwas prunkhafte, aber würdevolle Typus der Augusteischen, die gesuchte Zierlichkeit der Trajanischen Epoche, die charakter- und haltlose und zugleich gespreizte Nachlässigkeit der Verfallzeit. Ganz neu aber ist die überzeugende, mit Hülfe altgriechischer und italischer Alphabete durchgeführte Entwickelung der verschiedenen, einander theils ablösenden theils durchkreuzenden Principien, welche die Veränderung der Buchstabenformen und der daraus entstehenden Zahlzeichen namentlich in den zwei ersten Perioden geleitet haben: einmal das Streben nach Vereinfachung durch Abkürzung, daneben der Fortschritt von schräglinigen und schiefwinkligen Figuren zunächst zu verticalen und horizontalen Linien und zu rechten Winkeln mit Neigung zum quadraten Verhältniss, von da weiter zu gerundeten Formen. Das in den facsimilirten Inschriftentafeln so zuverlässig dargelegte Material bietet die lehrreichsten Belege, und nun erst trat die Bedeutung der paläographischen Indices in ihr rechtes Licht. Diese stilistischen Analysen heimelten Brunn so an, dass ihm fast war, als ob der Verfasser bei ihm Kunstgeschichte gehört hätte. Sie boten aber auch die interessantesten Analogien zur Geschichte der Sprache, indem auch hier der Fall eingetreten ist, dass die älteren Formen die spätere Stufe überwanden und sich die Herrschaft wieder eroberten; oder dass von der ersten gleich zur dritten Stufe übergesprungen wurde.

Zu neuen Plautinischen Excursen lag schon längst reichlicher Stoff vor. In selbständiger Form sollte jedes Jahr etwa ein Heft „sprachgeschichtlicher Untersuchungen“, immer zur Erquickung zwischen ein paar grösseren Arbeiten,

erscheinen und deren je 4—5 später zu einem Bande gesammelt werden. Themata sollten u. a. sein: „Vocalwandel und Consonantenwandel, lateinisches Declinationsgesetz (anders als Bücheler), Uebergang von vocalischen Längen zu Kürzen, etc. etc., auch lateinischer Accent.“[1]) Zunächst aber, schon im August 1868, ging es an das ablativische *d*: im September war die Untersuchung in vollem Gang, am 1. Februar war die aus zahllosen Zettelnotizen erwachsene sechsmonatliche Arbeit beendigt, die im April ans Licht trat.[2]) Der Verf. verhehlte sich nicht, dass von gewissen Seiten ein „kreuziget“ über ihn werde gerufen werden, getröstete sich aber der Zuversicht, in zwanzig Jahren werde man die Wahrheit seiner These doch endlich zugeben müssen.[3])

Seit Jahren hatte er sie im Kopf getragen, in Vorlesungen berührt, in Gesprächen mit Fleckeisen und W. Dindorf, an den die kleine Schrift gerichtet ist, verhandelt, zuletzt noch im zweiten Bande seiner Opuscula (S. 652) gelegentlich die Ausführung angekündigt. Sie behandelt an einem weittragenden Beispiel eine principielle Frage von entscheidender Bedeutung: welche Mittel zur Herstellung der Plautinischen Verse, zunächst zur Tilgung des Hiatus auf dem Wege sprachgeschichtlicher Forschung zu gewinnen; in noch weiterer Perspective, wie linguistische Thatsachen durch philologische Methode fruchtbar zu machen seien. Die Abhandlung ist im Aufbau und in der geschlossenen Durchführung eine der vollendetsten. Es ist einer der Fälle, wo sich evident darthun lässt, wie weit unsre Kenntniss und unser Verständniss des alten Latein die verschwommene Gelehrsamkeit römischer Grammatiker, auch der besten, überragt. Erst durch Verbindung ihrer dilettantischen Angaben mit den klareren Zeugnissen der Monumente war es dem Scharfsinn Grotefends gelungen, in jenem viel gemissbrauchten *d* das alte Ablativzeichen zu erkennen, und so zugleich zum

1) An Fleckeisen 6. Nov. 1868. 2) Neue Plautinische Excurse. — Erstes Heft: Auslautendes *D* im alten Latein. 1869. 3) An Brunn 7. April, an Lehrs 22. April 1869. Am gehässigsten ist R.s ehemaliger Freund Bergk mit ihm ins Gericht gegangen: Beiträge zur lat. Grammatik. Erstes Heft. 1870.

Verständniss gewisser Adverbialbildungen und anderer Formen durchzudringen. Wie durch die Inschriften festgestellt ist, dass die Plautinische Zeit bereits im Schriftgebrauch jenes Zeichens schwankte, es bald beibehielt, bald abwarf, so ist von vornherein anzunehmen, dass es bis zu einem gewissen Grade auch in der damaligen Sprache des Lebens und der Bühne noch hörbar war. So werden nun in geschlossenen Reihen die einzelnen Wortgebiete, auf denen diese Form hervortritt, Pronomina und Nomina, Adverbia und Präpositionen, endlich auch die Imperativformen durchmessen. Auf Grund der thatsächlichen Spuren, welche ausser den schon erwähnten litterarischen und monumentalen Zeugnissen die Handschriften bieten, in stätigem Fortschritt von Gesichertem zu Hypothetischem wird an drei- bis vierhundert Versen aller Plautinischen Stücke die Probe gemacht, wie die Anwendung der alten Form den metrischen Anstoss mit einem Schlage beseitigt. Da sich nicht selten mehrere Wege der Heilung bieten, müssen freilich viele Einzelfälle unentschieden bleiben, und der Detailforschung wird es vielleicht gelingen, die Grenzen, innerhalb welcher jenes Casuszeichen noch hörbar wurde, schärfer zu bestimmen.

Die Buchstabengläubigen, welche an so massenhaften Aenderungen der handschriftlichen Ueberlieferung Anstoss nehmen könnten, werden auf die eigenthümliche Geschichte des Plautinischen Textes hingewiesen, dessen ursprüngliche Formen in zahllosen unbezweifelten Fällen verwandter Art den jüngeren haben weichen müssen. Eine treffende Analogie bietet die Luthersche Bibelübersetzung. Die Vergleichung zwanzig verschiedener Drucke aus dem 16. 17. 18ten Jahrhundert, welcher sich R. unterzog, bot eine überreiche Fülle von Belegen, welchen Veränderungen die Sprachformen selbst eines gedruckten Textes schon in kürzeren Zeitabschnitten durch den stillen Einfluss fortschreitender Entwickelungen unterliegen. Nun vollends der Text von Komödien, der zunächst nur im Munde der Schauspieler lebend weiterhin bei Gelegenheit wiederholter Aufführungen, besonders in jener Zeit der Nachblüthe, welche jene Stücke 50 Jahre nach dem Tode des Dichters auf der Bühne erlebten,

allmälig in die herrschende Sprachform der jedesmaligen Folgezeit umgeschrieben wurde: auf diesem Wege stufenweiser Abglättung rieb sich der Rost des Alterthums mehr und mehr ab bis auf einzelne sporadische Reste, die sich zufällig erhielten; damit zerbröckelte aber auch der erste Kitt, welcher die Rhythmen zusammenhielt. Aehnliche Umgestaltungen lassen sich für andre Schriften hohen Alterthums, namentlich für die Zwölftafelgesetze nachweisen. In modernisirter, keineswegs in der ursprünglichen Gestalt lasen selbst Gelehrte wie Varro die Plautinischen Komödien; kein Wunder, dass einem Horaz, der von der authentischen Gestalt keine Ahnung hatte, die so aus dem Leim gegangenen Verse ein Gräuel waren.

Welche weitren Aussichten in Verfolgung dieses Weges noch gewonnen werden können, zeigen einige vorläufige Andeutungen (z. B. über das auslautende *s* im gen. sing. der ersten, im nom. plur. der ersten und zweiten Declination): ein reicher, lockender Stoff für Einzeluntersuchungen war den Mitforschern hiermit gegeben. Ein zweiter Excurs[1]) sollte den verlorenen Anlaut in Interrogativ- und Relativbildungen pronominalen Stammes (*cubi cunde* u. s. w.) in gleich erschöpfender Weise behandeln: doch kam es nur zu einem kurzen Vorläufer (1870). Gegen gewisse Wiederbelebungen abgestorbener Formen, deren historische Existenz für die Plautinische Zeit sich in keiner Weise mehr nachweisen oder nur wahrscheinlich machen liess, verhielt sich dagegen der besonnene Forscher mit Recht ablehnend.

Nachgrade schien es nun an der Zeit die unterbrochene Plautusausgabe wieder aufzunehmen und die gewaltigen Fortschritte in der Herstellung des alten Latein mit den Consequenzen für die Beurtheilung der Bühnenmetrik in ihr zur Geltung zu bringen. Da die ersten Bände ohnehin im Buchhandel vergriffen waren, so wurde zunächst der Trinummus, dessen Umarbeitung der Herausgeber schon im Jahr 1862 in Aussicht genommen hatte[2]), dazu ausersehen, auch diese

---

1) Rhein. Mus. XXV 306—312 = opusc. III 135—143. 2) An Bernays 15. October 1862.

neue Phase der Plautuskritik einzuleiten. Natürlich sollte es nicht eine blosse Revision der alten, sondern eine ganz neue Textgestaltung werden, auch auf wesentlich erneuter urkundlicher Grundlage beruhend. Durch Krankheit im März 1869 und durch die völlig absorbirenden Vorlesungen über Metrik im folgenden Winter aufgehalten schritt sie nur langsam vorwärts: erst im Frühling 1870 konnte die letzte Durchsicht des seit dem Herbst fertigen Manuscriptes vorgenommen werden, im Frühling 1871 war der mit grösster Sorgfalt und Ueberlegung überwachte Druck, der auch durch den Krieg manche Verzögerungen und Unterbrechungen erlitt, beendigt. Zum erstenmal seit 15 Jahren musste der Greis wieder späte Nachtstunden zu Hülfe nehmen, denn abermals unterzog er sich selbst den mühseligsten Correcturen und der Anfertigung des Index, welcher eine Quintessenz sprachwissenschaftlicher Beobachtungen zu dem Stück giebt.

Diese zweite Ausgabe des Trinummus, auch in der äusseren Ausstattung des Herausgebers wie des Verlegers würdig, muss als die reifste Frucht der R.schen Plautuskritik bezeichnet werden. Die berechtigte Kühnheit des ersten Versuchs und die durch erneute Arbeit erreichte höhere Vollendung des Werkes sollte durch das Pindarische Motto angedeutet werden:

ἀκίνδυνοι δ' ἀρεταὶ
οὔτε παρ' ἀνδράσιν οὔτ' ἐν ναυσὶ κοίλαις
τίμιαι· χρηστοὶ δὲ μέμνανται, καλὸν εἴ τι πονα θῇ.

Die Ausbeute mehr als zwanzigjähriger, fruchtbarster Studien vor allem des Herausgebers selbst, dann auch einer ganzen Generation von Mitarbeitern ist hier in vollem Umfange verwerthet. Auch die handschriftlichen Grundlagen sind sämmtlich, zum Theil von R. selbst, einer durchgreifenden Revision und Vervollständigung unterworfen. Namentlich aber was inzwischen von neuen Lesungen des Palimpsestes, und grade in besonders ausgiebigem Maasse für den Trinummus durch Studemund gewonnen und veröffentlicht war, ist sorgfältig eingetragen und benutzt. Jedoch ist der mehr und mehr erkannte eigenthümliche Werth, welchen die Pfälzer Handschriften neben der so viel älteren Urkunde

durch treue Ueberlieferung des Alterthümlichen bewahren[1]), mehr als früher zur Geltung gekommen. Welche Fülle interessanter Beobachtungen über Sprache und Vers in den knappen Anmerkungen niedergelegt ist, lehrt das angehängte Verzeichniss.

Eine Menge des Neuen und Anregenden bot auch die über vier Bogen lange Vorrede. Eigentliche Prolegomena zwar für den ganzen Plautus wurden für das letzte Heft des ersten Bandes aufgespart, ihnen sollten noch besondere *vindiciae Plautinae* vorangehen, welche namentlich für eingehende Erörterungen über controverse Fragen der Plautinischen Prosodie und Rhythmik und weitre Auseinandersetzungen mit gewissen Gegnern (namentlich wohl Bergk, auch C. F. W. Müller u. a.) bestimmt waren. Nur das Nöthigste zur Orientirung über die Handschriften, ferner die den Trinummus insbesondre betreffenden Abschnitte über die Lücken des urkundlichen Textes sind mit einigen Zusätzen und Aenderungen aus den früheren Prolegomena wiederholt. Besondre Auseinandersetzungen über die verschiedenen Classen der Interpolationen, die Spuren der Ueberarbeitung, die Versumstellungen blieben vorbehalten. Ebenso die eingehende Erklärung der eigenthümlichen Personenbezeichnungen im älteren Pfälzer Codex, welche bereits 1845 in der Abhandlung über die ursprüngliche Gestalt der Bacchides in Aussicht gestellt war.[2]) Schon vor 34 Jahren (I 201) war ihm die gleiche Erscheinung in der ältesten Terenzhandschrift (dem Bembinus) entgegengetreten: dass nämlich die einzelnen Personen im Text nicht durch ihre Namen oder deren Anfangsbuchstaben, sondern durch beliebige griechische Buchstaben bezeichnet werden, und zwar so, dass derselbe Buchstab in verschiedenen Scenen bisweilen verschiedene Personen bedeutet. Er glaubte hierin Reste alter Regisseurbezeichnungen zu finden, woraus sich eine eigenthümliche Methode der Rollenvertheilung erkennen lasse. Die Ausnutzung der überlieferten Spuren, welche für Terenz nicht geringe Schwierigkeiten bietet, hatte ihn früher

1) Vgl. praef. X f. Jahrbücher für Philol. 1868 S. 342 = opusc. III 791. 2) Opusc. II 295.

eine Zeit lang stark beschäftigt, bis er vor dem Abschluss abbrach.[1])

Am merkwürdigsten aber erschienen zwei andre Zeichen (*C* und *DV*), welche, bald dieses bald jenes, in den beiden Pfälzer Handschriften, fast regelmässig in der vollständigen, bisweilen auch in der verstümmelten, in den Scenenüberschriften auf die Personennamen folgen. Schon mehrfach hatten dieselben den Scharfsinn der Gelehrten herausgefordert, aber alle bisherigen Versuche ihnen beizukommen waren kläglich gescheitert. Unsrem siegesgewohntem Freunde gelang die Lösung des Räthsels, sobald er sich einmal ernstlich damit beschäftigte. Ende Juni 1871 war sie gefunden.[2]) Die Ausarbeitung erfolgte noch im Lauf des Sommers.[3]) Eine schlichte, aber erschöpfende Uebersicht aller einzelnen Beispiele jener Bezeichnung und eine ruhige Prüfung aller denkbaren Erklärungen führte zu der Gewissheit, dass man Abkürzungen der Worte *Diverbium* und *Canticum* und hierin sehr bemerkenswerthe Reste einer alten, vermuthlich aus den Bühnenexemplaren stammenden Unterscheidung zwischen einfachem Dialog und musikalischen Scenen vor sich habe. Die schärfere Sichtung ergab, dass mit blosser Declamation nur Senarscenen vorgetragen wurden, während schon alle trochäischen und iambischen Septenare und Octonare, vollends aber die Anapästen und alle sogenannten lyrischen Partien zu den Gesangscenen (*cantica*) gerechnet wurden, vermuthlich mit der aus der Sache selbst wie aus der metrisch-prosodischen Form sich ergebenden Maassgabe, dass die ruhigeren Septenarscenen etwa melodramatisch mit musikalischer Begleitung, die bewegteren und freier componirten aber reci-

1) Die Frage ist mit wenig Glück von Andren weiter verfolgt, bis zuletzt Leo de Senecae tragoediis obs. crit. 85 f. den Knoten zerhauen hat. Vgl. Dziatzko in seiner Ausgabe der Terenzischen Adelphoe S. 92 f. 2) An Fleckeisen 26. Juni 1871: „Wie das *C*· am Ende der Scenenüberschriften = *Canticum* (oder *Cantio* oder *Cantor*), so das ebenda häufige *DV* (z. B. SENES DV) keineswegs = *duo*, sondern vielmehr *DiVerbium*. *Res certissima: quam te nescire nolebat T. T. F. R.*“ 3) Canticum und Diverbium bei Plautus: Rhein. Mus. XXVI 599—637 (Nachträge in XXVII) = opusc. III 1—54. Mit dem Motto: γηράσκοντες ἀεὶ πολλὰ διδασκόμεθα.

tativisch vorgetragen wurden. So bekam man auf einmal eine ganz neue Anschauung von dem Wesen der Plautinischen Komödie und der Wirkung, welche sie auf der Bühne üben musste: man sah, wie sehr das musikalische Element gegen das bloss declamatorische überwog, in wie farbenreichem Wechsel das eine in das andre, oft mitten in der Scene überging, wie hierdurch noch mehr als durch den Vers die Stimmung selbst dieses jungen Sprosses des altdionysischen Festspiels über die Prosa der Alltäglichkeit in ideales Gebiet emporgehoben war, und wie gross, wenn auch in maassvollen Grenzen, die Verwandtschaft desselben mit der in ihren Mitteln so sehr gesteigerten opera buffa war.[1]) Auch die alte Wahrnehmung bestätigte sich an einem neuen Beispiel, „wie überwiegend sich in antiker Kunstübung und Kunsttheorie die Herrschaft des formalen Princips geltend macht,“ so dass der Rhythmus des Textes entscheidend für die Färbung des Vortrags war, oder vielmehr eines das andre nothwendig bedingte. Ebenso erhielten nun erst manche Andeutungen und Notizen alter Grammatiker und Commentatoren die richtige Deutung und trugen so auch ihrerseits zur Bestätigung und Erweiterung der gewonnenen Einsicht bei, wie sich denn überhaupt für eine ganze Reihe von Einzeluntersuchungen über die Compositions- und Vortragsweise des antiken Drama's, und die individuellen Schattirungen eine weite Perspective eröffnete. Es war eine der glänzendsten Entdeckungen auf litterarhistorischem Gebiet, welche seit lange gemacht war, und sie verlor nichts an ihrem Werthe dadurch, dass fast gleichzeitig Bergk[2]) auf dieselbe Erklärung jener Zeichen verfiel.

---

1) An Lehrs 26. December 1871: „Ich war sehr versucht, neuerlichst, als ich ein Nachwort zu *C·* und *DV·* im Rhein. Mus. drucken liess, Ihr höchst anmuthiges und — cum grano salis verstanden — äusserst wahres Wort ... drucken zu lassen: nämlich das Wort 'das antike Drama war eine Oper.' Aber ich habe es doch unterlassen, weil in dem Zusammenhange, in dem ich es anzubringen gehabt hätte, gar zu leicht Missverständniss zu meinem Schaden entstanden wäre; was wahr ist, wird zu seiner Zeit immer noch wahr werden, unweigerlich und zweifelsohne; es dauert nur manchmal ein bischen lange.“ Vgl. I 298.
2) Philologus XXXI 229 ff.

Schon während des Drucks der zweiten Trinummus-Ausgabe bedauerte R. vielfach zu conservativ gewesen zu sein und hätte am liebsten gleich noch einen andren Text ohne Noten drucken lassen, „der etwas mehr à la Bentley oder G. Hermann (cum grano salis zu verstehen) constituirt wäre.“[1]) Wenigstens nach Jahresfrist sollte eine kleinere Ausgabe diesem Bedürfniss abhelfen, welche mit Beseitigung alles Ballastes nur die ganz wesentlichen Varianten geben sollte.[2]) Zunächst freilich drängten ganz andre Aufgaben.[3]) Wenn er auch für dieses Leben darauf verzichten musste, die einst verheissene 'Grammatica epigraphica' zu schreiben, so entschloss er sich allmälig, in den ersten Monaten des Jahres 1871, einen Mittelweg zwischen 'Nichts' und 'Alles' einzuschlagen, nämlich seine Vorlesungen über lateinische Sprachgeschichte für den Druck zurecht zu machen. Ohne die Verpflichtung ein vollständig Abgeschlossenes zu geben, mit der Freiheit auszuwählen worin er grade Neues bringen könne, hoffte er ein praktisches, wesentlich Positives und Thatsächliches gebendes Buch für die Schulmänner zu schaffen. Der Gedanke kam ihm, während er im Winter den zweiten Theil seiner lateinischen Grammatik las. Aber erst musste der für die Epigraphica bestimmte vierte Band der Opuscula heraus sein, dessen Abschluss wiederum durch die vorher beabsichtigte Herausgabe noch einiger Plautusstücke bedingt war. Er dachte entweder den Miles oder den Truculentus folgen zu lassen. „Indessen das Allernächste ist freilich 1) Fragmenta Plautina, 2) Opuscula III .... so dass vor 1872 an die Fortsetzung des Plautus doch schwerlich zu kommen sein wird.“ So plante der Fünfundsechziger in noch immer jugendlicher Thatenlust. Der Gedanke, die Fragmente der verlorenen Plautinischen Stücke, etwa einmal in den grossen Ferien, vorzunehmen und in einem Separatbändchen zu ediren war ihm schon 1868 beim Morgenkaffee einmal eingefallen, als er die Parerga wieder durchsah, wo

1) An Fleckeisen 4. October 1870. 2) An Fleckeisen 9. März 1871. 3) Das Folgende nach Mittheilungen an Fleckeisen vom 13. März 1871.

er für die Feststellung der litterarhistorischen Grundlage so Manches vorgearbeitet fand. Im Einzelnen vermuthete er so wenig Schwierigkeiten, dass er sie allenfalls auch einem tüchtigen Schüler überlassen zu können meinte, wenn nicht doch der Beste grade gut genug für die Sache wäre.[1]) Gern ging er daher im October 1870 auf den Vorschlag ein, der zweiten Ribbeckschen Bearbeitung der römischen Komikerfragmente die des Plautus beizufügen und versprach sie bis Ende Januar fertig zu machen.[2]) So schnell ging es nun aber doch nicht. Vorerst drängte sich noch eine und die andre lockende Untersuchung auf, die in einem Guss vollendet sein wollte: die eben erörterte Frage über Canticum und Diverbium, und dann die Würdigung des Placidus-Glossars. Eine Fundgrube nämlich zur Herstellung wie des gesammten archaischen, so insbesondre des Plautinischen Sprachschatzes und Textes war noch nicht ausgebeutet, die lateinischen Glossare, die in ungleichartigen Massen und verschiedener Redaction erhalten seit lange trotz vereinzelter Ansätze vergeblich einer methodischen, zusammenfassenden Bearbeitung harrten. Nach Vollendung des Inschriftenwerkes fasste R. diese für Sprachforschung nicht weniger als für die Kritik ergiebige Quelle mit besondrer Energie ins Auge. Ein glücklicher Fund führte ihm zunächst die urkundliche Bestätigung der längst gehegten Vermuthung zu, dass ein durch alterthümlichen Inhalt besonders hervorragendes Glossar, bekannt unter dem Namen des Grammatikers Placidus, in seinem Kern Excerpte aus Plautus enthalte, welche willkommene Hülfe für Herstellung grade recht alter, durch jüngere Glosseme überklebter Schäden bieten.

Seit dem Frühling 1870 hatte er Kenntniss von einer Handschrift, deren Anfang lautet: '*Incipiunt glossae Luctatii placidi grammatici in plauti comedias. per A litteram.*' „Welche Aussicht eröffnet das!“ schrieb er an Fleckeisen.[3]) „Jetzt wird noch ganz anders als bisher Jagd zu machen sein auf Placidusglossen im Plautus und Plautusglossen im Placidus.“

1) An Fleckeisen 2. März 1868. 2) An O. R. 19. October 1870. 3) 2. Mai 1870.

Ein interessanter Aufsatz „Zur Plautinischen Glossographie“[1]) charakterisirte auf dieser Grundlage in den Hauptzügen und einigen frappanten Beispielen jenes Glossar als einen Auszug aus einer bedeutend umfangreicheren Sammlung archaischer Sprachreste, welche, wenn auch nicht ausschliesslich, so doch grossentheils dem Plautus, in verhältnissmässig zahlreichen Proben insbesondre dem Trinummus entnommen seien, und zwar in der ursprünglichen Fassung des Textes, während andre Excerpte dieselbe verallgemeinern. Bald sollte der hiermit gegebene Anstoss die bisher nur lahm betriebenen glossographischen Studien der lateinischen Philologie in neuen Aufschwung bringen.

Erst nachdem auch der erste Band der Acta[2]) und einige Kleinigkeiten erledigt waren, konnte R. wieder an die lange verschleppten Plautusfragmente gehn. Im Frühling 1872 war er in der That mitten drin. Aber nicht mit der kritischen Feststellung des Textes wollte er sich begnügen, sondern die einzelnen Bruchstücke und Titel mit sorgfältigem Commentar begleiten. Was das zu bedeuten habe, wurde ihm erst bei der Ausführung deutlich.[3])

Keiner jener Fragen ging er aus dem Wege: er holte zoologische Gutachten von seinen Collegen Leuckart und Carus ein, vertiefte sich namentlich in die Geschichte des Perlenschmuckes im Alterthum und seiner Bezeichnung bei den Römern. Aber Arbeitslasten mannigfacher Art verzögerten und unterbrachen immer und immer wieder den stätigen Fortschritt. Es wurde Winter und wieder Sommer und so fort: die durch den Stoff bedingte Zersplitterung der

1) Rhein. Mus. XXV (1870) p. 456—463 = opusc. III 55—66. 2) Die Vorrede zum ersten fasciculus ist datirt vom December 1870, die des zweiten vom October 1871. 3) An Fleckeisen 9. April 1872: „Uebrigens ist es mit Worten schwer zu erschöpfen, welche unermessliche Mühe die Bearbeitung der Pl. Fragm. kostet, welche verschiedenartigste, weitgreifende Studien und Untersuchungen über alle möglichen Seiten und Punkte des griech.-römischen Lebens auf Schritt und Tritt nöthig sind, wenn Kritik und Exegese ihre Schuldigkeit thun sollen. Jeder einzelne, abgerissene Bruchstückvers kostet häufig 2 und 3 volle Tage Arbeit, wenn alle sonstigen Geschäfte bei Seite gelassen werden! Beklage mich.“

Probleme, der schlüpfrige Boden sagte der Neigung des Mannes, der aus dem Vollen zu schaffen liebte, nicht sonderlich zu. So ist nur ein kleiner Theil[1]) fertig geworden, doch enthält er einige vorzügliche Proben, die dem Nachfolger als Muster und Wegweiser dienen werden.

Eine neue Digression verursachten eingehende Studien über die Plautinischen Arbeiten des Camerarius. Der Wiederabdruck jener „bibliographischen Untersuchung" über Handschriften und Ausgaben des Plautus im zweiten Bande der opuscula, und die Wiederaufnahme der Plautusausgabe erweckte das Interesse für die verstreuten und halbverschollenen Publicationen des bedeutenden Vorgängers von Neuem. Die in Leipzig befindlichen reichen Materialien führten R. in weitgreifende bio- und bibliographische Untersuchungen, wofür seine bibliothekarische Natur eine entschiedene Liebhaberei hatte. Von ungehobenen Schätzen in der Münchener Bibliothek wusste er durch Halm. Eine wissenschaftliche Biographie des verdienten Gelehrten hielt er für eine deutsche Ehrensache[2]): er suchte einen geeigneten Bearbeiter[3]), dem er seine vermittelnde Hülfe versprach, dachte auch eine darauf gerichtete Preisaufgabe zu stellen.

Als treffliche Vorbereitung für das umfassendere Unternehmen empfahl er zunächst eine Sammlung und kritische Herausgabe der Briefe.[4]) In einer seltenen Druckschrift, welche ihm Wachsmuth aus der Marburger Bibliothek verschafft hatte, fand er (1868) einen Brief des Camerarius an seinen Baseler Verleger Hervagius, worin der Schreiber fromme Scrupel über sein profanes Plautusstudium und den Entschluss äussert, demselben für alle Zukunft zu entsagen.[5]) Ob der gute Mann wohl seinem Gelöbniss treu geblieben sein mochte? Aus einer vom Collegen G. Voigt nachgewiesenen Briefsammlung ermittelte R. (1871), dass dies

1) Bis zur *Bacaria:* opusc. III 177—203. Eine Probe, grade vom 70sten und letzten Geburtstag (6. April 1876) datirt, erschien in den Acta VI p. 365 = opusc. III 188. 2) An Schmitz 29. Juli 1871. 19. Mai 1872. 3) Weinkauff wollte die Arbeit übernehmen, trat sie aber dann an Horawitz ab. 4) An Schmitz 9. April 1874. 5) Mitgetheilt im Rhein. Museum XXVI = opusc. III 67—69.

keineswegs der Fall gewesen sei, sondern dass sein gelehrter Vorgänger noch viele Jahre später ein Manuscript, den Plautus betreffend, zum Druck bestimmt habe. Auf dieselben Studien, insbesondre auf die Benutzung der alten Pfälzer Handschrift bezieht sich ein andrer Brief in derselben Sammlung, leider ohne Datum, an einen gewissen Veit Werler als Besitzer der Handschrift gerichtet. Die Aufklärung des in mancher Beziehung räthselhaften Inhaltes und im Zusammenhang damit die Ermittelung der Lebensverhältnisse, Schicksale und Bestrebungen dieses Humanisten, von denen die Geschichte bisher ganz geschwiegen hatte, reizte die Forschbegierde des ehemaligen Bibliothekars um so mehr, als in der deutschen Gelehrtengeschichte des 16ten Jahrhunderts und insbesondre Leipzigs grade Plautus einen Mittelpunkt der philologischen Studien bildet.[1]) Die Leipziger und Ingolstädter Universitätsacten, die Matrikelbücher von Köln Erfurt Heidelberg Freiburg Basel Tübingen, Archive, Gelehrtenlexica und Gelehrtengeschichten, das Labyrinth gräflicher Geschlechtsregister, Alles wurde durchstöbert, die Hülfe kundiger Gelehrten wie Heerwagen Halm Gersdorf in Anspruch genommen, um mittels der bewährten Methode philologisch-historischer Kritik und Combination das Andenken des dunklen Ehrenmannes, eines Freundes von Eoban Hesse, Wilibald Pirckheimer, Ulrich von Hutten, mit einer Evidenz und Vollständigkeit, die Nichts zu wünschen übrig liess, ans Licht zu ziehen, falsche Angaben über ihn zu widerlegen, sogar einen Irrthum Werlers über seine eigne Person zu berichtigen.

Seit 1872 behielt R. diesen Stoff beständig im Auge. Hatte er früher diese und jene von seiner Wissenschaft seitab liegende Liebhaberei mit Behagen getrieben, so suchte er nun am Schreibtisch seine Erholung von ernsteren Berufsarbeiten in dieser gelehrten Abschweifung, die er mit zäher Ausdauer bis zum vorgesteckten Ziele verfolgte. Die für das Rheinische Museum in den Jahren 1868, 1871 und 72 geschriebenen Artikel erweiterte er für den dritten Band der opuscula.[2]) Daneben bereitete er aber eine eigene Mono-

1) Vgl. opusc. III 79. 2) Dort abgedruckt pag. 67—90.

graphie, „der Leipziger Humanist Veit Werler und die Leipziger Plautusperiode“[1]), vor, welche auch die Docententhätigkeit und die litterarischen Leistungen des Mannes in erschöpfender Weise darlegen und ein Muster auch auf diesem Gebiete specieller Biographie und Bibliographie bilden sollte.[2]) Er ermittelte, dass sich Werlers Thätigkeit in Leipzig als Docent und Editor vor allem auf Plautinische Komödien erstreckt habe, dass im engsten Zusammenhange mit dem bedeutenden Flor, in welchem damals grade diese Studien in Leipzig standen, in den Jahren 1504 bis 1521 nicht weniger als dreissig und einige Separatabdrücke einzelner Plautinischer Stücke, zur Grundlage für die Vorlesungen bestimmt, erschienen seien. Durch Rundfrage an mehr als 60 Bibliotheken Europa's (von Rom bis London und Petersburg) und ausgedehnte Correspondenz brachte er den ganzen noch vorhandenen Vorrath dieser überaus selten gewordenen Bücher heraus und wusste sich bis auf eine oder zwei Ausnahmen von sämmtlichen Ausgaben je ein Exemplar zu verschaffen, um so ein auf Autopsie gegründetes, allen Regeln der gewissenhaftesten Genauigkeit entsprechendes '*specimen typographo-bibliographicum*' zu liefern.[3])

Nachdem er die Hauptergebnisse seiner bibliographischen Untersuchungen über Werler zur Leibnitzfeier der Gesellschaft der Wissenschaften (12. Juli 1873) in einem Vortrag mitgetheilt hatte, bereitete er, seine Sammlungen und Nachforschungen im Einzelnen noch immer fortsetzend, die Ausarbeitung des Ganzen allmälig vor, ist aber zum vollen Abschluss nicht mehr gekommen.[4]) Auch so giebt die hinterlassene Darstellung und das dazu gehörige Material ein reiches und anziehendes Bild von der Weise, wie im 16ten Jahrhundert an der Universität Leipzig Philologie getrieben wurde.

Unter all diesen Digressionen gab der Hoffnungsreiche den Gedanken an die Vollendung seiner Plautusausgabe keinen Augenblick auf. Die Nothwendigkeit einer nochmaligen Untersuchung des Mailänder Palimpsestes war

1) An Halm 15. April 1873. 2) Vgl. opusc. V 42. 3) Vgl. opusc. V 42. 4) Was sich im Nachlass fand, hat Wachsmuth opusc. V 43—92 redigirt und veröffentlicht.

ihm durch Studemunds Nachlese, von der so vielverheissende Proben ans Licht getreten waren, ausser Zweifel gestellt. Lange war er noch selbst mit dem Vorsatz einer Reise zu diesem Zweck umgegangen, aber die Ausführung war ja bei seinem Gesundheitszustande rein unmöglich: er musste sich eine junge Kraft ausersehen und heranziehen, welche sich dieser Mission unterziehen konnte und dafür befähigt war. Sie wurde aber mit einem andren bedeutenden Unternehmen combinirt, welches ein seit Jahrhunderten gehegtes Bedürfniss der Wissenschaft befriedigen sollte. Eine vollständige, kritisch gesichtete Sammlung der höchst zahlreichen und verschiedenartigen, in den europäischen Culturländern verstreuten Glossarien der lateinischen Sprache, soweit ihre Quellen aus dem Alterthum stammen, ist von unschätzbarem Werth für Grammatik und Lexikographie sowie für die Kritik alter Schriftstellertexte. Schon Scaliger machte einen Anfang, diese Schätze zu heben, aber über vereinzelte Publicationen zweifelhaften Werthes und verunglückte oder abgebrochene Anläufe zu Grösserem war man nicht hinausgekommen. Mit welchem Interesse und Erfolge R. selbst der Plautinischen Glossographie nachgegangen war, ist oben (S. 430) erwähnt worden. In seinem jugendlichen Schüler Gustav Löwe erkannte er die doppelte Befähigung jene umfassende Aufgabe eines abschliessenden *Corpus glossariorum Latinorum* zu lösen, und die von ihm selbst dereinst nicht vollständig bewältigten Räthsel des Palimpsest befriedigend aufzuklären. Durch kluge Combination günstiger Umstände und Gelegenheiten sowie durch eigne Opfer wusste er dem begabten jungen Gelehrten die Mittel zu einer mehrjährigen Studienreise (vom Herbst 1875 an), vor Allem nach Italien und in erster Linie Mailand zu verschaffen; und mit wahrhaft väterlicher Fürsorge, ja Zärtlichkeit bereitete er ihm die Bahn.

Gleich nach den ersten Berichten Löwe's aus Mailand über die begonnene Palimpsestrevision rief er ihm erfreut zu[1]): „Bravo bravissimo! treten Sie nur immer auf meine

1) 21. December 1875.

Schultern und schwingen sich immer höher auf! εἷς ἀνὴρ οὐ πάνθ᾽ ὁρᾷ.“ Woche für Woche verfolgte er mit Spannung und ermuthigendem Beifall die wachsenden Erfolge des wackeren Arbeiters, die Zeit berechnend, wo er die volle Ernte in Händen haben und von Frischem das unterbrochene Werk werde fortsetzen können. Freilich das Ganze selbst zu vollenden hoffte er nicht mehr. Aber er sah es als „eine Art Ehrenschuld“ an, den Abschluss des Werkes in seinem Sinne und nach seinen Grundsätzen auch für den Fall seines Todes sicher zu stellen. Indessen die neun schon früher von ihm edirten Stücke gedachte er (Frühling 1875), wenn Gott Leben und Kraft schenke, immer noch selbst von Neuem herauszugeben, und etwa noch den Poenulus dazu; zunächst den Miles oder vielleicht die Bacchides. Noch im Juni 1876 dachte er ernstlich daran, für das Wintersemester, in dem er über den Trinummus lesen wollte, die schon früher beabsichtigte freiere Textrevision ins Werk zu setzen.[1]) Um aber den Abschluss des Ganzen zu sichern, beschloss er im Frühling 1875 drei seiner bestgeschulten Leipziger Zöglinge, Gustav Löwe, Georg Goetz, Fritz Schöll als *socii operae* zu Hülfe zu nehmen und unter sie den Rest der Dramen zu vertheilen und zwar so, dass zuerst diejenigen an die Reihe kämen, für die der Palimpsest Ausbeute liefert, namentlich Epidicus Casina und Truculentus.[2]) Er hoffte die ihm persönlich eng verbundenen und unter einander nahe befreundeten Genossen einige Jahre lang alle drei in Leipzig vereinigt zu sehen, und behielt sich eine Art Superrevision vor für die gemeinsame Arbeit, die sich in allem Aeusserlichen genau an das Vorbild der zweiten Trinummus-Ausgabe anschliessen sollte.[3]) Alle weiter greifenden Operationen der sogen. höheren Kritik rieth er vorläufig auszuschliessen, sondern sich lediglich auf die Dar-

1) An Löwe 7. Juni 1876. Dass er für die Rubrik der testimonia reiche Supplemente in glossographischer und andrer Beziehung in Bereitschaft habe, die er in irgend einer Form binnen kurzem zu publiciren gedenke, theilte er Löwe am 12. März 1875 mit. 2) Jedoch schwankten die Bestimmungen über Reihenfolge und Vertheilung der Stücke sehr: ein Plan und ein Gesichtspunkt verdrängte den andern. 3) An Löwe 26. April 1875.

legung der thatsächlichen Ueberlieferung und deren formelle Berichtigung zu beschränken. Jene Untersuchungen über ursprüngliche Anlage, umgestaltende Bearbeitungen, Contaminationen u. s. w. sollten eignen Abhandlungen vorbehalten bleiben.[1])

Ganz ausserhalb dieser vielverzweigten Studienkreise, auf welche sich die Hauptkraft R.s mehr und mehr concentriren musste, stand eine Untersuchung, welche bereits in Bonn angegriffen, in Leipzig lebhaft wieder aufgenommen wurde, und in glänzender Weise zeigt, mit wie eindringender und nachhaltiger Energie sich sein Geist in jedes Problem, das er einmal angepackt, hineinbohrte und es nicht wieder losliess, bis er damit fertig war.

Auf zwei Erztafeln sind Stücke eines Gesetzes vom Jahr 682 oder 683 der Stadt erhalten, welches den Bewohnern von Termessus, einer Stadt in Pisidien, ihre Autonomie bestätigte. Die nach den gegebenen Bedingungen und bestimmten Analogien des amtlichen Stiles angestellte Berechnung des ursprünglichen Umfangs dieser Urkunde beruhte in einem Nebenpunkte auf der Beobachtung, dass die römischen Senatsbeschlüsse nie ohne Angabe des Datums und des Ortes verzeichnet seien. Der Beweis konnte nur durch eine Musterung sämmtlicher entweder in Monumenten oder bei Schriftstellern überlieferter Senatusconsulte geführt werden. So kam R., als er das Proömium für das Wintersemester 1860/1 vorzubereiten hatte, in welchem er auch jene Inschrift behandelte[2]), auf die genauere Untersuchung der in den Jüdischen Alterthümern des Josephus verzeichneten Documente, deren Chronologie näher zu bestimmen war. Gleich auf den ersten Blick, obwohl grade (Ende August 1860) von Schmerzen hart mitgenommen und durch die *testudinea tarditudo* seiner Füsse im Gebrauch seiner Bibliothek gehemmt, erkannte er die heillose Verwirrung in der Redaction der dortigen Berichte und der Anordnung der

1) An Löwe 26. October 1875. 2) *In leges Viselliam Antoniam Corneliam observationes epigraphicae* = opusc. IV 427—445.

Acten, sowie dass es mit der Kritik des Textes „ja noch gar nicht glänzend zu stehen“ scheine.[1]) Um ins Klare zu kommen, stürzte er sich in das Studium der höchst verwickelten und verworrenen Seleukidengeschichte, arbeitete den Wust der Apokryphenlitteratur durch, und warf die vorläufigen Ergebnisse seiner eignen Erwägungen nach seiner Gewohnheit wie im „Selbstgespräch“ auf Zettel, die er nach und nach seinem kundigen Freunde Bernays nach Breslau sandte, als Grundlage weiterer Verhandlungen.[2]) Zugleich sah er sich „in allen Weltgegenden“ nach den handschriftlichen Textquellen des Josephus um: in Leyden Paris Rom Breslau Schleusingen und wo irgend Handschriften des griechischen Textes oder der alten, aus dem 5ten Jahrh. stammenden lateinischen Uebersetzung zu vermuthen waren, gab er Auftrag die ihn interessirenden Partien nach allen vorhandenen Handschriften „recht sehr genau“ zu collationiren; Mailand und andre italiänische Bibliotheken durchstöberte Wachsmuth, der damals zum künftigen Herausgeber des Josephus ausersehen war.[3]) Ende September steckte er mitten in den chronologischen Untersuchungen, die einen „verführerischen Reiz“ auf ihn ausübten; „sehr schöne Sachen“ seien dabei herausgekommen, liess er Ende October fallen[4]), und die Gesichtspunkte, nach denen die Phasen der Textüberlieferung zu bestimmen seien, stellten sich immer klarer heraus. Einige Hauptresultate gab er vorläufig in knappster, nur dem Wissenden in ihrer Bedeutung verständlicher Andeutung in Zusätzen für die zweite Ausgabe des Bonner Proömiums[5]), welche im Buchhandel erschien. Die dort verheissene Begründung und die Ausführung des Ganzen gedachte er zu Ostern 1861 in einer besondren Schrift: „Römer und Juden in ihren internationalen Beziehungen zur Zeit der Republik, vornehmlich nach Josephus“ zu veröffentlichen[6]), als Beispiel,

1) An Bernays 23. August 1860. 2) Vgl. an Bernays 31. August, 28. September 1860. 3) An Mehler 30. September, 4. October, 19. October, 3. November; an Brunn 5. October; an Dübner 4. October, 11. November, 9. December 1860, 11. Februar 1861. 4) An Fleckeisen 24. October 1860. 5) p. XIII = opusc. IV 441. 6) Vgl. opusc. V 121.

was und wie hier noch zu thun sei und mit Lohn locke. Aber als im December 1860 seine „Josephina“ von Breslau zurück und wieder in seine Hände kamen, lagen sie schon wieder „in dunkelstem Erinnerungsleben“ hinter ihm, da ihn in den letzten paar Monaten die Pathologie des Latein ganz absorbirt hatte.[1])

Erst nach 12 Jahren, im November 1872, kam er dazu das alte Versprechen einzulösen mit der glänzenden Abhandlung, welche er nunmehr überschrieb: „Eine Berichtigung der republicanischen Consularfasten. Zugleich als Beitrag zur Geschichte der römisch-jüdischen internationalen Beziehungen.“[2]) Es handelt sich um die chronologische Fixirung dreier Gesandtschaften, welche zu Ende des 6ten und im zweiten Decennium des 7ten Jahrhunderts der Stadt von Judäa nach Rom abgingen, und die Verificirung der auf Anlass hiervon erlassenen mehrfachen Senatsbeschlüsse, um die Entwirrung der in den Quellen (hauptsächlich Josephus und dem ersten Makkabäerbuch) vorliegenden, aber kläglich durcheinandergeworfenen Nachrichten. Der springende Punkt, auf den sich das ganze Problem zuspitzt, ist die Frage nach der Persönlichkeit eines Consuls Lucius, welcher der dritten Gesandtschaft huldreiche Empfehlungsschreiben („identische Noten“) an alle Fürsten und Staaten des Ostens mitgegeben haben soll; und die Entdeckung, dass Lucius Cornelius Piso gemeint ist, der im Jahr 615 Consul gewesen sein muss, ist die im Titel verheissene „Berichtigung der Consularfasten“. Nicht weniger glänzend aber ist der hiermit zusammenhängende Nachweis, dass ein im 14ten Buch des Josephus nach seinem Wortlaut mitgetheilter Senatsbeschluss gar nicht die dort erzählte Angelegenheit (Verhandlungen zwischen Cäsar und dem Hohenpriester Hyrkanus II über den Wiederaufbau der durch Pompejus zerstörten Mauern Jerusalems) angeht, sondern vielmehr eben der Bescheid ist, welcher im

1) An Bernays 1. Januar 1861. Es ist wohl ein Irrthum, wenn der Vielgeplagte im November 1872 opusc. V 121 angiebt, dass die vor zwölf Jahren geführte Untersuchung „nur in Folge schwerer Erkrankung nicht zum druckfertigen Abschluss“ gekommen sei. 2) Rhein. Mus. XXVIII (1873) p. 586—614 = opusc. V 99—131.

Jahr 615 (zur Zeit Hyrkanus des ersten) jener Gesandtschaft ertheilt ward. Diese wunderliche Verwirrung in Combination mit andren Thatsachen führte zu der Vermuthung, dass der ganze spätere Theil der Archäologie noch gar nicht zu einer abschliessenden Redaction gelangt, sondern nur eine ganz unverarbeitete Materialiensammlung sei. Eine vollständige Bearbeitung sämmtlicher römischer Senatusconsulte und sonstiger Decrete bei Josephus, namentlich die weitere Sichtung jenes „wüsten Actenfascikels“ und seine methodische Verwerthung für die Zeitgeschichte, diese „würdige und lohnende Aufgabe“ hatte er inzwischen seinem Leipziger Schüler Ludwig Mendelssohn, dem glücklichen Bearbeiter einer hierauf gestellten Preisaufgabe, übertragen[1]), der sich zugleich zur kritischen Herausgabe des verwahrlosten Josephustextes rüstete. Welch ergiebige Ernte dem Bearbeiter in den Schooss fallen müsse, zeigte R. an einer reichen Auslese evidenter Emendationen, wie sie ihm auf den ersten Griff gekommen waren. Die Polemik, welche durch die tief einschneidende Abhandlung hervorgerufen wurde, hat den Verfasser derselben bis zu den letzten wachen Stunden seines Lebens beschäftigt. Noch einmal kreuzte er die Waffen mit Mommsen, um die von demselben erhobenen Einwürfe zu widerlegen[2]); das Weitere überliess er Mendelssohn[3]), der eins, die zur Erklärung der unleugbaren Actenverwirrung versuchte Hypothese, aufgegeben hat. Aber dass sein Consul Lucius Piso und das Jahr 615 schliesslich den Sieg davon tragen werde, an dieser Zuversicht hielt selbst der Sterbende noch in seinen Phantasien fest.

4. Ausgang.

Noch 10 Jahre und darüber, befreit von allen zersplitternden Amtsgeschäften hätte dieser reiche, immer thätige und erfinderische Geist leben müssen, um nur den wesentlichsten Theil der wissenschaftlichen Aufgaben zu lösen,

1) Sie liegt vor im 5ten Bande der Acta soc. philol. Lips. p. 89 ff. 2) Rhein. Mus. XXX (1875) S. 428 ff. = opusc. V 140 ff. 3) Rhein. Mus. XXX 419 ff. XXXII 249 ff.

deren Kern, Erfassungs- und Ausführungswege, ja Resultate ihm lebhaft vor dem inneren Auge standen und keinem Andren in seiner eigenthümlichen Weise gelingen konnten. Das fühlte er selbst lebhaft und sprach es aus.[1]) Noch aber waren die frommen Wünsche seiner Bonner Rectoratsrede (S. 153 f.) nicht in Erfüllung gegangen, wenigstens nicht für ihn. Warum gab und giebt es in Deutschland kein Alexandrinisches Museum, dem liberalen Cultus der Wissenschaft ausschliesslich gewidmet? Warum musste eine geniale Kraft, wie sie kaum alle hundert Jahre wiederkehrt, im ermüdenden Joch der Tagespflicht fast bis zum letzten Athemzuge eingespannt bleiben und auf die Vollendung dauernder Werke verzichten? Es war die Vielseitigkeit seiner Begabung, die Strenge seines Gewissens, die ausharrende Liebe, welche ihm die Wohlthat eines rein litterarischen otium, die begrenztere oder selbstsüchtigere oder beschaulichere Naturen sich zu verschaffen wissen, nicht gegönnt hat.

Bei nie ermüdender Geistesfrische nahm doch die körperliche Arbeitskraft in den letzten Jahren mehr und mehr ab. Er gestand: „das Erholungsbedürfniss im Gegensatz zum Arbeitspensum fordert immer mehr Zeit.“[2]) „Ach, ich werde alt und immer älter, und diese senilitas macht sich dadurch so unhold bemerklich, dass es immer weniger Tagesstunden von den 24 werden, die ich für wirkliches Arbeiten zur Verfügung behalte. Rechne ich ab, was der Nachtschlaf, der Nachmittagsschlaf, die unerlässlichste Zeitungs- und Journalleserei, Vorlesungen und die mässige Präparation auf sie (von Seminar-Disputationen nicht zu reden, die regelmässig den ganzen betreffenden Tag auffressen), die tägliche Sprechstunde, wo das Zimmer kaum leer von Besuchern wird, endlich die gänzliche Entwöhnung vom Lesen oder Schreiben bei Licht wegraffen, so bleiben mir kaum 3—4 Stunden täglich für eigentlich Eigenes, und dabei NB die ganze Correspondenz eingeschlossen, so sehr ich mich auch bemühe sie zu kürzen und zu schmälern; aber z. B. das

1) An Graffunder 5. Juni 1873. 2) An O. R. 26. December 1870.

Museum, was heischt nur das allein für Briefe, wenn es auch selbst oft nur Billets sind!"[1])

Seine Zeitschrift redigirte er nach wie vor auch in Leipzig (vom 20sten Bande an) in ungestörtem Bunde mit Welcker; seit dem 24sten Jahrgange (1869) wurde Anton Klette, schon seit längerer Zeit in der Stille ein thätiger Gehülfe, auch öffentlich als dritter, und mit dem nächsten, nach Welckers Tode als zweiter Herausgeber hinzugezogen; seit dem 31sten (1876), dem letzten, welchen Ritschls Name ziert, betheiligte sich auf dessen Wunsch der Verfasser dieses Buches an der Redaction. Trotz der Concurrenz des Berliner Hermes (seit 1866) und des Abfalls manches ehemaligen Mitarbeiters, den Kopf oder Herz nach andrer Seite zog, erhielt sich das nach der Pleisse verpflanzte Organ der Rheinischen Philologie in ungeschwächtem Bestand und Ansehn, und eine beträchtliche Anzahl neuer Genossen, zum Theil schon Zöglinge der Leipziger Schule, vermehrten die ansehnliche Schaar der alten Freunde. Nach dem Abschluss des 24sten Jahrganges fasste ein von Nietzsche in Basel nach R.s Disposition zusammengestelltes lichtvolles „Registerheft" den reichen Inhalt der 24 Bände von 1842—1869 zusammen, und mit dem 25sten nahm die Zeitschrift, dem Ausland zu Liebe, die internationalen lateinischen Schrifttypen an. Kein Band ist ohne einen Beitrag seines treuesten Pflegers, die meisten und namentlich wieder die letzten sind durch ausführliche Arbeiten, deren Bedeutung oben in schwachen Umrissen angegeben ist, ausgezeichnet.

Obwohl durch die Unbotmässigkeit seiner „Unterthanen" von Jahr zu Jahr mehr verhindert den Kreistanz des geselligen Lebens mitzumachen, wusste er doch den Verkehr mit der Aussenwelt so weit als möglich in regem Fortgang zu erhalten. Viel und gern sah er namentlich die jüngere Generation, Docenten (wie Rühl) und reifere Schüler (wie Hörschelmann Mendelssohn Schuster Jungmann Goetz Schöll Löwe Jeep) um sich: mit Andren in der Stadt und in der Ferne unterhielt er sich schriftlich. Denn seine Feder war

1) An O. R. 13. November 1871.

eine wahre Iris: sie flog schnellbeschwingt, unermüdlich. Mit Recht nannte er sich eine dialogische Natur: er konnte nicht leben ohne tägliche Zwiesprache, und zwar vertrauliche und vielseitige. Was ihn bewegte und beschäftigte musste er mit Andren theilen und zwar mit denen, welchen er grade das nächste Verhältniss zu diesen Objecten zutraute: und wenn es auch nur z. B. die Tageblattanzeige eines Trödeljuden in hebräischen Buchstaben war, die er in einem müssigen Augenblick nicht gleich entziffern konnte, so wurde College Fleischer als Sachkenner zu dessen höchlichem Ergötzen durch fliegende Botschaft zu Hülfe gerufen.

Mit Freunden wie Graffunder tauschte er, nur um in menschlichem Zusammenhange mit ihm zu bleiben, neben Philosophischem, Philologischem, Litterarischem aller Art allerhand frivola wie Charaden, Anekdoten, Denksprüche und anderes geistiges Naschwerk aus. Stossweise, wie grade die Anregung kam, strömte die wissenschaftliche Correspondenz. Mit dem Kerbholz rechnete er nicht; unverdrossen konnte er eine ganze Weile hintereinander seine Mittheilungen und Fragen in derselben Richtung versenden, nur mit leisen und allmälig lauteren Mahnungen begleitet; aber wenn der Vertraute sich gar zu lange in Schweigen hüllte, so griff er zu drastischen Anreden, wie TACITVRNITATI · S, und wenn alle Mittel versagten, setzte er dem Hartnäckigen selbst das vollständige Briefconcept auf, das mit einem Ja oder Nein ausgefüllt an ihn zurückzuschicken war.

Wer die Briefmassen übersieht, die von ihm ausgingen und bei ihm einliefen, sollte glauben, er habe nichts Andres gethan als correspondiren. Und dennoch steckte er oft genug in hoch angewachsenen Briefschulden, aus denen er sich nicht anders zu retten wusste als durch eine herzhafte Solonische ϲειϲάχθεια. Dann wurde ein halbes Hundert ohne Antwort cassirt, ein Dutzend bevorzugter mit 5 Procent abgespeist und ein neues Conto eröffnet. Als ihm endlich die Geschäfte über den Kopf wuchsen und er den gewohnten Stil und Zug nicht mehr glaubte fortführen zu können, richtete er eine „Zettelwirthschaft“ ein, wie er sie nannte, fliegende Billets, mitten aus der Arbeit heraus, oder „zwischen

Wachen und Schlafen" hingeworfen; aber nicht selten, in brennenden Fragen flatterten diese Blätter in dichten Wolken, Tag für Tag und öfter noch, oder schichtenweise, „ein kleines Manuscript," in einem Erguss entstanden oder nach und nach gesammelt. Und unwillkürlich ging der Depeschenstil wieder in den alten Fluss des Plauderbriefs über: leibhaftig sass dem Leser der mittheilsame Freund gegenüber, und in voller Unmittelbarkeit glaubte man die Worte von seinen beweglichen Lippen zu lesen, denn er schrieb wie er sprach. Bisweilen versammelte er auch durch identische Noten gleichzeitig eine Mehrzahl wohlgesinnter Leser um sich. Sah er doch selbst seine litterarischen Arbeiten am liebsten als „Briefe an empfängliche Freunde" an, kleidete sie auch bisweilen gradezu in diese Form[1]), und legte Werth darauf, auch Laien, denen der gelehrte Stoff ganz fern lag, durch die Art seiner Behandlung zur Theilnahme gleichsam zu zwingen. Darum hielt er nach antiker Weise so viel auf Dedicationen, und suchte seinem persönlichen Verhältniss zu dem Empfänger in den Widmungsworten den prägnantesten Ausdruck zu geben. Er bedurfte — nicht des Lobes, aber der sachlichen Zustimmung zu seinen Leistungen, um mit Freudigkeit in derselben Richtung weiterzuarbeiten. Denn als richtiger Sanguiniker liebte er sich mit einer Last von Aufgaben zu beladen, deren Wucht durch seine Gewissenhaftigkeit in der Ausführung stets weit über alle Voraussicht wuchs: da war dem auf heisser Bahn Keuchenden ein Beifallszuruf Erquickung.

Mit Joh. Schulze wechselte der Treue auch von Leipzig aus in gewohnter Weise herzliche Briefe. Er schickte dem alten Gönner, der seine Musse nun wieder ganz den classischen Studien zuwandte, regelmässig seine neuesten Schriften und berichtete über den Stand seiner üppigen Felder, während

1) R. an Lehrs 1869 (Wissensch. Monatsblätter 1877 p. 55): „Wirkliche Befriedigung und reine Freude gewährt es doch nur, wenn man seinen wissenschaftlichen Krimskrams gleichwie als Briefe an empfängliche Freunde schreibt, auf deren verständnissvolle Zustimmung — wenigstens was die Mittel und Wege der Untersuchung betrifft — man einigermassen rechnen kann."

jener als Entgelt von Zeit zu Zeit der Gattin die „Töchter der sandigen Mark“, echte Teltowerrüben, in die Küche lieferte. Sie stellten sich anfangs, im Winter 1865/6 in verschämter Anonymität ein, bis eine methodische Quellenuntersuchung ihre Herkunft an den Tag brachte.[1]) Mit Wehmuth vernahm R. den Tod des geliebten Mannes im Februar 1869; und immer länger fielen die Schatten hinter ihm. Schon 1868 war Welcker geschieden, 1870 nahm Lancizolle hinweg, es folgten die Jugendfreunde Schmalfuss (1871), Seyffert (1872), Hanow (1873) u. A., zuletzt auch Graffunder (Juli 1875).

Auch von den Leiden muss nun noch berichtet sein, welche den tapfren Kämpfer im letzten Decennium seines Lebens wie in den vorhergegangenen heimsuchten: denn nach ihnen ist die Geisteskraft zu ermessen, welche fast bis zum letzten Athemzuge den Platz behauptete. Von der ersten schweren Erkrankung, die ihn in Leipzig im März 1867 befiel, war er erst Ende Mai soweit hergestellt, dass er zwar endlich seine Vorlesungen beginnen konnte, aber sich in der Sänfte hintragen lassen musste. Hartnäckige Grippezustände und Rheumatismen, die ihn viele Wochen lang an das Zimmer fesselten und zeitweise arbeitsunfähig machten, wiederholten sich öfter und öfter. Das alte Fussübel befiel ihn urplötzlich im Juli 1870, viel heftiger als seit langen Jahren. Theils im Bett theils auf schrägem Sessellager, mit Schmerzen ohne Unterlass, musste er noch weit in die Ferien hinein still halten: nur Zeitungen und Kriegskarten konnte er studieren, und das that er mit dem ganzen Enthusiasmus seiner flammenden Seele. Obendrein war er allein, da Frau und Tochter grade zwei Tage vor der Kriegserklärung auf dem Rigi angekommen waren und er ihnen seinen Zustand angelegentlichst verhehlte. Er dachte, das sei *sein* Antheil an der allgemeinen Calamität, die so viele Tausende noch ganz anders leiden lasse.

Zu Anfang des Jahres 1872, als ihn wieder ein mehrwöchentlicher, fast an Lähmung grenzender Rheumatismus in

1) R. an Schulze 1. Jan. 1866.

seinen Klauen hielt, glaubte er zu fühlen, dass es stark anfange mit ihm bergab zu gehn. Aber es ging wieder bergauf. Am Schluss desselben Jahres wusste er zu rühmen, dass er „sich im Grunde von Jahr zu Jahr physisch frischer und rüstiger fühle und mit Gottes Hülfe hoffe, es immer noch eine — zwar nicht eben lange, aber doch leidliche Anzahl von Jährchen ganz tapfer mit ansehn und mit thun zu können.“[1]) Da er trotz seiner schwer gehorchenden Füsse nicht unterliess, Stühle und Leitern nach Büchern zu erklettern, that er im Sommer 1874 einen schweren Fall, der ihm beinahe einen Rippenbruch gekostet hätte, auch so eine lange Pflege erforderte und noch längere Nachwehen zur Folge hatte. Kurz zuvor musste der Einsame es erleben, dass sein eignes Dienstmädchen in Folge ihrer Unvorsichtigkeit vor seinen Augen kläglich verbrannte trotz bereitester Hülfe, welche er ihr mit Geistesgegenwart zu leisten bemüht war. Im letzten Winter 1875/6 nahmen die Leiden einen bösartigeren Charakter an: kaum reichte die Pflege eines ganzen Tages aus, um ihn für die Stunde der Vorlesung fähig zu machen. Die Leitung der Societät übertrug er einstweilen seinem Schüler Mendelssohn als Substituten. Schon vor Weihnachten musste er die letzte Woche aussetzen, nach Neujahr abermals die ersten 8 Tage; — mühsam las er dann zwei Wochen lang, da brach er zusammen. Ende Februar musste er sich ganz legen: eine schwere Complication von Rheumatismus und Neuralgie lähmte ihn; es war eben „eine tiefe Erschütterung des Gefässnervensystems, wie sich die Herren Doctores ausdrücken“. Tag und Nacht brachte er unter Schmerzen verschiedenster Art auf seinem Sesselbett zu. So schlich es nun zähe fort: mitten in diese böse Zeit fielen die unaufschiebbaren Schlussprüfungen der ersten Generation russischer Seminaristen, die sich nun nach Beendigung ihrer Studien in Petersburg vorstellen sollten, die Ausfertigung ihrer Zeugnisse u. s. w. „Wie das nun weiter werden wird und soll, wissen die himmlischen Götter,“ klagte er. „Fast scheint es, dass die Εἱμαρμένη die baldige ἑβδομηκοντάς als

1) An O. R. 4. Dec. 1872.

einen recht passenden Scheidestrich anzusehen geruhen wolle."[1]) Dennoch raffte er sich um die Mitte des Mai noch einmal auf. Aber von zwei stämmigen Dienstmännern, später von einem, musste er Trepp auf Trepp ab in und aus dem Wagen, in und aus dem Auditorium getragen werden. Er berichtet: „Gelesen habe ich — freilich mit Hängen und Würgen, von zwei Dienstmännern getragen, in voriger Woche 5mal, und zweimal im Hause die Russen gehabt. In dieser Woche gestern und vorgestern auch wieder gelesen, und heute mit Gottes Hülfe abermals. Und morgen ein gesegneter Feiertag!! Sonst geht es mir freilich noch um kein Haar besser, nach allen Seiten des armen Cadavers hin."[2]) Mehr als je sehnte er sich nach einem weichen „Mailüfterl", wie es uns armen Deutschen in unsrem grünen Winter so wenig gegönnt ist.

Dessenungeachtet führte er nicht nur nach allen Seiten zum Theil eingehendste Correspondenzen fort, sondern producirte mit gewohnter Frische und Schärfe eine bedeutende Abhandlung nach der andren. Wer noch so schreiben könne, dachten die Freunde, mit dem könne es unmöglich schon zu Ende gehn. „Nein, Du irrst," erwiderte er[3]): „ich bin keine Minute des Tages oder der Nacht ohne die meist peinigendsten Schmerzen, aber leidlich kopffrei, und bei viel Schlafbedürfniss doch *per intervalla* denk- und schreibfähig. Und mit letzterem suche ich Schmerz und Miserabilität nach Möglichkeit zu betäuben und einigermassen zu vergessen. Und dazu, finde ich, ist productives Arbeiten immer noch das beste Mittel, und zwar nicht pflichtmässig octroyirtes, nicht langweilige Vorlesungspräparation und dergl., sondern nach freiem penchant ganz frei gewähltes, *ut animus fert.* Solcher Themata habe aber so viele in petto, dass ich mindestens ein ganzes Halbjahr zur Erledigung brauchte." Eine ganze Anzahl „kleinerer und grösserer, ernsthafter und zum Theil jocoser Auslassungen" stellte er für die nächste Zeit in Aussicht.[4]) In den Sommer und Herbst 1876 fallen die letzten dieser Arbeiten.

1) An Fleckeisen 23. März 1876, an O. R. 20. März 1876. 2) An Fleckeisen 24. Mai 1876, an O. R. 26. Mai 1876. 3) An Fleckeisen 15. August 1876. 4) An Fleckeisen 12. August 1876.

Ein ehemaliger Bonner Schüler, Hermann Perthes, bereitete zu praktischen Unterrichtszwecken eine auf eigenthümlichen didaktischen Grundsätzen beruhende Neubearbeitung der lateinischen Elementar- und Formenlehre vor, wobei er auch eine Reform der vulgären Aussprache beabsichtigte. Er wünschte, dass dieses etwas kühne Vorhaben dem grossen Publicum durch einige begründende und wegweisende Winke R.s empfohlen würde.[1]) Solcher Bitte entsprach letzterer, indem er im Sommer 1876, „um den körperlichen Schmerz zu betäuben,“[2]) in der Form eines offnen Sendschreibens an den genannten Schulmann[3]) ausführte, wie und in welchen Punkten die herkömmliche Aussprache des Lateinischen allerdings einer Verbesserung von Grund aus bedürftig sei. Er legte das Hauptgewicht auf das Gebiet, welches einer wissenschaftlichen Ergründung am zugänglichsten ist, auf die Messung der Vocale, welche, obwohl in so vielen Fällen durch den Dichtergebrauch untrüglich festzustellen, nicht einmal in diesen Grenzen mit einiger Strenge und Sauberkeit gehandhabt wird. Das eigentliche Problem grammatischer Forschung aber bieten die Fälle, wo die Gesetze des Verses den Zweifelnden im Stich lassen. An einer reichen Auswahl von Beispielen wird klar gemacht, mit welchen Mitteln die hier entstehenden Fragen, deren Beantwortung auch durch Corssens umfangreiches Werk so wenig gefördert ist, zu lösen sind. Es gelingt durch Schlüsse, welche zu ziehen sind aus der Etymologie und Formenlehre, aus dem der lebendigen Sprache des Lebens entsprechenden Gebrauch der älteren Dramatiker, aus den graphischen Unterscheidungen in den Inschriften, aus der Wiedergabe lateinischer Wörter mit griechischen Buchstaben, aus Zeugnissen alter Schriftsteller, endlich aus zahlreichen Analogieschlüssen. Wichtige Vorarbeiten waren bereits aus R.s Schule, von ihm ausdrücklich angeregt und vielfach gefördert, hervorgegangen: die von Fritz Schöll besorgte kritische Zusammenstellung sämmtlicher Lehren der Grammatiker über

1) Perthes an R. 13. October 1874. 2) An Fleckeisen 27. August 1876. 3) Ueber die Aussprache des Lateinischen. Rhein. Mus. XXXI 481 ff. = opusc. IV 766—779.

den Accent, und die ebenso mannigfaltigen als ergebnissreichen Ermittelungen über orthoepische Fragen von Wilhelm Schmitz. Wie er veranlasst hatte, dass für die Reform der lateinischen Rechtschreibung durch Wilhelm Brambach den Lehrern eine wissenschaftliche Darstellung (1868), den Schülern ein praktisches Hülfsbüchlein (1872) geboten werde, so hatte er Gustav Löwe zur Abfassung eines kurzen Hülfsbüchleins für lateinische Rechtsprechung ausersehn. Denn er war der Ansicht, dass nicht anders als von der alleruntersten Stufe des Elementarunterrichtes an den Knaben durch stätige Gewöhnung das Richtige beizubringen sei, möge auch bis zu völliger Ueberwindung des alten Schlendrians eine Generation vorübergehn. Das Hülfsbüchlein freilich ist bisher nicht erschienen, doch hat Löwe, ebenfalls auf R.s Veranlassung, in der „lateinischen Wortkunde“ von Perthes die Sylbenmessung der einzelnen Wörter, soweit sie sich ermitteln liess, angegeben.

Lehrs ohne Zweifel ist der Anonymus, an welchen die letzte Herzenserleichterung gerichtet ist, überschrieben: „Philologische Unverständlichkeiten“[1]), die noch einmal die ganze schneidige Kraft des alten Meisters erkennen lässt. Unter den gleichaltrigen noch lebenden Zunftgenossen war Lehrs einer der wenigen, mit denen sich R. persönlich wie wissenschaftlich im Wesentlichen in Einklang wusste. „Was je Du auch gewoben, Wars anders als zu loben?“ schrieb jener einmal lakonisch auf eine Karte[2]): es war der Dank für den Josephusaufsatz. Und auch R. fühlte sich von jeher mächtig hingezogen zu einer Natur, die von der seinen freilich grundverschieden, aber in der Gleichheit der letzten Ziele und der ersten Voraussetzungen ihm dennoch so nahe verwandt war. Sie begegneten sich mit seltenen Ausnahmen in ihren Urtheilen und Gefühlen gegenüber den mannigfachen Richtungen in der Wissenschaft und den Parteien des litterarischen Forums; und so haben sie ihrem Bunde einen scherzhaften Ausdruck gegeben durch gemeinschaftlich redi-

1) „An *. . . . in *. . . . .“ Rhein. Mus. XXXI 530—557 = opusc. III 144—176, datirt vom September 1876, erst nach dem Tode des Verf. im Schlussheft des Jahrgangs erschienen. 2) 17. April 1874.

girte „Zehngebote für classische Philologen". Mit der Hälfte hatte Lehrs den Anfang gemacht. R. antwortete[1]): „Ihre 5 philologischen Zehngebote haben mich sehr erquickt. Machen wir doch die 10 voll, und ich lasse sie dann im Rheinischen Museum unter den Miscellen als Mosaische Gesetzes-Tafel drucken zu Nutz und Frommen derer, die sie — schliesslich doch nicht befolgen! Indessen — Einige finden sich doch gelegentlich, die auf solche Anregung hin in sich gehn und in feinem Herzen erwägen, was das Gebot eigentlich besagen will." Sie wurden gedruckt zu Lehrs' fünfzigjährigem Doctorjubiläum[2]) (7. März 1873), und mögen in aller ihrer alttestamentlichen Einfachheit gleichsam als eine Art philologischen Testamentes auch hier stehen: dem Scharfsinn der Chorizonten mag wie bei den Xenien die Scheidung der Autoren überlassen bleiben.

Zehngebote für classische Philologen.

Du sollst nicht nachbeten.
Du sollst nicht stehlen.
Du sollst nicht vor Handschriften niederfallen.
Du sollst den Namen Methode nicht unnütz im Munde führen.
Du sollst lesen lernen.
Du sollst nicht Sanskritwurzeln klauben und mein Manna verschmähen.
Du sollst lernen die Geister unterscheiden.
Du sollst nicht glauben, dass Minerva ein blauer Dunst sei: sie ist dir gesetzet zur Weisheit.
Du sollst nicht glauben, dass zehn schlechte Gründe gleich sind einem guten.
Du sollst nicht glauben, was einige von den Heiden gesagt haben, Wasser sei das Beste.

Der Aufsatz „Philologische Unverständlichkeiten" war des Verfassers letztes Wort in Sachen des Plautus und der kritischen Methode. Die wachsende Manie der jüngeren Generation, überall im Plautus anapästische Verse finden zu

1) 26. December 1871. 2) Vgl. auch Kammer's Nachruf für Lehrs in den Wissensch. Monatsblättern 1878.

wollen, die Harthörigkeit des rhythmischen Sinnes, welche ohne alle Noth, auch wo die Wahl zwischen zahmeren und wilderen Versmaassen frei steht, gegen die Gesetze der Prosodie und der Betonung in einer Art von fanatischer Wollust sich einer zucht- und zügellosen Anapästenreiterei ergiebt, wird an einem mit gewohnter Meisterschaft analysirten Beispiel des Trinummus erörtert, wo durch einen zwingenden sprachlichen Grund der Irrthum positiv erwiesen werden konnte.

Weiter als diese mehr häusliche Zurechtweisung trägt die Stimme der Nemesis, welche den Uebermuth des berühmten dänischen Philologen Madvig in seine Schranken zurückweist. Nach unbestrittenen Verdiensten um die Verbesserung der Texte namentlich des Cicero und Livius hatte der bejahrte Gelehrte für gut befunden, in mehreren Bänden kritischer Miscellen so ziemlich über Alles, was die Deutschen in den letzten Jahrzehnten als Herausgeber classischer Schriftsteller geleistet, zu Gericht zu sitzen und an Beispielen zu zeigen, wie es hätte besser gemacht werden sollen. „Hättest Du weniger gesagt, so hättest Du mehr gesagt“ urtheilte R. mit Lessings Worten.[1]) Denn der nordische Rhadamanthys hatte sich auch auf Gebiete gewagt, von denen er vermöge natürlicher Anlage, Gewöhnung und Studium grade so viel verstand als — Themistokles vom Citherspielen. Auch ohne die nationale Antipathie und Eifersucht, welche seinen Blick trübte, wäre diese nüchtern prosaische Natur nicht befähigt gewesen die Arbeiten eines Mannes wie unsres G. Hermann zu würdigen: geringschätzig sprach er ihm die wahre Kunst des Kritikers ab. Dafür hatte Lehrs in einem feinsinnigen Aufsatz[2]) den gestrengen Censor an seinen Ort gestellt und durch schlagende Proben bewiesen, dass derselbe für die Kritik griechischer sowohl als römischer Dichter weder die erforderlichen Fähigkeiten noch die elementaren Kenntnisse besitze. Insbesondre hatte der angesehene Grammatiker gar wenig Verständniss gezeigt für

1) An Lehrs 16. Februar 1874. 2) „Ueber Madvigs Adversarien und ihren Verfasser. Zur Abwehr geistloser Kritik in der klassischen Philologie.“ Rhein. Mus. XXX 91—117.

die Bedeutung der sprachgeschichtlichen Studien, wie sie von R. und seiner Schule gepflegt wurden[1]), am allerwenigsten aber für Plautus und die Methode der Plautinischen Textkritik, wie sie wiederum R. übte. Verdriesslich darüber, dass er mit den wunderlichen Versen dieses Dichters nie hatte zurecht kommen können, liess er seinen Unmuth an diesem selbst und an seinem bedeutendsten Bearbeiter aus, entsetzte sich nach oberflächlicher Kenntnissnahme über die bodenlose Verwegenheit der neusten Textgestaltung und stimmte ein Klagelied über diesen Frevel an, der allen einfachen Wahrheitssinn untergraben und zum gänzlichen Verderben aller gesunden wissenschaftlichen Methode führen müsse. Da es auch in Deutschland nicht an solchen fehlte, welche dieser Strafpredigt mit beiden Händen Beifall klatschten, so war es wohl an der Zeit die Glaubwürdigkeit dieses Propheten zu untersuchen. R. vollzog diese Aufgabe mit einer Sauberkeit und Evidenz, wie er sie in seinen frischesten Jahren nicht vollendeter hätte liefern können. Dem verwerfenden Urtheil des Dänen über die Sprache des Plautus stellt er ruhig die Stimmen der Kenner des Alterthums, deren Sinn und Bedeutung erläuternd, gegenüber; die naiven Selbstgeständnisse des wunderlichen Antiplautiners, die Widersprüche seiner methodischen Grundsätze und das Schablonenhafte seiner kritischen Anschauungen, die schülerhaften Schnitzer, in welche der grosse Schiedsrichter ahnungslos verfällt, wo er die Verbesserung griechischer oder lateinischer Verse versucht, das ungleiche Maass, mit welchem er deutsche und skandinavische Kühnheiten misst — dies Alles wird dem Gegner langmüthig und gründlich, unter williger Anerkennung wohlerworbener Verdienste, aber nicht ohne den Nachdruck ethischen Ernstes vorgehalten, — ein letztes Manifest wahrhaft wissenschaftlicher Denkungsart und Lessingscher Schneide. Freilich hat es weder deutsche Gelehrte verhindert, vor der ausländischen Autorität nach wie vor auf dem Bauche zu liegen, noch die Fremden, dem Gezüchtigten nur desto reicher Weihrauch zu streuen.

---

1) Vgl. opusc. II 510 f.

Am 31sten October musste der müde Kämpfer die Waffen strecken und „mit tiefster Betrübniss“ dem Minister anzeigen, dass er sich genöthigt gesehen habe seine Vorlesungen für das Wintersemester ganz aufzugeben, ohne doch an der Möglichkeit einer Besserung von Neujahr ab schon zu verzweifeln. Er bat zugleich um zeitweilige Entbindung von den laufenden Facultätsgeschäften, während er für etwaige philologische Habilitationen (er hatte zunächst die von Goetz im Sinn) seine Mitwirkung auch fernerhin anbot, und schloss mit den ergreifenden Worten: „vierundneunzig Semester habe ich mit Gottes Hülfe meine vielleicht nicht ganz erfolglose Wirksamkeit üben können; sollte ihr in meinem 71sten Jahre ein unerwünschtes Ziel gesteckt sein, so müsste ich mich in Dankbarkeit für das Genossene nicht ohne Schmerz und Trauer resigniren.“ Am 4ten November wurde ihm unter warmen Genesungswünschen ein halbjähriger Urlaub ertheilt, in der Nacht vom 8ten auf den 9ten ward er durch einen Höheren von seiner irdischen Laufbahn abberufen. Den fernen Freunden hatten die zittrigen, zuletzt unleserlich entstellten Schriftzüge verrathen, wie es stand. Ein rasch entwickeltes Lungenleiden hatte seine letzten Kräfte schnell aufgezehrt.

Von seinen jungen Freunden hat er noch in längerer Unterredung Abschied genommen. Am letzten Abend, als alle Mittel seine Qualen zu erleichtern versagten, brachte Goetz neue Nachrichten von Löwe. Da sammelte sich der Geist, der schon zu wandern begann, noch einmal zu voller Klarheit: eingehend besprach er die wissenschaftlichen Ziele des geliebten Schülers, die zu seiner Förderung eingeleiteten, von dem Umsichtigen selbst auf das sorgsamste überwachten Schritte, und liess ihm als letzten Gruss die Worte entbieten: „in demselben Grade, als ich leide, wünsche ich für ihn Glück und Erfolg.“

Vergegenwärtigen wir uns noch einmal, ehe wir von dem Unvergesslichen scheiden, das Gesammtbild der glänzenden Persönlichkeit, die an uns vorübergegangen ist. Wollen wir den Kern seines Wesens und Werthes, den prägnanten

Charakterzug seiner Natur in ein kurzes Wort zusammenfassen, so finden wir kein bezeichnenderes, als dass er Alles, was er einmal anfasste, mit voller Willens- und Thatkraft ergriff und stets das Ganze im Auge haltend ganze Arbeit verrichtete: jede Aufgabe, gleichviel ob eine wissenschaftliche oder praktische, strebte er mit derjenigen Vollkommenheit durchzuführen, als ob er an der einen Aufgabe sein Meisterstück abzulegen und nichts andres in der Welt zu thun hätte; jede Arbeit, jeder Zweck wurde ihm zur Passion.

Das Ziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen war die lebendige Erkenntniss des gesammten classischen Alterthums in allen seinen culturhistorischen Momenten. Wenn ihm hierzu überhaupt das unmittelbare Studium der Quellen, insbesondre Vertrautheit mit den alten Autoren selbstverständliches Erforderniss war, so fand er nach guter Humanistenart die Blüthe echt philologischer Meisterschaft in der Kunst, die Dichter zu erklären und ihren Text zu verbessern. Während ihm aber für dieses engere Feld das grammatische Studium nur als Mittel galt, verkannte er weder die selbständige Bedeutung, welche die Sprache als eine der wesentlichsten Aeusserungen des antiken Geistes für uns haben muss, noch die Unentbehrlichkeit des vergleichenden Sprachstudiums für das etymologische Verständniss ihrer mannigfachen Bildungen. Es hat sich so gefügt, dass die Neubegründung der lateinischen Sprachgeschichte durch geniale Verbindung textkritischer, prosodisch-metrischer, epigraphischer und litterarhistorischer Studien in der Reihe seiner wissenschaftlichen Thaten obenan steht. Aber die productive Kraft eines Gelehrten, vollends eines akademischen Lehrers nach dem allein zu bemessen, was er durch Lebensführung, Zeitströmungen, andre Umstände veranlasst wirklich veröffentlicht hat, wäre des Bibliographen würdiger als des Biographen. Nach den Bücherverzeichnissen mag R. überwiegend Latinist genannt werden: die Arbeiten seiner beiden ersten Perioden, seine Vorlesungen und die Wirkungen auf seine Schüler zeigen, dass er das griechische Alterthum mehr beherrschte als mancher berühmte Gräcist. Eine harmonische Vereinigung aller philologischen Disciplinen begünstigte er in dem Grade, dass er z. B. die

Loslösung der Archäologie von dem mütterlichen Boden der Philologie, wie sie in neuerer Zeit allgemeiner geworden ist, lebhaft beklagte.

Er war reich genug, um neid- und begehrenslos Erfolge, die in der Richtung seines Könnens oder Wollens nicht lagen, freudig anzuerkennen; er war unbefangen genug, das Gute zu würdigen, wo und wie es immer geboten wurde. So hatte eine üppige, appetitlich zugerichtete Schüssel voll Conjecturen, von allen möglichen Bäumen zusammengelesen, auch für ihn ihre Reize; aber er warnte mit Recht, Jagd darauf zu machen. „Mit Conjecturen," sagte er einmal, „muss man es halten wie mit Kindern: gegen die muss man am strengsten sein, welche man am liebsten hat." Auch die ausgesuchten Delicatessen und Raritäten, welche gelehrte Feinschmecker in dünnen Dosen aufzutischen lieben, liess er sich wie ein Kenner schmecken. Aber Nichts war doch im Grunde seiner Natur fremder als jenes schmetterlingshafte Ueberflattern grosser Litteraturmassen, um in improvisirten Aphorismen das Licht glücklicher oder verfehlter Einfälle über einer bunten Reihe von Stellen leuchten zu lassen; oder jene vornehme Näscherei, welche den Magen verwöhnt, aber nicht satt macht. — Seine Texte waren mit kritischen Marginalien nur spärlich versehen: Centurien von Emendationen oder Adversaria critica hatte er nicht auf Lager. Er las die Autoren nicht, um pikante Krümel herauszufischen. Erweckte im Zusammenhang seiner Studien oder in berufsmässiger Veranlassung ein textkritisches Problem sein Interesse, so versenkte er sich ganz hinein. Der einzelne Fall wurde nun zum Kern und Centrum einer nach allen Seiten umsichtigst abgemessenen Erwägung, die ihn so lange ausschliesslich in Anspruch nahm, bis er zu dem ihn befriedigenden Abschluss gekommen war oder die Grenze des zunächst Erreichbaren erkannt hatte. So gewann jedes ζήτημα unter seiner Hand so zu sagen ein individuelles Leben, und die Darlegung des Weges, auf dem Schritt für Schritt das Ziel erreicht war, wurde zu einem Stück Geschichte. Zum routinemässigen Fabricanten massenhafter kritischer Textausgaben fühlte er keinen Beruf, so fern ihm auch natürlich

andrerseits jede Geringschätzung dieses nützlichen und nothwendigen Geschäftes lag. Nur wo die kritische Arbeit auf die Wurzeln zurückging und aus dem Vollen Neues zu schaffen war, setzte er den Spaten an. Dass und warum das Ediren eines umfangreichen Schriftstellers von Anfang bis zu Ende ihn nicht befriedigen konnte, ist bereits angedeutet und war in derselben Eigenthümlichkeit seiner Natur begründet, welche ihn auch von der Ausarbeitung grosser darstellender Werke zurückhielt: um es kurz zu sagen, in der Empfindlichkeit seines kritischen Gewissens. Auch befriedigte ihn, dem als Schriftsteller wie als Lehrer nur das lebendigste Verhältniss zum Leser wie zum Hörer genug that, kein dogmatisches Hinstellen von Resultaten, die nicht gleichsam vor den Augen der Andren gefunden waren.

Er setzte seinen Ehrgeiz nicht darein, zu den Nabobs der Gelehrsamkeit gerechnet zu werden. Was seinen Geist reizte, war weniger der bequeme Besitz des Allen zugänglichen Wissens als das Erkennen und Erforschen verborgener Thatsachen und Zusammenhänge. Nur was ihm selbst durch redliches Suchen zur Ueberzeugung geworden war und was er Andren durch vollständige „Zusammenfassung und Abwägung aller in Betracht kommenden Momente“[1]) zur Ueberzeugung zu bringen hoffte, legte er öffentlich vor, nicht in hastiger Eile, oft erst lange Jahre nach der Entdeckung. Bei weitem am meisten daher sagte seiner Individualität als eines Geistesgenossen von Bentley und Lessing die Form der Monographie zu. Hier kamen die hervorragendsten Seiten seiner Natur in schönster Harmonie zur Geltung. In actenmässiger Vollständigkeit wird zunächst das Material des Problems auseinandergelegt und seine Geschichte in markigen Zügen entwickelt. Das von ihm mit musterhafter Gewissenhaftigkeit stets gewahrte *suum cuique* erhält seinen besondren Reiz durch die Präcision, womit Fortschritte und Verirrungen der Vorgänger *sine ira et studio,* aber mit lebendiger Dialektik nachgewiesen werden. Auf oft verschlungenen Pfaden umsichtig vorschreitend, alle Winkel und Untiefen hell be-

1) Vgl. opusc. III 53.

leuchtend, jedes Hinderniss sorgsam aus dem Wege räumend erreicht bei immer gesteigertem Interesse die Untersuchung stets ein lichtes Ziel, von wo aus sich eine freie und klare Aussicht eröffnet.[1]) Wer aber die zurückgelegte Bahn überschaut, bewundert den auch in wissenschaftlicher Darlegung bewährten Kunstsinn, der die einzelnen Momente der Beweisführung in derjenigen Anordnung und Abwägung übereinander zu bauen verstand, dass „Alles sich zum Ganzen schloss“. Dass auf Schritt und Tritt auch das Kleinste, wenn es irgend in das Ganze mit eingriff, bis auf das letzte Stäubchen ehrlich und gewissenhaft erledigt, keine Notiz von Andren ungeprüft entlehnt, keiner Autorität blinde Folge geleistet wurde, endlich die unübertreffliche Kunst der stilistischen Form in beiden Sprachen hat den R.schen Arbeiten das feste Gefüge und frische Leben gegeben, welches so mächtig zur Mitarbeit anregt.

Bei aller Stätigkeit der Methode war doch seine Behandlungsweise fern von jeder Schablone. Jede Frage trug ihre eigenthümlich treibende Kraft, das Gesetz ihrer Lösung in sich: es ergab sich aus der vollkommensten Beherrschung des Stoffs und der unbefangensten Diagnose des entscheidenden Kernpunktes. Mit unfruchtbaren Materien hat R. nie seine Zeit verloren. Die meisten seiner Arbeiten stehen in organischem Zusammenhang mit den grossen Zielen seiner Studien. Aber gelegentlich konnte ihn auch ein abseits liegendes Thema packen, wenn es seines Scharfsinnes würdig war und ihm vielleicht gar persönlich nahe gebracht wurde. Es war ihm eine Genugthuung an solchen Proben zu zeigen, wie der rechte Philolog jede Aufgabe im Bereich seiner Wissenschaft bewältigen müsse; und durch den glücklichen Instinct, welcher auch auf solchen Digressionen seine Schritte und seinen Blick lenkte, bewährte sich die Genialität seiner Natur.

Aber auch darin war er Lessing ähnlich, dass ihm zwar das Kleinste, so lange es Problem war, dem Grössten gleich galt, dass er aber das Kleine nie kleinlich, das Ein-

1) Vgl. opusc. I 707.

zelne nie ohne den freisten Blick auf seinen Zusammenhang mit dem Ganzen, auch das Trockenste nie mechanisch und seelenlos behandelte, sondern in Alles, was von ihm ausging, den frischen Hauch seiner lebensprühenden, von künstlerischer Anmuth gehobenen Persönlichkeit übergehen liess. Immer behielt er auch als Schriftsteller die praktisch-pädagogische Wirkung auf den Leser im Auge, wie er auch in mündlicher Lehre „Bildner“, d. h. wissenschaftlicher Erzieher sein wollte und in hohem Grade war.

Seine Unfähigkeit, mit consequenter und gleichmässiger Emsigkeit Adversarien zu pflegen, hat er oft genug nicht ohne Zerknirschung bekannt.[1]) Freilich besass er in seiner besten Zeit ein Gedächtniss, welches Citate mit Capitel- und Seitenzahlen und dergl. behielt, wenn er sie sich einmal angesehen hatte. Nur für die Inschriften hat er grossartige Sammlungen angelegt in einer Reihe von Bänden, welche er dereinst für seine Geschichte des Lateins der Republik und der Kaiserzeit auszubeuten gedachte.[2]) Aber diesen Mangel an zerstreutem Sammelfleiss ersetzte er reichlich durch die intensive Concentration der Arbeit, wenn er an die Ausführung eines Gedankens ging. Kleinere Abhandlungen schrieb er am liebsten in einem Guss nieder. Dann wurden die Vorlesungen wohl für mehrere Tage ausgesetzt, und der Bibliotheksdiener oder der Famulus erhielt lange Verzeichnisse von Büchern, die sofort zur Stelle geschafft werden mussten. Auch die grösseren und grossen Arbeiten kamen in der Regel schliesslich durch die unaufhaltsam treibende Kraft des oft citirten *furor Teutonicus* zum Abschluss. „Nachträge“ freilich fanden sich fast regelmässig, wie einzelne Steine nachrollen, wenn Felsen durchbrochen werden, aber sie verschütteten nicht, sondern erweiterten den Weg zum Licht. Denn er war und wollte nichts andres sein als ein muthiger und kraftvoller Bahnbrecher. Der Wahlspruch seiner alten Tage war: γηράσκω δ᾽ αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος. Wie er selbst rastlos immer weiter vordrang,

1) R. an Hertz 11. Nov. 1867: „Die Unfähigkeit zu Adversarien ist leider die schwächste aller meiner schwachen Seiten.“ 2) Vgl. Brambach Orthogr. Abschn. III. Derselbe hat 1867 Register dazu für R. gemacht.

so erwartete und forderte er von seinen Schülern und Mitarbeitern, dass sie über ihn hinausgingen. In der freien, aber stätigen und unwiderstehlichen Inspiration, die von ihm ausging, liegt etwas Königliches: in solchem Umfange und solchem Geist hat sie kaum ein Anderer vor ihm, ausser Joseph Scaliger, geübt. Denn nicht als handlangende Sklaven wie ein ägyptischer Pyramidenbauer vernutzte er zu seinem Ruhme unterwürfige Tagelöhner, sondern weil ihm das Schaffen eine Lust war und er das Vertrauen eines Quellenfinders genoss, der zugleich vor Allen verstand, was der Wissenschaft Noth thue, wie ihr zu helfen sei, und bereit war, zur Herbeischaffung der Mittel energisch und aufopfernd mitzuwirken, — darum war er der grösste philologische Arbeitgeber und Arbeitförderer, den Deutschland vielleicht bisher gesehen hat. Ihm hätte die Leitung einer Akademie gebührt. Sein Organisationstalent, sein freier und weiter Blick, seine Begeisterung für alles Grosse und seine Thatenlust würde vielleicht eine neue Epoche in der Geschichte der Akademien, jedenfalls eine Reihe glänzender Unternehmungen ins Leben gerufen haben.

Von dem streitbaren Charakter seiner Ahnen war ein gutes Theil in das Blut unsres Helden übergegangen, wie er schon durch seine Halle'schen Disputationen bewiesen hat. „Leben heisst ein Kämpfer sein" war seine Devise. Zu persönlichem Kampf jedoch hat er nie ungereizt die Waffen ergriffen; und dem Frieden, wenn ihm die Hand geboten wurde, war er allezeit geneigt: heisse er doch nicht umsonst Friedrich, liebte er, mit ein wenig Selbstironie freilich, zu sagen. Mochte er auch im Scherz gelegentlich einmal kleine akademische Katzbalgereien als ganz vergnügliche Intermezzi rühmen (ἔϲτι καὶ ἐν κενεοῖϲι φιλήμαϲιν ἀδέα τέρψιϲ): im Ganzen überwog doch die Liebe zum Frieden. In Leipzig unterzeichnete er wohl gelegentlich Εἰρηναῖοϲ[1]), bezeichnender für ihn war die Combination Εἰρηναῖοϲ Μάχιμοϲ, wie er sich bisweilen in Freundesbriefen unterschrieb.[2])

Er war selbst zu sehr das Gegentheil eines Dogmatikers,

1) Im Rhein. Mus. mit der Chiffre Ει. 2) Z. B. an Fleckeisen 20. Nov. 1875.

um nicht Widerspruch in wissenschaftlichen Dingen ertragen zu können: nur musste er erwogen und begründet sein. Eine Meinungsverschiedenheit in Einzelpunkten persönlich zu nehmen wäre ihm lächerlich erschienen. Vorurtheilslos hatte er auch in der Wissenschaft für mannigfache Wege Verständniss und Anerkennung, nur nicht für dürre Logik, für phantastische Willkür und methodenlosen Dilettantismus.[1]) So war er auch — mit den Jahren immer mehr — ein milder Examinator, zur Schonung geneigt, wo es die Sache irgend vertrug, und doch ein gewissenhafter, bisweilen tief eingehender Prüfer und Beurtheiler der ihm vorgelegten wissenschaftlichen Arbeiten.

Ueberhaupt gehörte er nicht zu den gelehrten Pedanten, denen ihre Welt die Welt überhaupt bedeutet, und bildete sich nicht ein, dass er mit seiner Forschung die Räthsel der Geschichte in weiterem Kreise als in dem freiwillig begrenzten zu lösen vermöge, mochte auch den bescheidenen Vergleichen seiner „kleinen Ameisenwege und -Betriebsamkeiten“ mit des Andren sublimer „Gedankenfabrik“ ein Theilchen Ironie beigemischt sein (denn er wusste, dass der Werth jeder Geistesarbeit nicht im Stoff, sondern in ihrer inneren Form besteht). Die anmuthigen und sinnigen Verse des verstorbenen Hans v. Held[2]), die ihm zufällig einmal (1874) durch Graffunder zu Gesicht kamen, erregten sein Wohlgefallen:

Sitzt das kleine Menschenkind
An dem Ocean der Zeiten,
Schöpft mit seiner kleinen Hand
Tropfen aus den Ewigkeiten.

---

1) An Bernays 26. Nov. 1862: „Gelehrtenstreit ist für meine Natur das letzte was ihr gut thäte zur Abwehr der Monotonie: die Arzenei wäre unbehaglicher als das Uebel. Ueberhaupt Streit. Ich hasse ihn mit jedem Jahre mehr und mache in Friedseligkeit, so schwer mir das auch gemacht wird von vielen, fast allen Seiten her. Streit belehrt und überzeugt als solcher fast nie: nur das Gegenüber- oder richtiger Nebeneinanderstellen der Meinungen, die dann eben so still wirken müssen wie der Wachsthumtrieb der Pflanze, die schliesslich die Mauer sprengt.“ 2) Varnhagen v. Ense: Hans von Held. Ein preussisches Charakterbild. 1845. S. 252 f. Diese Verse nebst der ersten Replik sind von Georg Ebers in seinem Roman: „Die Schwestern“ Cap. 10 S. 140 f. verwendet worden. Vgl. dessen Vorrede S. XIII f.

Sitzt das kleine Menschenkind,
Sammelt flüsternde Gerüchte,
Trägt sie in ein kleines Buch,
Schreibt darüber: Weltgeschichte.

Er theilte sie Niese mit, und dieser machte sich den Spass, abwechselnd mit Graffunder anonyme Repliken, adressirt an F. R., in die „Leipziger Nachrichten" zu rücken. Graffunder begann zu Strophe 1:

Schöpfte nicht das kleine Menschenkind
Tropfen aus dem Ocean der Zeit,
Was geschieht, verwehte wie der Wind
In den Abgrund öder Ewigkeit.[1])

Ferner zu Strophe 2:

Tropfen aus dem Ocean der Zeit
Schöpft das Menschenkind mit kleiner Hand;
Spiegelt doch, dem Lichte zugewandt,
Sich darin die ganze Ewigkeit![2])

Niese bog das Thema etwas zur Seite zu Gunsten der Naturgeschichte.[3]) Diesen Wissensstolz wies unter des Adressaten Maske, von dem Ahnungslosen selbst in der Stille aufgerufen, abermals Graffunder in seine Schranken[4]):

Lass dich, kleines Menschenkind,
Nicht von Stolz verhegeln;
Hin und wieder lässt sich Land,
Nie die Welt umsegeln.

Stille deiner Seele Durst
Nur mit flüsternden Gerüchten;
Denn Geschichte hörst du nie,
Doch zuweilen wohl Geschichten.

Eine religiöse Wendung gab schon vorher der geistliche Freund dem artigen Versturnier durch seinen Neujahrsgruss[5]):

---

1) Leipziger Nachrichten 28. Dec. 1874 Nr. 362. An F. R. in L. Der Originaltext ist daselbst aus dem Gedächtniss wiedergegeben, daher die unwillkürlich bessernden Varianten: V. 2 *Zeit*, 4 *aus der Ewigkeit*, 7 *Schreibt*, 8 *Und darüber*. 2) Leipziger Nachrichten 29. Dec. 1874 Nr. 363. An F. R. in L. 3) Leipziger Nachrichten 1875 Nr. 2 und 3. An F. R. in L. 4) Leipziger Nachrichten 1875 Nr. 5. An Anonymus. 5) Leipziger Nachrichten 1. Januar 1875 Nr. 1. An F. R. in L. Zum neuen Jahre.

Lag ein kleines Menschenkind
Einst am Meeresstrand,
Suchte mit betrübtem Blick
Ach, sein Vaterland.

Warest doch der klügste Mann
In der Griechen Heer,
Kennst nun das geliebte Land
Ithaka nicht mehr?

So, des Denkens hin und her
Und des Fragens satt,
Sucht das kleine Menschenkind
Oftmals, was es hat.

In dem Erfurter Pastorssohn schlummerte in einem heimlichen Winkel seines weichen Herzens neben wacher und unerbittlicher Verstandesklarheit ein Keim von Mystik, der sich bisweilen, besonders in späteren Jahren, regte und sich in mannigfachen, freilich immer nur vorübergehenden Versuchen weiterer Entwickelung verrieth. Hat er doch eine Zeit lang die Losungen der Brüdergemeinde zu seinem Brevier gewählt. Wehmüthige und elegische Stimmungen wandelten den rastlos Thätigen, dem doch der Menandrische Spruch ὅνπερ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποθνήσκει νέος allzu buddhistisch klang[1]), weit häufiger an, als der ferner Stehende ihm zutrauen mochte. Aus der Seele war ihm dann gesprochen die Betrachtung seines Komikers[2]), die er einmal zu seiner Grabschrift ausersehen hat:

Stulti haud scimus, stulti ut simus, quom quid cupienter dari
Petimus nobis, quasi quid in rem sit possimus noscere.
Certa amittimus, dum incerta petimus. atque hoc evenit
In labore atque in dolore, ut mors obrepat interim.

Aber mit eben so raschem Ruck wie jener Dichter riss er sich wieder los: *sed iam satis est philosophatum.*

Dass er bei allem Verständniss für mannigfache Seiten des classischen Alterthums gar keine antike, sondern eine ganz moderne, romantisch angehauchte Natur war, hat er

1) An Bernays 8. Jan. 1865. 2) Plautus Pseud. 683—687.

selbst klar genug erkannt. Nur einen Zug theilte er mit den Alten und ihren Wiedererweckern, den Humanisten: die Sehnsucht nach Unsterblichkeit durch den Ruhm des Namens und seiner Werke. Sollte dem Gelehrten, der ein langes, entsagungsvolles Leben dem rastlosen Dienst der Wissenschaft opferte, der einzige Lohn ausser der Arbeit selbst, die Hoffnung auf ein anerkennendes Gedächtniss bei seinem geistigen Erben, der Nachwelt, missgönnt werden?

Das Feuer dieser Natur wie aller thatkräftigen war kein stillleuchtendes, sondern ein brennendes: *ubi lucet, ibi ardet.* Er erkannte im Ehrgeiz den grössten Feind des menschlichen Glückes und glaubte ihn siegreich bekämpft zu haben[1]); aber die Gewalt der Dinge und das Gefühl seiner Kraft war stärker als die idyllische Stimmung, die ihn zeitweilig anwandelte. „Wenn man nur einmal auf 24 Stunden Minister wäre!" konnte er wohl gelegentlich in vertraulichem Humor ausrufen, wenn ihm recht lebendig vor der Seele stand, was er Alles schaffen und umschaffen wolle.[2]) Aber um persönlicher Vortheile willen oder zur Befriedigung kleinlicher Eitelkeitsgelüste hat er nie etwas erstrebt. Er fühlte, dass er auch im praktischen Leben Grosses zu leisten vermöge, und betrieb selbst untergeordnete Geschäfte, die ihn von seinem wissenschaftlichen Beruf zeitweilig abzogen, gelegentlich mit Behagen, ja mit Passion. Je nach Umständen und Stimmung gewann bald diese, bald jene Seite seiner geistigen Begabung auch in seiner eignen Schätzung die Oberhand. Im Feuer der Bibliothekorganisation fühlte er sich überwiegend zum Verwalten berufen. So berichtet er Pernice[3]): „Auf der Bibliothek, wo ich eben Deine Zeilen erhalte und diese schreibe, habe ich ein Regiment von 20 Arbeitern zu beaufsichtigen, planmässig zu beschäftigen und im Zuge zu erhalten, was mich täglich meine 5 Stunden kostet. Sowie ich einmal eine Stunde fehle, stockt die ganze Maschine. — — — Ich bin nun einmal mehr zum Administrator als

1) An Pernice 10. Febr. 1849. 2) An Fleckeisen 18. Januar 1858. 3) An Pernice 18. November 1854.

zum Gelehrten berufen, mag ich auch immerhin zum letztern ein klein Nebenberüfelchen haben. Diess ist meine Meinung und damit punctum." Auch die Gabe des sichren und bestimmten Befehlens besass er dazu. Unerlässlich in Verwaltungssachen galt ihm die Form der Tyrannis, aber er übte sie mit einer Humanität und Gerechtigkeit, ja mit einer Zartheit aus, welche ihm die Herzen aller Untergebenen gewann. Ein trefflicher Curator oder Universitätsrath wäre er gewesen. Wusste er doch wie wenige das wahre Talent und den specifischen Beruf zum akademischen Lehrer im Keim zu erkennen und hatte von der Mission der deutschen Universitäten den klarsten und höchsten Begriff, für dessen Verwirklichung er keinerlei Aufwand an zweckdienlichen Mitteln gescheut haben würde.

Wo immer er über Berufungen und Stellenbesetzungen jeder Art mitzusprechen oder eine entscheidende Stimme abzugeben hatte (und wie viel ist er als vertraulicher oder officieller Berather von Einzelnen wie von Behörden angegangen worden!) ist es immer die Sache gewesen, welche er fest im Auge behalten hat, unbeirrt durch Zumuthungen der Freundschaft, der Convenienz, des gutmüthigen Schlendrians. Er individualisirte jeden einzelnen Fall und vergegenwärtigte sich das locale Bedürfniss. Seine ausserordentliche Personalkenntniss und die früh entwickelte Kunst den Menschen rund und lebendig vor Augen zu stellen unterstützte die Wirkung seiner Rathschläge, deren Befolgung wohl Wenige bereut haben.

Dass eine Ader vom πολύμητις Ὀδυσσεύς in dem gewandten, gern und klug berechnenden, fädenspinnenden Kopf flösse, haben schon die Jugendgenossen ihrem geliebten Fritz scherzweise nachgesagt, und mancher der Seinigen hat ihm im späteren Leben das unverdiente Compliment gemacht, wie schade, dass er kein Diplomat geworden sei. Es ist wahr, an Verstand zum Intriguiren fehlte es ihm nicht, und nicht immer lagen die Fäden, die er spann, offen zu Tage; aber sein Herz stand dem Kopf entgegen, und hat immer, wo es überhaupt mitzusprechen hatte, die erste Stimme im Rath, bisweilen vielleicht zu laut geführt.

„Vielleicht lächelst Du darüber," schreibt er[1]), „aber es ist doch wahr, der Hauptgrund, warum ich von manchen für einen Intriganten gehalten werde, ist der, dass ich zu ehrlich bin. Wenigstens habe ich dafür auch meine Frau auf meiner Seite, die nämlich dasselbe sagt, und mich oft zu einer diplomatischeren Vorsicht ermahnt, die nun einmal nicht in meiner Natur liegt." Er war einerseits wie ein Kind, durch manchmal recht billiges Zuckerbrod zu gewinnen und dann ganz vertrauensselig und ohne alle Kritik, andrerseits von einer Schärfe und Feinheit der Beobachtung, von einer Gewandtheit der Manipulation, von einer nicht ermattenden Energie, dass die grosse Masse diese Combination nicht verstand, und da sie die Klugheit in ihren Wirkungen empfand, der wahren und tiefen, unzerstörbaren Kindlichkeit, die er besass, den Glauben versagte. Und doch beruhten seine schönsten Wirkungen auf dem Zusammenfliessen beider Anlagen. Er ist immer rücksichtslos und durchgreifend gewesen ohne Berechnung für sein eignes Schicksal, wo es die Sache erforderte, immer von der grössten Uneigennützigkeit; aber wo es nicht nöthig war, gebrauchte er lieber seine feinen Fingerspitzen als die derbe Faust.

In Geldangelegenheiten hat der ungeschickte Rechner von Jugend auf eine Bescheidenheit und weltfremde Blödigkeit bewahrt, welche unser finanzkundiges Geschlecht belächelte: zur Goldquelle sind seine Gaben nicht für ihn geworden, der Ruhm des Gelehrten so wenig als des vielberufenen Lehrers. Mit frisch erworbenen Schätzen konnte er spielen wie ein Kind. Man hat ihn gesehen, wie er in seinem Bonner Garten die ersten Honorar-Goldstücke lächelnd vor sich auf den Weg streute. Erst die Leitung des russischen Seminars setzte ihn wenigstens während der letzten beiden Jahre in den Stand, einen Sparpfennig für seine Familie zurückzulegen.

---

1) An Fleckeisen 14. Januar 1858. Vgl. an O. R. 10. Februar 1870: „Bergk hat ein sehr bösartiges Schriftstück gegen mich ausgehen lassen, wie ich höre. Gesehen habe ich es noch nicht. Es soll z. B. drin stehen: 'R. mit seiner gewohnten . . . .' Nun was wohl? Wenn eine Million als Preis für das Errathen des Schlusssubstantivums ausgesetzt wäre: ich hätte sie verloren. Es heisst: Perfidie."

Bis dahin waren ihm die geläufigsten Mittel und Operationen des Geldverkehrs kaum vom Hörensagen äusserlich bekannt geworden.

Bei vollem Bewusstsein von der specifischen Kraft, der er seine Wirkungen verdankte, war er im Grunde nichts weniger als selbstgewiss. Ein warmes Wort des Lobes oder der Bewunderung nahm er noch im Alter mit der bestürzten Freude eines Jünglings auf. So behielt er die jugendliche Neigung zu hören, was die Leute über ihn sagten und urtheilten[1]), was die Quelle mannigfachen Unheils geworden ist. Rückhaltloses Vertrauen zu geben und zu nehmen war ihm Bedürfniss[2]), reservirtere Naturen waren ihm antipathisch, und er fühlte sich bei nicht sehr entgegenkommender Berührung schnell erkältet. Der scharfe Kritiker war kein unbestechlicher Menschenkenner, und hat den Werth persönlicher Hingabe, ohne die Lauterkeit der Motive unbefangen zu untersuchen, bisweilen überschätzt. Geschäftigen Berichterstattern ein allzubereites Gehör schenkend war er schnell im Argwöhnen, aber durch offne Aussprache liess er sich auch gern wieder vom Wege des Misstrauens zurückbringen.

Wie ihm Lebensbedürfniss war seinen Lieben und Getreuen unablässig wo er konnte Freundliches und Gutes zu erweisen, die Empfindung des Verbundenseins in sich wach zu erhalten, so war er höchst empfänglich und dankbar auch für die unscheinbarsten Beweise gleicher Gesinnung. „Ich

1) An Fleckeisen October 1860: „Mir aber ist es allemal lieb, Ungünstiges wie Günstiges zu erfahren, was die Leute von mir denken, sagen, thun. Haben sie Recht, so gewinnt die Selbstkenntniss, Unrecht, so tröstet man sich mit seinem Bewusstsein; in beiden Fällen wird man in den Stand gesetzt, durch kluges Verhalten gut zu machen soviel sich eben gut oder besser machen lässt. Denn sich ärgern ist ein Begriff, den man in höhern Jahren ganz aus dem Wörterbuche seines Lebens streichen muss." 2) R. an Ambrosch 13. April 1839: „Mein Lebenlang habe ich den Grundsatz festgehalten, dass man honette Naturen, auch nicht näher befreundete, dadurch, dass man ihnen ein offenes Vertrauen bezeigt, zur Discretion zwingt und wie mit magischen Banden fesselt." An Brunn 26. October 1861: „während ich gesunden Naturen gegenüber sehr liebe sehr offenherzig zu verfahren."

bin ja nun einmal," schreibt er bei solcher Gelegenheit[8]), „krankhaft empfänglich für Liebesbeweise und selbst treu in diesen Empfindungen" (gegen alte Freunde) „wie ein dummer Pudel: aber freilich auch durch Lebenserfahrungen mit jedem Jahre misstrauischer geworden und immer bemühter, *robur et aes triplex circa pectus* zu legen — *contre coeur.*" Das letztre gelang ihm schlecht genug, denn wenn er auch in späteren Jahren von Menschenverachtung sprach, so schlug doch die Flamme der Menschenliebe bei jedem Anlass aus der dünnen Asche empor. Darum nahm er auch fallengelassene Fäden gern immer wieder von neuem auf und schürte die noch glimmenden Funken, ehe sie ganz verloschen. Aber er forderte auch gleiche Treue, und löste manches Verhältniss, wenn er einmal zu zweifeln angefangen, bisweilen vielleicht zu rasch und schneidend. Denn die ausserordentliche Sensibilität seiner Natur, auch durch die körperliche Anlage gewiss bedingt und geschärft, und mit den vorzüglichsten Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes innig zusammenhängend, zuckte bei unsympathischer Berührung leicht auf. Die Bilder seiner Freunde und Freundinnen, besonders auch die Zeugen der entschwundenen Jugendzeit musste er in seinem Arbeitszimmer versammelt vor Augen haben „als Augenweide und Herzenserquickung". Zweimal, im Jahre 1862 und 1870 von Leipzig aus, versandte er an alle, die seinem Herzen nahe standen, gelungene Photographien von sich mit der Bitte um Gegengabe, und die gerührten Antworten zeigen, wie innig auch die lang getrennten Jugendgenossen seiner gedachten. Das Bibelwort „die Liebe höret nimmer auf" war ihm aus der Seele gesprochen, und seinem Nisus sandte der treue Euryalus als Neujahrsgruss 1871 die schlichten Verse aus dem Brüder-Gesangbuch von Gnadau, die ihn zu Thränen gerührt hatten:

Ohne Liebe lebt man nicht,
Das ist richtig;
Sie macht's Leben wichtig.

8) An Pernice 29. December 1857.

Die Liebe in der That, die Liebe zur Wahrheit, deren Lehre und Erforschung, zu den Menschen, deren Förderung und Bildung sein Beruf und seine Freude war, sie hat seinem Leben Segen und den Lohn verliehen, den er suchte:

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit
Ist ein grosser Gedanke,
Ist des Schweisses der Edlen werth!

Beilagen.

Zu S. 8. Welcker an R. 12. März 1839. „Von dem amtlichen und persönlichen Verhältniss, in welches wir dann recht bald zu einander treten werden, habe ich von dem Augenblick an, als ich davon Kunde erhielt, die besten Erwartungen gehegt. Es freut mich herzlich von Ihnen zu hören, dass die schriftstellerische Person, die Sie statt meiner eigentlichen schon geraume Zeit kennen, nicht ohne Wohlwollen von Ihnen aufgefasst wurde, und dass Sie meinen Studien und Bestrebungen nicht bloss nicht entgegen, sondern geneigt sind. Uebereinstimmung, Verständniss und Austausch in wissenschaftlichen Dingen sind etwas für das Zusammenleben. Wären Ihre Ansichten und Grundsätze zum Theil verschieden von den meinigen, wie die Bestrebungen sich ohnehin sondern, so würde mich diess durchaus nicht hindern, Talente, Scharfsinn, Thätigkeit und Leistungen anzuerkennen: aber je mehr auch die Principien, je mehr Geschmack und Interessen übereintreffen, so viel mehr hat man doch eigentlich von einander.“

Zu S. 10. R. an G. Hermann 17. Februar 1840. „— — — Ganz besonders fühlbar, wenn man auf alten Universitäten gelebt hat, wird es hier, dass Bonn keinen geschichtlichen Hintergrund, nichts von akademischer Tradition hat. Sie wissen, was das sagen will. Die Folge davon ist gänzlicher Mangel an Corporationsgeist; alles steht hier selbsüchtig vereinzelt, die ganze Universität zerfällt völlig atomistisch in eine Menge ganz kleiner Coterien, die sich in gesellschaftlichem Verkehr gar nicht berühren; manche Collegen sieht man in halben Jahren nicht. Auch lustige Dinge kommen vor. So erlebte ich es beim ersten Rectoratswechsel, dass der alte Rector dem neuen den philosophischen Doctorhut und Mantel anthat zum Symbol seiner neuen Würde, und einen Theil des philosophischen Promotions-Hocuspocus mit ihm vornahm, aus purer Confusion. Und kein Mensch schien mich zu verstehen, als ich darüber lachte. Bei derselben Gelegenheit hielt der abgehende Rector, ein Physiolog und Anatom, eine Rede zum Lobe der Naturwissenschaften in Hexametern, die ungefähr so gebaut waren:

Postquam salubres fontes telluris inventi fuerunt,
Perniciosorum morborum vis fuit fracta u. s. w.

Wenn so etwas in Leipzig vorkommen sollte! Welche Verdauungskraft, solche Verse ohne Kolik hinterzuschlucken! Aber da der Mann kein Philolog, so wurde consequenter Weise vorausgesetzt, er müsse sich auf lateinische Verse verstehen, und kein Mensch hat sich meines Wissens darüber moquirt. — — —"

Zu S. 12. R. an Delbrück, Bonn 18. Juni 1839. „Hochwohlgeborner Herr Regierungsrath, Hochgeehrtester Herr College, Gestatten Sie mir freundlichst, in einer akademischen Angelegenheit, bei der wir beide betheiligt sind, mich vertrauensvoll unmittelbar an Sie selbst wenden zu dürfen.

In Folge der officiellen Anfrage Sr. Magnificenz, des Herrn Rectors, haben Sie, verehrtester Herr Professor, zur Abhaltung der Festrede des 3ten August Sich geneigt und erbötig erklärt. Zu so grossem Danke nun auch Ihnen dafür die gesammte Universität verpflichtet ist, so dankbar Ihnen insonderheit in gewöhnlichen Fällen der, einer mit der Zeit leicht drückend werdenden Verpflichtung überhobene, Professor Eloquentiae sein müsste, und so vorzugsweise würdig auch gerade durch Ihre beredte Mitwirkung die erhebende Feier des landesherrlichen Geburtstages ausfallen würde: so muss ich mir doch, obschon schwächerer Kraft und geringerer Würdigkeit mir sehr wohl bewusst, die ergebenste Bemerkung erlauben, dass ich mich bei diesem Anlass zu einiger Berücksichtigung meiner eigenen Stellung innerlich aufgefordert fühle. Es will mir nicht ganz angemessen scheinen, dass ich die erste Gelegenheit, mich als denjenigen öffentlich einzuführen, als der ich neu ernannt und ungekannt hergeschickt worden bin, vorübergehen, und durch die, wenn auch an sich trefflichere, Leistung eines Andern mich vertreten lasse. Sie werden mir die Motive meines Wunsches sicherlich nachfühlen; in jedem spätern Jahre würden sie, und mit ihnen der Wunsch, wegfallen.

Nach einer gefälligen Mittheilung Sr. Magnificenz sind die ordentlichen Professoren der Universität, nach der Reihenfolge des Amtsalters, verpflichtet und berechtigt, die Rede am 3ten August zu halten. Da nun von diesen bei Weitem noch nicht alle an die Reihe gekommen sind, so ist es wohl kein ganz unbilliger, jedenfalls wohl kein ungesetzlicher Wunsch, den ich auszusprechen mich beehrt habe — sofern nämlich kein älterer Professor, als ich bin, aus der Zahl der so eben bezeichneten sich erbietet.

Möchten Sie, hochverehrter Herr College, diese meine ergebensten Aeusserungen freundlich aufnehmen, und mich einer kurzen Anzeige Ihrer nunmehrigen Ansicht von der Sache würdigen. Mit wahrhaft verehrender Hochachtung Ihr ganz ergebenster Ritschl."

R. an **Delbrück**, Bonn 23. Juni 1839. „Ew. Hochwohlgeboren hat es nicht gefallen, meine Bitte um freundliche Aufnahme des Schreibens, welches ich Ihnen vor einigen Tagen zu übersenden mich beehrte, zu gewähren; Sie haben in Ihrem Antwortschreiben vom 21. Juni die verletzendste Unfreundlichkeit vorgezogen. Die Form meines Schreibens war die respectvollste und höflichste, deren ich fähig bin; der Inhalt durchaus der einer submittirenden Bescheidenheit, verbunden mit dem Ausdruck entschiedenster persönlicher Hochachtung; der Gegenstand meines Anliegens selbst nichts als die Bitte, mit einigen Worten mir Ihre Ansicht von der Sache zu äussern, zugleich mit der Andeutung, Ihrer Entscheidung meinerseits gern nachgeben zu wollen, so wenig ich auch dazu eine Verpflichtung erkannte. Nun ja, Ihre Ansicht haben Sie mir freilich geäussert, aber in einer Weise, die vor Ihrem eigenen Gewissen zu verantworten Ihnen schwerer werden dürfte, als die „Pflichtvergessenheit", deren Sie Sich nach Ihrer Meinung schuldig machen würden, wenn Sie die diessjährige Festrede nicht hielten. Statt eine einfache Anfrage mit einem einfachen Ja oder Nein zu beantworten, sprechen Sie von einem durch mich herbeigeführten Zwiste; machen mir den ganz unverständlichen Vorwurf, dass ich es nicht der Mühe werth gefunden, von Ihnen Auskunft zu begehren, während diess doch gerade Inhalt und Absicht meiner Zuschrift ausmacht; verkündigen mir höchst kategorisch, dass die Festrede kein anderer als Sie halten werde; zeihen mich nicht allein der Unkunde der Gesetze, sondern der Unziemlichkeit und Unbescheidenheit; sind so gütig, Sich lebhaft vorzustellen, wie sehr ich meine „Missgriffe und Misstritte" (sic) bereue; lassen Sich auch herab, mir einige tröstende Beruhigung darüber angedeihen zu lassen. Doch das Alles ist das Geringere; aber Sie erlauben Sich auch, mich auf eine Weise, die — ich verhehle es nicht — mich empört hat, zum Gegenstand Ihres Spottes, Ihrer Verhöhnung zu machen. Mögen Sie denn die Genugthuung haben, zu hören, dass Sie der Erste sind, der mir in meinem bisherigen Leben eine solche Behandlung hat widerfahren lassen: eine Behandlung, deren ich von jedem andern Sterblichen eher gewärtig gewesen wäre, als von Demjenigen, der einen Namen in Deutschland hat ob seiner σωφροσύνη und καλοκἀγαθία. Denn Sie muthen mir wohl nicht zu, die Versicherung, dass „Ihre Feder die verletzende Wendung, so zu sagen, von selbst genommen", für Ernst zu nehmen, so lange wenigstens nicht, als noch die Voraussetzung gilt, dass der Autor die Feder, und nicht die Feder den Autor regiert.

Rechnen Sie es der Ehrwürdigkeit des Alters und meiner sonstigen Hochachtung vor Ihren Verdiensten zu, dass ich Ihnen Ihre, ächter Humanität wahrlich nicht entsprechende Leidenschaftlichkeit gegen einen kaum angekommenen jüngern Collegen, durch die Sie mich um eine merkwürdige psychologische Erfahrung reicher gemacht, hiermit förmlich und feierlich vergebe. Und darin wollen Sie ja nicht einen anmasslichen Hochmuth sehen, sondern bedenken, dass die Würde menschlicher Persönlichkeit ein Gut ist, welches nicht ungestraft mit Füssen zu treten ist, dass ich Ihnen also allerdings etwas zu vergeben habe.

Ihr Verfahren würde nun ganz dasselbe bleiben, auch wenn ich in der Sache selbst Unrecht hätte, da eine anspruchslose und bescheidene Frage — eben keine Klage ist. Aber lassen Sie mich jetzt Ihnen noch in der Kürze zeigen, dass Sie auch sachlich im Unrecht sind, ich also jedenfalls das Recht habe, die „Misgriffe" und „Mistritte", zu deren Bereuung Sie mich auffordern, entschieden abzulehnen und Ihnen Selbst zurückzugeben. Wie würde sich denn auch, wenn dem anders wäre, eine Anzahl ehrenwerther Collegen gefunden haben, die, ohne von meinem Wunsche unterrichtet zu sein, sich einstimmig für Abhaltung der Festrede durch den Professor eloquentiae erklärten, von jenen Misgriffen und Mistritten also so wenig selbst etwas empfanden als ich? Das Ministerialrescript, ohne Sophistik interpretirt, lautet ja klar und deutlich dahin, dass die Reihe des Redens alle ordentlichen Professoren (und ein solcher habe doch auch ich die Ehre zu sein) treffen soll, woraus von selbst folgt, dass, wer schon geredet hat, nachstehen muss, so lange noch solche vorhanden sind, die noch nicht geredet haben. Sie haben aber geredet.

Und dennoch habe ich Ihnen nachgeben wollen, und will es noch; aber Sie durften diess weder hartnäckig fordern, noch meine freundliche Gesinnung mit Härte und Spott vergelten. Denn das ist es, wenn Sie schreiben:

„Die Besteigung der Redekanzel würde Ihnen die Genug-
„thuung gewähren, in der Festrede zugleich die Antrittsrede
„zu halten, den Ruhm davontragend, dass vielleicht, seitdem
„es Universitäten gibt, kein akademischer Lehrer feierlicher
„und prächtiger in sein Amt eingeführt worden als Sie. Fast
„unvermeidlich würde die Seele der versammelten Universitäts-
„gemeinde hin und her schwanken beim Gesang und Saiten-
„spiel, bei der glänzenden Gegenwart so vieler ausgezeichneter
„Personen, kaum recht wissend, wie viel hiervon Seiner Ma-
„jestät gelte, wie viel dem neuen Professor der Beredsamkeit."

Lassen wir die poetischen oder humoristischen Ausschmückungen auf sich beruhen; erlauben Sie mir nur zu sagen, dass ich

die Argumentation selbst nicht anders als äusserst schwach finden kann. Die Lächerlichkeit, mich für einen so magnetischen Anziehungspunkt der Augen und Gedanken zu halten, gegenüber der Bedeutung des Tages, dürften Sie mir auch dann kaum zutrauen, wenn ich ein Mann europäischen Namens wäre und erst vorgestern meine Antrittsbesuche gemacht hätte. Aber diess zugegeben, halten Sie mich denn wirklich für noch so ganz fremd und unbekannt im Kreise der hiesigen Universität, dass Sie von der Neuheit meiner Erscheinung so viel Abbruch für Se. Majestät und für die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Feier des Tages fürchten? In der That, Sie müssen akademische Vorlesungen (die mir, dem nicht eingeführten, bis zu dieser Stunde noch gestattet gewesen sind) für einen sehr untergeordneten Theil der Wirksamkeit eines Professors ansehen, wenn Sie auf diese weniger Gewicht legen können, als auf eine so äusserliche Form, wie die Einführung durch öffentliche Antrittsrede ist. Und warum darf ich denn, ich, der nicht eingeführte, *nomine universitatis* — welche Ungesetzlichkeit! — den Lectionskatalog abfassen? Doch wohl, weil die sogenannten Habilitationsleistungen nur reine Facultätssache sind, und mit den Geschäften einer Professur der Beredsamkeit, als allgemeiner Universitätssache, gar nichts zu schaffen haben. Wie ferner, wenn die vorgesetzte hohe Behörde von solcher Antrittsrede mich ganz zu entbinden für gut fände? Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, dass sich nicht wenige unserer gemeinschaftlichen Herren Collegen gerade in diesem Falle befinden. Welche „Unziemlichkeit" also von diesen, zur Abhaltung der Festrede überhaupt jemals aufzutreten, und dadurch Gefahr zu laufen, dass die Feier des Tages nicht auf Se. Majestät, sondern auf sie selbst bezogen werde! Sie sehen, wie weit man mit Sophismen kommt. Endlich aber, wer sagt Ihnen denn, dass ich bis zum 3ten August nicht würde meinen Verpflichtungen in aller Form nachgekommen sein? Ihre willkürliche Voraussetzung des Gegentheils werden Sie, dessen Urtheile über mich die freieste Parrhesie athmen, mir *reciproce* gestatten als eine Voreiligkeit zu bezeichnen.

Ich schliesse mit demselben Wunsche, wie Sie, dass dieser unser wirklich erster Zwist, den ich von Ihrer Zuschrift an datiren muss, nunmehr aber gern als geschlichtet betrachten möchte, zugleich der letzte sei, unter der Versicherung, hiezu eben so redlich das Meinige thun zu wollen, als ich mir bewusst bin, auch diesen ersten nicht herbeigeführt zu haben.

Mit ausgezeichneter Hochachtung verharre ich ergebenst Ritschl."

Zu S. 14. A. W. Schlegel an R. „Wann schenken Sie mir einmal wieder eine didaskalische Conferenz? Neun Exostras habe ich vorzulegen, vorläufig drei Eccyclemata, aus deren Vergleichung, wie ich meyne, unwidersprechlich hervorgehen soll, dass beides verschieden, die Exostra ausschliesslich der Tragödie, das Eccyclema ebenso der Komödie eigen war.

Viele andre neue Herrlichkeiten oder antiquarische Schnurpfeifereien nicht zu erwähnen.

Pallas, auf ihrer Aegide schrittlings durch die Luft reitend, wie Dr. Faust in Leipzig aus Auerbachs Keller auf seinem ausgespreizten Mantel abfuhr, will mir immer noch nicht einleuchten.

Gelegentlich erbitte ich mir meine Sächelchen zurück. Otfr. Müllers Eumeniden werde ich wohl ziemlich linker Hand liegen lassen können. Das einzige gesunde darin möchte wohl das seyn, was er aus Genelli entlehnt hat, ohne ihn zu nennen.

Ich wünsche Ihnen schönen guten Abend. Der Ihrige Schl. Donnerstag Abend."

Derselbe an R. „Ich sende Ihnen, Verehrtester, die überschwenglichen philologischen Reichthümer, womit Sie mich überschüttet haben. Ich muss für jetzt das griechische Theater fahren lassen, bis ich trockne aber dringende Arbeiten beseitigt. Ich darf mich also nicht durch jene anziehende Untersuchung zerstreuen lassen. Später werde ich Sie genug mit Fragen behelligen.

Ihre Eingabe lasse ich so fort circuliren.

Mit den besten Empfehlungen Ihr ergebenster Schl. Montag Morgen den 17ten Juni."

Derselbe an R. „Ῥιζηλίῳ τῷ κριτικωτάτῳ Ὄκνος σχοινόπλοκος χαίρειν. Ich hätte Sie längst besucht, wenn ich es mir nicht zum Gesetz hätte machen müssen, so lange der Frost anhält, nicht auszugehn. Freilich schäme ich mich auch, dass die Abhandlung immer noch nicht fertig ist. Diess wurde theils durch Episoden verursacht, theils dadurch, dass ich immer von neuem in den Originalen nachforsche. Ich denke, der Aufschub wird vortheilhaft gewesen seyn. Von Ihnen hoffe ich noch manche Aufschlüsse, aber ich werde nicht eher darum bitten, als bis ich an den besondern Gegenstand komme.

In sieben Stücken des Aristophanes unter eilfen findet sich eine Verwandlung der Scene, in zweien sogar eine doppelte. Brunck hat ein Paar anerkannt, die neuesten Herausgeber οὐδὲ γρῦ.

Zu irgend einem künftigen Programm empfehle ich Ihnen die παρεπιγραφάς. Bei den Tragikern habe ich nicht Acht dar-

auf gegeben, beim Aristophanes sind sie häufig und scheinen mir meistens aus einer ächten Quelle herzufliessen.

Ich habe jetzt von der Bibliothek die Oxforder Ausgabe der Scholien. — — — Leider aber passen nun die Verszahlen nicht mehr zu der Leipziger Ausgabe vom J. 30. Das kommt von der vermaledeiten Metrik! Da nun diese Wissenschaft zur höchsten Vollendung gediehen ist, so sollte man endlich zur Ausübung schreiten und die Chöre auf Noten setzen. Die Seminaristen müssen es dann nach ihrer scythischen Aussprache absingen, Welckern als Concertmeister wollen wir die Monodien vorbehalten. Ich denke, es würde so ausfallen wie das berühmte antike Concert des Meibomius.

Wenn Sie etwa im Vorbeigehn bei mir vorsprechen wollen, so finden Sie mich vormittags und dann wieder gegen Abend immer zum συμφιλολογεῖν bereit.

Leben Sie unterdessen recht wohl. Ganz der Ihrige Schlegel. Freitag Abend den 25sten Dec."

Derselbe an R. „Wer ist Bode? Was ist Bode? wo ist Bode? woher ist Bode? wie alt ist Bode? wie jung ist Bode? Anf welchem Boden steht Bode? welchen Lehrer hatte Bode? welche Schüler wird Bode haben? aus waser Macht schreibt Bode? wie viel eng bedruckte Bände hat Bode schon geschrieben? wie viele Bände wird Bode noch schreiben? Es wäre bodenlos alle Schriften Bodens zu lesen, besonders wenn man die Bodenlosigkeit schon beim Durchblättern erkennt.

Hier ein paar Proben: Das Parthenon. Die Oceaniden erscheinen auf einem bespannten Wagen. Die Dioscuren schweben auf Wolken. Der Schauplatz des zweiten Theiles der Eumeniden war nicht auf dem Mars-Hügel, sondern auf der Akropolis vor dem Parthenon. Ich habe nicht Zeit nachzuschlagen; ich frage demnach gehorsamst an, ob das Parthenon, nämlich das berühmte Parthenon des Iktinus und Phidias 28 Jahre vor Anfang des peloponnesischen Krieges schon erbaut war?

Ganz der Ihrige Schl."

Zu S. 28. Den exegetischen Theil, Erklärung des zweiten Buchs der Ilias (bis zum Schiffskatalog) las R. im Sommer 1841 zum erstenmale. Selbstverständlich wurde die Kritik und die Lehre Aristarchs ganz besonders ins Auge gefasst. Aber er gestand Lehrs (28. October 1841): „ich wüsste nicht, dass mir eine Interpretation jemals so viel zu schaffen gemacht hätte. Ich bin auch im Grunde so wenig fertig und zu einem Abschluss mit mir selbst dabei gekommen, dass ich diesen ersten Versuch eigentlich nur für einen Anlauf und eine Anregung für spätere

Fortsetzung ansehe. Ehrlich heraus damit, wenn ich mich auch Ihnen gegenüber blamire: ich bin mit Aristarch nicht auf's Reine gekommen. Auf der einen Seite Ihre schlagenden Beweisführungen und für das nicht ausdrücklich Besprochene Ihre Autorität: und für mich giebt es zwar einige sehr wenige eben so grosse, aber keine grössere Autorität in der Philologie. Anderseits die Gegenbedenken im Einzelnen und die Analogie des kritischen Verfahrens bei andern Texten, vermöge dessen wir uns über alle Zeugnisse und über alle subjectiven Entscheidungen der Alten selbst stellen, und mit umfassender Combination den Einheitspunkt für den Wechsel der Lesarten, oder hier passender die historische Grundlage zu gewinnen suchen, auf welcher der Gang der Textesgestaltung verständlich wird. Ich will nur beispielsweise an das φή = ὡς erinnern; Sie werden meine Zweifel besser verstehen als ich selbst. Hundertmal hätte ich Sie bei meiner Erklärung des 2ten Buchs der Ilias fragen mögen. Auch jetzt noch kann mich vielleicht ein Wink, eine Andeutung von Ihnen wunderbar vorwärts und zur Klarheit bringen."

Als nächstes Ziel der Homerkritik bezeichnet ein eigenhändiger Zettel aus den fünfziger Jahren, Aristarchs Text durch Combination wiederzugewinnen, gleichwie man bei andren Autoren darauf aus sei, zunächst die älteste factische Ueberlieferung zu finden. „Grade wie die beste Codex-Ueberlieferung die Präsumtion der Richtigkeit für sich hat und bei allen Adiaphoris oder Unentscheidbarem die Entscheidung giebt, so hier Aristarch." Das zweite Geschäft sei dann: „über ihn hinaus, aber nicht à la Buttmann." Aristarchs Charakter als Kritiker wird wiederum auf hinterlassenem Zettel so geschildert: „Conservativ, nicht wie Bentley und Zenodotus. Will diplomatische Grundlage, aber — wie er muss — auf dem Wege der ratiocinatio. Trägt sein allgemeines Sprachprincip der Analogie mit nichten in die Kritik hinüber, zum Gleichmachen aller Formen, sondern erkennt das Recht schwankender Ueberlieferung an, indem er diese auf das W e r d e n der homerischen Sprache zurückführt (in stillschweigender Anerkennung)."

Zu S. 35. Seminarbibliothek. Zwar beantragte R. am 15. August 1842 erstens eine ausserordentliche, einmalige Bewilligung einer angemessenen Summe, zweitens einen dauernden Zuschuss zur Beschaffung des nöthigsten Büchervorrathes, doch erfolgte darauf (2. April 1843) nur die Gewährung eines Extraordinariums von 100 Thlrn. Uebrigens blieb während der ganzen Amtsführung R.s das Seminar auf zufällige kleine Schenkungen einzelner Bücher und auf die paar Thaler angewiesen, welche von der etatsmässigen Summe für Seminarstipendien übrig blieben

und auf Copialien, Einbände und andre Nebenbedürfnisse grossentheils draufgingen.

Zu S. 40. So spricht sich z. B. ein Ministerialrescript vom 4. Februar 1846 (entworfen wie alle derartigen von Joh. Schulze) auf Anlass des letzten Seminarberichtes in folgender Weise aus: „Der Bericht giebt nicht nur ein erfreuliches Bild von der Thätigkeit und Tüchtigkeit, welche in dem verflossenen Jahre in dem Seminar geherrscht hat, sondern lässt auch in der sehr bestimmten und scharfen Charakteristik der einzelnen Mitglieder desselben erkennen, mit welcher hingebenden Treue die Vorsteher des Seminars ihren Beruf erfüllen, die einzelnen Mitglieder in ihrer ganzen Individualität erfassen und in der angemessensten Weise auf dieselben einzuwirken bemüht sind, worüber meine besondre Zufriedenheit auszusprechen mir eine angenehme Pflicht ist.“ An dem wegen Welckers Beurlaubung von R. allein redigirten Jahresbericht über 1851/2 rühmt der Ministerialerlass vom 4. Febr. 1853 „die ebenso scharfsinnige, von feiner Beobachtungsgabe zeugende, als geistreiche Charakteristik.“ Curatorialbericht vom 11. April 1861 (unterz. Beseler): „Was in dem Bericht“ (des Seminardirectoriums) „ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient, sind die Mittheilungen über die Persönlichkeit der einzelnen Seminaristen, über deren sittliche und intellectuelle Bedeutung, über deren natürlichen Beruf und wissenschaftliche Richtung. Man ersieht aus diesen Mittheilungen, dass die Dirigenten den täglichen näheren persönlichen Verkehr mit den Schülern in glücklichster Weise benutzen, um jeden Einzelnen unter Berücksichtigung seiner individuellen Eigenschaften wissenschaftlich zu fördern und ihm die seinem Genius angemessene Richtung für das Leben zu geben.“

Zu S. 52. R. an Welcker, Cassel 20. October 1841. „— — — Soll ich nun noch einmal zurückgehen in die philologische Jubelzeit? — — — Im Allgemeinen ist, glaube ich, die Sache so befriedigend ausgefallen, und zwar in allen Beziehungen, wie man es billiger Weise nur wünschen und erwarten konnte. Wenigstens lauten dahin alle Stimmen, die ich vernommen habe. Dass Allen Alles recht sei, ist in keinem menschlichen Verhältniss zu verlangen. Ich habe, mit so viel Freundlichkeit als ich vermochte, da wo es Noth zu thun schien, ein eisernes Scepter geführt, und so hat es denn an schönster Ordnung im Wesentlichen nirgend gefehlt. Theilnehmer waren da aus allen Regionen, wir haben, besonders bei den zahllosen Toasten, ein wahres γλώσσαις λαλεῖν aufgeführt, deutsch, französisch, holländisch, englisch, kölnisch (Kreuser), lateinisch, neugriechisch; auch

einen französischen Vortrag von Roisin gehabt. Aus Holland waren der unbeschreiblich liebenswürdige Geel, dann Janssen, Roorda, Roulez da, aus Ungarn Schedius. Die Namen der Engländer weiss ich nicht mehr; die Schweiz, Süd- und Nordamerika waren vertreten. Von den Vorträgen war einer über parallele Methode des Sprachunterrichts" (von Bartelmann) „deshalb der interessanteste, weil sich zweistündige Debatten daran knüpften, worin mit grosser Ordnung alle Richtungen sich beredt geltend machten. Haase aus Breslau hat, glaub ich, der Sache nach den Vogel abgeschossen, durch seine Vertheidigung der historischen Sprachforschung innerhalb des Gebietes der einzelnen Sprachen gegen den Schematismus des Frankfurter Becker; der Form nach wohl Thiersch, der, sonst oft blosse Worte machend, diessmal mit wahrhafter und leuchtender Beredsamkeit sprach. Soll ich aber ehrlich heraussagen, welchen Vortrag ich und mit mir andre, deren Sinn und Empfänglichkeit gerade nach solcher Seite hin stehen (was, wie Sie wissen, nicht von dem ganzen Tross der Philologen gesagt werden kann), für die Krone des Ganzen halten? Das ist Ihre herrliche Darlegung über Wesen und Bedeutung der Philologie. Ich kann nicht sagen, wie mich darin Satz für Satz, Schlag um Schlag getroffen hat. Diese Klarheit in der Uebersicht und Herrschaft über alle Seiten und Momente des Gegenstandes, diese Masshaltung und Unbefangenheit in der Würdigung jeder abweichenden Ansicht und Bestrebung, zugleich dieser Ihnen ganz vorzugsweise gelungene geschmeidige Fluss der Darstellung bei pikanten Schlaglichtern: ich bin mir ganz dürftig und ärmlich vorgekommen mit meiner schneidenden Systematisirung, mit der ich einst, von den Einflüssen der Hegelei berührt, der Philologie 'Einheit und Selbständigkeit' habe zuweisen wollen. Das nenne ich mir die rechte Vermittelung und aus der Beschauung der Sache selbst hervorspringende Ausgleichung von Gegensätzen, wie Sie sie gegeben haben, mit einer Reife und Gesundheit der Betrachtung, von der alle Jüngeren lernen können. Ich freue mich um meinet- und der philologischen Welt willen ausserordentlich auf den Druck."

Zu S. 65. R. an Lancizolle Pfingsten 1843. „— — Ueber Paris würde ich Dir dann auch erzählen sollen: denn Reiseberichte habe ich darüber leider nicht geschrieben. Mit dem Gesammtergebniss für mein Inneres wirst Du nicht zufrieden sein. Die Hauptsache ist mir jetzt, dass ich es nun hinter mir liegen, abgethan habe, dass mich keine Sehnsucht mehr beunruhigt. Im Ganzen genommen habe ich mich in Paris ennuyirt. Der Gegensatz des grossen, majestätisch-einfältigen, gigantisch-

ruinenhaften, Kunst-reichen, naturkräftigen, vom Flügelschlag des Genius der Weltgeschichte umsausten Rom zu diesem kleinen und kleinlichen, künstlichen und verkünstelten, modern bewegten, eiteln und gemachten Paris — diesen Gegensatz habe ich aus meiner Seele nie herausgekriegt. Vieles kam freilich dazu. Ich hatte — zwar Bekannte genug, aber keinen Freund, keinen Vertrauten. Vor Allem: in Rom war ich jung, frei wie der Vogel in der Luft, ohne Band und Sorgen, die ganze hoffnungsreiche Welt vor mir. Bei meinem sonst so lebhaft pulsirenden Reiseblute begriff ich's erst gar nicht, warum in den letzten Jahren keine Einzelreise mir einen wahrhaft wohlthätigen und nachhaltigen Eindruck hinterliess (abgesehen von Reisen, nicht in Länder und Städte, sondern zu angehörigen Menschen); auf der letzten ist mir's klar geworden, als mich Ungeduld und innere Hast, lange mir selbst unverständlich, von Scheveningen nach Amsterdam, von Leyden nach Antwerpen, durch das ganze herrliche Belgien und immer weiter wie die Bremsen-gestochene Io jagte: mit dem Einzelreisen ist's vorbei, wenn man eine Heimath am Familienheerde gefunden hat. Ich habe England, so nahe von hier, für immer aufgegeben; desgleichen Neapel, obwohl in den Herbstferien zu erreichen; ich denke höchstens noch an die hier gar zu nahe Schweiz, wenn einmal Gelegenheit und Gesellschaft sich bietet und Erfrischung allzunothwendig werden sollte; sonst will ich nur noch — aber dies so oft als möglich — nach Erfurt, Berlin, Halle, Stettin, Pforte und dergl. So merkwürdig ist mir das anders geworden. Aber einen mässigen Landbesitz haben, meinen Kohl selbst bauen, eine Stunde von der Universitätsstadt entfernt wohnen und nur täglich auf eine Stunde zum Lesen hinein müssen, tagtäglich mit Wald, Feld, Wiese und Garten im innigsten Umgang verkehren, ein Rudel frischer Kinder herumspringen haben und fleissig bilden und erziehen, Freunde gastlich aufnehmen, mit Litteratur und Studien ganz in der Stille nebenbei weitergehen, ohne Anspruch auf schriftstellerische Berufenheit, dagegen ab und zu als Deputirter auf den Landtag gehen —: das ungefähr wäre jetzt das Ideal meines Lebens, zu dessen Verwirklichung mir auch nichts Wesentliches fehlen möchte als 20 Tausend Thaler Vermögen, oder wenigstens die Hälfte. Wie gefällt Dir das? Du kennst mich wohl gar nicht wieder? Wirst aber an diesem Specimen ermessen, wie Recht ich hatte zu sagen, ich wüsste nicht Anfang noch Ende, nachdem wir uns über 4 Jahre nicht gesehen, um schriftlich mich wieder in den alten Rapport unmittelbaren Verständnisses mit Dir zu setzen. Kann Dir's anders denn als ein seltsamer Sprung erscheinen, wenn ich (doch nicht phantastischer, sondern besonnener geworden) meinen Glauben ausspreche, dass uns in kürzerer Zeit,

als Du wohl zugeben möchtest, eine unermessliche Umgestaltung aller unserer Zustände bevorsteht, dass ich mich berufen halte mitzugestalten, dass darauf hin unsre Kinder erzogen werden müssen u. s. w. u. s. w.?"

Zu S. 80. Das Diplom ist abgedruckt am Schluss (S. 15) der in nur 10 Exemplaren abgezogenen Fest-Ausgabe der Braunschen Schrift: 'Il Guidizio di Paride . . . dal Dott. Emilio Braun, Rittmeister' etc. — — — 'Strenna Nuziale al Prof. Federigo Ritschl e Sofia Guttentag nelle feste delle loro sponsalizie. Il 28 Agosto 1838. Parigi, dei tipi di Firmin Didot.'

Zu S. 97. R. an Dübner, Bonn 6. Mai 1850. „Mein theurer Freund! Ihre liebenswürdigen Zeilen vom Ende des vorigen Monats haben mich eben so erfreut wie unangenehm überrascht. Das Erstere, weil es meinem Freundesgemüthe in der That eine Wohlthat war, zu sehen, dass Sie mir immer noch das wohlwollende Andenken bewahren, auf das ich so grossen Werth lege, und nach so langer Pause überhaupt einmal wieder von Ihnen zu hören: woran ich denn die Hoffnung knüpfe, dass der wieder aufgenommene Faden brieflicher Verbindung nicht wieder auf so lange Zeit zerrissen werde. Das Andere: weil ich zu meinem Verdruss sehe, dass ein vor Monaten an Sie abgegangenes Schreiben gar nicht in Ihre Hände gekommen ist. Woraus die alte Lehre aufs Neue zu abstrahiren, dass man sich nicht auf sogenannte gute Gelegenheit bei Beförderung von Briefen verlassen soll, wie ich trotz mehrfacher übler Erfahrungen doch auch diesmal wieder gethan, indem ich einem über Paris nach Rom reisen wollenden Bekannten mein Schreiben mitgab.

Veranlasst war das verlorene oder vielmehr verluderte Schreiben durch dasselbe, was auch den Hauptinhalt des Ihrigen bildet: durch den geschwätzigen, und gegen die Collectio Didotiana doch so maulfaulen Dionysius. Noch näher: durch einen Brief des Herrn Didot aus den letzten Monaten des vorigen Jahres, worin sich eine so ungeduldige Mahnung aussprach, dass ich nicht grade behaupten möchte, ein Franzos könne nicht noch etwas complaisanter schreiben, wenn er wolle. Da ich selbst indess zu dem Französisch, was Sie an mir in Paris zu bewundern Gelegenheit hatten, nicht so viel zugelernt habe, um es in meiner Gewalt zu haben, complaisant oder auch nicht complaisant zu schreiben, so zog ich es vor, Sie um die Vermittelung zu bitten, um so mehr als die eigenthümliche Verwickelung von Ursachen und Wirkungen, die hier in Betracht kommen, an Herrn Didot wahrscheinlich einen weniger competenten und sach-

kundigen Beurtheiler findet als an Ihnen. Ich wiederhole hier die Hauptmomente in bündiger Kürze. Sie wissen, dass ich eine fatale Verpflichtung gegen einen Engländer habe, dem ich einen druckfertigen Text des Dionysius nebst kritischem Apparat und der lateinischen Uebersetzung des Lapus zu liefern über mich genommen. Besagter Engländer hatte auf seine Kosten Collationen des Chisianus und der Vaticani veranstalten lassen und mir zur Verfügung gestellt, ist auch vollkommen au fait um zu wissen, dass auf diesen Handschriften alle Möglichkeit und alles Verdienst einer neuen Textesconstitution beruht. Darauf nun gründet sich seine Weigerung mir zu erlauben, dass ich einen verbesserten Text irgendwo früher erscheinen lasse, ehe seine Ausgabe das Licht der Welt erblickt habe. Das Manuscript für diese seine, in England zu druckende Ausgabe ist seit ein paar Monaten druckfertig vollendet (obwohl ich zu meinem entsetzlichen Missvergnügen, da er stets sehr auf die Ablieferung der einzelnen Bücher drängte, keine Abschrift davon in meinen Händen behalten habe). Meinerseits wollte ich indess billiger Weise nun auch einen Riegel vorschieben, dass er mich nicht in infinitum hinhalten könne, durch Verzögerung seines Druckes. Daher glaubte ich ihm einen Präclusivtermin stellen zu dürfen und zu müssen, nach dessen Verstreichen ich mich nicht mehr an seine Genehmigung gebunden hielte. Da will ein besonderer Unstern, dass seine Vermögensverwaltung ihn gerade nach Massachusetts in den Vereinigten Staaten ruft, wo er liegende Güter hat: dergestalt, dass über einer Correspondenz zwischen mir und ihm nothwendig Monate verstreichen müssen. Zufolge einer Benachrichtigung, die ich von seinem Londoner Banquierhause Baring Brothers and Comp. erhalten habe, muss indess binnen wenigen Wochen entweder eine Antwort von ihm, oder wahrscheinlich er selbst wieder in patria eintreffen, und dann wird sich, wie ich bestimmt hoffe, die Sache unstreitig sehr bald zu einem schnellen und befriedigenden Abschlusse gestalten. Aber ohne alle Rücksprache und Einwilligung von ihm, förmlich hinter seinem Rücken, — das will mir doch, da ich seine Gründe bis zu einem gewissen Grade anerkennen muss, nicht billig und nicht ehrenhaft vorkommen. Voilà die Ursache, warum ich Herrn Didots Mahnung nicht durch augenblickliche Uebersendung des Manuscripts beantwortete, d. h. die eine Ursache. Denn die andere ist allerdings die von Ihnen, mein theurer Freund, vermuthete: die eine Menschenkraft reichlich in Anspruch nehmende Plautusarbeit, an die ich mit unlösbaren Contractsketten gefesselt bin. Indessen auch dafür soll Hülfe geschafft werden. Vorausgesetzt nämlich dass es Herr Didot nicht etwa vorzieht sich überhaupt einen anderen Bearbeiter des Dionysius zu wählen — wozu ich

ihm alles Recht zugestehen muss und wogegen ich meinerseits nichts einzuwenden haben könnte —, so würde ich mir für den Nothfall die Beihülfe eines sehr tüchtigen Gräcisten, den ich hier in Bonn habe, zulegen und mit ihm die Arbeit theilen. Das ist Dr. Bernays, jetzt Mitherausgeber des Rhein. Museums, von dem ich Ihnen eine werthvolle Abhandlung über Heraklit und Hippokrates zugehen lassen werde, die Ihnen die Ueberzeugung geben wird, wie bewandert der treffliche Mann in griechischer Prosa und wie gewandt er in glücklichem Emendiren ist. — Um nun endlich die Summa zu ziehen von allem Gesagten, so will ich Ihnen ehrlich gestehen, dass ich nicht glaube vor Ostern 1851 das Manuscript druckfertig einsenden zu können, oder — wenn die Sache in Folge der von Ihrer Seite gütigst in Aussicht gestellten Erleichterung schneller gehen sollte als ich fürchte — doch nicht vor Ablauf dieses Jahres. Bedenken Sie nur, Theuerster, was es heisst, diesen Sommer eine fünfstündige Vorlesung über Homer zu halten und dazu alle die hundertfach sich durchkreuzenden Forschungen, Ergebnisse der neueren und neuesten Kritik über Aechtheit, Ursprung, Zusammensetzung der Gedichte zu verarbeiten. Noch Eins aber. Vielleicht nehme ich doch für eine Didotsche Ausgabe den Massstab zu hoch und spanne die Forderungen zu einem ungebührlichen Grade: und da könnte ein beruhigendes Wort von Ihnen mir möglicherweise sehr förderlich werden. Der Text ist nämlich, wie mir immer mehr aufgegangen ist, in viel höherem Grade corrumpirt, als man bei einmaligem Durchlesen so leicht gewahr wird. Auch die besten Handschriften aber geben nur für einen Theil der Verderbnisse Hülfe; ein vielleicht eben so grosser Theil der Wunden bleibt ungeheilt. Von diesen wiederum werden sich manche durch kleine und unscheinbare Veränderungen wegschaffen lassen: aber die tiefgehenden, wo aller Grund unter den Füssen schwankt, was soll man da anfangen? Alles stehen lassen und nichts andeuten? Lückenzeichen machen, wo eben so gut ganz andre Arten des Verderbnisses verborgen sein können? Ich weiss mir da für eine Ausgabe ohne Noten den rechten Weg schwer zu finden. Helfen Sie mir dazu.

Nun noch ein Wort vom Plautus, von dem allerdings schon der 1ste Band, enthaltend Prolegomena p. I — CCCXVII, Trinummum, Militem, Bacchides, seit vorigem Jahre fertig ist, vom zweiten so eben der Stichus erschienen, Pseudulus im Druck ist. Unter den unglücklichen Conjuncturen des April 1848 schloss ich mit dem Verleger ab, der sothane Zeitumstände bestens zu seinem Vortheils auszubeuten wusste. Davon war auch dies eine Folge, dass mir sehr wenige Exemplare zu Geschenken an Freunde vergönnt waren. Eine kleine Modification habe ich

darin vom Anfang des zweiten Bandes an durchgesetzt, und dies soll Ihnen, mein Theuerster, dergestalt zu Gute kommen, dass Sie von jetzt ab regelmässig darauf rechnen können, Stück für Stück als δόσιν ὀλίγην τε φίλην τε von mir zu erhalten. Geben Sie mir nur gefälligst den Weg an, auf dem die Sendungen zugleich schnell, sicher und mit möglichst wenig Kosten in Ihre Hände gelangen; dann soll sogleich der Stichus nebst dem Bernaysianum an Sie abgehen. Ausserdem aber werde ich es mir auf das Allerernstlichste angelegen sein lassen, Ihnen auch den ganzen ersten Band noch zu verschaffen und verzweifle nicht an dem Gelingen. Dafür müssen Sie mir aber auch einige Dutzend wunderschöne Conjecturen mittheilen über die Stellen, an denen ich nichts herausgebracht habe oder etwas Falsches. Denn es sind schreckliche cruces criticorum im Plautus auf allen Seiten, wie Sie selbst nur zu gut wissen. Genug und übergenug des Geschwätzes für heute. Lassen Sie recht bald wieder von sich hören Ihren sehr treu ergebenen F. Ritschl."

Zu S. 98 (vgl. 412). Ein Blatt (spätestens vom Winter 1837/8) enthält folgende Liste projectirter Abhandlungen: „1. Ueber die Didascalie des Stichus, und Plautus' Nachahmung des Menander: Ostern 1838. 2. Ueber die Terenzischen Didascalien. 3. Ueber die Anordnung der Mostellaria: Mich. 1838. 4. Ueber die Personenvertheilung bei Aufführung der Terenzischen (Plaut.) Stücke. 5. Ueber die metrischen argumenta, — scenae suppositae. 6. De prologis Plautinis. 7. De interpolationibus. 8. De vita Plauti (Asinii): 3. Aug. 1839 (Victores). 9. De Bacchidibus II: 3. Aug. 1838. 10. Ueber die Varronischen 21 Stücke." Die Nummern 9 (nebst dem ersten Theile) 3. 1. 2. 4. 5., und der Brief an Hermann sollten als „Beiträge zur römischen Komödie" zusammen herausgegeben werden. Die Rückseite desselben Blattes zeigt den erweiterten Titel: „Meletemata Plautina — Plautinische Untersuchungen von F. R. Erste Reihe." Für eine zweite Reihe waren bestimmt Aufsätze über Querolus (selbst mit Text), über Amphitruo Vidularia Aulularia Cistellaria, ferner „grammatisches Fragment über Plautus" (vermuthlich das Glossar), „Ausführung des Briefs an Hermann über den Palimpsest, Wiederholung des Aufsatzes über Kritik des Plautus".

„Aehnlicher Weise ist später herauszugeben:

Quaestiones miscellaneae. (Meletemata miscellanea. Vermischte philologische Abhandlungen, Beiträge zur classischen Litteraturgeschichte), darin: schedae criticae — Marsyas — Homerisches scholion Plautinum — Agathon mit deutscher Fortsetzung und Vollendung — Aristo Chius — Zeuxis — Batrachomyomachia." (Vgl. I 339 f.)

In einem andren, gleichfalls noch Breslauer Plan erscheint bereits der Titel 'Parergon' (Correctur für 'Meletematum') 'Plautinorum Dyas prima.' — „Plautinische Studien von Friedrich Ritschl. Erstes Heft. Gewidmet Meier. M. H. E. MEIERO PROFESSORI HALENSI DE SE BENEMERENTISSIMO. Inhalt: „1. De Mostellariae scenis praepostere collocatis (perperam disiectis). 2. Die Plautinischen und Terenzischen Didascalien. Nach Ostern." „Zweites Heft. 3. De Plauti Bacchidibus disputatio. 4. Ueber die Rollenvertheilung in den Plautinischen und Terenzischen Stücken. Nach 3. August. Gewidmet dem Onkel." „Drittes Heft. 5. Fragmentum grammaticum ad Plautum spectans. 6. Textesgeschichte der Plautinischen Komödien. (Von Varro an u. s. w. Prologi, Scenae suppositae, Argumenta, Interpolationes, z. B. Stichus; vollständige Mittheilungen über den Palimpsest; aus dem Aufsatz über die Kritik des Pl. nur das Wesentliche und das der Modification Bedürftige wieder aufzunehmen. [Brief an Hermann. Rec. Weise's.] Nach Michaelis. Gew. Niemeyer." „Viertes Heft. 7. Einer der zu Nr. 6 bemerkten kleineren Gegenstände [lateinisch (oder] deutsch). 8. Ueber den Querulus [deutsch (oder] lat.). Gew. Niese Guttentag Stenzler Graffunder Lanci." „Fünftes Heft. 9. wie 7. 10. De Amphitruone. 11. De Aulularia. 12. De Vidularia. 13. De Cistellaria. — Varro's 21 Comoediae." „Sechstes Heft. 14. Fragmenta Plautina."

Auf demselben Blatt modificirter Plan des zweiten Unternehmens: „Saturae philologicae lanx prima. Philologische Miscellen von F. R. Erste Reihe. Lateinisch: 1. Schedae criticae. 2. Marsyas. 3. Scholion Homericum. 4. Agathon. Deutsch: 5. Agathonica. 6. Olympos. 7. Onomacritus (umgearbeitet). 8. Begriff der Ode, antiker. 9. Aristo Chius und Ceus. 10. Zeuxis. 11. Batrachomyomachie. 12. Reisigs Biographie. 13. Philologie. 14. Geschichtliche Entwicklung der griechischen Metrik. 15. Vasenbild."

In den ersten Jahren der Bonner Zeit immer neue Gruppirungen und wachsender Stoff. So war für 1842 ein erster, für 1845 etwa ein zweiter Band der Satura philologica bestimmt, dieser ausschliesslich mit Plautinisch-Terenzischem, jener mit gemischtem Inhalt, darunter als fertig bezeichnet u. A. Aristarch [Juba].

Einer englischen Zeitschrift (Museum Academicum), für die er von Schmitz in Liverpool (18. März 1842) geworben war, dachte er eine Abhandlung 'de interpolationibus Plautinis' zu, Prutz eine „ästhetisch-kritische Charakteristik des Plautus".

Zu S. 137. Am Schluss der opuscula, V 695 ff. findet sich eine Reihe lateinischer Gratulationen und Dedicationen: für

Königsberg (1844 S. 699), Jena (1858 S. 702), Berlin (1860 S. 703); für Boeckh (1857 S. 707), Thiersch (1858 S. 708), Welcker (1859 S. 709); für den Grafen Orti (1838 S. 756), für Laureani (1846 S. 760). R. hatte solche Freude an kleinen Kabinetstücken seines Lapidarstils, dass er, als er nicht mehr officiell als os academicum zu fungiren hatte, von Leipzig aus auf eigne Hand manchem seiner Collegen und Freunde bei passender Gelegenheit ein Diplom dieser Art zustellte, z. B. Bernhardy (1872 S. 711), Lehrs (1873 S. 711). Auch Relegationspatente (S. 713 f.), ein akademisches Abgangszeugniss für den preussichen Kronprinzen (1852 S. 698), Anschläge bei Thronwechseln (1840. 1861. 1875. S. 695. 696. 699), zu Fichte's hundertjährigem Geburtstag (1862 S. 712) finden sich dort.

Zu S. 145. An den Universitätscurator v. Rehfues. „Ew. Hochwohlgeboren geneigter Aufforderung zufolge beehre ich mich in Betreff der von mir im verflossenen Semester angestellten conversatorischen Uebungen gehorsamst zu berichten, dass dieselben hauptsächlich in den eben so regelmässigen als mannigfaltigen Uebungen des philologischen Seminars bestanden, über welche in dem üblichen Jahresberichte das Nähere angegeben zu werden pflegt. Daneben habe ich nach einer schon seit Jahren festgehaltenen Gewohnheit alle diejenigen jungen Philologen, mit denen ich ein näheres persönliches Verhältniss entweder schon habe oder anzuknüpfen wünsche, in verschiedenen Partien an einzelnen Abenden in meinem Hause versammelt und mit ihnen in freier Form wissenschaftliche Unterhaltungen gepflogen, von deren Kreise nichts ausgeschlossen war, was mit der philologischen Litteratur oder den philologischen Bedürfnissen meiner jungen Freunde in irgend einem Zusammenhange stand. Bonn, 5. Dec. 1846. Professor Ritschl."

Zu S. 164. R. an Lehrs, ohne Datum. „Theuerster Freund, Diessmal danke ich Ihnen, sehr wider Gewohnheit bei Ihren Gaben, mit einer χάριϲ ἄχαριϲ, indem ich Ihr schönes Buch nur erst so weit angelesen habe, um mir dieses Epitheton erlauben zu dürfen. Den Grund sehen Sie in der beifolgenden sehr unphilologischen Elaboration, in der Sie freilich das Materielle als das Product von 9 sehr ungleichartigen Köpfen ansehen müssen, gegen deren manchen manches Vernünftige nicht durchzusetzen war. So wird Ihnen der § 24 Spass machen, in dem wir gewiss, wenn es ein alter Autor wäre, das 'also' emendiren würden. Am Ende ist das aber alles nur Strümpfestopferei, wenn die Wartburger Constituante mit einer herzhaften Operation das

ganze Bein abnimmt. Mich wundert nur das weitläufige Formuliren, da sie's ja doch so viel einfacher hätten zu sagen, die Studenten sollen künftig Professoren und die Professoren Studenten sein. Und ganz *ad hoc exemplum* sollten's die Extraordinarien und Privatdocenten gegenüber den Ordinarien machen. Denn nach dem, was sie hier verlangen, ist künftig ein Extr. zu definiren als ein Ordinarius, der von der Noth, Rector zu werden, befreit ist. — Was ich aber noch zu sagen habe, ist der Wunsch, dass Sie das Scriptum in die rechten Hände bringen wollen, wo es vielleicht zu seinem und zu einem kleinen Theile mit zum Guten, zur Herbeiführung eines Einverständnisses, *si modo,* mitwirke. In treuester Gesinnung Ihr F. R. Namentlich lassen Sie es doch auch Rosenkranz lesen, den ich sehr grüsse."

Zu S. 168. R. an Stenzler, Bonn 8. Mai 1849. „Lieber alter Freund, Mit *si vales, bene est: ego valeo* kann man jetzt nicht anfangen, wo das allgemeine Chaos vor der Thür steht und man nicht weiss, was in den nächsten 4 Wochen, die meines Erachtens die inhaltschwersten seit den Märztagen für Deutschland sein werden, aus einem geworden ist. Dennoch muss man den Kopf über Wasser halten, so lange es geht und unter Andrem sich nicht irre machen lassen Plautum zu ediren, so lange der Verleger drucken lassen will, was glücklicher Weise annoch der Fall ist. Dazu ist aber die Juntina, in die der ehemalige *servus litterarius* (dessen Namen ich wahrlich vergessen habe) mit Unterholzners Bewilligung eine Collation an den Rand geschrieben hat, unentbehrlich. Gleichwohl bin ich unter dem 16. April um ihre Restituirung von der Königlichen und Universitäts-Bibliothek gemahnt worden, und zwar mit unterstrichenem bald. Ist das absolut nöthig, oder gelänge es vielleicht Deiner freundschaftlichen Vermittelung, mir einen geneigten Ausstand von noch ein paar Jahren zu erwirken? Soll ich an den Machthaber Elvenich direct schreiben? soll ich die Genehmigung des hohen Ministerii erbitten? soll ich das Buch einmal zur Ansicht schicken, zum Beweis, dass es noch am Leben ist, aber mit der Anwartschaft auf Wiedererhaltung? Ich werde der folgsame Vollstrecker Deiner Winke sein. Wie oft gehen mir alte Bilder vor der Seele vorüber, wenn ich jetzt tagtäglich die Collationen vor Augen habe, die wir in — ach wie lange nun schon hinter uns liegenden Zeiten zusammen gemacht haben! Stenzler, Stenzler, was wird man ein alter Knabe, und was war das für eine rosige Jugendzeit! Stille, Liebchen, mein Herz!

G c e d | d d g g f e etc. etc. etc.

Können wir denn gar nicht wieder zusammen kommen? Es wird mir so warm ums Herz, dass ich einen resoluten Punkt und Gedankenstrich machen muss. — Grüsse mir Deine liebe Nachtigall schönstens und bleibe auch im Nachtgewölk der Zukunft treu Deinem F. R.“

Zu S. 169. R. an Hildebrand, Bonn 16. Juni 1849. „Jeden Tag, geliebter Bruder, habe ich Dir schreiben wollen: fast jeden Tag änderten sich die Constellationen, und morgen machte immer wieder unwahr, was gestern wahr war. Was soll man auf ein paar Briefseiten sagen von der Fülle der Gedanken und Empfindungen, die einem in dieser zukunftschwangeren Gegenwart Herz und Sinn bedrängen und betäuben! Wo soll in specie ich anfangen, wo aufhören, um Dir über Dich und Dein Thun alles auszusprechen, wozu es mich drängt, zumal da Alles auf ein Gewebe von Für und Wider hinauskommt, worin den leitenden Faden schliesslich doch kein anderer finden kann und zu wählen das Recht hat als Du selbst. Mir wird der Glaube an Mission und Vocation, an Prädestination im vernünftigsten Sinne des Wortes, immer fester. Wer die Stimme unzweideutig vernimmt, der muss folgen. Welche Geltung, welches mehr oder weniger gebieterische Gewicht ihr zukomme, dafür hat den einzigen Massstab der Einzelne in der eigenen Brust. Zureden, anmahnen, abrathen sind meist verkehrte und meist unnütze Dinge. Die Sache ist gross genug, der Du Dich zum Opfer zu weihen entschlossen bist. Das kann ich nicht anders als ehren und bewundern und aus Deiner Seele heraus gutheissen, wenn es auch daneben einen anderen Standpunkt gibt, von dem ich verlange dass zugegeben werde, er sei darum kein unehrenhafter, weil sein Gegentheil ehrenhaft ist. Die Opfer werdet Ihr: Du verhehlst es Dir selbst nicht. Mögest Du nur darüber mehr Gewissheit in Dir haben als ich, dass es kein wirkungsloses Opfer sei, oder dass wenigstens die Wirkung in einigem Verhältniss zu der Grösse des Opfers für den Einzelnen stehe. Ihr verrechnet Euch, fürchte ich, immer und immer wieder über die Sympathien des Volks, über seine Ausharrungsfähigkeit, über die Intensivität seiner Wünsche und Strebungen. Schliesslich, gib Acht, werdet Ihr doch im Stich gelassen. Das Bedürfniss der 'Ruhe und Ordnung' ist zu gross: die Genügsamkeit mit einem relativen Gewinne lässt — ich gebe zu, mehr aus Schlaffheit als aus Weisheit — zu leicht verzichten, wenigstens vorläufig und für den Augenblick verzichten auf das Erringen der höchsten Güter, worauf Ihr es mit Eurer ganzen Thätigkeit angelegt habt. Besser als vor dem März 1848 wird es auch mit dem jetzt Erreichten auf jeden Fall schon; gar viele sagen sich, dass

unter gegebenen Umständen der passive stille Widerstand weiter führt als der gewaltthätig active; die Weltgeschichte geht vorwärts, aber macht kleine Schritte; verloren ist darum doch nichts, was lebenskräftig gesäet ist, wenn es auch nicht gleich morgen zum Baume wird. Aus freiem Willen kommt von oben, von den Fürsten, freilich ganz gewiss nichts Gutes und Vorwärtsbringendes; alles was sie, zum Theil wohl aufrichtig, wenn auch nothgedrungen aufrichtig und ehrlich, gegeben haben und etwa noch geben, ist reines Product ihrer Furcht: und diesen Factor und Hebel des Besserwerdens geschaffen zu haben, ist das unsterbliche Verdienst der Linken. Aber die Rolle wird sehr undankbar, wenn die Tragkraft über das Ziel hinausschiesst. Eure ersten rigoristischen und terroristischen Beschlüsse in Stuttgart sind — meinetwegen berechtigt so sehr Du willst — aber nicht weise berechnet, wie es scheint. Der Erfolg wird richten. Dass Du jetzt nicht zurückkannst, selbst wenn Du wolltest (was ich keineswegs annehme), begreife ich: das ist Ehrenpunkt. Aber ich wollte es fände sich ein honetter Ausweg für Euch alle und für Dich namentlich, um eines rühmlichen Todes zu verbleichen und die Kräfte, die jetzt wahrscheinlich ohne augenblickliche Wirkung vergeudet werden, dem fernern Kampfe zu erhalten, der Deutschland, so Gott will, vorbehalten ist und eben so langsam zu einem eben so glorreichen Ziele führen möge wie seiner Zeit in England. Du aber insbesondre erhalte Dich doch, wenn es irgend mit Ehren geht, Deiner Wissenschaft, von der ich sehr wünschte sie liesse einen Ruf an Dich ergehen, der Dir eben so gebieterisch erschiene wie der praktische, dem Du jetzt gefolgt bist. Lass jedenfalls bald und öfter von Dir hören, wenn auch kurz .... Unter allen Umständen beschwöre ich Dich, mache keine Gemeinschaft mit der Badenser Revolution, die nicht nur unter den Fanatikern der Ruhe, sondern auch unter den honett und tapfer gesinnten in Deutschland nicht die allergeringste Sympathie hat. In der aufregenden Nähe täuscht man sich vielleicht darüber leichter. Wie es komme, treulichst Dein Bruder F. R."

Zu S. 182. R. an K. Fr. Hermann (nicht abgesendet und nicht vollendet). „Hochgeehrter Herr und Freund, Meinem Danke für die schöne Sammlung Ihrer zerstreuten Aufsätze kann ich anliegend die erste Fortsetzung des Plautus beifügen, wenn sie Ihnen auch nicht das ungetrübte Vergnügen bereiten wird wie mir Ihre Gabe. Vielleicht lesen Sie dennoch den Miles gloriosus mit noch etwas mehr Vortheil in meiner Ausgabe als in denen der Herren Lindemann und Weise, trotzdem dass Sie in

ihr so sehr viel weniger von den kleinen Ungethümen, Hiatus genannt, finden, für die Sie zu meiner Verwunderung eine mit Herrn Gepperts beredten Apologien eben so warm sympathisirende als gegen Ihre gewohnte Vorurtheilslosigkeit stark abstechende Vorliebe hegen. Sie legen es mir so angelegentlich ans Herz, mich in diesem Punkte zu bessern, dass ich wirklich schon Ihnen zu Gefallen mich gern zu einer Umkehr verstände: aber Sie wissen selbst, *amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas.* Ich finde, aufrichtig gesprochen, nur zwei Fälle möglich: entweder ich bekehre Sie, oder wir bekehren gegenseitig keiner den andern, so wenig wie beispielsweise, in andern Sphären, Dahlmann und Leo, oder Baur und Hengstenberg einander bekehren werden; — ich, das fühle ich nur allzubestimmt, bin von Ihnen so wenig zu bekehren, wie etwa Sie von Ross in Halle, oder um auf möglichst verwandtes Gebiet zu kommen, Bentley von Burmann: wobei es keiner Verwahrung bedarf, dass ich Bentley ungefähr gleich hoch über mir als Burmann unter Ihnen sehe. Drängt Sie Ihr Gewissen durchaus, mich und meine Ueberzeugungsgenossen (ich denke z. B. an Bergk, Fleckeisen, Haupt und verschiedene andere) 'unter die Interpolatoren des Plautus zu zählen, statt unter die Emendatoren', wie Sie sagen oder vielmehr prognosticirend die richtende Nachwelt sagen lassen, so müssen wir uns das eben gefallen lassen und uns unter anderm mit Bentley's und G. Hermann's Gesellschaft zu trösten suchen; werden aber, da wir doch unsere Sache reiflich überlegt haben, nicht umhin können Sie, ebenfalls nach unserm Gewissen, zu den Fortpflanzern der buchstabengläubigen Unkritik zu zählen, durch deren Verdienst Plautus bisher im Argen liegen geblieben. Indessen eben weil Sie doch in der That dadurch in allzugrossen Widerspruch mit Ihrem eigensten Wesen gerathen würden, gestehe ich die Hoffnung ganz und gar nicht aufzugeben, Sie noch auf unserer Seite zu sehen. Vielleicht berechtigt mich dazu ein kleiner Vorsprung, den ich habe, indem ich schon aus einem weitern Stadium auf ein früheres, überwundenes zurücksehe. Ich kann mir nämlich noch recht lebhaft vergegenwärtigen, wie ich, als ich mich ungefähr eben so viel mit Plautus beschäftigt hatte wie Sie jetzt, ziemlich gleiche Gedanken mit Ihnen hegte; es müssen wohl die bei der ersten Betrachtung sich unmassgeblich zunächst aufdrängenden sein. Eben so natürlich ist es ja aber wohl auch, dass man, wenn man zehn oder funfzehn Jahre immer wieder und immer nur in diesen Dingen herumwühlt, zu δευτέραις φροντίσι gelangt, die zugleich σοφώτεραι sind. Die Schule der Erfahrung, die man selbst gegangen, pflegt viel Sicherheit zu geben. Freilich Sie sagen unter anderm, Sie hätten 'zu Ihrem Schrecken gesehen, dass ich, um den Hiatus

zu vermeiden, einer solchen Anzahl selbsterfundener Flickwörter bedürfe, wie Sie sie weder dem eleganten Dichter selbst zutrauen, noch so constante Auslassungen nach aller sonst bekannten Sitte alter Abschreiber für möglich halten können.' Das erstere, dass Sie meine Flickerei, auch ohne in die Noten zu sehen, gleich im Texte als neues Machwerk erkennen, ist mir zwar gar nicht schmeichelhaft zu hören; allein so beweisend es auch, wenn Sie es bewiesen, für meine Ungeschicklichkeit wäre, was bewiese es denn für den Dichter, als dass der geschickter gewesen und zur Vermeidung des Hiatus (oder vielmehr während seines steten Vermeidens) Besseres gesetzt als ich hätte nacherfinden können? Was aber das arithmetische Verhältniss betrifft, so sind Sie unstreitig schon im Allgemeinen allzuempfindlich für den guten Ruf der Abschreiber, wofür ich Ihnen die schlagendsten Belege gewiss nicht erst ins Gedächtniss zu rufen brauche; im Besondern aber muss ich bezweifeln, dass Sie, wie ich, wirklich nachgezählt haben, in welchem Verhältniss die Zahl der wegen des Hiatus anzunehmenden (oder wie ich zu sagen vorziehe, der durch den Hiatus verrathenen) Auslassungen zu der Zahl derjenigen steht, die entweder durch urkundliches Zeugniss, oder durch die einleuchtendsten Sinn- und Gedankenlücken, oder durch die offenbarsten Sprachfehler, oder endlich durch ganz unleugbare Unvollständigkeit des Metrums über allen Zweifel erhaben sind. Sie würden dann eine sehr beruhigende Proportion gefunden haben. Doch diess steht ja, wie mir rechtzeitig einfällt, alles schon in den Prolegomenen. Ich sehe wohl, Sie schrieben unter dem ersten Eindruck der nur erst vorläufig durchflogenen Prolegomena, und übersahen zufällig gerade die zusammenhängenden Entwickelungen, in denen ich noch jetzt nicht umhin kann (abgesehen von Einzelheiten) eine in aller Kürze ausreichende Rechtfertigung des eingehaltenen Verfahrens zu erblicken: denn eine erschöpfende Begründung und vollständige Ausführung habe ich mir ja selbst wiederholt vorbehalten. Sonst sprächen Sie wohl nicht so zu mir, als hätten Sie den radicalsten und fanatischsten Verfolger aller und jeder Hiaten vor sich, als hätte ich selbst Unterschiede, die Sie verlangen, gar nicht gemacht, und nicht vielmehr auf das Bestimmteste Klassen des gestatteten und des nicht gestatteten Hiatus festgestellt und auseinandergehalten. Was Ihnen dagegen von nicht erlaubten Klassen des Hiatus noch übrig bleiben möchte, wäre ich verlangend zu wissen. Sie wünschen, dass ich 'von den Gesetzen des sprachlichen und logischen Accents ausgehend, für alle Fälle, wo diese einen Hiatus empfehlen, ihn als gerechtfertigt präsumirt und danach die Gesetze des Hiatus selbst construirt hätte'; Sie 'bezweifeln nicht, dass sich eben so be-

friedigende, wie für die Licenzen in der Position, ergeben haben würden.' Ich erlaube mir diess sehr stark zu bezweifeln, und zwar darum, weil ich diesen Dingen lange genug auf allen Seiten nachgegangen bin, um einigermassen die möglichen Wege und Standpunkte zu übersehen, die einen reinen Einblick in ihre wahre Natur und gegenseitige Lage verstatten. Ich muss mir aber noch mehr erlauben: nämlich die Methode falsch zu finden, die Sie mir empfehlen. Sehr resolut ist allerdings das Verfahren, das eine Princip als plenipotent an die Spitze zu stellen, und ihm nun das andere ohne Weiteres unterzujochen, mag es biegen oder brechen. Wie nun, wenn einer, die Sache als individuelle Geschmackssache behandelnd, gerade den umgekehrten Weg einschlüge, das von Ihnen geopferte auf den Thron setzte und Ihr begünstigtes ihm zu Füssen legte? Das eine wäre unstreitig so richtig wie das andere, d. h. beides eine *petitio principii.* Von vorn herein steht nichts fest als eine allgemeine Berechtigung beider Principe: sowohl einer irgendwie näher begrenzten Herrschaft des Accents, als des Ausschlusses des Hiatus aus metrischer Rede. Jenes lehrt uns die Vergleichung dieser Dichter mit sich selbst, dieses die Vergleichung [dieser] mit sich selbst und mit der gesammten lateinischen, ja überhaupt antiken Poesie. Zuerst ist nun jedes von beiden in seinem eigenen Wesen, nach innern Gründen und nach Analogien, zu erkennen; dann kömmt die Ermittelung der Zugeständnisse hinzu, die nicht blos das eine Princip dem andern zu machen hat, sondern die sich zwei Principe hier wie überall gegenseitig zu machen haben, wenn sie sich in eine Herrschaft, auf welche beide einen angebornen Anspruch haben, theilen und darum vertragen sollen. So bin ich zu Werke gegangen, um, wie ich allerdings gethan, nur auf meine Weise, 'Gesetze des Hiatus zu construiren.' Aber ich bin noch weiter gegangen im Conciliiren und Pacificiren, sowie Sie noch weiter gehen in der willkürlichen Nichtachtung wohlbegründeter Rechte. Zwar deuten Sie nur durch ein paar Beispiele an, welche Art von Versmessung Ihnen besser gefallen haben würde als die meinige; aber die Proben genügen schon um erkennen zu lassen, wie schonungslos Sie es auf die Vernichtung noch eines dritten Princips abgesehen haben, welches nach meiner Auffassung mit den obigen beiden eine unauflösliche Einheit bildet: das der Quantität. Dieselbe Betrachtungsweise muss auch hier wiederkehren, hat auch dieses Princip zunächst innerhalb seiner eigenen Grenzen auszumessen und zu fixiren, dann die Beschränkungen und Accommodationen ins Auge zu fassen, die es von den beiden andern und diese von ihm zu fordern haben. Wiewohl damit die Zahl der Factoren noch nicht einmal erschöpft ist, die solchergestalt in inniger

Durchdringung und zusammenschmelzender Zusammenwirkung ein so lebendiges Gewebe bilden wie Muskeln, Nerven, Sehnen und Adern, die sich ja ebenfalls alle gegenseitig bedingen und bestimmen, im leiblichen Organismus. Freilich wächst mit der Zahl der Factoren die Schwierigkeit der Erkenntniss solcher Wechselwirkungen, die Forderung feiner und geduldiger Beobachtung, und eines reinen Blicks, der unbefangen ablauscht, statt in hastiger Selbsttäuschung hineinträgt: denn auf den ersten Anlauf geben sich diese Dinge nicht. Dieses mein Bestreben nun, ohne Noth und ohne ratio den Rechten der Quantität eben so wenig zu vergeben wie denen des Accents und der rhythmisch-gebundenen d. i. hiatusfreien Rede, nennen Sie mit auffallender Einseitigkeit des Urtheils 'metrischen Rigorismus', nicht erwägend dass man, selbst *ceteris paribus* (was sie nicht sind), Ihnen gerade ebenso gut accentischen Rigorismus vorwerfen könnte. — — —

Nichts habe ich gemeint mehr einschärfen zu müssen, als eben das Trügerische der Uebertragung anscheinender Analogien auf Aehnliches, aber dennoch Ungleiches; nichts hat der reinen Erkenntniss der Thatsachen mehr geschadet als bequemes Vorurtheil, das scharfe Grenzbestimmungen zu suchen schläfrig versäumte.

Einen allgemeinen Grundsatz, in das Gewand eines wohlmeinenden Wunsches gekleidet, empfehlen Sie mir schliesslich, dem ich zu meinem Bedauern nur einen sehr untergeordneten praktischen Werth einräumen kann. 'Nur solche Emendationen wünschten Sie von mir vermieden zu sehen, durch welche der Entscheidung rhythmischer Controversen selbst etwas präjudicirt wird' und 'Lesarten zu praktischer Autorität erhoben werden, deren Nothwendigkeit auf blosser Theorie beruht.' Das liesse sich hören, unter Einer Voraussetzung: genügen Sie dieser, und Sie sollen einen willfährigen Befolger Ihrer Rathschläge an mir haben. Beantworten Sie mir gefälligst die Frage: wo hört die Theorie auf, wo fängt die — ausgemachte Wahrheit an? denn dieses muss ja wohl der Gegensatz in Ihrem Sinne sein. Mir scheinen auf einem Gebiete, auf dem, so viel ich sehen kann, nicht viel weniger als alles problematisch und controvers ist, diese Grenzen so in einander überzulaufen, dass der Gegensatz in sich selbst zusammenfällt. Die Consequenz Ihres Grundsatzes würde zu nichts anderm führen als zu einem buchstäblichen Abdruck des besten Codex, im besten Falle zu einem mit tausend Kreuzen und Sternchen und Diplen gespickten, kläglich zu lesenden Texte. Oder werden Sie sagen, die Uebereinstimmung der Einsichtigen und Verständigen gebe doch annäherungsweise eine leidliche Grenzscheidung? Aber

wie misslich auch dieser Massstab ist, zeigt Ihr eigenes Beispiel. — — —

Also, um auf Ihre Scheidung von Theorie und Wahrheit zurückzukommen: da es bei der Unvollkommenheit der menschlichen Dinge an absoluten Kriterien der Wahrheit gebricht, so wird wohl auch der Kritiker seiner Pflicht genügen, wenn er, was er in seinem Gewissen für wahr hält, als solches behandelt und ihm praktische Folge gibt, wie ich z. B., wenn ich die vielen Hiaten nicht im Texte dulde, die ich durch fleissige, besonnene und redliche Ueberlegung als unplautinisch erkannt habe. Denn wenn fragliche Punkte nicht könnten durch methodische Forschung und probable ratiocinatio eben aus dem Stadium der 'Controverse' herausgebracht und zu Ergebnissen erhoben werden, so kämen wir ja überhaupt nicht vorwärts in der Wissenschaft: und wenn solchen Ergebnissen keine praktische Anwendung gegeben würde, so läsen wir die alten Autoren noch heute in der Textesgestalt des 15ten und 16ten Jahrhunderts. — — —

Ich habe mit solcher Ausführlichkeit geschrieben, weil ich hier in Ems Zeit und Musse habe, und mit solcher Unumwundenheit, weil es mir wirklich in Ihrem, in meinem und im wissenschaftlichen Interesse eine ernstliche Genugthuung wäre, dass ein Mann wie Sie nicht auf einem Standpunkte verharrte, der in Ihrer ganzen sonstigen Stellung zur Wissenschaft ein völlig exceptioneller wäre. —“

Zu S. 182. Lachmann an R. „Berlin, Markgrafenstrasse 65, 1. Dec. 1850. Mein verehrter Freund. Während mein Lucrez sich auf dem Wege zu Ihnen befindet, muss ich doch suchen ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Während meiner Arbeit sind drei Stücke von Ihrem grossen Werke bei mir angekommen. Dass ich höchlich erfreut darüber bin und den ungeheuren Fortschritt bewundernd anerkenne, wie ich überall an vielem Einzelnen mein besonderes Vergnügen habe, das versteht sich wohl von selbst. Ich habe aber, was unrecht ist, meinen Dank dafür nicht ausgesprochen, und selbst angefangene Briefe vernichtet, weil ich dabei fürchtete in einzelne Urtheile und Kritiken zu gerathen. Dies aber taugt nicht: man muss erst lernen und den Schöpfer eines neuen Werkes auf dem betretenen Wege ungestört weiter gehen lassen, zumahl bei einem ganz neuen Werke, bei dem an kleinen Nachbesserungen wenig gelegen ist und erst nach sehr langer Zeit vielleicht eine wesentlich andre Arbeit gewagt werden kann. Wenn das Vielleicht gar nicht eintritt, so kommen die Nachbesserungen ohne Störung späterhin noch früh genug. Ich habe bei meiner kleineren Ar-

beit einige naseweise von Bergk Schneidewin Purmann mir gebotene Anweisungen als unangenehme Störung empfunden.

So werden Sie, mein verehrter Freund, es ganz natürlich finden wie ich Ihre Arbeit in meinen Anmerkungen behandelt habe. Alle Beziehungen darauf sind Nachträge, und das alte ist meistens stehn geblieben, selbst was Sie schon getadelt und vielleicht mit Recht getadelt haben. Denn es soll gar nicht als massgebend oder gar als Berichtigung dastehen, sondern als eine von anderer Seite her kommende Ansicht, die sich einer neuen Prüfung nicht für unwerth hält ohne auf ihre Vitalität gross zu rechnen. Von einer andern Seite her komme ich allerdings, nämlich vom 7. Jahrh. d. St., in dem, wie ich glaube, nicht immer der feinste Geschmack aber durchaus die Strenge der Regel herrschte. Von hier aus bin ich sehr geneigt den feineren Tact und die Genialität im 6. Jahrh. zu finden: aber an erkannte und nachher verschollene Regeln zu glauben fällt mir schwer.

15. December. Ich habe hier abgebrochen und lang pausiert, weil dauernde Augenentzündungen mich theils zum Schreiben unfähig machten, theils verstimmten. Jetzt, da das vorbei ist und ich wieder anfange ein Mensch zu werden, muss ich doch dabei bleiben dass mir Ihre Regeln zuweilen zu streng vorkommen: ich bin aber weit entfernt solch ein Vorkommen für ein Urtheil zu geben. Einzelnes möchte ich auch wohl fester behaupten, das auf Principien beruht. So scheinen Sie mir bei der Cäsur auf die Interpunction zu viel Gewicht zu legen, dagegen der caesura legitima nicht genug ihr Recht zu geben. Ich meine, in gewöhnlichen Versarten wird diese zur festen Regel (wenn sie auch wohl einmahl kann gebrochen werden), und es giebt gewisse Silben auf deren wenigstens einer das an die Versart gewöhnte Ohr einen Wortschluss verlangt. Der Vers aus Odyss. γ, οἱ δ' ὡς οὖν ξείνους | ἴδον, ἀθρόοι ἦλθον ἅπαντες, mag einem feinen Urtheil misfallen; da hingegen in Il. O durchaus nicht richtig sein kann ἦ οὐ μέμνῃ ὅτε τ' ἐκρέμω ὑψόθεν, sondern nur τε | κρέμω. Hier, scheint es mir, geben Sie auf den Geschmack zu viel, und auf die Regel zu wenig. Ferner bei den Elisionen gebe ich Ihnen Ihre Theorie nicht zu. Das gänzliche Verschweigen der Auslaute, wie Sie es annehmen, die Grammatiker aber nur beim Scandiren, halte ich bis auf kleine Ausnahmen nicht für möglich. Die heutigen Italiäner lesen zwar ihre Verse fast so verslos wie die Franzosen und Griechen; aber schon die alten Italiäner gewiss nicht, sondern bei ihnen war die Zahl der Silben noch hörbarer, und die verschlungenen Vocale verloren etwas von ihrer Dauer und Deutlichkeit ohne ganz zu verschwinden. Den Fall, wo der Auslaut kräftiger bleibt und der folgende Anlaut an Dauer verliert, glaube ich für Hexameter

zwei Mahl nachgewiesen zu haben, zu III, 954 und zu VI, 1067: Sie scheinen mir diese Art der Elision zu weit auszudehnen. Doch auch in solchen Dingen geziemt es einem andern nicht Ihre circulos zu turbiren, sondern man muss Sie ruhig gewähren lassen, zumahl da diese kleinen Sachen selten das Grössere berühren, den Gedanken und den Zusammenhang. Dass Sie das Grössere mit derselben Sorgfalt und Meisterschaft behandeln, das wenigstens sollte die kleinen Köter scheu machen. Ich sage dabei ganz bescheiden θάμβος μ' ἔχει εἰσορόωντα, und wünsche Ihnen zur Vollendung Gesundheit und dauernde Frische, wie wenig einem auch die politischen Umstände Mut geben. In herzlicher Verehrung und Freundschaft der Ihrige Lachmann."

Zu S. 183 f. R. an Fleckeisen 16. März 1850. „— — — 1) Besten Glückwunsch also zum Amphitruo in seiner saubern Gestalt, die an sich Freude macht, mir doppelte und dreifache. Welch förderliche Vorarbeit für mich, wenn ich so weit gediehen sein werde. Auch des Vielen, was Sie mir natürlich vorweggenommen haben, freue ich mich, wie es der Sache wegen recht und billig ist: solche Uebereinstimmung giebt rechten Muth, dass sich das Wahre finden lasse. Ueber die Nothwendigkeit, in Einführung gleichmässiger Orthographie weiter zu gehen, als für diessmal von mir geschehen, hatte ich gerade in der Vorrede zum Stichus gesprochen, freilich wiederum weiter gehend als Sie selbst diessmal. Für dieses Plus hat mir namentlich der Miles mit seinen vielen Resten antiker Schreibung den Anstoss gegeben. — —

2) Auf Ihre überaus freundliche Zueignungsabsicht kann ich nichts antworten als ein dankbares *fiat.* Nebenbei wird dadurch auch jeder *malevola interpretatio* der Mund geschlossen.

3) Einer andern Absicht von Ihnen erlauben Sie mir dagegen zu opponiren. Ihre Recension meines Plautus schicken Sie mir, bitte ich, nicht zu vor dem Abdruck. Sie fühlen es mir leicht nach, warum mein Gefühl dagegen ist. — Uebrigens, dass Sie schreiben, ich würde mich wundern, wie viel Sie auszusetzen hätten, das wundert mich gar nicht. Es ist sicher lange nicht so viel als ich selbst schon auszusetzen gefunden habe, ohne dass ich mich doch darüber besonders gräme und schäme, weil ich weiss welche Arbeit es gekostet hat ein solches Chaos, wie vordem war, auch nur vorerst zu einer so unvollkommenen Organisation zu bringen. Es ist leicht gesagt, dass ich erst hätte alle 20 Stücke ausarbeiten und nach dem zwanzigsten noch einmal die vorigen 19 von vorn durcharbeiten und dann erst die Prolegomena schreiben sollen. Indessen 'Eines schickt sich nicht

für alle' — wer kann wider seine Natur? *expellas furca* — Wie überall, so hier ist der grösste Feind des Guten das Beste: wofür in diesem Falle eine 12jährige Zögerung schon Beweises genug ist. Denn nicht viel weniger gut hätte ich ohne die Einwirkung jenes Feindes die Sache auch schon vor 10 Jahren machen können: und wie viel weiter könnten dann diese Studien schon sein! Kurz, ich bin zufrieden, den Wust auf den ersten Wurf nur so leidlich aus dem Groben gearbeitet zu haben. Es ist kaum ein Punkt in den Prolegomenen, zu dem ich jetzt nicht eine Berichtigung, Erweiterung, Beschränkung, schärfere Bestimmung oder anderweitige Ausführung in promptu hätte. Das Meiste der Art ist soweit vorbereitet, um in fortgesetzten 'Plautinischen Excursen' im Rhein. Mus. successive ans Licht zu treten. — — — Aber die Zeit, die Zeit, um die Dinge in Form zu bringen! Wenn daneben unerbittlich drängend die Augiasarbeit der emendatio Plauti für den Druck fortgeht. Man muss sich eben mit der Erreichung des Möglichen trösten. — — —

4) Ich komme noch einmal auf Dinge zurück, die zu Nr. 3 gehören .... Dito K. F. H.'s Orakelweisheit nebst meiner (mit der grössten Discretion zu behandelnden) Erwiderung, die indess vielfach gemildert abgegangen ist. Hierzu denn die Expectoration: Ist es nicht verwunderlich, auf wie seltsame Sprünge sonst verständige Leute gerathen? Wie und wem hat man wohl Hoffnung es recht zu machen? Hermann ist ein förmlicher μαινόμενος für den Accent und würgt diesen παιδικά zu Liebe jeden Hiatus und jede Prosodieverhöhnung mit Todesverachtung hinunter. Lachmann sagt, es sei eine thörichte Einbildung, dass die Alten im Verse jemals Sinn-Accent beobachtet hätten, ein Bentleysches Vorurtheil, von dem wir uns zu emancipiren hätten! Jahn hofft, dass fortschreitende Erkenntniss den Wahn zerstören werde, dass die gerade dem Wortaccent auf der Wurzelsylbe (?) so viel Gewicht einräumenden Römer hätten *d'mo* und *m'lum* sprechen können! Spengel schreibt mir, diess halb scherzend, er halte mich für den grössten — *interpolator Plauti*; ernstlich, meine Restaurationsversuche des Verderbten und Lückenhaften halte er für gar keinen Vorzug meiner Ausgabe; ich müsse ja in Rom von den modern vervollständigten Antiken gelernt haben, wie verkehrt es sei grosse (?) Restaurationen zu unternehmen, die immer unsicher blieben; diess um so mehr, als ich in den Noten sage, es könne auch so oder so sein; die Nachwelt, unbarmherziger mit uns umgehend als wir selbst mit uns, werde das nicht ungeahndet lassen. (Also — denn das muss wohl als Positives entsprechen — ein Text *ad modum Bacchidum e Palatt. codd. expressarum,* von denen man zu ihrer Zeit sagte, das sei keine Kunst und keine Kritik. Und dann möchte ich mir fast

einmal den Spass machen, eine Scene des Miles aus den Palatinis abdrucken zu lassen, um eine demonstratio ad oculos zu geben, wie solche Forderungen und solche Anklagen in sich zusammenfallen.) — Ist das nicht ein hübsches Musterkärtchen? Und verliert man da nicht zeitenweise ganz natürlich alle Lust fortzufahren? Ich wollte, Sie könnten auf dergleichen Standpunkte eine heilsame Rücksicht nehmen in dem was Sie öffentlich über die Bedingungen und Ziele einer Bearbeitung des Plautus zu sagen haben. Ermessen können Sie aber aus den mitgetheilten Urtheilsproben, welchen Werth für mich das Bewusstsein haben muss, wenigstens mit Einem mich im Einverständniss zu fühlen, der Sie sind. Wenigstens ist das, hoffe ich, in den Hauptrichtungen der Fall, unbeschadet aller Discrepanzen im Einzelnen. Aber wann werden wir durchdringen? Es ist ein unausdenkbarer Schade, dass wir unsern alten Gottfried Hermann verloren haben, der mit seiner Autorität dreinschlagend die Eulen und Nachtvögel straks verjagen würde. Die Quelle der vielen verkehrten Urtheile finde ich wesentlich in der zu jungen Bekanntschaft und zu geringen Beschäftigung mit Plautus. Je inniger die Vertrautheit mit ihm und je fortgesetzter die eigene Uebung in seiner Behandlung, desto sicherer, bin ich überzeugt, wird man zu unsern Grundansichten gelangen. Von allen namhaften Stimmen ist es bisher nur die Bergksche, die das Gefühl gibt, dass man auf demselben Grund und Boden sich bewegt."

Zu S. 185. R. an Pernice 4. Juli 1850. „Mein lieber Alter! Lebst, Louis, oder bist Du — unwirsch? wohl nicht über mich, der ich Dir gegenüber das Bewusstsein heidnischster Selbstgerechtigkeit habe, aber etwa über Weltläufte oder Privathändel? über Palmerstons Sieg im Unterhause oder des Präsidenten Dotationsbewilligung oder des Greifswalder Präsidenten Verurtheilung? Irgendwo muss es doch hapern, irgendwo 'etwas faul sein im Staate Dänemark', dass Du so gründlich verstummt bist. Und diesmal hatte ich grade ein freundlich Wörtchen erwartet, da ich bei der Dedication des II. Tomus Plauti ebensoviel an Dich gedacht wie an den Unvergesslichen, dessen Namen sie trägt. Ich habe aber immer Unglück gehabt mit meinen Dedicationen, obgleich sie gerade bei meiner sentimentalen Art immer recht aus dem Herzen gekommen sind; nun ich den Lebendigen abgesagt und mich zu den Todten gewendet, ist es doch nicht besser."

Zu S. 186. Während eines Karlsbader Badeaufenthaltes im August 1846 begann R. „Grundzüge der Plautinischen Pro-

sodie“ in deutscher Sprache niederzuschreiben, ohne weitre Hülfsmittel als Hermanns Ausgaben des Trinummus und der Bacchides und einen Gronovschen Plautustext. Es sollte nur eine vorläufige Verständigung über die aus der Durcharbeitung des gesammten Materials geschöpften Grundsätze sein, einstweilen nur an dem durch Hermanns Verdienst relativ gereinigten Text zweier Stücke nachzuweisen, während der Beweis aus dem Vollen bis nach Vollendung der Gesammtausgabe der Zukunft vorbehalten blieb. Vor Allem suchte er das eigenthümliche Wesen der altlateinischen Metrik festzustellen, eine sehr eigenthümliche Mischung des quantitirenden und des accentuirenden Princips, aber mit sehr entschiedener Unterordnung des letzteren unter das erstere, so dass dieses (das quantitirende) das strenge Forderungen machende, jenes (das accentuirende) das zu Concessionen und Accommodationen geneigte sei, eine Erscheinung, die am ähnlichsten noch im Deutschen wiederkehre. Bewiesen sollte nun zuerst werden die Quantitätsfrage im altrömischen Versbau, dann sollte folgen der Nachweis der Grenzen der Accentherrschaft und ihrer Unterordnung unter jene.

Im Zusammenhange mit diesen grundlegenden Auseinandersetzungen über den Unterschied der archaischen und der classischen Verskunst wurde R. (wahrscheinlich zu derselben Zeit) darauf geführt, die eigenthümliche Stellung, welche Varro besonders in seinen Menippeischen Satiren auf der Grenze zwischen beiden Perioden einnahm, zu charakterisiren. Auch von dieser Charakteristik ist leider nur der interessante Anfang erhalten, indem Varro als zugleich einer der bedeutendsten Vorgänger des Horaz in der seit Ennius angebahnten formalen Hellenisirung lateinischer Poesie und doch wieder als bedingter Gegner dieser Richtung aufgefasst wird: nur neben den altnationalen habe er als belebendes und bildendes Spiel die Uebung griechischer Formen gelten lassen, weit entfernt ihnen auch nur gleiche Geltung mit jenen, geschweige die Alleinherrschaft einräumen zu wollen.

Zu S. 187. Die Bemerkung in den Prolegomena p. CII = opusc. V 355: '*vitiosissima est hicce huncce scriptura, de qua non indigna explicatu alibi promam: amplius enim res spatium poscit*' bezieht sich auf einen nur nicht ganz zu Ende geführten Aufsatz vom Jahre 1845 'Ueber das Pronomen *hic haec hoc*', den R. noch im Jahre 1849 zu veröffentlichen gedachte. Er schrieb am 22. September an Fleckeisen: „Ihr lehrreicher Museumsbeitrag“ ('über die Femininform im Nominativus Pluralis des Pronomen *hic haec hoc*' Rhein. Mus. VII 271 ff.) „ist bereits im Druck. Zu einem Nachtrag“ (vgl. Fleckeisens Schlussbemerkung

S. 281 f.) „ist, was ich über *hic* etc. zu sagen habe, zu viel; ich denke einen vor Jahren mehr als halbfertig geschriebenen Aufsatz darüber bis Weihnachten zum Druck zu bringen.“ Doch erschienen in demselben Bande des Museums S. 472—477. 576—583 und VIII 157 f. = opusc. II 453—459. 556 ff. vor dem Lachmannschen Lucrez nur Bruchstücke „über *illim istim exim* und verwandtes“, und „Uebergang des *e* und *i* in Compositis“ „aus einer bei anderer Gelegenheit mitzutheilenden Untersuchung über die Bildungsgesetze des Pronomens *hic haec hoc.*“ Nach dem erhaltenen Concept war der Aufsatz „Ueber das Pronomen *hic haec hoc*“ an Bergk gerichtet und zunächst für dessen Zeitschrift bestimmt. Einem ersten Theil, welcher die positive Darstellung der jetzt allgemein anerkannten sprachhistorischen Auffassung jener Bildung enthält, folgt eine Beleuchtung der Ansichten Früherer, auch der römischen Grammatiker.

Zu S. 188. Verzeichnet sind auf einem Blatt folgende Themata in dieser nach einigen Schwankungen definitiv angenommenen Reihenfolge: „Einleitung: Verhältniss von Laut und Schrift. Epigraphik. Orthographie. 1. Kritik der Theorien des Saturnischen Verses. 2. System des Vocalwandels. (? — — Consonantenwandels?) 3. Schwächung der Vocallängen. 4. Graphische Accentuation. 5. Aus- und Abwerfung der Consonanten. 6. voranzustellen? Auswerfung der Vocale. 7. Hiatus. Elision. 8. Theorie des Saturnischen Verses. Sammlung und Behandlung. XII Tafeln. 9. Verhältniss der Saturnischen, Plautinischen, Ennianischen Metrik und Sprache.“ Hinzugefügt ohne Zahlen: „Synizese. Nichtgemination der Consonanten in Plautinischer Zeit. Daher *ile.* Hier fixirt Ennius.“

Aus dem Jahr 1851 stammt folgender Arbeitsplan:

Plautus fertig bis 1855: 1851. Most. Rud. 1852. Pers. Poen. Merc. 1853. Trucul. Amph. Asin. 1854. Aul. Capt. Curc. 1855. Cist. Epid. Cas. Italien von Ostern 1856 — Herbst 1856. Annal. epigraph. bis Ostern 1856. Corpus scenicorum bis Ende 1857. Terentii Text bis Ende 1859. Plauti Miles mit Comment. 1860. Plauti Trin. mit Comment. 1861. Terenz Commentar 1862. 63.

Uebrige Plautusstücke mit Commentar. Metrik. Lat. Grammatik. Parerga II. Opuscula.

Zu S. 188. Welcker an R. ohne Datum. „Bei dem ersten Blick in das neue Stück, das mich freudig überraschte, bin ich

noch ganz anders überrascht worden und wahrhaft gerührt durch das erste Blatt. Dafür muss ich Ihnen daher den ersten Dank sogleich und schriftlich sagen, mein theurer Freund, den herzlichsten, innigsten Dank sagen. Mit Ihnen vereint will ich recht gern dem akademischen Kreise, zu dem Sie in der Kraft der Jahre und der Fülle des Rufs und des Vertrauens stehen, was mir noch von verwendbarer Zeit übrig seyn mag, widmen. Das schöne Monument, das Sie unserm Verhältniss setzen, ist mir eine Bürgschaft, wenn es deren bedurft hätte, dass Sie auch auf dem Abhang des Bergs, den ein jedes Leben übersteigt, mir immer die Freundeshand reichen werden.

Das Decr. de Bacchan. verdient unter Glas und Rahmen zu stehen und wird die hiesige Lithographie und was damit zusammenhängt berühmt machen. Treulich der Ihrige F. G. Welcker."

Zu S. 192. Auf einem einzelnen Blatt findet sich folgende Auseinandersetzung. „Dass in den ältesten Inschriftendenkmälern eine Menge von Wörtern und Formen anders geschrieben erscheinen als in der recipirten Latinität, weiss jedermann. Man pflegt das als alterthümliche Schreibung anzumerken und als solche von Grammatik in Grammatik, von Lexicon zu Lexicon fortzupflanzen, ohne sich viel dabei zu denken, wenigstens ohne etwas anderes zu denken, als dass dies Zeichen von ehemaliger Roheit sei d. h. wohl von der Unfähigkeit der noch unausgebildeten und ungefügen Schrift, dem gesprochenen Laute nachzukommen und adäquat zu werden. Dass im Allgemeinen der Laut das prius, die Schrift das posterius, diese also, wo anders beide nicht vollkommen zusammenfallen, es ist, die im Rückstand bleibt und jenem immer nachhinkt, ist allerdings gewiss (d. h. dass nicht das umgekehrte Verhältniss stattfindet). Aber weder ist der Abstand ein so grosser und dauernder, als man gemeinhin zu glauben pflegt, noch — und diess noch viel weniger — ist in solchem Grade, als man annimmt, das Nichtadäquatsein der Schrift in deren Unvollkommenheit oder der Unfähigkeit ihres adäquaten Gebrauchs begründet — denn worin sie in alter Zeit des Alphabets unvollkommen war, wissen wir meist, und es begreift sich in wenigen Thatsachen —, sondern vielmehr ist die scheinbare Unvollkommenheit der Schrift eine wirkliche Unvollkommenheit oder Unentwickeltheit, alterthümliche Eigenthümlichkeit der Sprache und deren adäquater Ausdruck. Nicht aus der jungen Sprache und Schrift war auf das Anderssein der alten Schrift, sondern aus dem Anderssein der alten Schrift auch auf ein Anderssein der alten Sprache zu schliessen. Dies ist viel zu wenig geschehen; man führt die

alten Schreibungen als zufällige, weiter nicht motivirte Abweichungen fort, statt aus ihnen Thatsachen der alten Sprache zu lernen. Mit der 'Orthographie' der Handschriften, der alten, steht es allmählich etwas besser; man hat einzusehen angefangen, dass das nicht Curiositäten seien, die eben für nichts so in den Hdsch. stehen, sondern geschichtliche Wahrheiten. Hier war aber auch der Abstand von der recipirten (d. i. hier, von den Italiänern gemachten) Schreibungsgewohnheit nicht so gross, wie zwischen der Schreibung der ältesten Denkmäler und der Ciceronischen oder Quintil. Zeit. 'Orthographie' ist eigentlich gar kein Abschnitt einer historischen Grammatik, sofern darunter ein äusserlicher Anhang von nichtsbedeutenden Unwesentlichkeiten verstanden wird; es gibt keine blos graphischen Erscheinungen (ausser den Abkürzungssiglen etc.); nichts Graphisches ist von ungefähr, sondern nur der Ausdruck eines Lautlichen.

Also hochwichtiger, weitgreifender Satz, im Allgemeinen massgebend:

1) für das Gesprochene wurde auch schriftlicher Ausdruck erfunden; 2) was also graphisch existirt, hat auch Entsprechung in der gehörten Sprache gehabt; 3) wofür kein schriftlicher Ausdruck, das hat auch in der gesprochenen Sprache keine Existenz gehabt. — Diese 3 Rücksichten, correlativ, ergänzen sich bei der Argumentation stets in einandergreifend, so dass die scheinbar vereinzelten Erscheinungen wechselseitig auf einander Licht werfen und in einand erschliessen.

ad 1) wenn nicht zur Allgemeingültigkeit gelangt, doch in Spuren, Anfängen, Versuchen; nicht leicht werden wir für irgend etwas ganz im Stiche gelassen. ad 2) *quide Cesauna Taurasia Lucio.* ad 3) Also nicht *quidem bonus bene.*

Ganz miskannt ist das alles nie, wohl aber nicht genug und für alle Fälle erkannt und zu allen Consequenzen ausgebeutet."

Zu S. 192. R. an Pernice Karlsbad, 19. Sept. 1854. „— — — Mit der lateinischen Orthographie, — das ist ein weitläufiges Capitel, wie Du daraus ermessen mögest, dass ich ein dickes Buch darüber zu schreiben vorhabe. Nur aber nicht über das, was man sich so gewöhnlich darunter denkt. *Distinguendum est*: der rein praktische Gesichtspunkt, wie man heutzutage wohl am füglichsten schreiben soll, — welcher mir sehr untergeordnet ist, worin ich es ganz mit einem System der Accommodation halte, hübsch in der Mitte durchsegelnd, Auffallendes nach beiden Seiten meidend, weder auf absolute Con-

sequenz noch absolute geschichtliche Wahrheit Anspruch machend —, und der historische, wie die Alten in verschiedenen Zeiten nicht nur geschrieben, sondern, weil ja Schrift nur Zeichen (Ausdruck) des Lautes, gesprochen haben, also welche Veränderungen die lateinische Sprache überhaupt in ihrer Entwickelung durchgemacht hat, kurz: Geschichte der Sprache. Wie aber jeder Autor schrieb, kann man aus dessen Handschriften nicht lernen, weil die Schreibweise jeder Handschrift ein gemischtes Produkt von 2 Factoren ist: alter Ueberlieferung und gleichzeitiger Gewohnheit. Das einzige Kriterium, um diese zwei Massen zu scheiden, giebt die chronologische Ausbeutung der Handschriften. — *In specie*: Unzweifelhaft kömmt vom Stamme *lic* (= *lig*), wovon, wie *relictus* zeigt, *linc* nur Erweiterung ist, blos die regelrechte Bildung *licuus* (genauer *licuos*), also *relicuos delicuos*. (Erst in Quintilians Zeiten war *o* nach *u* oder *v* dem *u* gewichen.) *Q* ist seiner Natur und Geschichte nach nichts als Ausdruck eines *K*-lautes, so gut wie *c*. Im siebenten Jahrhundert d. St. kam die Theorie und der Gebrauch auf, das Zeichen *q* denjenigen Fällen vorzubehalten, wo der *K*-laut weder einem Consonanten noch einem reinen Vokal voranging, sondern dem Mischvokal, der durch den Vorschlag eines *u* gebildet wird, wie *buono*, das auch nur 2silbige, im Italienischen; denn *quam, quom quem quid* ist weder *kw*, noch *ku-a*, *ku-o* etc., sondern $k\overset{u}{a}$ $k\overset{u}{o}$. Aber auch von diesem Vorschlage abgesehen muss der Vokal *u* nach einem *K*-laut etwas Besonderes in seiner Natur gehabt haben, was mich hier zu weit führt; Thatsache ist, dass in einem ziemlich langen Zeitraume vor Augustus *q* der Ausdruck des *K*-lautes vor *u* war, daher QVRA PEQVNIA PEQVLATVS in euren Gesetzen. Also schrieb man *reliquos*, aber so gut viersilbig gesprochen und überhaupt ganz eben so gesprochen wie *relicuos*. Späterhin, als *q* auf das Vorschlags-*u* beschränkt worden war, wurde die Schreibart *reliquos* misverstanden, *u* hier als eben solches Vorschlags-*u* genommen und desshalb die Form dreisilbig gebraucht. (Ich rede so der Kürze wegen, obgleich es noch nicht ganz genau ist.) Ein *quu* neben *qua qui* gab es ursprünglich gar nicht, um nicht ein *u* dem *u* vorschlagen zu lassen. Als daher das alte *o* der Endung allmählich in *u* überging (*bonos consol* in *bonus consul*), blieb doch entweder *quom*, oder aber, indem man den Vorschlag fallen liess, sprach man *kum* und schrieb dieses früher (im 7. Jahrhundert) *qum*, später *cum*. Die Schreibung *quum* hat die schlechteste Gewähr, und ich vermeide sie auch heutzutage, da ich ja freie Wahl habe das richtige *cum* dafür zu setzen. — In Quintilians Zeiten hatte man sich an ein *reliquus* (3silbig) statt entweder *reliquos* oder *relicuus* so gut gewöhnt wie an ein *seruus* statt des noch in alten Ge-

setzen der Republik allein gültigen *seruos.* — Zur Verdoppelung des *l* ist nun, für uns heute, gar kein Grund. Die alte Form des *re* ist durchaus *red* gewesen, wie in *red-ire, red-dere.* Also zunächst *redlicuos.* Drei Wege hatte die Sprache zu beliebiger Wahl, wo sie Consonanten ausfallen liess: entweder sie stiess ihn ohne allen Ersatz aus, wie in *rĕlinquo,* also *rĕlicuos,* wie bei Plautus; oder sie assimilirte ihn, also *rellicuos* wie bei daktylischen Dichtern, oder sie ersetzte ihn durch Vocalverlängerung, also *rēlicuos,* wie bei denselben daktylischen Dichtern nach Raison sowohl als Zeugnissen gerade so gut geschrieben wird wie *rellicuos.*

Nun muss ich aber doch machen, dass ich bald zu Ende komme. Also nur noch diess: so wenig ich die (übrigens Lachmannsche) Norm des 4ten Jahrhunderts anerkenne, die nur ein leidiger Nothbehelf der inschriftenunkundigen Handschriftenverehrer ist, so wenig kann ich Dein Argument zugeben, dass doch die Sprache so viele Jahrhunderte länger lebendig geblieben. Damit kannst Du auch jede syntaktische Barbarei rechtfertigen, die durch die Zeiten des Mittelalters durchgeht bis zum 15. Jahrhundert. Die Hauptsache ist, dass unsere vulgäre Orthographie des Latein gar keine andre Gewähr hat als das subjective Belieben der Italiener des 15. Jahrhunderts."

R. an Pernice 22. September 1854. „— — — Dass Dich die lange Exposition über *relicuos* nicht eben erbaut haben wird, kann ich mir denken. So geht's aber in der Regel, wenn man in die Urgründe steigt. Das Einmaleins und die 4 Species sind für jedermann amüsant: aber schon bei den Finessen und endlosen Limitationen der Kettenbrüche etc. hört für mich das Pläsir auf. Doch der Vollständigkeit wegen noch Eins, was ich, glaube ich, vergessen habe. Als man *reliquos* dreisylbig nahm, wäre die strenge Folge gewesen, aut mit dem *qu* auch das *o* zu bewahren, so wie man allerdings lange, nachdem das *o* in den übrigen gewöhnlichen Fällen verschwunden war und dem *u* Platz gemacht hatte (*bonos bonom* dem *bonus bonum*), doch noch *aequos, quom,* item *seruos* etc. schrieb, — aut, wenn man *u* in der Endung haben wollte, *c* statt *qu* eintreten zu lassen, wie *cum, aecus, ecum* [sehr häufige Schreibung]. Also aus dem dreisylbig genommenen *reliquos* das dreisylbige *relicus relicum.* Und in der That haben auch dieses In- und Handschriften noch oft genug erhalten. — So wenig ist unbedingt wahr, dass die Wahrheit nur eine einfache sei."

Zu S. 200. Auf einem Blatt aus dieser Zeit sind von R.s Hand folgende Zukunftstitel verzeichnet: 1) „Corpus poetarum

scenicorum latinorum | complectens | Plauti Terentique Comoedias | Senecae Tragoedias | Fabulae palliatae togatae Atellanae | crepidatae praetextatae mimique | reliquias. | Ex recensione | Friderici Ritschelii | et amicorum." 2) „Priscae latinitatis | Annales epigraphici | Ad monumentorum fidem." 3) „Studien zur lateinischen Grammatik." 4) „Plautinische Lustspiele. Urtext, Uebersetzung."

Zu S. 201. Der Brief an Brunn vom 4. September 1851 zeigt, dass R. selbst damals wohl die wissenschaftlichen Ziele seines epigraphischen Unternehmens klar ins Auge gefasst hatte, aber die Mittel der Ausführung noch keineswegs übersah. Das Material, meinte er, sei „ziemlich leicht zu bewältigen und von gar mässigem Umfange." Was er zunächst begehrte, war 1) für den privaten Gebrauch alleraccurateste neue Revision und Collation aller archaischen, noch zugänglichen Inschriften, zunächst der Scipioneninschriften. „Was habe ich mich an denen abgequält, um endlich einmal die Theorie des Saturnischen Verses aufs Reine zu bringen! Ich glaube sie jetzt zu haben, und soll das auch das erste sein in Bonn, worüber ich öffentlich schreiben will. Nicht auf das Metrische selbst kömmt mirs diesmal an, so interessant das auch an sich ist und so sehr auch darin meines Erachtens die bisherigen Meinungen das Wahre verfehlen; sondern darauf, dass aus meiner Auffassung des Metrischen bestimmte neue Resultate für die Sprache hervorgehn." 2) für die Publication der Inschriftensammlung Facsimiles, „wenn auch nicht so wunderschöne farbige wie des SC. de Bacchanalibus in Endlichers Manuscripten-Katalog der Wiener Bibliothek." „Wäre nun wohl Hoffnung, dass ich von den, in einer besonders von mir aufzustellenden Liste speciell bezeichneten Inschriftentafeln im Laufe von ein paar Jahren nach und nach solche Facsimiles erhielte durch Ihre gütige und weise Vermittelung? Und würden die Kosten derselben allenfalls von mir zu bestreiten sein? Ich will mirs gern ein gut Stück Geld kosten lassen, aber eine ungefähre vorläufige Uebersicht müsste ich doch haben. Oder meinen Sie, dass es genügte (was ich eben nicht verstehe), wenn ich Papierabdrücke erhielte, und dass ich nach diesen in Deutschland befriedigende Zeichnungen könnte machen lassen, die dann lithographirt würden? In allen diesen Dingen bin ich so erfahrungslos, so ohne technische Kenntnisse, dass mir eine bestimmte sachkundige Entscheidung und von Ihnen unschätzbar wäre."

Zu S. 206. „Plan zur Herstellung eines Werkes: ‘Priscae Latinitatis monumenta epigraphica.’ Unter den wissenschaft-

lichen Bedürfnissen der Gegenwart treten im Kreise der auf das klassische Alterthum bezüglichen Studien immer fühlbarer drei hervor, welche vermöge einer eigenthümlichen innern Verknüpfung dergestalt ineinandergreifen, dass sie eine gemeinschaftliche Befriedigung mittels Einer umfassenden Bearbeitung nicht allein zulassen, sondern, wenn Einseitigkeit verhütet werden soll, selbst fordern.

1. Erstens wird seit langen Jahren von den römischen Juristen schmerzlich vermisst eine planmässig angelegte und mit philologischer Akribie durchgeführte Sammlung der altrömischen Gesetzesurkunden, so weit sie in Originalen auf Stein oder Erz erhalten sind. Die grossartige Absicht Haubold's, eine solche Sammlung herzustellen, hat, durch seinen frühen Tod vereitelt, in den aus seinen Papieren von Spangenberg gearbeiteten *Monumenta legalia* eine Ausführung erhalten, über deren ungenügenden Ausfall unter den Sachkennern nur Eine Stimme ist, auf die aber demungeachtet die römischen Juristen bis auf den heutigen Tag fast allein angewiesen sind.

2. Zweitens wird auf rein philologischem Gebiete allgemein zugestanden, dass gegen die seit vielen Jahrzehnten mit fast ausschliesslicher Vorliebe gepflegte griechische Grammatik die Grammatik der lateinischen Sprache in unverhältnissmässigem Rückstande geblieben ist, dass wir eine wirklich wissenschaftliche, auf das urkundliche Material gegründete, nach historischen Principien gearbeitete lateinische Grammatik gar nicht besitzen, und von einer organischen Geschichte der Sprache, die zugleich den wesentlichsten Beitrag zu der altrömischen Culturgeschichte liefern würde, kaum mehr als dämmernde Ahnungen haben. Der Hauptgrund dieser Vernachlässigung ist in nichts anderm zu suchen, als dass die Quellen der alten Sprache, aus denen das Material zu schöpfen war, theils nicht gekannt, theils noch gar nicht erschlossen, überhaupt den meisten unzugänglich waren. Sie bestehen zur einen Hälfte in der ächten handschriftlichen Ueberlieferung der ältesten Autoren wie Plautus, Lucretius, Varro, zur andern Hälfte in den, nach ihrer Fülle und Bedeutung von den Wenigsten gekannten, in weit höhere Zeiträume hinaufreichenden inschriftlichen Denkmälern. Nach der ersten Seite hin liegen seit nicht langer Zeit zum erstenmal Arbeiten vor, welche vorläufig genügende Anhaltspunkte für fruchtbare Forschung darbieten. Nach der andern Seite dagegen ist in einigem Zusammenhange noch so gut wie gar nichts geleistet, weil es an jeder brauchbaren Grundlage für solche Studien gebricht. Eine Grundlage dieser Art würde geschaffen werden durch eine mit methodischer Kritik gemachte, nach chronologischem Princip geordnete Zusammenstellung und demnächst Bearbeitung der altlateinischen Inschriften bis auf die Zeit des Augustus, mit

der die lebendige Fortentwickelung der Sprache abschliesst. Zu ihrem eigentlichen und wesentlichsten Kern würde aber diese Sammlung nichts anderes haben, als eben die sub 1) berührten Monumenta legalia, als die ohne Vergleich umfangreichsten von allen. Während diese letztern aus den um sie herum gruppirten kleinen Inschriften fortwährend Licht und allseitiges Verständniss und Sicherheit der chronologischen Bestimmung empfingen, würde die Gesammtreihe nicht allein eine überaus grosse Zahl einzelner sprachlicher Thatsachen, und darunter völlig neue, ans Licht bringen, sondern, worauf das Hauptgewicht zu legen, zugleich vermöge ihrer Anordnung ein so vollständiges wie anschauliches Bild vom Wachsen und Werden der Sprache gewähren, oder mit andern Worten eine Geschichte der lateinischen Sprache in monumentalen Thatsachen sein.

3. Drittens gehört es zu den begründetsten Klagen, dass, während durch grossartige Leistungen die griechische Epigraphik einem wissenschaftlichen Abschluss immer näher geführt wird, die lateinische Epigraphik im Ganzen und Grossen aus dem Stadium des Dilettantismus noch wenig herausgekommen ist, dass ihre Behandlung, wenn von den Arbeiten des Grafen Borghesi in S. Marino und der zwei deutsch-italischen Epigraphiker Theodor Mommsen und Wilhelm Henzen abgesehen wird, weder fruchtbarer Gesichtspunkte noch strenger philologischer Methode theilhaft geworden, und dass überhaupt in Deutschland ihre Kenntniss und Verbreitung eine sehr geringe ist, sicherlich nicht zum Vortheil der philologischen Gesammtstudien. Wenn nach dieser Seite hin das sub 1) und 2) bezeichnete Unternehmen zur wohlthätigsten Anregung geeignet wäre, würde es gleichzeitig durch die planmässige Erschöpfung einer ganzen grossen Hauptklasse des gesammten Inschriftenschatzes, nämlich aller archaischen, eine integrirende Vorarbeit sein für die, wie es scheint, der Zukunft vorbehaltene Aufgabe, durch die Herstellung eines vollständigen *Corpus Inscriptionum latinarum* sich ein ähnliches unsterbliches Verdienst zu erwerben, wie es die Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften durch das Corpus Inscriptionum graecarum gethan hat.

Ein im Sinne der vorstehenden Andeutungen ausgeführtes Werk: 'Priscae Latinitatis monumenta epigraphica,' würde aus vier Hauptstücken bestehen. Das erste wäre die vollständige Reihenfolge der in gewöhnlicher Druckschrift zu gebenden Inschriften selbst, durchgängig nach den Originalen revidirt und festgestellt, zugleich mit dem erforderlichen kritischen Apparat: für welche Partie die unentbehrliche Unterstützung der oben namhaft gemachten Epigraphiker auf das Bereitwilligste zugesichert ist. Das zweite ist ein, aber durchaus nur auf das

Wesentlichste sich beschränkender, historisch-sachlicher Commentar, wie ihn vor Allem die Leges, Senatusconsulta u. s. w., wenigstens zur Einführung und Orientirung, erheischen: wofür die dem Philologen ganz unentbehrliche Mitwirkung eines tüchtigen römischen Juristen als bedingende Voraussetzung gilt. Drittens würde von sämmtlichen, durch diesen Inschriftenschatz zerstreuten Spracherscheinungen nicht nur eine systematische Uebersicht zu geben, sondern auch ihre Verarbeitung zu einer wirklichen Geschichte der Sprache zu versuchen sein.

Bis zu diesem Punkte würde das Werk einerseits durch den Fleiss und Verstand des Herausgebers, andrerseits durch die Mittel eines unternehmenden Verlegers durchzuführen, und in seiner ganzen Anlage zwar nichts ganz Gewöhnliches sein, aber doch aus dem Kreise sonstiger bedeutenderer Privatpublicationen nicht heraustreten. Dagegen weit hinausgehoben über diesen Standpunkt, und zu einem Werke für Generationen, dergleichen Ein Jahrhundert nur einmal hervorgehen zu sehen pflegt, würde es durch den vierten Bestandtheil gemacht werden, dessen Verwirklichung Privatkräfte schlechthin übersteigt und lediglich durch eine grossmüthige Unterstützung aus Staatsmitteln möglich wird. Es ist diess die treue Nachbildung der Originale mittels lithographirter Facsimile's, in der Art und Ausführung wie es die beigefügten Proben der Lex Rubria, der Lex pagi Herculanei, der Votivtafel des Consul Mummius und dreier uralter Inschriften auf einem vierten Blatt veranschaulichen: von denen die zuletzt gestellte (= M. F*uri*u*s* C. F. tribun*us* militar*is* de pra*e*d*a* M*a*rt*i* ded*it*) zugleich in einem einleuchtenden Beispiel zeigen kann, welche Veränderungen die Sprache durchzumachen gehabt hat, ehe sie mit dem Eintritt des Augusteischen Zeitalters zu der harmonischen Durchbildung reiner Klassicität gelangte. Weit entfernt, dass die Zugabe dieser facsimilirten Nachbildungen etwa nur ein schöner Luxus wäre, sprechen vielmehr die unzweifelhaftesten Erfahrungen mehrerer Jahrhunderte dafür, dass ohne dieses allein zuverlässige Hülfsmittel niemals Sicherheit des Verfahrens und reine Resultate auf diesem Gebiete zu erreichen sind, nicht nur in den Einzelheiten, sondern ebenso sehr in den auf diese gebauten allgemeinen Schlüssen und oft weitgreifenden historischen Folgerungen. So würde z. B. die römisch-juristische Litteratur ganz andere Darstellungen der Lex Servilia oder der Lex Thoria besitzen, wenn bei den auf sie gerichteten Restitutionsversuchen treue, die Autopsie ersetzende Nachbildungen hätten benutzt werden können, die über die Lücken, Brüche, Risse und Zusammenfügungen der Originale nirgends einen Zweifel liessen. Namentlich aber kann für sämmtliche Inschriften der ältesten

Periode keine noch so genaue Wortbeschreibung eine Anschauung der Buchstabenformen selbst gewähren, auf deren oft fast unmerklichen Unterschieden und Abweichungen dennoch allein die Möglichkeit sicherster chronologischer Bestimmungen beruht.

Nach zwei Seiten hin würde sich die Verwendung der Unterstützungsmittel, deren huldreiche Gewährung ein Werk ins Leben rufen würde, wie es keine andere Nation aufzuweisen hätte, zu erstrecken haben: auf die Beschaffung der Zeichnungen und Abdrücke von den dem bei weitem grössten Theile nach in Italien befindlichen Originalen, und zweitens auf die Herstellung der nach ihnen zu arbeitenden lithographirten Facsimile's. Unter dieser Herstellung ist jedoch nur die Anfertigung der Steinzeichnungen verstanden, nicht zugleich ihr Druck, welchen letztern vielmehr der Verleger ebenso wie die Lieferung des Papieres dazu zu bestreiten hätte. Für die Anfertigung der Facsimile's ist es durch eine günstige Fügung geglückt einen jungen Lithographen in Bonn ausfindig zu machen, der mit einer in der That ungewöhnlichen Geschicklichkeit eine noch seltnere Liebe zu dieser Art von Arbeiten verbindet; ihn ist es durch unablässige Bemühungen und sehr sorgfältige Anleitung gelungen dergestalt einzuüben, dass er gegenwärtig im Stande ist, unter geeigneter Ueberwachung so in ihrer Art vollendete Nachbildungen zu liefern, wie sie in Proben vor Augen liegen. Die beigefügten zwei Papierabdrücke, nach denen die Mummiustafel und die Lex pagi Herculanei gearbeitet worden, können einen Begriff geben von den Schwierigkeiten, die hier zu überwinden sind, und werden es augenscheinlich machen, wie unzureichend eine gewöhnliche blos mechanische Fertigkeit, wie unerlässlich eine gewisse künstlerische, so zu sagen nachschöpferische Befähigung zu dieser Art von Aufgaben ist.

Was sodann zweitens die Beschaffung der von dem Lithographen zu Grunde zu legenden Abdrücke und Zeichnungen der Originale betrifft, so wäre dieselbe zwar nimmermehr blos mit Geld, ist aber auch nicht ohne Geld zu bewirken. Nur die persönliche Bereitwilligkeit der drei in Rom lebenden Deutschen, der beiden Secretäre des archäologischen Instituts Dr. Braun und Dr. Henzen, sowie des trefflichen Zöglings der Bonner Universität und des Königlichen philologischen Seminars daselbst, Dr. Brunn, ist überhaupt im Stande, ein Material zu liefern, zu dessen Herbeischaffung genaue Sach- und Ortskenntniss, langjährige Vertrautheit mit italienischen Verhältnissen und ausgebreitete persönliche Verbindungen unumgänglich nöthig sind. Am lebhaftesten Eifer und der uneigennützigsten Hingebung fehlt es diesen römischen Freunden nicht, aber zuvörderst weiss, wer irgend italienische Verhältnisse kennt, nur zu gut, wie mancher

wohlangebrachten Geldverwendung es bedarf, um anscheinend hermetisch verschlossene Schätze zugänglich zu machen, vor allem in Neapel, das gerade die allerwichtigsten Gesetzestafeln, wie die Lex Servilia und Thoria, die Tabulae Heracleenses, die Tabula Bantina, das Plebiscitum de Thermensibus, die Lex de scribis et viatoribus etc. in seinem Schoosse birgt, der sich weder der Macht noch der Wissenschaft öffnet. Da ferner diese und ähnliche Urkunden aus Metallplatten bestehen, für welche nicht, wie für die meisten Steininschriften, blosse Papierabdrücke genügen, so werden für diese Klasse von Monumenten genaue, unter scharfer Controle eines Sachverständigen gemachte Durchzeichnungen unerlässlich, und zwar von guten Zeichnern gemachte, die keine mässigen Preise zu stellen pflegen. Endlich werden zwar die gedachten Freunde sorgsam Bedacht nehmen, die ausserhalb Roms und des Kirchenstaats befindlichen Denkmäler durch Vermittelung zuverlässiger dritter Personen, oder bei Gelegenheit ihrer eigenen, im Interesse des archäologischen Instituts unternommenen Geschäftsreisen zu beschaffen; aber Einiges wird doch auch eigens an Ort und Stelle geholt werden müssen, und insbesondere wird wiederum Neapel einen mehrwöchentlichen, ausdrücklich diesem Zweck und der vorher erwähnten Beaufsichtigung des Zeichners gewidmeten Aufenthalt erheischen, welchen doch der dafür bereits gewonnene Dr. Brunn, bei seinen äusserst beschränkten Verhältnissen, nicht ohne eine mässige Vergütung würde bestreiten können. Daneben ist es hocherfreulich, von dankenswerthester anderweitig in Aussicht gestellter Liberalität berichten zu können: wie z. B. Graf Orti in Verona sehr schätzbare Zeichnungen, Frau Sibylla Mertens-Schaaffhausen in Bonn sogar Gypsabgüsse, sowohl der in Wien als auch der in Genua befindlichen altrömischen Inschriften zugesagt, Professor Theodor Mommsen seinen reichen, in Italien gesammelten epigraphischen Apparat zur Verfügung gestellt hat, auch in Paris und London bereits zweckdienlichste Verbindungen angeknüpft und vielverheissende Unterhandlungen im Gange sind.

Wie hoch sich die für beide erörterte Zwecke zu verwendenden Kosten belaufen dürften, ist zwar der Natur der Sache nach sehr schwierig im Voraus zu bestimmen, lässt sich indess annähernd vielleicht in nachstehender Weise veranschlagen. Nach vorläufiger Berechnung würden etwa 100 Tafeln von der Grösse der in Querfolio gedruckten Lex pagi Herculanei genügen, das Werk in würdiger Gestalt auszustatten. Eine solche Tafel liefert der von mir eingeübte Lithograph, je nach dem Grade der grössern oder geringern Schwierigkeit, zu dem überaus mässigen Preise von 2—3 Friedrichsd'or, während die lithographische Anstalt von Henry & Cohen in Bonn mindestens 25—30 Rthlr. da-

für in Rechnung stellen würde. Während demnach die Herstellung der 100 Tafeln nach einer Durchschnittsrechnung auf circa 1500 Rthlr. zu stehen käme, möchte für die in Italien selbst zu machenden Verausgabungen die Summe von 500 Rthlrn. wohl nicht zu hoch gegriffen sein, die Gesammtkosten demnach sich auf ungefähr 2000 Rthlr. stellen. Mit ziemlicher Sicherheit lässt sich ferner übersehen, dass die Hand in Hand nebeneinander gehende wissenschaftliche und artistische Förderung des Werkes einen Zeitraum von drei Jahren in Anspruch nehmen, der Druck der Tafeln sonach im Jahre 1855, der des ganzen Werkes im Jahre 1856 vollendet sein würde. Demgemäss würde es denn ganz und gar nicht erforderlich sein, dass die ganze Summe auf einmal zur Verwendung gestellt würde, vielmehr der successive Fortschritt der Arbeit nur successive Theilzahlungen erheischen. Wofern also hochherzige Munificenz für drei auf einander folgende Jahre jedesmal 600 Rthlr. zu bewilligen geneigt wäre, liesse sich ein gedeihlicher Erfolg des Unternehmens nicht blos hoffen, sondern verbürgen: wobei denn die bis zu 2000 noch übrigen 200 Rthlr. zweckdienlicher Weise als Reserve für etwaige unvorhergesehene Nachträge auf das vierte Jahr, in dem das Ganze zu erscheinen hätte, gerechnet werden möchten.

Es versteht sich von selbst, dass, während freilich die Verwendung im Einzelnen dem gewissenhaften Ermessen des Herausgebers mit Vertrauen zu überlassen wäre, derselbe doch alljährlich, oder auf Verlangen selbst mehrmals im Jahre, bei Heller und Pfennig Rechnung abzulegen und diese mit allen erforderlichen Nachweisen zu belegen, auch fortwährend oder in bestimmten Terminen die fertig gewordenen Tafeln einzusenden hätte. Dass der Herausgeber selbst — abgesehen von dem etwaigen Buchhändlerhonorar für die Ausarbeitung des Textes — für seine dem artistischen Theile gewidmeten Mühewaltungen durchaus an keinerlei Vergütung denkt, vielmehr sich durch die Freude über eine so selten grossartige Bereicherung der Wissenschaft vollständig belohnt fühlen wird, braucht er vielleicht nicht einmal ausdrücklich auszusprechen. Um aber ein Werk von so kostbarer Ausstattung doch zu einem wirklich gemeinnützigen zu machen, liegt es im Plane, dass dasselbe auch ohne den lithographirten Atlas verkauft werde, und in solcher auf den gewöhnlichen Gebrauch berechneten Gestalt als selbständiges Hülfsmittel in die Hände der unbemittelten Philologen, Juristen und Alterthumsforscher komme; dem tiefer gehenden wissenschaftlichen Bedürfniss wird dann doch überall ein im Besitz der öffentlichen Anstalten befindliches Exemplar mit den Facsimile's Befriedigung gewähren.

Schliesslich sei es vergönnt, noch auf einen Werth dieser

Facsimilirung hinzudeuten, durch den sie sich den Dank später und späterer Zukunft sichert. Zahllose Inschriften-Monumente des wichtigsten Inhalts sind im Laufe der letzten Jahrhunderte spurlos untergegangen, deren Verlust die Wissenschaft jetzt schmerzlich beklagt, ohne in mehr als unzuverlässig überlieferten Abschriften einen dürftigen Ersatz zu finden. Die äussere Ungunst kommender Zeiten und die *vis inertiae* in allen menschlichen Dingen werden auch von den Denkmälern, deren Sammlung das in Rede stehende Werk beabsichtigt, gar manches untergehen lassen, dessen materiellen Verlust die Wissenschaft dann nicht mehr zu beklagen haben wird, wenn durch die ruhmwürdige Fürsorge des Preussischen Staates in unverlierbaren Nachbildungen der Originale diese selbst in dem, was das Wesentliche ist, für immer gerettet sind.

Bonn, 31. März 1852 gez.: F. Ritschl."

Zu S. 212. R. an Johannes Schulze, Karlsbad im goldenen Herz 3. Sept. 1853. „— — — Ew. Hochwohlgeboren unschätzbarer Fürsorge verdankte ich es, dass ich nach meinem eigenen grossen Wunsche von jeder Abhängigkeit von der königl. Akademie losgesprochen wurde. In Kurzem werden nun dem hohen Ministerium die Anträge dieser Akademie über ein unter ihren Auspicien definitiv zu bearbeitendes *Corpus Inscriptionum latinarum* vorliegen, wonach die von mir und Mommsen vorbereiteten *Priscae latinitatis monumenta epigraphica* als integrirender Theil jenes Corpus bezeichnet sein werden. Dass Ew. Hochwohlgeboren hierin keine Inconsequenz von meiner Seite sehen, vielmehr mich durch Ihre geneigte Zustimmung erfreuen möchten, das ist es, was ich durch gegenwärtige Zeilen zu erreichen wünschte. Nicht von mir ist die neue Anknüpfung ausgegangen, sondern von der Akademie, genauer von der die jüngere Generation derselben repräsentirenden Special-Commission. Ich hatte nur einfach auf meine von Anfang an gestellten Bedingungen zurückzuverweisen, deren Erfüllung mir schon damals keinen Grund zur Ablehnung eines Anschlusses gelassen haben würde, folglich auch jetzt um so weniger lassen konnte, je mehr eine Betheiligung der Akademie an der Kostenbestreitung der lithographischen Tafeln unverkennbar im Wunsche des hohen Ministeriums selbst lag, während gleichzeitig die Akademie durchaus keine Neigung zeigte, für ein von ihr unabhängiges Unternehmen Opfer zu bringen. Die Bedingungen waren nur: das verbürgte Zustandekommen eines akademischen *Corpus I. L.* nach richtigem Plane und durch die richtigen Hände. Wozu damals kaum irgend eine Aussicht war, das wurde jetzt ernst-

licher und allmählig immer energischer ins Auge gefasst; den ganzen Sommer hat eine lange Kette mühseliger und intricatester Verhandlungen ausgefüllt, bei denen mir durch das freie Vertrauen der verschiedenen Parteien vergönnt war eine nicht ganz unfruchtbare Vermittlerrolle zu übernehmen; zahlreiche Schwierigkeiten waren zu beseitigen, Idiosynkrasien aller Art zu überwinden, nicht geringe Kämpfe durchzufechten; endlich scheint nach wiederholten Commissions-, Sections- und Plenar-Debatten und Beschlussnahmen der Akademie das angestrebte Ziel erreicht und ein verständiger, durchgearbeiteter Plan zur definitiven Vorlage reif zu sein, wofern nicht noch in der elften Stunde ein Unvorhergesehenes dazwischen tritt. Mommsen und Henzen die ausschliesslichen Redacteure, jeder mit einem anständigen Jahrgehalte; geographische Anordnung des Ganzen; Abfindung des Leipziger Verlegers der *Inscriptiones Regni Neapolitani;* die *Priscae latinitatis monumenta* als Prodromus des Ganzen, von dem Princip aus, darin die beiden Gesichtspunkte 'Geschichte der Sprache und Schrift' für die gesammte lateinische Epigraphik nach Kräften zu erschöpfen; natürlich völlige Freiheit und Selbständigkeit in der Behandlung des Einzelnen; Zuschuss von 600 Rthlr. zu den lithographischen Tafeln; Erlaubniss, den Inhalt des Prodromus in einer besondern Quartausgabe, ohne die Tafeln, zu wohlfeilerer Verbreitung zu bringen: — das sind etwa die wesentlichen Punkte der bisherigen Einigung. Ew. Hochwohlgeboren werden mir, darf ich hoffen, zustimmen, dass ein solcher Sieg, der das Zustandekommen einer der glorreichsten Leistungen für und durch deutsche Wissenschaft in sichere, wenn auch nicht ganz nahe Aussicht stellt, das kleine Opfer werth war, die unbedingte Selbständigkeit meiner kleinern Sammlung daranzugeben, auf deren Einverleibung die Akademie nun einmal die kaum verdiente Güte hatte einigen Werth zu legen. Kommen die Akademieanträge demnächst zum formellen Abschluss und werden sie höheren Orts genehmigt, so bleibt mir nichts mehr zu wünschen, als dass durch hohe Ministerialgunst im Laufe des nächsten Jahres nur noch die 300 Rthlr. bewilligt werden möchten, welche alsdann noch restiren würden; denn trotz des erweiterten Planes, wonach die lithographische Facsimilirung sich wenigstens in einer chronologisch geordneten Serie von Schrift-Proben auch über die Kaiserzeiten erstrecken soll, darf ich noch immer an der ursprünglichen Berechnung festhalten, mit der Gesammtsumme von 2000 Rthlr. auszureichen: ungeachtet solcher Unfälle, wie zum Beispiel gegenwärtig der ist, dass der für meine Zwecke die entlegenen italischen Provinzen bereisende treffliche Dr. Brunn in die Hände von Räubern gefallen ist, die ihm all sein Reise-

geld abgenommen, und kaum gelassen haben was er auf dem Leibe trug. — — —"

Zu S. 245. „Entwurf zur Publication eines Tafelwerkes für die römische Epigraphik der Kaiserzeit.

1. Die *Priscae Latinitatis Monumenta epigraphica* haben die Aufgabe zu erfüllen gesucht, alles altlateinische Inschriften-Material, von der ältesten Epoche bis in die Uebergangszeiten aus der Republik in die Monarchie, in treuen Facsimile's zu vereinigen. Als eine wünschenswerthe Ergänzung dieser Arbeit erscheint eine analoge Sammlung von epigraphischen Monumenten der gesammten Kaiserzeit. Durch die Verbindung beider Sammlungen würde insbesondre eine authentische Geschichte der lateinischen Paläographie, durch alle Jahrhunderte des römischen Lebens hindurch, in urkundlichen Belegen und anschaulichen Bildern gegeben sein.

2. Wenn für die Zeiten der Republik Vollständigkeit erstrebt werden musste und konnte, so wäre diess für die Jahrhunderte der Kaiserzeit, deren auf uns gekommene Inschriften sich zu denen der Republik an Zahl vielleicht wie 50 zu 1 verhalten, ein Ding der Unmöglichkeit. Es kann sich hier nur um eine zweckmässige Auswahl, und zwar in chronologischer Folge, handeln; womit sogleich das Gesetz gegeben ist, dass nur datirte oder sicher datirbare Stücke aufgenommen werden.

3. Hiernach würde sich als bezeichnender Titel des Werkes empfehlen:

IMPERII ROMANI

AB OCTAVIANO AD { DIOCLETIANVM / IVSTINIANVM } (oder je nach Umständen)

MONVMENTA EPIGRAPHICA

SELECTA

AD ARCHETYPORVM FIDEM EXEMPLIS LITHOGRAPHIS REPRAESENTATA.

4. Der vorgezeichnete Zweck lässt sich erreichen durch 50 Tafeln von der Art und nach dem Muster der *Priscae Latinitatis Monumenta*, so dass, wenn auf die Tafel durchschnittlich etwa 6 Facsimile's gerechnet werden, eine Gesammtzahl von pp. 300 Inschriften vereinigt sein würde. Das in Papierabklatschen resp. Stanniolabdrücken u. dgl. bestehende Material, welches den Lithographien zu Grunde zu legen ist, liegt zum grössten Theile gesammelt und geordnet vor; das noch fehlende ist durch die mit Italien, namentlich Rom, unterhaltenen Verbindungen sicher zu beschaffen.

5. Wenn gleiches Format mit den *P. L. M.* wegen des so

natürlichen wie sachgemässen Anschlusses an jene Sammlung wünschenswerth erscheint, so empfiehlt sich dagegen als Erscheinungsart eine Ausgabe in Heften, und zwar in 5 Heften von je 10 Tafeln.

6. In jedem Jahre können 2 solche Hefte geliefert werden, so dass das Ganze, unvorhergesehene Aufenthalte eingerechnet, in 3 Jahren sicher vollendet wäre.

7. Die Tafeln wären in Bonn unter der ununterbrochenen Leitung und Aufsicht des Herausgebers anzufertigen, der die Bürgschaft und Verantwortung für die vollkommene Treue der Facsimilirung und die Accuratesse des Druckes übernähme.

8. Die Herstellungskosten würden sich auf die Gesammtsumme von 6000 fl., oder auf je 2000 fl. für drei aufeinander folgende Jahre, belaufen. Die mit diesem Kostenbetrag zu bestreitenden Leistungen würden in sich begreifen: die Beschaffung resp. Vervollständigung des inschriftlichen Materials; dessen Vertheilung und Anordnung für die 50 Tafeln; die Beschaffung der Lithographiesteine; die Steinzeichnungen selbst; ihre Correcturen; endlich den Druck der Tafeln in 500 Exemplaren und zwar inclusive des Papiers, letzteres von der Qualität des zu den Tafeln der *P. L. M.* verwendeten.

9. Ein kurz gefasster Text würde die nöthigen Nachweisungen und Erläuterungen zu den Tafeln geben. Für den Druck dieses Textes hätte der (Münchener?) Buchhändler zu sorgen, dem auf Grund einer zwischen ihm und dem Herausgeber abzuschliessenden Uebereinkunft der Verlag und Vertrieb des Werkes überlassen würde.

Bonn, den 11. Juni 1863. gez. F. Ritschl."

Zu S. 250. Vertragsentwurf (eigenhändig). „Unter dem Titel

IMPERII ROMANI
AB OCTAVIANO AVGVSTO AD IVSTINIANVM
MONVMENTA EPIGRAPHICA
SELECTA
AD ARCHETYPORVM FIDEM EXEMPLIS LITHOGRAPHIS
REPRAESENTATA
EDIDERVNT
LEON RENIERVS FRIDERICVS RITSCHELIVS

erscheint ein Werk, welches auf 50 Foliotafeln von dem Format der *Priscae Latinitatis monumenta epigraphica* eine chronologisch geordnete Sammlung ausgewählter Inschriften der Kaiserzeit in lithographischen Facsimile's gibt. Es sollen diese Tafeln

gleichsam eine Gallerie aller verschiedenen Schrifttypen, die sich im Laufe von 5 Jahrhunderten allmählig abgelöst haben, und somit eine illustrirte Geschichte der römischen Paläographie bilden.

2. Die Zeichnungen und Lithographien werden in Bonn unter der Leitung und fortwährenden Correctur des Herrn Ritschl angefertigt, der für die vollkommene Treue der Facsimilirung und die Accuratesse des Druckes bürgt.

3. Ein kurzgefasster Text, der die nöthigen Nachweisungen und Erläuterungen gibt, sowie paläographische Register, werden von den Herren Renier und Ritschl gemeinschaftlich abgefasst.

4. Herr Ritschl übernimmt es, das erforderliche Inschriften-Material zusammenzubringen, die dazu nöthigen Reisen in Italien machen und Abklatsche anfertigen zu lassen, den Ankauf der Lithographiesteine zu bewirken, den Druck der Tafeln zu besorgen, das Papier dazu zu liefern (und zwar von derselben Güte wie das zu den *Priscae Latinitatis Monumenta* verwendete), und überhaupt Alles zu leisten, was erforderlich ist, um im Ganzen 500 Exemplare dieser Tafeln (exclusive der Freiexemplare für die Herausgeber) an denjenigen Pariser Verleger einzusenden, welcher den Verlag des Werkes übernehmen wird.

5. Der Druck des Textes findet in Paris statt und wird von Herrn Renier geleitet.

6. Das Werk erscheint in 5 Lieferungen von je 10 Tafeln, und zwar dergestalt, dass die letzte Lieferung spätestens nach Ablauf von 3 Jahren vollendet ist" u. s. w.

Zu S. 269. R. an des Rectors p. p. Prof. Dr. Hälschner Magnificenz, Bonn 8. November 1857. „Ew. Magnificenz beehre ich mich in der Anlage ein Gesuch eines grossen Theiles meiner Zuhörer, betreffend eine verbesserte Erleuchtung des Auditoriums No. 10, gehorsamst vorzulegen. Dass ihre Klage begründet sei und zu einer genügenden Erleuchtung wenigstens im hintersten Theile des Auditoriums noch eine Lampe fehle, lehrt mich der Augenschein. Dort sehe ich nämlich täglich eine Anzahl von Zuhörern kleine Lichtstümpchen brennen, welche sie sich von Hause mitbringen und vor ihren Plätzen aufstecken. So anmuthig sich dieses auch, vom Katheder aus gesehen, ausnimmt, indem es an den Kirchhof am Aller-Seelen-Abend erinnert, so sehr kann ich mir doch denken, dass es für die Betheiligten seine unangenehme und beschwerliche Seite hat.

Wenn ich zu Ew. Magnificenz das Vertrauen habe, dass es durch Hochdero geneigte Anordnung gelingen dürfte, diesem Uebelstande abzuhelfen, so ist dieses Vertrauen ein rein persönliches und keines, zu dem mich früher gemachte Erfahrungen

ermuthigten. Ganz dieselbe bitterliche Klage ist schon wiederholt in frühern Jahren vorgekommen, namentlich auch in Betreff des Auditoriums No. 4.

Vergebens habe ich unter den Rectoraten Bauerband, Plücker, und, wenn ich mich recht erinnere, sogar Sell, um Abhülfe gebeten; vergebens vorgestellt, dass mir doch das Vorlesungen-Halten und Vorlesungen-Hören der Hauptzweck der ganzen Universität zu sein schiene; vergebens die Ueberzeugung zu begründen gesucht, dass für eine Anstalt, welche mit 112,000 Thalern dotirt ist, die Mehrausgabe für eine Lampe oder Gasflamme eine kaum nennenswerthe Depense sei. Der Erfolg war immer derselbe, dass Besichtigungen und Conferenzen anberaumt wurden, bei denen der Herr Oberpedell in seiner amtlichen Würde als Schloss-Castellan eine Hauptrolle spielte, der zu einer Neuerung stets sehr wenig Neigung verrieth und es eigentlich für eine Art von Uebermuth zu halten schien, dass einer mehr Zuhörer habe, als Licht da sei; — dass allenfalls für den Augenblick ein oder zwei Talglichter mehr verwilligt wurden; dass dagegen Behufs einer dauernden Verbesserung zwar Verhandlungen mit dem Entrepreneur der Gasbeleuchtung angeknüpft wurden, die aber aus mir unbekannten Gründen zu keinem Ziele führten. Mittlerweile verlief sich ein Theil der Zuhörer, der, weil nicht sehen, nicht nachschreiben konnte; für die übrigen kam endlich über dem geduldigen, hoffnungsvollen Warten auf einen befriedigenderen Zustand der Dinge die Nähe von Lichtmess heran, und dadurch war allerdings glücklich erreicht, dass ich nunmehr eine durchgreifende Veränderung selbst nicht mehr der Mühe werth finden konnte. Der Sommer brachte natürlich die ganze Sache in Vergessenheit, und der neue Winter, mit dem die alte Klage wieder neu wurde, bewirkte endlich eine indolente Ergebung in das, wie es schien, unabwendbare Schicksal.

Der gegenwärtigen, energischer als sonst sich geltend machenden Beschwerde meiner Zuhörer glaube ich indess doch die Rücksicht schuldig zu sein, einen nochmaligen Versuch zu machen. Sollten der Befriedigung des obwaltenden Bedürfnisses Seitens der allgemeinen Universitätsfonds unübersteigliche Hindernisse im Wege stehen, so würde ich es wenigstens mit geziemendem Danke erkennen, wenn mir die geneigte Ermächtignng ertheilt würde, in geeigneter Weise auf meine eigene Hand für eine Vermehrung der unzureichenden Helligkeit resp. Beseitigung der unverhältnissmässigen Dunkelheit Sorge tragen zu dürfen.“

Zu S. 271. R. an N. N., Bonn, 21. Sept. 1857. „Ew. Wohlgeboren Mittheilung vom 15. d. habe ich mit dem grössten Erstaunen gelesen, mit einem Erstaunen, welches ich vielmehr als

Entrüstung bezeichnen würde, wenn ich nicht zu Ihrer Ehre lieber annähme, dass es nur Unüberlegtheit ist, die Ihr moralisches Bewusstsein augenblicklich trübte. Meine Vorlesungen sind mein, und keines andern Menschen Eigenthum; wenn sie zur Veröffentlichung reif und bestimmt sein werden, so bin ich es selbst, der das alleinige Recht zu dieser Veröffentlichung und den alleinigen Anspruch auf allen aus derselben etwa hervorgehenden Vortheil, materiellen oder ideellen, hat. Der willkührliche Eingriff in dieses Recht von Seiten eines andern ist nach den Grundsätzen aller gebildeten Nationen eine Immoralität, die mit dem Stempel der öffentlichen Verachtung gebrandmarkt wird. Dieses Ihnen in aller Härte und Schonungslosigkeit zu Gemüthe zu führen sehe ich mich dadurch veranlasst, dass Sie nicht etwa nur meine Zustimmung erbitten, sondern bereits einen Prospectus der Veröffentlichung haben drucken lassen, der zu der Vermuthung führt, Sie würden allenfalls auch ohne meine Zustimmung zur Ausführung Ihrer Absicht schreiten. Wofern es genügt, dass ich hiermit meine Zustimmung auf das Entschiedenste verweigere, um Sie zum Aufgeben Ihres Planes zu vermögen, so soll mir diess um Ihretwillen lieb sein, indem ich dann nicht genöthigt wäre, Ihnen zugleich meine Achtung und nach Kräften auch die Achtung aller Redlichgesinnten zu entziehen. Für den entgegengesetzten Fall aber — den ich zwar nicht annehmen will, auf den ich indess nach Ihrer Beilage gefasst sein muss — erkläre ich Ihnen hierdurch, dass ich alle mir zu Gebote stehenden Mittel aufbieten werde, um die Unrechtlichkeit Ihres Verfahrens und meine förmliche Protestation gegen dasselbe im weitesten Kreise zu verbreiten, und zugleich Ihr litterarisches Unternehmen selbst dergestalt zu discreditiren, dass es als ein todtgebornes Kind zur Welt kommen soll. Ich werde diess dadurch erreichen, dass ich den Inhalt dessen, was Sie drucken lassen, desavouire, als Ansichten, Standpunkte und Ausführungen, die ich bereits selbst als veraltet und in hohem Grade unvollkommen erkannt habe. Ich werde wahrheitsgemäss erklären, was ich mir in der That selbst schuldig bin: dass durch wiederholte Umarbeitung meiner Vorlesungen kein Stein auf dem andern geblieben, sondern alles so wesentlich umgestaltet und gründlich verbessert sei, dass es sich nicht mehr ähnlich sehe. Ich werde hinzufügen, dass ich meine eigene Publication dieser Vorlesungen, in der gereiften Gestalt, die ich ihnen jetzt gegeben habe, der Ihrigen auf dem Fusse nachfolgen lassen werde, und werde jedermann warnen, Ihre unächte und schlechte Waare zu kaufen, während die gute und brauchbare wenige Monate später zu haben sei. Sie werden auf diese Weise um den gehofften Vortheil und um Ihren guten Namen zugleich kommen.

Ich glaube, wie gesagt, nicht, dass Sie es werden hierauf ankommen lassen, sondern dass ein Gefühl von Scheu und eine honette Gesinnung Sie auch ohne diess von Ihrem Plane werden abstehen lassen.

Habe ich selbst diese Vorlesungen durch den Druck in die (deutsche) Litteratur eingeführt, so habe ich nicht das Mindeste dagegen, dass Sie sie alsdann bearbeiten und erscheinen lassen in welcher Sprache Sie wollen."

Zu S. 272. R. an Brunn, Bonn 5. Oct. 1861. Sie wissen, oder wissen vielleicht nicht, dass ich seit den letzten Semestern epigraphische Leseübungen anstelle mit einer Auswahl (10, höchstens 12) unserer jungen Philologen. Jeden Sonntag von 11—1, auf der Bibliothek, in den beiden grossen Zimmern, die im Winter ad hoc geheizt werden, alles *adiuvante atque ministrante Karigio.* Der Zudrang der Jungens ist sehr lebhaft, die Sache macht ihnen sehr grosses Pläsir, und sie lernen davon, was die meisten niemals sonst zur Anschauung bekommen, und was auch die, welche später nach Italien kommen, als vortreffliche Vorübung sehr gut brauchen können. Also die Sache ist es werth, ihr ein Interesse zuzuwenden. Ich habe eine Ausgabe von 180 Rthlr. nicht gescheut, um einen herrlich eingerichteten Schrank bauen zu lassen, mit hunderten von Schubfächern, worin in mächtigen Mappen (d. h. im Umfang mächtig, um die Brüche zu vermeiden, aber dünnen, wegen des Druckes) sämmtliche Abklatsche wohlgeordnet, numerirt, katalogisirt untergebracht sind; apart in Kästchen, Schachteln etc. die Stanniole, Gypse und dgl. Da auch die ganze Masse der Kaiserinschriften — chronologisch geordnet — dabei ist, so haben wir daran einen epigraphischen Apparat, der vermuthlich in Deutschland nicht seines Gleichen hat und auch für alle Zwecke der Forschung jedem Gelehrten zu Gebote steht. Pause und Athemholen.

Nun die Nutzanwendung. Schon an sich wären von hervorragend wichtigen Stücken doppelte oder dreifache Exemplare wünschenswerth, um zweckmässiger Weise öfter eine Mehrzahl von Arbeitern gleichzeitig mit derselben Aufgabe beschäftigen zu können. Ich lasse, auf Grund meiner Erfahrungen, fast alle ohne Ausnahme immer und immer wieder mit den Scipioneninschriften beginnen, wofür die *rationes,* wie ich denke, *satis in promptu* sind. Gerade dabei hat sich nun aber ein zweites Motiv, und das eigentlich massgebende, für obigen Wunsch herausgestellt. Durch die wiederholten Manipulationen mit den, ohnehin schon so lange in den Händen des Lithographen gewesenen

Abklatschen fangen diese an bedeutend zu leiden oder sind vielmehr über diesen Anfang schon bedeutend hinweg, so dass sie theils an sich dem Verfall entgegengehen, theils wegen der Abreibung und Verknutschung keinen sichern Dienst mehr leisten für die methodischen Uebungen und Unterrichtszwecke.

Ergo, ut fiat conclusio: die Bibliothek glaubt ein gutes Werk zu thun, wenn sie einen kleinen Bruchtheil ihrer Fonds auf Ergänzung, Erweiterung, Vervollständigung ihres epigraphischen Apparats verwendet. Sie wendet sich zu diesem Behuf an die hochmögenden Herren des Instituts, die allein, wenn sie gütigst wollen, sothanem *desiderio* zu genügen im Stande sind. Als nützliche Werkzeuge möchten sich leicht die deutschen giovani abrichten und gebrauchen lassen, die doch Jahr aus Jahr ein in Rom resp. Italien sind, alle dabei ihre Abklatschschule durchmachten und zum Theil auch persönliches Interesse für Bonn dazu mitbrächten."

Zu S. 278. Auf einem Blatte (nach 1861) sind von R.s Hand folgende Pläne verzeichnet: 1. „Vademecum für lateinische Orthographie." 2. „Briefe über das Studium der Philologie." 3. „Das Latein der republicanischen Periode nebst Urkundenbuch." 4. „Plautus et Terentius uno volumine." 5. „Plautus fertig." 6. „Plauti Miles mit Commentar etc. (1. Leben. 2. Metrik) und in usum scholarum."

Zu S. 280. R. an Bernays 1862. „Was Sie den *genius loci* nennen, ist das was ich, prosaischer, mir immer als 'locale Tradition' gefasst und als ein *singulare beneficium* der Götter sehr hoch taxirt habe. Menschenwitz allein hat das gar nicht in seiner Gewalt. Es ist wie eine magische Atmosphäre, die eben so die geistige Kraft über sich selbst hebt, wie Hochalpenluft die physische. Es gehört eine Continuität dazu, die durch einen einzigen Fehlgriff in der Personenwahl zerstört werden kann. Und eine Continuität von — bei aller Verschiedenheit — specifisch *ad hoc* zugeschnittenen Naturen. Gelehrsamkeit allein, Productivität allein etc. thut es gar nicht, *immo* kann unter Umständen sehr zurücktreten. Der erste und Hauptgründer ist und bleibt doch Heinrich, von dem doch die Geschichte der Philologie wenig zu vermelden haben wird. — Leipzig hatte solche Tradition und hat sie nun, für immer, verloren. Göttingen hat sie bis auf den heutigen Tag glücklich erhalten. Eine weitere Stätte in Deutschland wüsste ich nicht. Klänge es nicht gar zu hochmüthig, eitel, eingebildet — und doch wohl eigentlich für Sie nicht? — so möchte ich Gott bitten die regierenden Mächte

zu erleuchten, dass sie nach meinem Tode nicht falsch greifen. Denn Jahn allein hält sie nicht, so sehr nützlich er auch dazukömmt. Auch Näke hätte sie nicht gehalten ohne Heinrich, obwohl weit mehr als J. von dem 'Specificum' habend; noch weniger Welcker, so tief segensreich sein Accessorium war. Sehr hoch schlage ich die des Niebuhrschen Impulses an, obgleich er nicht Professor der Philologie war."

Zu S. 284. R. an Kiessling, Wiesbaden 17. August 1856. „— — — Sehr am Herzen liegt mir nun aber zuletzt noch, Dich auf das Dringlichste zu bestärken in Deinen wissenschaftlichen Forschungsgelüsten. Darüber freue ich mich um so mehr, je mehr ich eigentlich Dich mir dachte als von den praktischen Regierungs-Verwaltungs-Organisationsinteressen ganz ausgefüllt: d. h. von den Interessen, deren Reiz mir selber so gross ist, dass ich sie zur Ergänzung meines theoretischen Treibens ganz nothwendig habe und mich oft nach einem grössern Maass derselben sehne. — Auf den Stoff, an dem sich die forschende Seele erlabe, kömmt sehr wenig an verhältnissmässig; also frisch zugegriffen bei dem ersten besten, den Du selbst nennst, und ohne viel Besinnen festgehalten am Harpokration, in dem und seinem ganzen Kreise Du einmal von Alters her orientirt bist. Frisch gewagt ist halb gewonnen: nur herzhaft hineingesprungen mitten ins Wasser, und das Schwimmen findet sich von selbst wieder. Beim beliebigsten Zipfel angepackt *meo voto,* d. h. bei der ersten kleinen leicht zu überschauenden, in sich geschlossenen Quästiunkel, und so Kleines an Kleines gereiht, Blümchen an Blümchen und Blatt an Blatt; und unversehens ists ein Strauss oder Kränzlein. Kurz: synthetisch in die Höhe steigen, unverdrossen und genügsam im engen Wege fort, mit ganz concretem Behaben; ehe mans dann denkt, ist man von selbst auf einer Spitze angelangt, von der man Umschau hat; so wird man viel sicherer zum Herrn der Landschaft, als durch principielle Analyse von oben herunter. Aber Du wirst laut auflachen über den unverbesserlichen Methodiker, der auch dem Kön. Pr. Schulrath und Ex-Gymnasialdirector gegenüber den Seminardirector nicht vergessen kann. Lache immer zu: aber das ist doch der rechte Weg, um solche ungerechtfertigte Zaghaftigkeit, wie Du sie nun einmal hast, zu überwinden. Und bei einmal vorhandenem innern Triebe wäre es Sünde und Schande, sie nicht zu überwinden. Ich verstehe das sehr gut, dass Dich blosses Lesen ohne einen Zweck des Forschens ennuyirt, was ganz auch mein Fall wäre. Dass Dir die einschlägige Litteratur fremd geworden, dass Dir Büchervorrath fehlt: das sind ja Lappalien. Weisst Du doch

aus alter Routine zu gut, wie man nur ein Citat, das zum andern und so in infinitum fort führt, zu verfolgen braucht, um gar bald in den Besitz des ganzen Materials zu kommen. Und wenn, wie ich begreife, mitten in der grossen Capitale der Intelligenz es beschwerlich ist, sich die nöthigen Bücher zu verschaffen: nun so schreib mir nur immer, und ich und Dein Neffe wollen Dir jederzeit aus unserer Bonner Bibliothek zusammensuchen was Du brauchst, und das Hin- und Herschicken kann in ununterbrochener Kette fortgehen. — — — Sehr aus der Seele geschrieben — obwohl ich die Ketzerei von freien Stücken auszusprechen nie gewagt hätte — ist mir auch was Du über pädagogische Schriftstellerei äusserst, die auch mir immer wie eine Art von εἶδος ἐπιδεικτικόν vorgekommen ist, ganz artig zu lesen, aber unfruchtbar wie das anmuthige Wellengekräusel am Meeresstrande. Auch von der Schönrednerei der akad. Vorlesungen über Pädagogik und von den in dieser Beziehung für die Candidatenprüfungen gestellten Forderungen und von dem theoretisch-didaktischen Theile der pädagogischen Seminare bin ich immer schon ein heilloser Verächter gewesen, obgleich ich andrerseits die Unverschämtheit habe mir einzubilden, dass ich das Praktische eines Seminars, wie es z. B. Boeckh hat (denn von pädagogischen Seminaren während der Studentenjahre halte ich nun vollends nichts), mit entschiedenem Erfolg leiten würde. Es kribbelt mir oft genug in den Fingern bei den Candidatenprobelectionen, ihnen das Buch aus der Hand zu nehmen und es ihnen an den Schülern selbst vorzumachen, was unterrichten heisst. Sage das aber keinem Menschen; sonst halten sie den '*purus putus philologus et criticus*', der sich solche Künste zutraue, für auf dem nächsten Wege zum Tollhause."

Zu S. 299. R. an N. N. 9. Januar 1854. „Lieber Freund, der Zufall, oder vielmehr eine Complication von ein paar Zufällen hat mich einen Blick hinter einen Vorhang thun lassen, der mir eine sehr freundliche Absicht vorläufig verhüllen sollte. Ich kann nicht wissen, wie weit diese Absicht, auch ohne mein Zuthun, etwa nur embryonisch bleibt; für den Fall aber, dass sie Anstalt machen sollte ihrer Verwirklichung entgegenzuwachsen, bitte ich Sie im Vertrauen auf Ihre bewährte Freundschaft, mir ein paar Worte zu erlauben.

Niemand kann empfänglicher sein für persönliche Anhänglichkeit und Gemüthszuneigung als ich; daher mir auch sichtbare Zeichen solcher Gesinnung, wie sie einzeln und ungesucht erwachsen auf besondere Anlässe des Lebens und Strebens, jederzeit besondere Freude gemacht haben. Aber eben so habe ich

von jeher die entschiedenste und unüberwindlichste Abneigung gehabt gegen Alles, was wie gemachte Demonstration aussieht oder daran erinnern könnte; ein irgendwie ostensibler Mittelpunkt für Auszeichnung oder Ehre sein zu müssen gehört für mich zu den drückendsten Empfindungen und unfreudigsten Erlebnissen. Mag man es eine Krankhaftigkeit nennen, aber es ist einmal so; und *naturam expellas furca* —. Es ist die Scheu vor dergleichen in meiner Natur — soll ich sagen mit einem förmlichen Aberglauben verwachsen oder zu einem solchen ausgebildet, der mir mit Anspruch auftretende Kundgebungen geradezu unheimlich macht; das φθονερὸν τὸ θεῖον hat eine Macht über mich, der ich mich nicht entziehen kann. Hierzu kömmt eine gewisse Gefahr, den 'Fluch des Lächerlichen' auf sich zu ziehen, der sich so leicht an das Unverhältnissmässige, Nichtmaasshaltende heftet. Zwischen 5 Lustren und 10 Lustren ist nicht bloss ein quantitativer Unterschied, sondern ein viel wesentlicherer der Sitte und der durch sie bedingten Schicklichkeit. Ueberlassen wir Quinquelustral-Feiern den O-Sanniones und ihres Gleichen, die gewohnt sind, die Wissenschaft mit kurzer und ihre Verdienste mit langer Elle zu messen.

Das Angedeutete — obgleich ich noch mehr hinzufügen könnte, was ich lieber mit Schweigen übergehe — wird genügen, dass Sie mich und die Bitte, die ich auf dem Herzen habe, nicht misverstehen. Recht sehr ernstlich, dringlich und angelegentlich, und zugleich mit festem Vertrauen auf Gewährung, bitte ich Sie nämlich, zu thun was in Ihren Kräften steht, um eine Bezeugung, die zugleich den Charakter der Oeffentlichkeit und den der Gemeinschaftlichkeit trüge, fördersamst zu verhindern. Es kann Ihnen das nicht schwer werden, da das Motiv *beneficia non obtruduntur* überall durchschlagen muss, und die Juristenregel *volenti non fit iniuria* auch in ihrer Kehrseite richtig ist. Ich kann in Wahrheit sagen, dass ich erstens dankbar sein würde wie für den Empfang, und zweitens noch einmal eben so dankbar für den Nichtempfang. Zusammenschlagendes Glockengeläute mit weissgekleideten Mädchen ist für Potentaten und *principes* — nicht *iuventutis*, sondern *senectutis;* ein bescheidenes Privatherz begnügt sich mit Davids einsamen Harfentönen, die ihre balsamische Wirkung nie verfehlen und stets die empfänglichste Stätte finden werden bei Ihrem F. R."

Zu S. 309. R. an Welcker, Leipzig 2. Nov. 1865. „Mein vieltheurer Freund. Endlich komme ich dazu, Ihnen das kleine Denkmal grosser und warmer Pietät zu überreichen, welches in Bonn leider im chaotischen Trouble der letzten Wochen nicht

fertig werden wollte. Δόσις ὀλίγη τε φίλη τε: φίλη jedenfalls in activem Sinne; gilt es auch in passivem, so ist mein ganzer Wunsch erfüllt. Freilich müssen Sie Nachsicht haben mit dem ἀμύητος, der die Keckheit gehabt hat ein ihm so fremdes Meer zu beschiffen, auf dem ihn vielleicht keine Leukothea vor Schiffbruch schützt. Aber ich verspreche auch, dass diess das letzte Mal sein soll, dass ich mich in so ungewohntes Fahrwasser wage, zumal hier in Leipzig, wo mir für dergleichen 'Allotria' dermalen alles Rüstzeug von Segel, Steuer, Ruder, Compass abgeht. Die Hauptbefriedigung für mich war und ist, dass ich so viele Wochen lang an Sie zu denken, noch mehr als schon sonst, veranlasst war, mir immer aufs Neue Ihr Bild vergegenwärtigte, wie Sie einsam auf Ihrem Sopha, von den letzten Strahlen der Herbstsonne aus Ihrem Garten freundlich begrüsst, in der Ruhe des Weisen die Dinge dieser Welt, den Wechsel wunderlicher Menschengeschicke und die Bilder eigener ruhmreicher Vergangenheit vor Ihrem milden Blick und ausgleichendem Urtheil vorüberziehen lassen, und dabei ein und das andere Mal auch wohl des treuergebenen Freundes und vieljährigen Genossen, der mit und neben Ihnen alt geworden, in Liebe gedenken — — —"

Zu S. 309. Welcker an R. (dictirt), Bonn 13. December 1865. „— — — Für die Abhandlung und viel mehr noch für das Andenken an unsere siebenundzwanzigjährige freundschaftliche Collegschaft, das Sie in dem jetzt weiten archäologischen Kreise stiften, sage ich Ihnen herzlichen Dank. Ich bin dadurch angenehm überrascht worden. Die Münchener Leukothea ist in der That höchst interessant. Doch bringt mich auch diese Nereide Leukothea nicht von meiner Ansicht zurück, dass unter diesem Namen zuerst die Göttin des Meeres gedacht worden sei, die von dem fortdichtenden Mythus in eine Sterbliche und darauf in eine Nereide verwandelt wurde, so dass ihr Privilegium unter der Menge der Nereiden, deren keine etwas Specifisches aufweist, nicht ursprünglich gewesen wäre. Merkwürdig aber scheint mir, dass die Verwandlung der Leukothea in eine Königin so alt volksmässig herrschend erscheint. Die Consequenz und Regelmässigkeit in den ältesten griechischen Göttersystemen ist sehr gross, und immer freier und phantastischer entwickelt es sich. — — —"

Zu S. 313. R. an N. N. 15. Februar 1853. „— — — Dem Geschwätz oder Geklätsch, dessen Sie Erwähnung thun, von welcher Seite es auch kommen mag, hätten Sie aus vielen Gründen keinen Glauben beimessen sollen. Zu keinem Sterblichen habe ich eine Aeusserung, wie die von Ihnen angedeutete, je

gethan, und nicht thun können, weil ich nie einen derartigen Gedanken gehabt habe, auch niemals durch einen dritten zu einem solchen veranlasst worden bin, und, wäre ich es, sicher darauf, wie auf all dergleichen, gar nicht hingehört hätte. Hiermit denke ich alle und jede Möglichkeit abgeschnitten zu haben, noch länger an so etwas zu glauben. — — —

Damit wäre, was uns beide betrifft, vollständig abgemacht. Ich benutze aber den Anlass, mich in Betreff anderer Stimmen und Stimmungen, die ich voraussetzen darf, bei dieser Gelegenheit in Kürze auszusprechen. Der oder die Erfinder oder Verbreiter des Ihnen zugetragenen Gerüchtes müssen doch von der Auffassung ausgegangen sein, dass ich mich nach Berlin wünsche, dass ich dahin strebe, und dass ich H. als meinen Rivalen ansehe. Dieses alles ist mir allerdings gleich unerwartet. Ich dachte erstens, das verstände sich ganz von selbst, dass H. und nur H., der den dortigen Bedürfnissen, die nun einmal doppelte sind, entsprechende Mann sei, dass demnach von einer freigegebenen Wahl zwischen ihm und einem andern, so lange Aussicht zu seiner Gewinnung, gar nicht die Rede sein könne, dass daher an einen andern auch nur von dem Augenblicke an gedacht worden sei, als die zwingende Nothwendigkeit dazu durch die gänzliche Vereitelung jener Aussicht eingetreten, und dass die Gründe dieser Vereitelung, durchaus ausserhalb des wissenschaftlichen Gesichtspunktes liegend, rein politischer Natur wären. Darum schien mir bisher die Supposition einer Rivalität gar keinen Boden für ihre Existenz und gar keinen logischen Sinn zu haben. Aber freilich, wie ich nun sehe, man glaubt nicht, dass ich eben dieses Glaubens war oder bin; man glaubt, ich habe mich von vornherein als gleichberechtigten Candidaten aufgestellt.

Zweitens. Auf der Basis der effectiven Unmöglichkeit H.s mich nach Berlin zu wünschen, würde ich in der That für sehr erlaubt und unverfänglich halten. Aber einmal habe ich keinem Menschen in der Welt ein Recht gegeben, diesen Wunsch von mir anzunehmen, und sodann habe ich ihn nicht einmal im Stillen. Von Bonn mich fortzuwünschen habe ich schlechterdings keinen Grund; nach Berlin mich hinzuwünschen hätte ich wenige und sehr zweifelhafte Gründe: und dieses zusammengenommen ist wenigstens Grund genug für mich, um nicht den Finger danach aufzuheben, mir ein so problematisches Schicksal selbst bereiten zu helfen, wenn es auch nicht gegen mein moralisches — nennen Sie es Anstandsgefühl oder Stolz — wäre, mich um eine Stelle sei es direct oder indirect zu bewerben.

Denn drittens habe ich mich, seit ich nicht mehr Privatdocent ohne Stelle bin, überhaupt um keine Stelle beworben,

und hoffe auch nicht in den Fall zu kommen. Vor 14 Jahren habe ich mich nach Bonn gewünscht, und hatte sehr ausreichende Gründe dazu, beworben habe ich mich auch nicht darum, obwohl mir nicht unbekannt ist, dass und von welcher Seite und mit welcher unschönen Geflissentlichkeit mir das Gegentheil nachgesagt worden ist. Wie viel weniger würde ich also jetzt für meine Berufung nach B. agitiren!

Wenn Sie es gut mit mir meinen, so mögen Sie immerhin bei gegebener Gelegenheit diese meine Aeusserungen benutzen, um, wenn es möglich ist, solche auf andere Meinung zu bringen, die eine Befriedigung darin finden, in jedem andern einen ehrsüchtigen Intrigant vorauszusetzen und sich selber das Monopol der 'Sittlichkeit' zu vindiciren. Hilft es nicht, so werde ich mich auch nicht darum grämen, längst gewohnt, dergleichen *nihil ad me attinere putare.*

Ihnen aber sei vertraulich noch Folgendes mitgetheilt zur Bestätigung des Gesagten. Bereits im Februar 1852 schrieb mir ein höchst einflussreiches Mitglied Ihrer Facultät: „Wie sehr könnten wir doch hier einen Mann von Ihrer Thätigkeit und Richtung, oder vielmehr Sie selbst brauchen; aber leider glaubt man ja nicht, dass Sie geneigt sein würden Bonn zu verlassen.“ Ich habe den Brief beantworten müssen; wollen Sie aber wissen, was ich über jenen Passus geantwortet habe? Gar nichts. — Ein halb Jahr später suchte mich ein anderes Mitglied Ihrer Facultät in Bonn auf, vertraulich fragend, ob ich unter allen Umständen entschlossen sei Bonn nicht zu verlassen und ob ich unter Umständen mich entschliessen würde nach B. zu gehen. Meine Antwort ist gewesen dass es thöricht sein würde, die erste Frage zu bejahen, und dass ich keine Ursache hätte, die andere zu verneinen, indem eben hier alles auf die 'Umstände' ankomme.

Dieses sind die zwei einzigen Mittheilungen, die ich in dieser Sache von Berlin bekommen, oder die ich dahin habe gehen lassen.

Dixi et salvavi animam! Glauben Sie mir, dass ich nichts herzlicher wünsche, als dass man mit H. gegen die politischen Antipathien durchdringen möge: erstlich seinetwegen, zweitens Berlins wegen, drittens meinetwegen. Denn so wenig ich verkenne, was Berlin Anziehendes und Lockendes hat, und wie man wohl in den Fall gesetzt werden könnte, aus objektiven und subjektiven Gründen nicht füglich Nein sagen zu dürfen, so fürchte ich mich doch nach sehr vielen Seiten hin, und gewiss nicht mit Unrecht, auch wieder viel mehr vor Berlin und seinem trügerischen Glück, als dass mir die Störung meines festbegründeten Bonner Friedens durch einige und dazu halbgetrübte Licht-

seiten der grossen Capitale aufgewogen würde, wenn ich mich ganz unbefangen dem unmittelbaren Instinct meines Innern überlasse."

Zu S. 324. R. an Lehrs, Karlsbad 12. Aug. 1855. „Mein theurer und verehrter Frennd. Wird es mir denn nur noch gelingen, mich wieder in Ihre Gnade einzubitten? Denn herausgefallen bin ich doch gewiss, hätte es wenigstens halb und halb verdient: wollte ich ganz sagen, träte ich mir selbst sehr zu nahe. Es ist hier derselbe Stuhl und derselbe Tisch, auf und an dem ich Ihnen vor 10 Jahren und ich denke auch wieder vor 9 Jahren schrieb, und es ist mir noch wie von gestern her gegenwärtig, mit welchen Empfindungen und in welchen Stimmungen es geschah. Seitdem ist der alte Χρόνος mit seinem grauen Fittich unermüdlich über uns dahin gerauscht und hat nach Kräften an uns geschüttelt; auswendig ist es ihm gelungen mich grau zu machen, inwendig grünt wohl noch ein bischen Reminiscenz vom alten jungen Frühling fort, aber jedes Blatt hat doch sein αἰαῖ und jede Nachblüthe ihr *memento* auf sich. Ist es Ihnen sehr viel anders, Theuerster? Wenn, und wenn besser, *meglio così*. — Gott weiss, wie ich Sie immer bei und mit mir herumgeführt habe, sowohl im Gedächtniss des Herzens, als auch auf den unfigürlichen δέλτοις meiner Briefschulden- und Agenda-Liste, die ich *ut fit* vor einem und vor zwei Jahren unerledigt wieder mit nach Haus gebracht habe von Karlsbad. Vor zwei Jahren war die Seele zu voll und bewegt von den Bildern einer grossen Schweizer- und Tyroler-Reise, die mich hierher geführt hatte, als dass es mit Papier, Tinte und Feder fortwollte. Einmal waren ja auch Sie zuerst in Schweizer Bergen, und wissen was das zu sagen hat; ich hatte nicht geglaubt, dass das Leben noch so etwas Grosses und Neues zu bieten hätte. Im schärfsten Contrast dazu regierte im vorigen Jahr das Gestirn des business in fast exorbitanter Weise; ein dreiwöchentlicher Aufenthalt in Karlsbad, eingerahmt von zwei Berliner Audienz-Reisen von sehr officieller Färbung, wurde fast ganz ausgefüllt von Berichten, Anträgen, Memorandis und Promemoria's, die alle abgeschossen wurden auf das Eine Ziel einer radicalen Reform und Reorganisation an Haupt und Gliedern unserer Universitäts-Bibliothek, deren Regiment der herrschaftsmüde Welcker am 11ten April auf meine Schulter gewälzt hatte. Nun, die Erfolge sind wenigstens der Mühe werth geworden, und neu ist mir die Erfahrung, was so ein Zenodoteischer Anordnungs- und Katalogisirungsberuf in seinen trockenen Schalen für einen eigenthümlich verlockenden Honigseim birgt, wenn auch freilich einiges andere darüber zu Grunde geht oder verkümmert bis auf Wei-

teres. So kam denn περιπλομένων μηνῶν der Winter und Neujahr heran und mit diesen eine neueste Erfahrung, aber ohne allen Honigseim. Sie dürfen mich schon ein Bischen bedauern, denn es ist mir schlimm gegangen. Kaum hatte mich wohlmeinender Eifer zum Jubilar declarirt — und auch Ihnen bin ich ja für ein paar kräftige Schlagreime, die mir als Zeichen Ihres unveränderten freundlichen Andenkens ganz besondre Freude gemacht haben, den Dank noch schuldig geblieben —, so sollte ich nur zu sehr die Wahrheit des Wortes erleben, dass so ein Jubiläum eine Art Anfang vom Ende zu sein pflegt. Sieben Wochen im Bett, fünf elendiglich auf Sopha und Sessel, vier nur im Wagen, das Gehen förmlich wiedergelernt wie ein νήπιον βρέφος, und doch das verruchteste aller lentescirenden Podagra's im Laufe des ganzen Sommers nicht losgeworden — dieses war schier genug und übergenug, zwar nicht 'um an den Wänden hinaufzulaufen', welches allerdings wenig indicirt war, aber doch um mit *omnibus et quibusdam aliis* Bankerot zu machen. Ein würdiges Mitglied eines englischen Ministeriums hätte ich sein können: sonst war ich zu gar nichts nutze, kaum die Titel all der schwarz auf weiss sich präsentirenden philologischen Weisheit zu lesen, mit der uns *cum alii tum Teubnerus ille*, der unerschöpfliche, immer klüger und klüger zu machen sucht. Hier habe ich nun bald 4 Wochen, nach Art der westmächtlichen Alliirten, einen aus Offensiv- und Defensivsystem gemischten Operationsplan gegen den bösen Feind verfolgt; möge in Gastein, wohin ich demnächst abzugehen habe, der lange belagerte Malakoff endlich fallen und begraben werden. Das wäre denn förmlich eine Art von Autobiographie geworden statt eines herzlichen Grusses, den ich Ihnen senden wollte; das Alter wird halt redselig. — —"

Zu S. 329. R. an Pernice, Bonn 20. Juni 1859. „Liebster Pernice! Zu Deiner ehrwürdigen Sechzig noch nachträglich meinen herzlichsten Glück- und Segenswunsch! Mir wirst Du dazu nicht gratuliren können, weder Du noch sonst wer. Denn es geht mir schlecht und immer schlechter: was Du aber, dass es in diesem Grade der Fall, nicht gerade ohne Noth brauchst an die grosse Glocke zu schlagen. Hier weiss es freilich längst jedermann; aber es ist mir immer ein nicht angenehmes Gefühl, in noch weiterm Kreise Gegenstand des Mitleids und — des Calcüls zu sein. Gerade vor einem Jahre bekam ich — seit 1855 zum erstenmal wieder — den acuten Nervenanfall in Füssen und Schienbeinen, dessen Krampfhaftigkeiten eben so schmerzvoll als beängstigend und absolut hemmend sind. Nassau stellte mich nur scheinbar oder annähernd und vorübergehend her. Schon im October konnte ich nicht mehr gehen, las blos eine Woche oder zwei, fahrend;

im November und December brach ein abermaliger Paroxysmus aus, langsam erholte ich mich so weit, um in der zweiten Hälfte des Januar die Vorlesungen wieder aufzunehmen und bis in die ersten Tage des März fortzusetzen, aber nur indem ich täglich hin- und zurück fuhr und mit allerhand Mitteln mich eine Stunde lang sitz- und lesefähig machte. Und doch war das ein goldener Zustand in jenen 6—7 Wochen gegen den jetzigen. Denn von Anfang März bis zum heutigen Tage, also bald 4 Monate, haben sich die Leiden im langsamsten, aber unbarmherzig consequentesten Fortschritt dermassen gesteigert, dass die Neuralgie permanent geworden ist und mich alle 24 Stunden des Tages und der Nacht keine Minute verlässt. Liegend kann ich gar nicht mehr schlafen, sondern blos sitzend im Lehnstuhl. Und auch am Tage kann ich ihn so selten verlassen und in einer kurzen Pause einmal im Zimmer 2 bis 3 Schritte machen, dass ich von Frau, Kindern und Leuten wie ein klein Kind bedient werden muss. Jedes Buch müssen sie mir suchen und herbeibringen. Vom Frühling, vom Sommer habe ich nichts erlebt, ausser was man durchs Fenster sieht. Ein anderes Zimmer kann ich nur ausnahmsweise, getragen, erreichen. Und bei diesem absoluten Mangel an Bewegung und an frischer Luft befinde ich mich dennoch in Betreff aller übrigen körperlichen und geistigen Functionen so frisch, munter und gesund wie je. Kein Mittel hat bis jetzt entdeckt werden können, das wirksam wäre. Alle endermatischen (Morphium, Aether der verschiedensten Art, Senfspiritus, Chloroform, in offene Wunden gebracht), Belladonna und Gott weiss welche Gifte noch sind erschöpft. Eine Arsenikcur hat nichts geholfen nach längerer Fortsetzung; Leberthran, zu dem jetzt übergegangen ist, bis jetzt, seit 8 Wochen, auch nichts. Was allein den Zustand einigermassen erträglich macht, ist ein den ganzen Tag und oft genug die Nacht fortgesetzter Wechsel von Kaltwasserwaschungen und von heissen Tüchern und Wärmflasche. Beides gehört zu meiner Existenz wie angewachsene Warzen. Und dennoch bestätigen alle Untersuchungen immer und immer wieder aufs Neue, dass keine 'centrale' Störung der Nerven vorliege, sondern eine rein 'functionelle', in den Extremitäten localisirte; kurz, keine Spur, die auf jetzige oder künftige Lähmung hinweise. Angeblich! Was hilft mir aber das? — Viel Hoffnung hatten die Aerzte auf einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Alpenluft (Rigi z. B.) gesetzt, auch vielleicht an Kaltwassercur gedacht. Aber zu dem einen wie dem andern war ich augenblicklich absolut unfähig, weil durchaus intransportabel. Da bildeten sie sich ein, Aachen könnte, als Vorbereitungscur lediglich, mich in den Stand dazu setzen, und so wurde ich vor 14 Tagen dorthin geschrotet mit Ach und Krach. Natürlich

mit einem starken Mann, der mich überall in und aus dem Eisenbahnwaggon tragen musste; item in einem besondern Coupé, darin mich Frau und älteste Tochter begleiteten, event. wuschen etc., letztere blieb auch dort bei mir. Ich konnte aber Aachen, wie seit 1—2 Jahren überhaupt alle warmen Gewässer, platterdings nicht mehr vertragen, und bin darum schon wieder hier, in Erwartung eines abermaligen Anfalls, der mir mit täglich stärkern Schritten heranzunahen scheint. Was die Aerzte eigentlich thun sollen, wissen sie selber nicht mehr. Es scheint, dass schliesslich nichts mehr übrig bleiben wird als Moxen oder Glüheisen auf den Rücken. Auch eine schöne Gegend; obwohl ich zu Allem entschlossen bin. Könnte ich erst eine Reise nach Berlin machen, so entschlösse ich mich vielleicht dazu, um dort Frerichs, Virchow und Romberg zu consultiren, event. selbst in einer dortigen Klinik mich gleich der erforderlichen Cur zu unterwerfen. Im Augenblick habe ich leider keine Wahl als 'Abwarten'.

Ich habe müssen für den ganzen Sommer Urlaub nehmen. — — Meine ganze philologische Position, auch wenn ich wieder leidlich gesund werden sollte, habe ich wohl unwiederbringlich hier verloren, das verhehle ich mir nicht. Von der Prüfungs-Commission werde ich selbst müssen meine Dimission nehmen, wenn ich bis gegen den Winter nicht auf einem ganz andern Fleck bin. Die Bibliothek regiere ich noch, als wenn ich täglich oben wäre; jeden Tag wird mir rapportirt; alle Schreiben gehen an mich, alle abgehenden mache ich, und also geschah es auch in Aachen; selbst die Anschaffungen gehen blos durch mich. Aber wenn sich das auch allenfalls noch ein Jahr so fortführen lässt, endlich muss doch auch diess aufhören; so sehr ich der strictesten Ordnung meiner wohleingerichteten Maschine und der persönlichen Hingebung meiner Beamten gewiss bin, auf die Länge hat es doch keinen Schick, Dirigent eines Instituts zu sein, auf dem man nie mehr persönlich anwesend ist. Kurz, es sind betrübte Zukunftsaussichten. Und dazu der Krieg, am Rhein! Dazwischen vergnüge ich mich nach Möglichkeit mit allerhand philologischem Krimskrams, den ich drucken lasse, und Dir auch schicken würde, wenn ich nicht glaubte, Du wollest mir damit, dass Du mir Deine glorreichen Publicationen nicht schickst, ein Zeichen geben, dass ichs auch nicht mehr soll.

Verzeih, dass ich einen ganzen Brief lang Deine Geduld mit meinen persönlichen Lamentos auf die Probe gestellt; aber einmal musste ich doch endlich Deiner Freundschaft reinen Wein über mich einschenken. Gott behüte Dich in Gnaden und lasse es Dir und den Deinen um viele 1000 Procent besser gehen. Bis zum letzten, wahrscheinlich noch sehr peinvollen Athemzug treulich Dein F. R."

Zu S. 334. R. an Joh. Schulze 16. April 1854. „— — — Aus Ew. Hochwohlgb. Munde ist auch bei dieser Gelegenheit, für mich zum erstenmale, eines Namens Erwähnung geschehen, der die lebhaftesten Sympathien jedes wissenschaftlichen Ehrenmannes wachrufen muss und ihm die moralische Verpflichtung auflegt, mit Aufbietung aller Kräfte und selbst Unterordnung des eigenen Interesses dahin mitzuwirken, dass einer unserer trefflichsten Männer dem wissenschaftlichen Berufe eines festen Wirkungskreises wiedergegeben und ein schweres Geschick, das ihn unverdient betroffen, gesühnt werde. Ich meine Otto Jahn. Dass in Beziehung auf ihn die angedeuteten Gesinnungen auch die meinigen sind und gewesen sind, würde ich lieber glauben als wissen lassen, wenn ich mich nicht in diesem Zusammenhange innerlich gedrängt fühlte, Ew. Hochwohlgb. um die Erlaubniss einer vertraulichen Mittheilung zu bitten. Als mir in diesem Winter Freund Welcker, von dem Gefühl hartnäckiger Gesundheitsleiden und anderem Kummer tief darniedergedrückt, zuerst seinen Wunsch eröffnete, sich von den administrativen Theilen seines Berufskreises entbunden zu sehen, um, was ihm noch von Zeit und Kraft vergönnt sei, neben Vorlesungen und Seminar auf die Vollendung seiner Mythologie, zu der ich ihn stets freundschaftlich ermahnt hatte, zu concentriren, da wagte ich es ihm vorzuschlagen, dass er doch lieber die praktischen Nebenämter, die ihm zur angenehmen Gewohnheit und wohlthätigen Zerstreuung geworden seien, beibehalten, dagegen sich vielmehr nach Seiten der Vorlesungen und des Seminars eine Erleichterung verschaffen möchte. Und zwar dieses nicht etwa, indem er diese Arten von Thätigkeit aufgäbe, sondern indem er sich, wenngleich mit einigen Opfern von seiner Seite, um es jetzt kurz auszudrücken, schon bei seinen Lebzeiten einen Nachfolger zur Seite setzen liesse: einen Mitarbeiter, der, ihm genehm, bequem und befreundet, ihn in den Stand setze, nach Umständen und Bedürfniss zu lesen oder nicht zu lesen, Seminar zu halten oder nicht zu halten, in Deutschland zu bleiben oder zur Stärkung seiner Gesundheit den ihm so überaus wohlthätigen Aufenthalt in Rom zu wählen; einen Mitarbeiter und Stellvertreter, der, wenn er einmal festen Fuss in Bonn gefasst hätte, die sicherste Garantie auch für das künftige Fortgedeihen der philologischen Studien in Bonn gewähren würde: mit einem Worte Otto Jahn, von dem ich wusste, dass ihn vor allen Welcker selbst sich am meisten als Nachfolger wünschte. In weichster Stimmung, wie er war, nahm Welcker meine Vorstellungen auf das Freundlichste auf, erwiderte mir, dass er alles bei sich wohl beherzigen und danach seine Entscheidung fassen wolle, und — ist niemals

wieder mit einem Wort darauf zurückgekommen. Ich kenne also den Gang seiner Ueberlegungen nicht; was aber auch immer die Motive seiner stillschweigenden Ablehnung gewesen sein mögen, gewiss sind es die ehrenwerthesten gewesen. Er kam weiterhin nur einfach auf den Plan, die Bibliotheks- und Museen-Verwaltung niederzulegen, zurück und bezeichnete es als seinen bestimmten Herzenswunsch, dieselbe auf mich übergehen zu sehen. Vergeblich bemühte ich mich, erst, ihn anderen Sinnes zu machen, dann, ihn wenigstens zu einem Aufschub seines Vorsatzes zu bewegen.

Auf mehrfaches Zureden von seiner Seite gab ich allerdings schliesslich die von ihm gewünschte Erklärung, dass ich, wenn sein Entschluss unweigerlich feststehe, meinerseits seinen Absichten zu entsprechen bereit sein würde, aber nicht ohne nochmals einen Versuch für Otto Jahn zu machen, indem ich Welckern von Neuem ans Herz legte, zu erwägen, ob nicht möglicher Weise grade das Oberbibliothekariat die günstige Handhabe werden könne, um etwa Jahn für dieses Amt, übrigens einstweilen auch nur als nominellen Professor mit wenig oder keinem Gehalt, nach Bonn zu ziehen. Es muss ihm auch dieses nicht eingeleuchtet haben, was ich begreife, da diese Combination ihr Ungewöhnliches und Schwieriges mit sich führen mochte; er hörte mich wieder freundlich an und liess die Sache nach wenigen, sehr wohlwollenden Bemerkungen für Jahn, unentschieden fallen. Seitdem erwähnte er überhaupt die ganze Angelegenheit nicht wieder, bis er mir im Januar, acht Tage nach dem Abgange seiner Schreiben nach Berlin, mittheilte, dass sie abgegangen und in welchem Sinne.

So nahe mir aber, wie Ew. Hochwohlgb. hieraus ersehen wollen, der Gedanke an Otto Jahn in Beziehung auf das Oberbibliothekariat lag, so fern ist er mir, ich gestehe es, in Beziehung auf die Besetzung der Custodenstellung geblieben. Er musste es zunächst darum bleiben, weil ich selbst classischer Philolog und für den bibliothekarischen Gesichtspunkt auch in hinlänglichem Maasse Archäolog bin, mein wesentliches Augenmerk also darauf gerichtet sein musste, mir eine Ergänzung zu suchen. Er konnte mir aber, abgesehen von dieser gehäuften Einseitigkeit, hauptsächlich darum gar nicht kommen, weil ich es in mehrfachem Betracht überhaupt für vollkommen unthunlich gehalten hätte, einem Manne wie Jahn eine so untergeordnete Stellung zuzumuthen. Konnte man einen Professor publicus ordinarius zum Bibliothekscustos machen? konnte man den mir gleichaltrigen und in wissenschaftlicher Geltung gleichstehenden nicht nur mir, sondern auch dem Bibliothekar Pape, der nicht einmal Dr. phil. ist, unterordnen? würde Jahn

selbst Lust gehabt haben, sich solche Unterordnung gefallen zu lassen? und wenn er sie sich nominell gefallen liesse, würde es wohl diejenige factische Unterordnung geworden sein, die der Bibliotheksdienst erheischt, in welchem der Oberbibliothekar und in seiner Vertretung der Bibliothekar dem Custos zu befehlen nicht nur das Recht, sondern auch den Muth haben muss? würden nicht vielmehr, nach dynamischer Auffassung des Verhältnisses, eigentlich zwei Oberbibliothekare neben einander gestanden haben? Ferner, würde denn Jahn, beschäftigt mit litterarischen Arbeiten und Arbeitsplänen umfassendster Art, wie er ist, sich überhaupt entschliessen zu einer Stellung, die ihn regelmässig 5—6 tägliche Stunden jenen Studien und Arbeiten entzöge? würde er nicht in ganz anderer Weise als Schaarschmidt, dem das Dociren gewissermassen nur die geistige Würze seines Lebens wäre, jederzeit principaliter Gelehrter resp. Universitätslehrer sein, als solcher aber, wenn man ihn sich (auch etwa nur vorübergehend) als förmlichen Mitvertreter der classischen Philologie und des Seminars denkt, durch diese Berufsthätigkeit ganz anders in Anspruch genommen sein, als ein nebenbei nach freier Wahl docirender und zu keinem bestimmten Maass von Leistungen verbundener Philosoph? Ich wage keine einzige dieser Fragen, geschweige die Mehrzahl, mit einiger Zuversicht dahin zu beantworten, dass nicht die erheblichsten Bedenken zurückblieben. Zu alle diesem musste nun noch die Erinnerung an die grossen Schwierigkeiten hinzutreten, mit denen des, mit Jahn in gleicher Kategorie stehenden, Prof. Haupt Berufung nach Preussen hat erkämpft werden müssen, und daraus die gegründete Besorgniss erwachsen, dass die Beantragung Jahn's eine Entscheidung, an deren Beschleunigung Alles gelegen war, in's Unabsehbare hinausziehen, dadurch aber auch zugleich den unbequemsten anderweitigen Bewerbungsversuchen Thür und Thor öffnen möchte. Bei der Besetzung des Oberbibliothekariats hätte man es mit ansehen können, weil selbst ein zweijähriges Harren (wie bei Haupt) durch den möglicher Weise glücklichen Erfolg reichlich aufgewogen gewesen wäre: vorausgesetzt, dass sich Welcker bewegen liess, bis zur definitiven Wiederbesetzung im Amte zu bleiben; die Anstellung eines Custos aber pressirte. War es doch auch diese Ueberzeugung von der Dringlichkeit der Abhülfe, die mich von dem Gedanken an Bernd's Pensionirung, als einer jedenfalls weitaussehenden und nicht über Nacht zu bewirkenden Maassregel, vor der Hand abstrahiren liess und mir die einfache Combination empfahl, deren Genehmigung, wenn sie sich des Beifalls Ew. Hochwohlgb. zu erfreuen gehabt hätte, durch des Herrn Ministers Excellenz das Werk weniger Wochen sein, dem wesent-

lichsten Bedürfniss genügen und eine Reform anbahnen konnte, die dann weiterhin durch die *curis posterioribus* zu überlassende Entfernung des Prof. Bernd zum Abschluss gekommen wäre. Jedenfalls schien mir dies bescheidener, als sogleich mit Anträgen auf eine Veränderung an Haupt und fast allen Gliedern hervorzutreten.

Ich habe mir erlaubt die Gründe anzudeuten, aus denen ich, wo es sich um die Besetzung einer Custodenstelle handelte, an O. Jahn gar nicht gedacht habe und, wie mir scheint, auch nicht denken konnte. Aber auch in dieser Beziehung ordne ich mein Urtheil dem Ihrigen ganz unter, und bitte E. H. in den nachstehenden Erklärungen den Beweis finden zu wollen, dass dieses keine Phrase ist. Wenn E. H. der Ansicht sind, dass die Stelle für Jahn passend und ihm genehm sei; wenn Sie glauben, dass er durchsetzbar sei, ohne dass durch zu lange Verzögerung der Anstalt ein zu grosser Nachtheil erwachse; wenn Sie finden, dass alle von mir angeführten Gründe nicht genug ins Gewicht fallen gegen den für unsere Universität daraus, dass Jahn hier festen Fuss fasse, hervorgehenden Gewinn: so bin ich gewiss der erste, der diese Aussicht mit freudigem Enthusiasmus begrüsst und in ihr die tröstlichste Schutzwehr gegen eine Gefahr findet, die mich schon oft bekümmert hat: die Gefahr nämlich, dass es nach Welckers dereinstigem Abgange Intriguen, die mit der Wissenschaft nichts zu thun haben, gelingen könnte eine Besetzung der vacanten Professur herbeizuführen, durch welche die unter Heinrich's, Näke's, Welcker's Pflege herangeblühten und seit meiner Wirksamkeit nicht abgeblühten philologischen Studien Bonns den empfindlichsten Stoss erleiden würden. Ich würde, wenn E. H. sich in diesem Sinne entscheiden sollten, von Stund' an aufhören auf Dr. Sch. zu bestehen, auch bereit sein, wofern Ihnen das wünschenswerth erschiene, selbst an Jahn zu schreiben, um seine Geneigtheit zu erkunden.“

Zu S. 335. R. an Pernice 29. November 1854. „Theuerster Kronsyndicus, — — etwas Unverständlicheres ist mir lange nicht vorgekommen, als die tendenziöse Ausdeutung der in dem Jahnschen Briefe enthaltenen Trendelenburgschen Aeusserungen, die m. E. so gar nichts weiter als die allerunschuldigste und natürlichste persönliche Freundschaft athmeten, dass man ja des Teufels werden möchte, wenn so menschlich-naive Empfindungen nicht einmal sicher sind, nicht in die Sehweite der politischen Parteifarbe gestellt zu werden. Indessen das ist vorbei. Ich habe natürlich nicht verfehlt, nachdem ich diese den frühern mündlichen so entgegengesetzten schriftlichen Expectorationen

gelesen hatte, bei meiner zweiten Anwesenheit in Berlin zu thun, was ich sonst im Hinblick auf allgemeine Interessen der Wissenschaft und auf specielle der Universität Halle unterlassen haben würde, nämlich alle Hebel in Bewegung zu setzen, um Jahns Berufung nach Bonn zu erwirken. Ob sie sich auch ohne das gemacht haben würde — ich weiss es nicht und es ist sehr möglich; genug, sie hat sich gemacht und Ihr könnt Euch *salva venia* den Mund, correcter, das Maul wischen und habt das Nachsehen."

R. an denselben. Bonn 8. Dec. 1854. „— — Verstehen wir uns doch recht, Liebster, von wegen des Jahnschen Briefes. Als ich auf diesen Philologen Dein Augenmerk zuerst schriftlich, dann auch mündlich lenkte, gabst Du mir zuerst schriftlich, dann auch mündlich zu erkennen, dass Du nicht abgeneigt seiest, Dir das Ding zu bedenken und Dir Personalkenntniss des Mannes zu verschaffen. Ich verstand diess, sowie ich es auch vollkommen verstanden hätte, wenn Du mit principieller Entschiedenheit jeden Gedanken an den Mann von vorn herein weit weggeworfen hättest. Denn man kann ja sehr gut begreifen und relativ gerechtfertigt finden, was der eigenen Anschauungsweise und Beurtheilung sehr entgegengesetzt ist. Kurz: da dem nun einmal so war, so habe ich allerdings hernach gar nicht verstanden (und es ist eigentlich das erste Mal, dass Du mir in solcher Weise unverständlich gewesen bist), wie Du von jenem Standpunkte auf einen so ganz verschiedenen — nicht etwa nur kommen konntest, sondern durch einen nach meinen Begriffen so völlig irrelevanten und unbeschreiblich unschuldigen Umstand, wie es Jahns Erwähnung der Trendelenburgischen Freundschaft für ihn war, gebracht werden konntest. Wenn Jahn ganz schlicht und einfach sagte, T. sei sein ältester oder einer seiner ältesten Freunde, — was in aller Welt liegt darin für Jahn Nachtheiliges oder für seine Berufung Bedenkenerregendes? Ob Herr T. Gothaner ist oder nicht ist, ob sonst Faiseur oder nicht, — ich weiss es nicht, will es aber herzlich gern glauben. Aber von dieser seiner politischen Farbe oder Stellung liegt doch wahrlich darin nichts, dass er sich als Freund für den Freund interessirt und dem stellenlosen Freunde eine Anstellung zu verschaffen behülflich ist! Würdest Du letzteres für mich nicht auch thun, ich möchte so oder so gesinnt sein, und Dir jede politische Interpretation einer solchen freundschaftlichen Theilnahme höchlich verbitten? Et cetera, etc.; das war nur so halt meine Meinung, als ich sagte, es thäte mir leid, durch Mittheilung eines höchst unschuldigen Briefes eine so tendenziöse Auffassung hervorgerufen zu haben, die doch möglicher Weise

dem armen Jahn auch sehr hätte schaden können. — — Indem ich Ew. Liebden schliesslich alle Spitzen und Stacheln, Disteln und Dornen, mit denen Hochdero geneigtes Schreiben gespickt war, zu vergeben mich beeile, verharre treulich F. R."

Zu S. 337. An N. N. Wiesbaden 17. August 1856. „— — — *Amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas.* Mit dem Begriff der *veritas* irgend einen Personennamen zu identificiren, bleibt eine Gotteslästerung, mag sie nun von schwächlichem Blödsinn ausgehen, oder . . . mit brutaler Tobsucht durchzusetzen versucht werden."

Zu S. 344. R. an Joh. Schulze 31. December 1859. „Unmöglich kann ich den Jahreswechsel vorübergehen lassen, ohne Ihnen, mein theuerster Gönner, die allerherzlichsten Glück- und Segenswünsche auszusprechen. Möge es den gütigen Göttern gefallen, Sie noch lange allen den Augen und Herzen zu erhalten, die auf Sie blicken als ihren Leitstern und Ihnen entgegenschlagen, als der unentbehrlichen Ergänzung aller ihrer Thätigkeit. Mich überfällt noch immer und immer eine tiefe Wehmuth, so oft mir der Gedanke nahe tritt (und es geschieht fast alle Tage) dass der umfassende Blick nicht mehr über uns und den akademischen Interessen wacht, der immer zu rechter Zeit zu gestalten und zu zügeln, auch wenn es Noth that, zu rügen und zu strafen, daneben aber stets zu ermuntern, anzufeuern, zu erheben wusste; der über dem Einzelnen und dem Persönlichen niemals das Ganze und das Sachliche aus dem Gesichtskreise verlor, aber zugleich festhielt, dass alle Sachen nur von Personen gemacht werden, und diese daher einer individuellen Berücksichtigung so werth wie bedürftig sind; der — mit einem Worte — immer zugleich leuchtete und wärmte. Den Gegensatz auszuführen würde mir nicht ziemen; aber gewiss ist, dass die gewissenhafteste Trockenheit nicht für den Enthusiasmus des Gemüths entschädigen kann, und blasse, schattenhafte, kellerpflanzenartige Unpersönlichkeit nicht lebendig macht und befruchtet. — Gott schütze Preussen, nicht nur in dieser Rücksicht, die man untergeordnet finden mag, sondern gegen weit drohendere Hammerschläge des Geschickes, die schon fern zu dröhnen scheinen. Und morgen ist wieder ein Neujahrstag! Der Tod des Herrn v. Raumer — er erfolgte gerade während meiner Anwesenheit in Berlin — ist mir recht nahe gegangen, so wie schon früher sein Rücktritt. Man konnte ja mit seinen Ansichten und Standpunkten vielfältig nicht einverstanden sein; aber ich habe ihn immer für eine durchaus wahre

Natur, und in seiner Weise für einen Charakter gehalten. Persönlich aber, so wenig nahe ich ihm ja natürlich bei seiner hohen Stellung stehen konnte, habe ich mich stets von der lebhaftesten Empfindung pietätsvollster Dankbarkeit durchdrungen gefühlt, und werde diese auch bewahren. Solche Empfindungen und Gesinnungen war ich schon im Begriff ihm brieflich zu äussern, als er aufhörte unser Chef zu sein; aber meine Freunde behaupteten, das sei gar zu unschicklich, und so liess ich es.“ — —

Zu S. 344. Joh. Schulze an R. 3. Februar 1860. „— — Der verewigte Minister von Raumer, dessen Sie gedenken, hegte für Sie und Ihre ausgezeichneten Leistungen die grösste Hochachtung und es würde ihn ungemein erfreut haben, wenn Sie ihm auch nach seinem Rücktritt Ihre Empfindungen und Gesinnungen brieflich geäussert hätten. Theils durch den Willen S. M. des Königs, theils durch die maassgebenden Ansichten derer, welche auf die Regierung des Staates einen entschiedenen Einfluss übten, war er in seiner Stellung als Minister nach mehreren Richtungen hin gebunden. Meine Betrachtungsweise war in wesentlichen Punkten von der seinigen verschieden; ohne irgend einen Rückhalt habe ich stets meine abweichende Ansicht gegen ihn ausgesprochen und in keinem Falle bemerkt, dass ihm solches unbequem war. Er gehörte zu den seltenen Menschen, welche völlig selbstlos mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und einem unermüdlichen Fleisse nur ihrer Pflicht leben. Von den Angelegenheiten seines Ministeriums lagen ihm die der Unterrichts-Abtheilung besonders am Herzen, so dass er nicht blos den so genannten grossen Fragen, sondern auch den scheinbar geringfügigen Sachen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Er war mit mir darin einverstanden, dass das verheissene Unterrichtsgesetz die nachtheiligsten Folgen für die nothwendig freie Bewegung auf diesem Gebiete herbeiführen würde, und er hat in diesem Sinne gehandelt. Unter seiner Verwaltung sind mehr als 500,000 Thlr. zur Verbesserung der Elementarlehrer von den Gemeinden herbeigeschafft, die Lehrer an den Gymnasien und Bürgerschulen sind durchweg mit erheblichen Gehaltszulagen bedacht worden, und auch bei den Universitäten hat er jede sich darbietende Gelegenheit benutzt, den ausgezeichneten und wirklich tüchtigen Professoren ihre äussere Lage zu erleichtern, und ihre Verdienste durch die That anzuerkennen. Ein Feind aller Redensarten und karg in Worten war er rasches Entschlusses, wenn es galt, Männern, die er achtete, eine Freude zu bereiten oder ihre Dienste dem Staate zu sichern. Ohne allen Grund hat man ihn der Pietisterei beschuldigt; er war fromm und

demüthig im tiefsten Herzensgrunde und stand mit Klarheit und Festigkeit auf dem Boden des Protestantismus, wie es einem guten Pommern geziemt. Von dem Gymnasium in Stettin, wo ich ihm, dem Tertianer, durch mein Kopfschütteln bei fehlerhaftem Lesen seiner Mitschüler Furcht eingeflösst hatte, war er mit einer gründlichen Vorbildung im Griechischen und namentlich im Lateinischen abgegangen und hat er sein ganzes Leben hindurch eine Vorliebe für die classische Philologie bewahrt und noch seine letzten Mussestunden der Beschäftigung mit griechischen und römischen Schriftstellern zugewandt. Nach seiner kurzen knappen Weise hat er mir während des Lebens seine Liebe bethätigt und von derselben auch in seinem schriftlichen Nachlasse ein unzweideutiges Zeugniss abgelegt. Ich liebte ihn aufs innigste und es war der natürliche Ausdruck meiner Empfindung, als ich die Worte des Abschieds, welche ich im Namen aller anwesenden Räthe des Ministeriums an ihn richtete, mit meinem Wahlspruche: *victrix causa deis placuit, sed victa Catoni* einleitete. Den auf Abschaffung des Latein als *os academicum* gerichteten Antrag der dortigen philosophischen Facultät" (vgl. S. 146) „hätte er im Einverständnisse mit mir entweder ohne weitere Umstände kurzweg zurückgewiesen, oder, was seinem Verfahren noch mehr entsprach, ohne allen Bescheid zu den Akten genommen. Meines Erachtens sollte die dortige philosophische Fakultät, statt jenes Antrags, welcher hoffentlich ohne Erfolg bleibt, alles Ernstes Bedacht nehmen, sich für die wissenschaftlichen Fächer, welche gegenwärtig ungenügend oder gar nicht vertreten sind, mit frischen lebendigen Lehrthätigkeiten zu versehen und dem Marasmus, woran sie leidet, ein Ziel setzen."

Zu S. 346. Oeffentliche Erklärungen von Ritschl finden sich 1) in der Kölnischen Zeitung 1865 Nr. 151 (30. Mai) mit der Ueberschrift „Abgenöthigte Erklärung", gerichtet gegen eine Mittheilung in derselben Zeitung Nr. 148 („Bonn, 27. Mai") und einen Correspondenzartikel ebenda Nr. 141 vom 19. Mai; 2) ebenda Nr. 159 vom 8. Juni gegen eine in Nr. 156 abgedruckte Mittheilung eines „Mitgliedes der Bonner Minorität"; 3) in der Bonner Zeitung 1865 Nr. 147: „Antwort auf die 'Aufforderung' (Elberfelder Zeitung Nr. 172 vom 22. Juni) „des Herrn Professor Dr. Jahn" vom 28. Juni (vgl. Nr. 148 „Schlusswort" von Jahn, 29. Juni).

Zu S. 370. v. Moeller an R. 17. October 1865. „Hochgeehrter Herr Professor! Es ist in der That beschämend für mich, dass ein Mann wie Sie mit dem Gefühle von unserem Staate scheidet, er hätte leicht noch mehr gemisshandelt werden

können als es leider schon geschehen ist. Trotz der zur Geltung gekommenen Wucht des Hasses und stupider Befangenheit mag ich es doch nicht denken, dass man so weit hätte gehen mögen. Ich hoffe denn doch, dass im Schoosse dieser traurigen Angelegenheit schliesslich noch befriedigendere Wendungen für Sie liegen werden als die Beruhigung nicht noch schlechter behandelt zu sein. Für mich wird sie, so menschenverachtende Stimmungen sie auch in mir hervorgerufen hat, stets die Lichtseite Ihrer persönlichen Bekanntschaft behalten. Sollte ich je dazu beitragen können, dass die Ihnen widerfahrene Unbill gesühnt werde, so werden Sie mich bereitwillig auf dem Platze finden."

Zu S. 376. R. an den Ministerpräsidenten von Bismarck-Schönhausen 20. Juli 1865. „Hochwohlgeborner Herr, Hochgebietender Herr Ministerpräsident! Euer Excellenz wage ich es mit einem persönlichen Vertrauen, das seine Rechtfertigung allerdings nur aus sich selbst schöpfen kann, mit dem ganz gehorsamsten Gesuche zu nahen:

> Hochdieselben wollen meine gnädige Entlassung aus dem Königlichen Staatsdienste, welche ich laut Anlagen sowohl wiederholt von meines vorgesetzten Herrn Ministers Excellenz als auch mittels Immediateingabe vom 19. Juni d. J. von des Königs Majestät ehrfurchtsvoll erbeten habe, bei Seiner Majestät dem Könige dergestalt hochgewogentlich zu befürworten die Geneigtheit haben, dass mir dieselbe im Hinblick auf die schweren persönlichen Beeinträchtigungen, die mir aus längerem Verzuge erwachsen würden, in möglichst naher Frist möge huldvoll gewährt werden.

Dass ein preussisches Herz sich zu dem unwandelbaren Entschlusse gedrängt fühlen kann, sein preussisches Vaterland äusserlich aufzugeben, dafür darf Ew. Excellenz ich das hochherzige Verständniss zutrauen, wenn ich hinzufüge, dass es das unweigerliche Gebot des persönlichen Ehrgefühls ist — eines Gefühls, das keinen andern Richter ausser sich anerkennt —, wodurch ich zu dem schweren, aber unwiderruflichen Schritte moralisch genöthigt worden bin. Es steht mir nicht zu, über das Seitens meiner vorgesetzten hohen Behörde gegen mich eingehaltene Verfahren mich Ew. Excellenz gegenüber urtheilend zu äussern; was ich mir aber erlauben darf und mir zu meiner Rechtfertigung selbst schuldig bin, das ist die Betonung der absoluten moralischen Unmöglichkeit für mich, ferner einer Universität anzugehören, an welcher ein Curator wie Herr Beseler, und Collegen wie die

Herren Jahn und von Sybel im Bunde miteinander eine ununterbrochene Reihe amtlicher Kränkungen und Demüthigungen gegen mich herbeizuführen leider bis jetzt im Stande gewesen sind und voraussichtlich auch weiterhin im Stande sein würden."

Zu S. 377. v. Bismarck an R., Gastein 29. Juli 1865. „Ew. Hochwohlgeboren gefälliges Schreiben vom 20. ist mir auf der Reise von Carlsbad hierher zugegangen. So unwillkommen mir die Aufgabe war, zur Beschleunigung Ihres Ausscheidens aus dem bisherigen Verbande die Hand bieten zu sollen, so konnte ich doch, wenn die Umstände Ihnen den gefassten Entschluss als unabweislich erscheinen liessen, Ihr Verlangen nach baldiger Gewissheit nur als ein gerechtes ansehen. Ich habe daher Ihr Schreiben und dessen Anlagen zur Kenntniss des Königs gebracht. Seine Majestät haben mir eröffnet, dass die Verzögerung der Entscheidung lediglich in dem Umstande liege, dass Allerhöchstdieselben Sich schwer mit dem Gedanken vertraut machen könnten, dass Ihre bewährte Kraft dem preussischen Vaterlande, dem Sie bisher mit so hoher Auszeichnung angehört, verloren gehen solle. In diesem Sinne hat der König mir befohlen, Euer Hochwohlgeboren auszusprechen, dass Seine Majestät es lebhaft bedauern würden, wenn der von Ihnen kundgegebene Entschluſs unwiderruflich wäre, und Ew. Hochwohlgeboren nochmals zu fragen, ob letzteres der Fall ist und ob Sie Sich schon verpflichtet haben, dem Rufe nach Leipzig zu folgen. Sollte der Wunsch Sr. Majestät in Ihren Entschliessungen nichts mehr ändern können, so begreife ich, dass Sie baldige Gewissheit wünschen müssen, und schlage Ihnen in dem Falle vor, mich telegraphisch zu benachrichtigen. Ich werde dann, mit dem aufrichtigsten persönlichen Bedauern über diesen Ausgang, die Antwort des Königs so schleunig wie möglich erbitten, aber die Hoffnung nicht aufgeben, dass eine nicht ferne Zukunft Sie dem Dienste unseres engern Vaterlandes wieder zuführen werde.

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren den Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung. v. Bismarck."

Zu S. 378. R. an Welcker 30. November 1856. „Hier der Margites: — zugleich mit meinem Danke für die freundliche Berücksichtigung meiner ganz unmassgeblichen Zusatzanträge zum Jahresbericht.

Dass ich den Inhalt Ihrer weitern Aeusserungen nicht theile, geht Ihnen wohl mit Sicherheit eben daraus hervor, dass ich es war, der die Erwähnung des Zunehmens der philologischen Studien in Vorschlag brachte. Aber auch Sie selbst, wenn Sie

niemand Unrecht thun wollen, schliessen sich gewiss der Ueberzeugung an, die ich seit fast 2 Jahrzehnten hundertmal selbst ausgesprochen und hundertmal von andern habe aussprechen hören, dass, was etwa an der Bonnischen Philologie zu loben ist, der in seltener Weise glücklichen Combination zweier sich so specifisch ergänzenden Naturen verdankt wird. Und diese Art innerlicher solidarischer Gemeinsamkeit, wie sie thatsächlich nicht vernichtet werden kann, brauchen wir uns auch, dünkt mich, für das eigene Gefühl trotz aller sonstigen Entfremdung doch nicht rauben zu lassen."

An denselben, 9. Mai 1857. „— — Das Seminar in Ihrem Namen mit zu eröffnen werde ich mich natürlich nicht weigern, wenn es Ihr bestimmter Wunsch wäre. Aber möchten Sie es nicht lieber bei dem alten collegialischen Wechsel lassen, demzufolge diessmal die Reihe an Ihnen wäre? Um ein Wort schriftlicher oder mündlicher Entscheidung durch den Ueberbringer bittend F. Ritschl."

An denselben, 11. Juli 1857. „Gäbe es nicht einen ganz unverfänglichen Standpunkt, unter dem wir es unbillig finden könnten, dass gemeinschaftliche auswärtige Freunde, die hieher kommen um uns zu sehen, mit leiden sollen unter dem, was sie nicht mit verschuldet haben? Wären Sie nicht abgeneigt diese Frage zu bejahen, so möchte ich mir die Anwendung auf den concreten Fall erlauben, dass ich die zweite Frage hinzufüge: ob ich etwa hoffen dürfte, Sie heute Abend zugleich mit Geel bei mir zu sehen? Es wäre für meine Auffassung durchaus kein Widerpruch, dass eine so speciell motivirte Condescendenz im Uebrigen nicht die mindeste Consequenz für Sie zu haben brauchte, und dass Sie mir doch herzlich willkommen wären."

An denselben, Samstag Abend 19. März 1859 (vgl. opusc. III 230 A. 257 A.). „Für die anmuthige Veranschaulichung des Locals, das dem verstimmten und mit der Welt zerfallenen Dichter zum letzten Zufluchtsorte diente, sage ich den besten Dank. Er würde sich verzwiefachen, wenn Sie mich wissen lassen möchten, was Ihr mythologisches Gefühl sagt zu einem Einwande, den mir J. Bernays macht gegen die p. VIII not. beiläufig angebrachte Verbesserung bei Seneca *Hercule sexcentis operibus caelum merito.* Er schreibt: 'die ἄθλοι des Herakles erregen so sehr den Begriff einer durch die Tradition fixirten Zahl, dass ein später Rhetor nicht füglich in solchem Falle eine

runde Zahl gebrauchen darf. Uebrigens scheint mir die ganze Erwähnung des Hercules zu dem Vorhergehenden und Folgenden, welches beides rein localer Natur ist, nicht recht zu passen, und es wäre vielleicht gerathen, hier, wie so oft in diesem von *ulcera* zugedeckten Seneca, recht tief einzuschneiden.' —"

An denselben, 2. Januar 1863. „Wenn Sie, Theuerster, wüssten, wie leid es mir gethan hat, 1) neulich um Ihren Besuch gekommen zu sein (ich war ganz ausnahmsweise einmal bei Schmidts zu Mittag), und 2) auch gestern nicht einmal zu Ihnen kommen zu können, wie ich so sehr wünschte, — Sie würden mich bedauern. Hoffentlich verlassen mich aber doch noch in diesen Ferien die fatalen *impedimenta* so weit, dass ich Ihnen mündlich sagen kann, wie herzlich ich wünsche, dass ich Ihnen auch zum 1sten Januar 1864 zu einem recht fröhlichen Neujahr gratuliren könne! Mögen alle guten Götter, die Ihnen so viel verdanken, Sie zunächst bis dahin, und dann weiter, unter ihren gnädigen Schutz nehmen. Treugesinnt wie immer Ihr F. Ritschl."

Zu S. 386. R. an Fleckeisen, Leipzig 9. November 1867. „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich jetzt öfter als je gemahnt werde, durch eine instinctartige Empfindung, an das *abire ad pluris.* 63 ist ein klimakterisches Jahr.

Vielleicht tritt dann doch Einigen der Gedanke nahe, in irgend einer Form ein Wort des Nachrufs zu sagen. — —

Ich sagte Dir einmal mündlich, dass Ein Zug, den G. H. an Valckenaer hervorgehoben[1]), mich lebhaft an mich selbst erinnert hätte: *ceteris quam maxime imparibus.* Indessen mit gebührender Berücksichtigung dieser Imparität wäre er doch vielleicht einmal zu meiner Charakteristik *tamquam praetereundo* mit zu verwenden, dachte ich so obenhin.

Aber was wirst Du dazu sagen, wenn bei einer andern Charakteristik, auf die ich heute zufällig stiess, mir ganz unabweisbar mein eigenes Bild immer und immer wieder vor die Seele trat? Wärest Du es nicht, keinem zweiten Menschen würde ich das sagen: und selbst Dir gegenüber fürchte ich den Schein der unverschämtesten Selbstüberschätzung. Aber denke nur um Gotteswillen nicht an quantitative Vergleichung: indessen bei der äussersten Bescheidenheit und Selbsterniedrigung, von

---

1) Lateinische Epistel an Naeke in Ritschl's opusc. I 763: *illius enim viri scripta hilaritate quadam tincta sunt, quasi ludentis lusumque has litteras deputantis.*

der man durchdrungen ist, kann man doch qualitativ gewisse Aehnlichkeiten principieller Art finden, die richtige Züge zu dem Bilde einer Persönlichkeit geben, indem man von dem Grade der Erfolge ganz und gar absieht. Ich meine aber speciell eben nur die Art und Weise, in der ein Lehrer auf seine Schüler wirkt und sie heranzubilden sucht und weiss. Sehr möglich, dass ich das eben nur von Hermann und Reisig erst gelernt habe; wenn ich aber lese, wie das in Betreff des erstern ein naher Kenner im Detail schildert, so kann ich nun einmal nicht anders als mir bei fast jedem Satze zu sagen, dass ich das der Intention nach von jeher gerade eben so gemacht habe. Und nun lache mich nicht aus, verspotte mich nicht, noch weniger despicire mich oder verurtheile mich moralisch, wenn ich Dir sage, dass alle die vorstehenden Gedanken oder Empfindungen bei mir hervorgerufen sind durch die heutige zufällige Lectüre von Platner über G. H. in Ztschr. f. d. Alterthumswiss. 1849 p. 3 f. Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir: Amen."

Zu S. 397. („Als Manuscript gedruckt) Ueber die Veröffentlichung der Briefe deutscher Gelehrten an den Kaiser Napoleon. Die französische Scandalliteratur die aus der indiscreten Publication von nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriftstücken Capital zu schlagen sucht, scheint sich leider auch in Deutschland immer mehr einzubürgern. Kaum ist die Entrüstung über die Veröffentlichung der Varnhagen'schen Tagebücher durch seine betriebsame Nichte Ludmilla Assing etwas in den Hintergrund getreten, so verschmäht selbst ein so angesehenes Journal, wie die preussischen Jahrbücher, nicht die Unwürdigkeit, auf die Scandalsucht des grossen Publicums speculirend aus verrotteten Pariser Blättern Briefe zu reproduciren, welche verschiedene deutsche Gelehrte in den Jahren 1865 und 66 an den Kaiser Napoleon geschrieben haben, unter ihnen besonders Friedr. Ritschl und Theod. Mommsen. Alle diese Briefe betreffen ausschliesslich Gegenstände der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit, und beziehen sich namentlich auf Napoleon's 'Vie de Jules César' und seine dahin einschlagenden Studien. Insbesondere darf aus authentischer Information mitgetheilt werden, dass Ritschl bereits seit dem Jahre 1860 in fortgesetztem, vom Kaiser selbst veranlassten Briefwechsel mit Napoleon stand, worin er mit diesem — gerade wie es auch sonst zwei Gelehrte thun — die verschiedensten Fragen der römischen Staats- und Verfassungsgeschichte eingehend verhandelte; und dieser Briefwechsel wurde noch lebendiger, als Ritschl auf Napoleons Wunsch die Revision der deutschen Uebersetzung des 'Leben Cäsars' übernahm und im Laufe der Arbeit vom

Verfasser mehrfache eigenhändige Aufklärungen und Erläuterungen über die Auffassung dieser oder jener Stelle seines Werkes empfing. Es ist unter diesen Umständen vollkommen lächerlich, und darum ebenso gehässig wie lächerlich, wenn deutsche Zeitungen solche Briefe auszubeuten suchen, um daraus den Vorwurf eines unpatriotischen Servilismus abzuleiten, zumal da es sich speciell um das Jahr 1865 handelt, in welchem ebensowohl Napoleon mit Deutschland und insbesondere Preussen (dem R. damals angehörte), wie dieses mit Napoleon, in dem friedlichsten und (wenigstens äusserlich) freundlichsten Verhältniss stand. Beides aber, die Gehässigkeit sowohl wie die Lächerlichkeit, liegt am klarsten darin zu Tage, dass den deutschen Gelehrten eine 'byzantinische' Unterwürfigkeit darum aufgebürdet wird, weil sie in ihren Schreiben, wie jeder verständige und gebildete Mann thut, die conventionellen Formen und traditionellen Phrasen eingehalten haben, in denen sich der Verkehr von Privatpersonen mit gekrönten Häuptern zu bewegen pflegt und immer bewegt hat; dass sie also beispielsweise nicht schreiben: 'Vous recevez ci-joint' etc., sondern: 'Votre Majesté veuille agréer gracieusement' und dergleichen. Noch dazu ist wenigstens Ritschl für den Wortlaut solcher Wendungen darum um so weniger verantwortlich zu machen, weil sein in Rede stehender Brief an Napoleon gar nicht französisch, sondern deutsch geschrieben war und erst im Gaulois (oder welchem Pariser Journal sonst) ins Französische übersetzt, daraus aber in deutschen Blättern ins Deutsche rückübersetzt worden ist.

Aber das Mass dieses illoyalen Verfahrens wird noch weit überboten durch die schmähliche Perfidie, mit der auch aus einem reinen Privatbriefe Ritschl's an eine Madame Hortense Cornu, während beider Lebzeiten, ein Bruchstück abgedruckt wird, worin er in der vertraulichsten Weise und einem familiären Tone, der die einzelnen Worte nicht auf die Goldwage legt, ganz momentanen Stimmungen unbefangenen und legèren Ausdruck gibt, wie es in jeder Freundescorrespondenz alle Tage geschieht, ohne dass der Schreiber wünschen oder gefasst sein kann, seine Aeusserungen vor das grosse Publicum gezogen zu sehen, vor dem sie naturgemässer Weise in einem ganz andern Lichte erscheinen. Man ist auch hier in der Lage, aus authentischer Kenntniss zu versichern, dass das dabei in Betracht kommende persönliche Verhältniss das einer zwanzigjährigen intimsten, auch den jetzigen Kriegs- und Volkshass getreulich überdauernden Familienfreundschaft ist, geknüpft in einer Zeit, als die Empfängerin solcher Briefe zum Kaiser Napoleon in Folge des Staatsstreiches in der offensten Opposition stand; dass ferner diese Frau — eine selten gebildete, selbst von der Aca-

démie des inscriptions et belles-lettres ausgezeichnete und in Paris hoch geachtete Persönlichkeit, die übrigens nie zum Hofe gehörte —, als sie sich nach Jahren mit dem Kaiser wieder ausgesöhnt hatte, diese erneuerte Verbindung stets nur zu den geistig und moralisch liberalsten Zwecken in der uneigennützigsten Weise benutzt hat. Und was ist es denn nun eigentlich, was ihr R. vertraulich schreibt und was bei seinen Gegnern einen so zelotischen Zorn erregt? Dass Napoleon (1865!) als der mächtigste Monarch bezeichnet wird. Aber war er das etwa damals nicht? — Dass er ferner der wissenschaftlichgebildetste und gelehrteste der regierenden Fürsten genannt wird, mit einziger Ausnahme des Königs von Sachsen. Aber das wird R. noch bis auf den heutigen Tag aufrecht halten, und kann es mit sehr gutem Gewissen, sollten wir meinen. Und diese Anerkennung des Königs Johann muss doch jedem um so wahrhafter und aufrichtiger erscheinen, als eine seltene Prophetengabe dazu gehört haben würde, um im April 1865, wo man ihr Worte gab, ein Sedan von 1870 vorauszusehen, das doch allein die jetzige Veröffentlichung erst möglich und überhaupt denkbar gemacht hat. — Nichts Wesentliches ist hiernach noch übrig von Ritschl'schen Aeusserungen — obwohl dem Schreiber dieser Zeilen das betr. Heft der preuss. Jahrbücher augenblicklich nicht mehr vorliegt —, als dass Mommsen's römische Geschichte den Charakter eines verbissenen Parteistandpunktes an sich trage. Aber eine solche unmassgebliche Privatmeinung von dem übrigens so hervorragenden Werke zu hegen wird wohl kein Verbrechen sein, wenigstens nicht in den Augen der sehr Vielen, die sie theilen. Leipzig, im März 1871."

Zu S. 397. Aus dem R.schen Collegienheft über Aristophanes hat Herbert Pernice (R.s Pathenkind) in seine Uebersetzung und Erklärung der Frösche (Leipzig 1856) Vieles stillschweigend aufgenommen, ihn (ausgenommen zu V. 308 = 304 M.) nur erwähnend wo er dem Lehrer widerspricht (nämlich S. 7). Dies bemerkte letzterer in den Vorlesungen von 1867/8. „Er nun stellt die personificirte Kritik (sollte mans glauben?) als Mittelpunkt des Stücks dar!" Aus den letzten Nachschriften der Leipziger Periode mögen hier einige Entscheidungen der Textkritik und Erklärung verzeichnet werden:

7 ἐκεῖνο μόνον allein richtig. 14 Λύκις festgehalten, der vielleicht nur einmal aufgetreten ist und sich dabei lächerlich gemacht hat. 15 Dindorfs Athetese angenommen. 20 ἐρεῖ gegen Cobet festgehalten. 28 ὅ γ' ἐγὼ 'χω mit Meineke

57 ἀπαπαῖ. Ἡρ. ξυνεγένου τῷ Κλεισθένει 63 μυριάκις γ' ἐν τῷ βίῳ 76 οὐ mit Bentley 83 ἀποίχεται 87 Aus-

fall von zwei Hemistichien mit Meineke 90 wie Meineke 105 in den Scholien vielmehr eine Lücke anzunehmen als Ἀνδρομάχη zu ändern. 116 dem Herakles zu lassen. 118 ὅπη mit Ven. 140 das θεωρικόν gemeint. 151 nach 153 wie opusc. V 272 ff. 165—169 wie opusc. V 281 ff. 169 ἔχειν, am Rande eigenhändig ὀχεῖν 179—183 wie opusc. V 279 ff. 186 ὄνου πλοκάς (πόκους?) 187 Ταίναρον gegen Meineke gehalten als Eingang in die Unterwelt. 190 ἔμβαινε 193 οὐκοῦν ohne Frage besser (eigenhändig am Rande). κύκλῳ] τρέχων vorzuziehen, denn Xanthias läuft nur um den halben See: vgl. Lobeck paralip. II 532 199 οἶπερ ἐκέλευες 204 ἀσαλαμίνιος] „Vielleicht liegt hierin eine Beziehung darauf, dass zwischen Athen und Salamis (vgl. av. 147) täglich ein öffentliches Boot ging, um die Verbindung zu unterhalten: der welcher nicht einmal nach Salamis gefahren ist. Ausserdem ein vollkommen Feiger und Seeuntüchtiger.“ 207 βατραχοκύκνων von Bothe vielleicht richtig. ὦ ὀπὸπ, ὦ ὀπόπ 226 vielleicht ἀλλ' ⟨ἐξαρατοὶ⟩ ἐξόλοισθ' 245 μέλεσσιν mit Kock 252 μανθάνω 256 οἰμώζετε = vapulate: Dionysos schlägt mit dem Ruder nach den Fröschen. 267 τῷ 209 ff. Composition des Froschliedes. Der ganze Chorgesang zerfällt in 3 Theile:

I. προῳδός 209—221

II. σύστημα α' 222—225 ἀντισ. α' 235—238 (Lücke nach ἔστερξαν)
σύστημα β' 226 f. ἀντισ. β' 239 f.
στροφή 228—234 ἀντιστρ. 241—250.

III. Schluss aus drei gleichartig componirten Systemen bestehend:
σύστημα γ' 251—256
σύστ. δ' 257—262
„ ε' 263—268

284 ἀγώνισμα Siegespreis 286 Δι. ποῦ ποῦ; Ξ. Ἐξόπισθεν. Δ. ἐξόπισθεν νῦν ἴθι. 290 τοτὲ μὲν ... τοτὲ δὲ 304 „denn nach dem Sturm ich leise Still' aufsteigen seh.“ 309 τάδε προσέπτατο 312 ff. Δ. οὗτος. Ξ. τί ἔστιν; Δ. οὐ κατήκουσας; Ξ. τίνος; Δ. αὐλῶν πνοῆς. Ξ. ἔγωγε ... μυστικωτάτη. | Δ. ἀλλ' ἠρεμί κ. τ. λ. 324 ff. Composition: I. Vom gesammten Chor gesungen 324—336 ∼ 340—352 M. II. Parabase 354 ff. vom Koryphaios vorgetragen in der Person des ἱεροφάντης. III. Freie anapästische Systeme 372—376 ∼ 377—381 wohl von den beiden ἡγεμόνες vorgetragen. IV. Anapästische Tetrameter 382 f. vom Koryphaios gesprochen. V. Iambische Dimeter 384—388 ∼ 389—393. Man sollte Gesammtchor erwarten, aber in den codd. ἡμιχόριον. VI. Das eigentliche Iakchoslied 394—401. 402—407. 408—413, drei Strophen, von je 1/3 Chor vorgetragen. Wo im Drama sich 3 Strophen entsprechen, ist auch Dreitheilung der

Choraufstellung anzunehmen. VII. 414 f. Dionysos und Xanthias. VIII. 416 ff. Spottreden in 8 Systemen von je 3 Versen, von denen der Chor 6 zu sprechen hat, κατὰ cτοίχουc, von je einer Person des Chors in der Front ausgehend. Mit 431—433 fällt Dionysos ein, 434—436 antwortet der Chor, 437—439 zwischen Dionysos und Xanthias vertheilt. IX. 430—447 vom Koryph. gesprochen. X. 448—453 ∼ 454—459 dem ganzen Chor zuzutheilen. 336 μετὰ μύcταιcι 344 φλέγεται δὴ φλογὶ λειμών mit Fritzsche. 357 μήτε 366 ἐπᾴδων 369 τοιcίδ᾽ ἀπαυδῶ mit Porson 374 abzutheilen: λειμώνων | ἐγκρούων κἀπιcκώπτων und im Antisystem 379 τῇ φωνῇ | μολπάζων, ἣ τὴν χώραν. Aber weil der Monometer sonst in allen Systemen den vorletzten Vers bildet, λειμώνων und τῇ φωνῇ vielleicht Interpolationen.

376 ἠcίτηται mit Halm 400 ff. abzutheilen: πρὸc — ὡc | ἄνευ πόνου | πολλὴν ὁδὸν π. 406 καὶ τὸ — ὥcτ᾽ | ἀζημίουc | παίζειν τε καὶ χ. 422 τὸν Κλειcθένουc 445 θεαῖcιν

Die Länge des ersten Theils der Komödie wird damit erklärt, dass der folgende Wettkampf zwischen den beiden Dichtern für die grosse Masse des Volkes weniger Fesselndes bot. „Um nun einem Misserfolg, wie ihn Ar. bei einem idealen Thema schon einmal (in den Wolken) erfahren hatte, vorzubeugen, sucht er die Zuschauer erst durch drastische Scherze zu gewinnen."

Hier mag auch noch folgende Stelle aus einem Briefe R.s an Welcker vom Juni 1868 ihren Platz finden:

„— — Wenn ich Ihrer, theuerster Freund, fast täglich in Liebe und Treue gedenke — auch ohne durch Ihr meinem Arbeitstisch gegenüber hängendes Porträt an Sie erinnert zu werden —, so habe ich doch während des ganzen letzten Winters noch eine besondere Veranlassung dazu gehabt. Ich las über die Frösche, und musste mir dabei immer aufs Neue die Thatsache verlebendigen, dass Sie doch der allererste (noch vor Wieland, so viel ich sehe) gewesen sind, der — nach so langer Versunkenheit und Vertrocknung dieser Studien — das Verständniss des Aristophanes und den Geschmack an seinen unvergänglichen Schöpfungen in Deutschland, und damit überhaupt wiedererweckt hat. Mit welcher Heiterkeit erfüllte mich's, als ich zu den Versen 345 ff.

γόνυ πάλλεται γερόντων,
ἀποcείονται δὲ λύπαc,
χρονίουc τ᾽ ἐτῶν παλαιῶν ἐνιαυτούc,
ἱερᾶc ὑπὸ τιμᾶc —

Ihre in ihrer Kürze so prägnante Anmerkung las: 'darin ist ein Schwung, wie in dem rheinischen Winzerlied:

Da droben am Hügel,
Wo die Nachtigal singt,
Da tanzt der Einsiedel,
Dass die Kutt' in die Höh springt!'

Und als ich diese 'Parallelstelle' vom Katheder aus mittheilte, bemächtigte sich dieselbe Heiterkeit des ganzen vollen Auditoriums in schallendem Jubel. Und doch waren es nur ehrsame Sachsen, keine fidelen Rheinländer!"

Mittheilungen aus den Zuhörerheften über die Sieben des Aeschylos. V. 13 ὡς τὸ συμπρεπές cf. Eurip. Ion 1249 „nach Massgabe seines Alters". Diese Erklärung wird noch gestützt durch das Schol. zu 12, welches sicher hierher gehört. [Am Rande von eigner später Hand: ὥσπερ τὸ δίκαιον.] 20 am Rande mit Blaustift: πιστός τις ὡς γένοιτο 21—29 wie opusc. I 744 43 μηλοσφαγοῦντες Parodos 78—161: vgl. opusc. V 225 ff. 78 νέορτα θρεῦμαι (Bleistift) 83 ἤδη ἐμᾶς χθονὸς | πεδί' ὁπλόκτυπ' ὠτὶ χρίμπτει βοὰν ποτατάν 86 ἰὼ ἰὼ θεοί, | ἰὼ ἰὼ θεαί | εἰσίδετ' ὄρμενον 88 ὑπὲρ πυλᾶν 93 πάτρια ποτιπέσω βρέτεα δαιμόνων nach Valckenaer. 102 ἰὼ χρυσεοπήληξ δαῖμον ἔπιδ' ἔπιδε τάνδε πόλιν ἄν ποτ' 104 θεοὶ πολιάοχοι, ἴτ' ἴτε πάντες εἰσίδετε παρθένων 110 ὄρμενον 114 σοβεῖ· διὰ δέ τοι (Bleistift μοι) γενῦν ἱππίων 117 πυλᾶν ἐξόδοις 118 προσίστανται πάλῳ λαχόντες λόχους ἕκαστος 133 σὺ δ' ὦ Λατωΐα κόρα τόξον εὐτυκάζου 139 ἓ ἓ ἓ ἓ gestrichen 147 καὶ Διόθεν ἐκ „Einzelpersonen rufen immer nur eine Gottheit an." (Bleistift) 151 παναρκεῖς 155 πανδίκως 160 ἄρξατε oder εἴρξατε oder ἔλθετε (Bleistift) 169 πω mit Heimsoeth 176 gestrichen: vgl. opusc. I 304 183 ἤκουσας; ἦ 194 θεοῖσι νιφάδος 201 ναοὺς ἀλούσης mit Frey 208 τύχης σωτῆρος = opusc. I 741 211 ὕπερθ' ὀμμάτων 212 ἀνορθοῖ 222 ποτίφατον κλύουσ' ἀνάμιγα πάταγον 223 τάνδ' ἐς ἄκραν σκοπάν 227 Komma gestrichen 232 δ' gestrichen 287 ἀντίοις ἀφέντες 299 ῥύτορες ⟨ἔστ'⟩ | εὔεδροί τε στάθητ' 314 τοι 338 ποῖ' ἐκ τῶνδ' 340 κύρσας πικρὸν ὄμμα = opusc. I 372 345 τλήμονες εὖτ' ἂν 348 ἐλπὶς ᾖ 'ς τὸ (νυκτερὸν τέλος Besteigen des Lagers ihres Herrn) 349 ἀλγέων ἐπίρροθον = Vermehrer der Noth, weil das Weib fühlen muss, dass der Reiche sie für seine Lüste kaufen will. 389 τῶνδ' = opusc. I 349 410 πέδοι 543 τᾶν 665 und 666 umzustellen. 697 νίκην γε μέντοι μὴ κακὴν

Die grosse Botenscene rechtfertigte R. gegen den Vorwurf unverhältnissmässiger Länge zunächst durch die Bemerkung, dass die eigentliche Handlung des Stückes, der Kampf der Thebaner gegen die Feinde, auf der Bühne nicht dargestellt werden konnte, daher der Dichter gewisse Mittel anwenden musste, um ihn lebhaft zu schildern. Dies geschah erstens durch die Wahl des Jungfrauenchors, zweitens durch die Charakterbilder der Kämpfer, welche in den Doppelreden des Boten und des Eteokles

vorgeführt werden. Die Vorstellung dagegen, als ob die sechs Thebanischen Heerführer auf der Bühne zugegen gewesen wären, um dann einzeln von Eteokles auf ihre Posten geschickt zu werden, verwarf er als eine moderne, der Einfachheit antiker Kunst widerstrebende. Die Ausdehnung jener Botenscene aber wird noch ferner erklärt durch die Absicht des Dichters, den Uebermuth der feindlichen Heerführer und damit das Maass ihrer sittlichen Schuld wenn auch nur durch den Mund des Berichterstatters darzulegen.

Bei der Beurtheilung des scheinbar unbefriedigenden Ausganges der Tragödie, obwohl es doch Schlussstück der Trilogie war, wies er auf die Verschiedenheit des Aeschyleischen Standpunktes von dem unsrigen hin. Als Aeschylus dichtete, seien die Mythen noch nicht zum Abschluss gekommen; die Folge von Conflicten und Verwicklungen, wie Sophokles sie darstellte, sei noch nicht Eigenthum des Volksbewusstseins gewesen; also hätten auch die Zuschauer den Mangel eines Abschlusses nicht wie wir empfunden. Der Dichter habe sich begnügt ahnen zu lassen, dass schliesslich nach schauerlichen Schicksalen Friede und Ruhe im Thebanischen Königshause eingekehrt sei. Der Vorsatz der Antigone, den Bruder zu bestatten, gelte als die That selbst. Dieser Schluss aber habe dem Sophokles Veranlassung gegeben die Antigone zu dichten.

Ueber Welckers Aeschyl. Trilogie: „Der Verfasser ist ein glücklicher Goldgräber, der aber seine Funde mit starken Schlacken aus der Erde hervorholte. Darauf wurde nun mit Hämmern so lange geschlagen, bis ein goldener Kern übrig blieb, welcher der Wissenschaft zu Gute kam."

Zu S. 408. Das vom 14. April 1866 datirte, umfangreiche Gutachten für den Rath der Stadt Leipzig beruhte auf den sorgfältigsten und vielseitigsten Ermittelungen bei allen Quellen und Autoritäten (Schulmännern wie Statistikern), die dem Verf. zu Gebote standen. Wir beschränken uns auf Mittheilung einiger Partien von allgemeinerem pädagogischem Interesse.

„Ueberfüllung der Classen ist, nach dem einstimmigen Bekenntniss, ja Schmerzensruf aller Gymnasialdirectoren in grössern Städten, der böse Feind, der mit jedem Jahre schwerer zu bekämpfen wird. So sehr zuzugeben ist, dass eine allzu dürftige Schülerzahl, sei es der gesammten Anstalt oder einer einzelnen Classe, nicht das freudige Streben erwachsen lässt, welches von dem stärkenden und anregenden Gefühl einer grössern Gemeinschaft genährt und getragen wird, so gewiss giebt es eine Grenze, jenseit deren ebenso die individuelle Entwickelung der Lernenden beeinträchtigt, ja verkümmert, wie die Kraft des Lehrenden durch

Ueberanstrengung gebrochen wird. Man denke nur in letzterer Beziehung an die markaussaugende Qual einer wöchentlichen oder auch nur zweiwöchentlichen Correctur von 50 und mehr schriftlichen Arbeiten, für welche *crux praeceptorum* es trotz verschiedenartigster Versuche der Schulpädagogik noch nicht gelungen ist ein praktisches Heilmittel zu finden, das nicht noch grössere innere Uebelstände mit sich führte.

Dass eine Classe von 30 Schülern das wünschenswertheste Maass einhalte, dass ihrer 40 das Maximum des Gesunden bilden, jede weitere Ueberschreitung schon vom Uebel ist und mit 50 auf der Grenze steht, wo das irgend Erträgliche schlechthin aufhört, das ist die wohl ganz allgemeine, erfahrungsmässige Ueberzeugung aller Sachverständigen. Auf die Gesammtzahl berechnet, ergiebt sich hiernach das Verhältniss, dass ein wohlbestelltes Gymnasium, wenn es einmal nicht unter 300 Schülern bleiben kann, doch möglichst wenig über 300 hinausgehen, in keinem Falle aber die Zahl von 400 überschreiten dürfe, wofern das Ziel erreicht werden soll, dass der Lehrer, insonderheit auch der Director die Fortschritte der einzelnen Schüler gewissenhaft verfolge, eingehende Kenntniss von ihren Leistungen nehme und einen ununterbrochenen Einfluss auf ihr sittliches Verhalten in und ausser der Schule — zumal in einer grossen Stadt — ausübe. Ueberall, wo unter dem Druck unausweichlicher Verhältnisse jene Normen überschritten werden, macht sich zuerst vielfache Unzuträglichkeit, allmälig ein sich steigerndes Bedürfniss, zuletzt die unabweisliche Nothwendigkeit einer Erweiterung der staatlichen oder städtischen Lehrmittel des gelehrten Unterrichts geltend. Die dafür aus Deutschland anzuführenden Belege mehren sich von Tag zu Tag, und dies um so mehr, je stätiger sich zugleich die Erscheinung wiederholt, dass, nachdem ein bis zwei Decennien hindurch die im Gegensatz zur Gymnasialbildung errichteten Realschulen eine entschiedene Bevorzugung im Kreise der industriellen Lebensberufe gefunden hatten, sich allmälig wieder ein sehr bemerkbarer Umschwung zu Gunsten des Gymnasialunterrichts auch für die praktische Lebensthätigkeit durchzusetzen begonnen hat. Wenn ich diesen Umschwung im Verlauf von 20 bis 30 Jahren namentlich auch im preussischen Rheinlande und in Westphalen (wenigstens in dem protestantischen Theile Westphalens) sich unter meinen Augen habe vollziehen sehen, so wird dieselbe Erfahrung auch für Leipzig durch die Andeutungen bestätigt, welche in dieser Beziehung das geehrte Schreiben vom 8ten vorigen Monats selbst an die Hand giebt."

Es folgen sehr eingehende statistische Erörterungen über das Verhältniss der Bevölkerungsziffer zur Zahl der Gymnasien in Deutschland, insbesondre im Königreich Sachsen, aus welchen

der naheliegende Schluss für das Bedürfniss Leipzigs gezogen wird. Es liege übrigens am Tage, dass diese Stadt einer so grossartigen Zukunft entgegengehe, dass die bisherigen Zahlenverhältnisse alle Geltung verlieren. „Darf man einer prophetischen Wahrscheinlichkeitsrechnung Raum geben, so wird sich, ehe ein Jahrzehnt vergangen ist, für die locale Ausdehnung der Stadt und die Höhe ihrer Bevölkerung viel eher die Unentbehrlichkeit eines dritten Gymnasiums fühlbar gemacht haben, als dass ein einziges, wenn es nicht eine wahre Monstreanstalt werden soll, dem Bedürfniss noch entfernt genügte.“ Rücksichtlich der Gliederung der 9jährigen Gymnasialperiode hält der Verf. an der bestimmten Ueberzeugung fest, dass anderthalbjährige Curse am wenigsten, vielmehr einjährige für die unteren und zweijährige für die oberen Classen als das weitaus Angemessenste zu empfehlen sind, unbeschadet einer etwaigen Scheidung der höheren Classen in Ober- und Unterclasse oder einer Verdoppelung der untern durch Parallelclassen. Ueber die Schwierigkeiten, welche die Leitung einer allzugrossen Lehranstalt mit sich bringt, wird u. A. bemerkt: „Wenn auch der beste Mann gefunden ist, wird ihn nicht die reingeschäftliche, die wesentlich äusserliche, formale Leitung eines so umfangreichen Organismus mit seinem massenhaften Detail in einer Weise in Anspruch nehmen, die seine Kraft nahezu aufzehrt und die innere Einwirkung, die geistige Thätigkeit auf ein Minimum reducirt oder doch in bedauerlichem Grade zurücktreten lässt? Wird er den Schülern der Lehrer und Erzieher bleiben, der sie mit liebevoller, dem Einzelnen gewidmeter Hingabe und Ueberwachung von Stufe zu Stufe bis zur Reife führt? seinen Collegen das Vorbild, das er ihnen als Meister des Unterrichts und der Pädagogik, sowie als Mitarbeiter der Wissenschaft sein kann? wird ihm Zeit und Stimmung bleiben für die geduldige Kunst, jene harmonische Uebereinstimmung, jenes einheitliche Zusammengehen seines Lehrer-Collegiums zu bewirken, welches eine so wesentliche Bedingung des Gedeihens einer Anstalt ist? Mit Einem Worte, wird ein solcher Mann nicht nothwendig aus einem der ganzen Anstalt ein geistiges Gepräge aufdrückenden Director, wie er sein soll, mehr oder weniger ein reiner Verwaltungsmann? Und im Zusammenhange hiermit: kann nicht jede künftige Neuwahl die Verlegenheit erneuern, ob man, wenn sich die erforderlichen Eigenschaften nun einmal nicht alle in Einem Manne vereinigt finden, sich lieber für ein grosses Verwaltungstalent oder aber für eine hervorragende wissenschaftliche Directorialkraft entscheiden, d. h. in beiden Fällen eine unausgefüllte Lücke lassen soll? — Ein ganz besonderes Gewicht möchte ich aber auf das oben erwähnte collegialische Verhältniss und einmüthige Einverständniss des gesammten Lehr-

körpers legen, der, je mehr er sich der Idee eines durch gemeinsame Interessen und Thätigkeiten zusammengehaltenen Familienverbandes nähert, desto erfreulichere Erfolge bei der ihm anvertrauten Jugend erzielen wird. Auch unter diesem Gesichtspunkte leuchtet es ein, dass, je zahlreicher ein Lehrercollegium ist, desto mehr es einem Auseinanderfallen seiner Glieder ausgesetzt ist, und dass ein mässiger Lehrerkreis weit mehr von den Bedingungen erfüllt, von denen ein ächt menschliches Zusammengehen abhängig ist.

Das schon oben betonte Nebeneinanderwirken verschiedenartiger Kräfte wird sich aber nicht minder, als an Persönlichkeiten, auch an wetteifernden Anstalten im Ganzen segensreich erweisen. Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, dass jede einzelne Anstalt allmälig eine gewisse Einseitigkeit in sich herausbildet, die theils ein Mangel, theils eine Tugend sein wird.

Im erstern Falle also, welche Wohlthat, wenn für eine solche Einseitigkeit sogleich ein Gegengewicht und damit jederzeit eine Art von Correctiv in dem Danebenbestehen einer anders gearteten Schwesteranstalt gegeben ist! Im zweiten Falle dagegen, welcher nicht geringere Vortheil für die Gesammtheit von Staat oder Stadt, dass überhaupt der individuellen Entwicklung ein weiterer Spielraum eröffnet ist, dass statt uniformer Schulung eine freiere Mannichfaltigkeit der Gesammtbildung Platz greift! — Was die moralische Macht einer alten Tradition vermag, um einer Lehranstalt einen gewissen selbständigen Typus, einen gleichsam persönlichen Charakter zu geben, der als ein unschätzbares Gut um so sorglicher zu erhalten und zu pflegen ist, je unsicherer der Erfolg jeder Neugestaltung bleibt: — dafür giebt es in Deutschland kaum ein leuchtenderes Beispiel als das der sächsischen Fürstenschulen und der Leipziger Thomana und der Nicolaitana. Nimmt man nun hinzu, welch wirksamer Factor für das Gedeihen des geistigen Bildungsgeschäfts, bei Lehrenden und Lernenden, die Rivalität, d. h. der Sporn eines edeln Wetteifers zwischen zwei (oder mehrern) in derselben Grossstadt neben einander wirkenden Anstalten ist, so dünkt mich, müsste dem gegenüber jedes Verlangen nach einer Vereinigung unserer beiden Gymnasien verstummen. Mit welchem Selbstgefühl und gerechtem Stolze sagt noch nach Jahrzehnten ein ehemaliger Zögling von Schulpforte, von Meissen, von Leipzig: 'ich bin ein alter Portenser', 'ein Afraner', 'ein Thomaner', 'ein Nicolaitaner'! Und dieses schöne Pietätsgefühl, welches sich von Generation auf Generation forterbt und die Quelle rühmlichster Bestrebungen wird, sollte jetzt auf einmal, mit Verleugnung einer bereits drei bis vier Jahrhunderte nachwirkenden Vergangenheit, unwiederbringlich vernichtet und gegen eine in ihren Früchten nicht vorauszuberechnende Neuschöpfung aufs Spiel gesetzt werden?"

Zu S. 427. An O. R. 24. Sept. 1871. „— — *Triste est, sed est ita.* Aber ich war ein gar geplagtes Thier, trotz der Ferien. Täglich 3—4mal gingen Correcturen, Redactionen, Manuscriptanfertigungen etc. etc. sich durchkreuzend und athemlos ablösend durch einander. Anderes wird Dir später zu Gesicht kommen: eine Kleinigkeit lasse ich Dir gleich jetzt mit diesen Zeilen zugehen. *Meo voto* ist es das Beste, was ich bis dato gemacht habe: aber freilich sein jüngstes Kind pflegt ja der zärtliche Papa immer am liebsten zu haben. — Im Uebrigen ist doch das stillvergnügte, lediglich zu eigener Befriedigung unternommene, nach dem Gewirr und Geschwirr und Gezänk der Welt gar nicht fragende, ruhige Fortarbeiten an selbstgewählten Thematis, zu denen die Neigung gerade hinzieht, die beste, ja die einzige Panacee gegen Leiden, Verdruss, Sorge, Trauer und Mühsal, mit denen uns, je älter wir werden, das Leben um so weniger verschont. 'Leben heisst ein Kämpfer sein.' Doch nicht zu vergessen, wenn man's haben kann, noch ein Ingrediens: persönliche Theilnahme und mitempfindendes Verständniss an und für die mehr oder weniger gerathenen Früchte hingebender Thätigkeit ....“

Zu S. 436. R. an Löwe 26. October 1875. „— — — Was die 8 ersten“ (Plautusstücke) „betrifft [ich meine übrigens, dass das Ganze in 5 Bände vertheilt werde, jeder = 4 Stücke, also die 12 letzten = vol. I—III in beliebiger Reihenfolge, je nachdem sie gerade fertig werden, die 8 ersten = vol. IV. V wiederum in beliebiger Reihenfolge], so war mein Plan von jeher dieser. Zwar nicht den Vetus allein, resp. in Verbindung mit *D*, zu geben, aber w e n i g anderes Handschriftliche dazu: denn alle andern Handschriften sind zwar keinesweges aus *B* geflossen, aber aus einem diesem so verwandten Codex, dass, wenn wir diesen *x* hätten, dieser zwar zur Ergänzung von *B* und neben ihm recht erwünscht wäre, er sich aber aus den unendlich zersplitterten, unter einander abweichenden, durch Nachlässigkeit und Interpolation entstellten jüngern Handschriften schlechterdings nicht reconstruiren lässt. Es muss genügen, für diese ganze Classe ein paar der ältern und relativ correcten Codd. auszuwählen. Solche giebt es, uns zunächst liegend und bequem benutzbar, weil jederzeit nach Leipzig zur Stelle zu schaffen, mehrere in theils Leiden theils Wolfenbüttel. Aus ihnen also wären etwa 2 auszusuchen und ihre Varianten mit denen von *B*(*D*) zu verbinden: voilà tout. Gar viele andre in Italien habe ich darauf angesehen und stellenweise zur Probe verglichen, aber nie gefunden, dass, in allem Wesentlichen, irgend einer vor allen

übrigen sich so hervorhebe, dass er neben *B* besonders zu bevorzugen wäre: was durchaus auch von der Harlejanischen gilt. Leicht können Sie sich davon selbst überzeugen, wenn Sie sich in der Vaticana einmal die in opusc. II p. 231 aufgezählten Palatini vorlegen lassen und für irgend eine bestimmte Scene mit dem Vetus zusammenhalten."

Zu S. 436. R. an Löwe 7. Juni 1876. „— — Trinummus (in usum scholarum) = blosser Textabdruck, aber vielfach verändert, und in ausführlicher praefatio alles seit 1871 beigetragene zusammengestellt und mit Epikrisis versehen: das ist mein erst in diesen Tagen gefasster Gedanke, über den ich nun aber erst mit Schmitt verhandeln muss. Fünf Monate haben wir vor uns, um das Ding bis Ende October fertig zu bringen: im Winter lese ich über Trinummum. In der grossen Ausgabe habe ich mich absichtlich vielfach conservativ gehalten; hier will ich etwas mehr *elegantiae consulere* und theils etwas freier, theils im Formellen (z. B. *hau, haud* etc.) *praeter codices* constanter verfahren. Hübsch wäre es, wenn sich ein paar Sächelchen von einiger Erheblichkeit aus *A* über St. hinaus beibringen liessen vor dem Abschluss. Ihr *batillum* und manches andre wird auch darin paradiren."

Zu S. 443. R. an Fleischer 12. April 1875. „Hochwürdigster Herr College, Es sind gerade 50 Jahre, seit ich den letzten hebräischen Text auf der Schule vor Augen hatte. Kein Wunder daher, dass ich das beifolgende Inserat des Tageblatts nicht mehr ausreichend habe transscribiren können. Das Unterstrichene" (einige Kunstausdrücke) „verstehe ich nicht. Ich bin aber eigensinnig genug, mich auf die Enträthselung zu versteifen, wenn sie mir auch nur durch fremde Hülfe gelingen kann. Wollten Sie mir die Ihrige durch ein paar freundliche Fingerzeige zu Theil werden lassen, so wäre Ihnen sehr dankbar Ihr herzlich ergebener F. Ritschl."

Fleischer an R. eodem. „Theuerster und verehrtester Herr College! Wissen Sie, dass Sie mir unendlichen Spass gemacht haben? und dass ich so recht aus vollem Herzensgrunde gelacht habe und noch lache, indem ich Ihnen dieses Geständniss ablege, — über den grossen Ritschl, wie er so dasitzt zwischen Plato und Plautus und schwitzt — worüber? über eine Tageblattanzeige in Judendeutsch! — Lassen Sie sich doch in dieser Situation photographiren und schenken Sie mir einen Ab-

zug davon als Honorar für die Lösung dieser Sphinxräthsel! Ich bin ordentlich stolz darauf, sagen zu können, dass ich einem Ritschl zum Oedipus geworden bin. Doch ich will nicht zu sehr damit prahlen; — heute mir, morgen Dir; — wer weiss, wie bald ich Ihnen einmal werde müssen Revanche geben, wenn mein bischen Griechisch und Latein nicht mehr ausreicht. Dann komme ich zu Ihnen, wie Sie heute zu mir, als Ihr vertrauensvoller College Fleischer."

Zu S. 443. R. an O. R. 25. November 1861. „Ich muss nur gleich das Eisen schmieden, weil es warm ist. Will sagen: dass ich jetzt resolut und energisch anfangen will auch mit Dir ein Correspondenzsystem in Scene zu setzen, welches allein unter allen Umständen aus- und vorhält. Savoir: grundsätzlich keine Briefe zu schreiben, sondern Billets, seien sie nun gerade doux oder auch nicht. Exordien, Epilogi, Excusationen, PP. TT. etc. etc. alles apage; — immer nur so viel oder so wenig, wie otium und Neigung des Moments mit sich führen, — so als wenn man sich zufällig auf der Strasse begegnet und, weil man sich äusserer und innerer Begegnung allezeit freut, so ein 10 Minütchen einander begleitet und vergnüglich auf und ab spaziert mit einander, — unbekümmert ob man seine Themata erschöpft oder nicht, weil man gewiss ist, in ein paar Tagen doch wieder auf einander zu stossen. Kurz: kein grösserer Feind des Guten als das Beste, kein grösserer Freund als das Mässige. *Sapienti sat. Fiat applicatio.* Auf die Art kann man alle 8—14 Tage einmal pläsirlich mit einander conversiren."

Zu S. 449. Auswahl einiger Briefe von R. an Lehrs.

1. Bonn 12. Dec. 56. „Mein sehr theurer Freund, denn wie sollte ich nicht den Ausdruck meiner Freundschaftsempfindung möglichst steigern, nachdem Sie diese selbst gesteigert haben, so weit sie noch eine Steigerung zuliess. Das haben Sie aber gethan, indem Sie mir in so liebreicher und unzweideutiger Weise gezeigt haben, dass Sie etwas auf mich halten. Und das ist es, warum mir Ihre Zueignung eine gar sehr grosse Freude macht, und warum ich mich aus Grund des Herzens dafür bei Ihnen bedanke. Solche Seelenerfrischungen sind einem ja wohl um so mehr zu gönnen, je mehr man ihrer bedarf inmitten manches grauen Nebels und trockenen Herbstwindes, die einem das Schicksal nicht erspart, wenn die Tage selbst anfangen grau zu werden. Kurz und gut, der Unterschied von schätzen und ein bisschen lieb haben ist es, den mir das erste Blatt Ihres

liebenswürdigen Buches in das dafür sehr empfängliche Gemüth gerufen hat, und wenn das mehr ist als Sie unmittelbar wollten, so müssten Sie es schon als Strafe Ihrer Unvorsichtigkeit hinnehmen, mit einer so sentimentalen Natur so anzubinden. Und dazu macht mir nebenbei noch einen besonders wohlthuenden Eindruck die unvermuthete Erneuerung alter Genossenschaft mit unserm trefflichen Rosenkranz, dem ich eine treue Gesinnung zu bewahren seit nunmehr 25 Jahren nicht aufgehört habe, und von dem ich mir ein Gleiches, oder doch ein Aehnliches stets gewünscht habe und wünsche. Kurz, auch dieses haben Sie gut und allerliebst gemacht wie — Ihr ganzes Buch, welches wie Milch und Honig hinabgleitet, so lind und so lauter zugleich, nur manchmal leise erinnernd, dass der Honig von der Biene kommt und die Biene einen Stachel hat. Das ist aber freilich alles erst erster Anschmack; der rechte Geschmack soll mir noch die nächsten Wochen füllen und der Nachschmack erst recht bleiben. — —"

2. Bonn, 9. December 1862. „Mein sehr theurer Freund, ich wollte, alle die vielen guten Gedanken, die ich in der Richtung auf Sie unablässig habe und gehabt habe, hätten als eben so viel Brieftauben zu Ihnen fliegen können. Das klingt wie eine banale Phrase, ist es aber in diesem Falle in der That gar nicht. — Alles, was ich in jüngsten Zeiten von Ihnen gehört und gesehen habe, hat mir viel Freude gemacht: die Homerica — das Hesychianum — die Sophoclea (in denen Sie nur mit dem oder vielmehr gegen das λύουϲ' ἂν εἴθ' ἅπτουϲα gewiss nicht Recht haben) —: aber nichts doch so viel, wie die mir sehr liebenswürdiger Weise vergönnte Photographie. Ist es doch leider nur ein einziges Mal in meinem Leben gewesen, dass ich das Original mit Augen gesehen: — und was für ein junger 'Schnabatzer' war ich damals! — aber dennoch steht mir Ihr leibliches Bild, trotz der circa 30 — 32 Jahre, die seit der Hallischen Begegnung hinter uns gerollt sind, beinahe so lebhaft vor Augen wie Ihr geistiges, was freilich mit jedem Jahre heller und farbiger geworden ist. Da Sie auch mich, wie mir Friedländer sagt, nun einmal haben wollen, so —

ich bin nun, wie ich bin,
so nimm mich nur hin.

Oder mit einem noch passenderen Citat:

das ist ungefähr mein garstig Gesicht,
aber meine Liebe siehst du nicht.

Denn eine Liebeserklärung müssen Sie schon mit in Kauf nehmen.

Was ich treibe, fragen Sie? Abwechselnd Liebe und Hass, wie's kömmt, weil ja eines ohne das andere unschmackhaft ist,

aber beides nach Möglichkeit mit gutem Humor, so schwer mir das auch oft durch meine rebellischen Unterthanen gemacht wird. So ist denn auch beides reichlich gemischt gewesen, resp. bis zu dieser Stunde noch gemischt, bei der nicht Himmels- sondern Höllenlast, die ich als ein wahrer Atlas zu tragen gehabt habe an dem Inschriftentafelwerk, das — *deo soli gloria in aeternum* — nach 10jährigen Quälereien nun endlich hinausgesegelt ist *in dias luminis oras*, und worein Sie mir zu Liebe wohl auch einmal einen neugierig freundlichen Blick werfen. Ihnen entgeht sicher nicht, dass in der Vorrede Einiges zwischen die Zeilen 'hineingeheimnisst' ist. — — —

Wissen Sie auch, dass mir Ihre Königsberger Doctorification rechtes Pläsir gemacht hat? — sicherlich mehr als jedes Tragbändchen —. Dass ich, im Grunde beschaut, zu dem I. U. dem Verdienst nach komme wie ὄνος πρὸς λύραν, ficht mich dabei wenig an; warum sollen denn Minister und Oberpräsidenten und dergleichen Curiositäten allein das Recht haben — ὄνοι zu sein! Und haben doch wir Philosophen wohl auch schon Juristen zu Doctoren gemacht, die so wenig φιλίαν σοφίας wie σοφίαν φιλίας hatten: *exempla odiosa*. — —"

3. Theuerster Freund, Mitten aus vielfältigem Trouble heraus schreibe ich Ihnen zwei Dankzeilen: nur 2, sie sind aber, den Dank intensiv gemessen, πολλῶν ἀντάξιοι ἄλλων. Es war — und es ist wirklich sehr liebreich, dass Sie meiner und meines Alterstages so freundlich gedenken, und sehr liebenswürdig, dass Sie mir das auch noch schreiben. Das allerbeste Wort aber, nicht nur Ihres Briefes, sondern fast von allen, die ich bei dieser Gelegenheit gehört, ist Ihr — wenn auch in Ihrem Sinne humoristisch gefärbtes, von mir aber dreist in bitterm Ernst genommenes — oder vielmehr in recht kräftig süssem — 'ich bin mit Ihnen zufrieden'. Bleiben Sie es nur auch; ich kann Sie versichern, dass ich mir um sehr wenige Menschen so viel Mühe gebe das zu verdienen, einigermassen zu verdienen, wie bei Ihnen. Ob ich mit der beifolgenden Bagatelle Ihren Geschmack getroffen, *videris ipse*. Ihren Collegen Friedländer wird der Stoff interessiren; Ihrer Juristenfacultät aber schicke ich in treuer Dankbarkeit (denn es hat mir nicht leicht etwas so viel stolzes Vergnügen gemacht wie dieser Doctortitel, obwohl und trotzdem — da sehen Sie die Eitelkeit der Welt — dass ich ihn kaum mehr verdient habe als der Grossherzog von Mecklenburg seinen berühmten Selbstverleihungsorden) Alles was ich schreibe, NB innerhalb römischer Confession; aber ich bin ja fast so gut wie übergetreten, sage ich nicht ohne einen Seufzer. *Fata trahunt, quia duxere.*

Für heute aber verlangen Sie nicht mehr: denn ich stecke in einer Fluth von Danksagungsnöthen und Antwortschreiben und habe einen schwachen Kopf, flauen Magen und gichtische Schreibfinger.

Und so denn muthig fort und fort, so lange es dem launischen Himmel gefällt, Ihr getreuer F. Ritschl. Bonn, 15/5. 1864, im wunderschönen Monat Mai: wirklich zum Entzücken am 'lieblichen Fest': für mich leider fast nur durchs Fenster, seit für die armen Füsse Spiel und Tanz vorbei ist!"

4. Leipzig, 20. Nov. 1875. „Mein hochverehrter Freund, Schon wieder eine Ueberraschung und Erfreuung und — Beschämung! Wie lange ist es her (— und wie viel jünger waren wir damals noch! —) dass Sie mich zum erstenmal so liebreich öffentlich begrüssten, und nun wiederholen Sie schon diesen ehrenden Gruss, und ich bin und bleibe 'ewig unfruchtbar' und finde und finde nicht den Ihrer würdigen Stoff zu einer Erwiderung, zur endlichen Verwirklichung eines seit Jahrzehnten in mir lebendigen und doch schlummernden *V. S. L. M.* Entweder gebe ich nur meinen Namen her als Aushängeschild für fremdes jugendliches Machwerk von allerhand Ton und Farbe, oder ich sende so sterile Schale ohne Kern, wie Ihnen hierbei zugeht. Aber es soll doch bald anders werden, so die Götter wollen, trotz meiner ἑβδομηκοντάς!

Inzwischen erquicke ich mich, leider immer in Pausen, wie sie eine eigentlich wohl nicht verdiente Amts- und Geschäftsplackerei auferlegt, an der kernigen Gesundheit Ihrer schönen [ich bitte dieses Wort accentuirt zu denken] Darstellungen, die aber für den Augenblick noch zu mächtig und, wenn Sie es recht verstehen wollen, zu verwirrend auf mich einwirken, als dass ich für jetzt schon in einer gewissen Abklärung und Zusammenfassung mich darüber aussprechen könnte und möchte; vieles ist mir doch zu neu, um gewisse angewöhnte 'Philistereien' sogleich beim ersten Anlauf rein und voll zu überwinden: es will eben erst langsam, aber desto dauernder assimilirt werden. Sie müssen mir überhaupt erlauben, dass ich mir vorbehalten darf, mich — noch im Laufe dieses, wenn nicht Jahres, doch Semesters — im Zusammenhange zu Ihnen auszulassen. Jetzt ist es (da ich leider bei Licht gar nicht mehr lese, um meine glücklicher Weise noch nicht eigentlich leidenden Augen für die Zukunft zu schonen) fast nur der Sonntag Morgen, der mir ein paar continuirliche Stunden für diese befreiende Lectüre gestattet: meine Kirchenandacht gewissermassen, da ich mir die wirkliche (ohne mich weiter dessen rühmen zu wollen) nun schon seit 25 Jahren versage. Ich sagte 'befreiende'; denn leider habe

ich als verwünschte Naturmitgift ein gut Stück 'Systematik' mitbekommen, welches Sie mir nun ausrotten, wenigstens in seine gebührenden Schranken zurückweisen helfen. Der heutige Tag hat mir z. B. als Ertrag gebracht die hohe und rührende 'Nichtschuld' der Antigone, und die prächtige Auffassung der Götterwelt p. 150 und 235. Doch das ist nicht so kurz zu fassen, Und wir besprechen es zunächst. — —"

Zu S. 453. „Das unterzeichnete Ministerium hat aus Ihrem Schreiben vom 31. vorigen Monats mit wahrer Betrübniss ersehen, dass Ihre angegriffenen Gesundheitsverhältnisse Sie zu dem Gesuche um einstweilige Entbindung von Vorlesungen und von den laufenden Facultätsgeschäften, sowie von der Mitdirection des philologischen Seminars gedrängt haben. Es ist dies um so mehr zu beklagen und um so schmerzlicher für das Ministerium, als dadurch ein Mitglied der Universität von so hervorragenden und ausgezeichneten Verdiensten zu einer, wenn auch nur zeitweiligen Einstellung seiner Thätigkeit an der Anstalt genöthigt wird, zu deren Blüthe dasselbe so wesentlich durch seine akademische Thätigkeit, wie Man von Neuem dankbar anerkennt, beigetragen hat.

Wenn aber das Ministerium Ihnen den erbetenen Urlaub von Ihren vorgedachten Geschäften und zwar bis Ostern 1877 hiermit ertheilt und an die philosophische Facultät und an Ihre Collegen bei der Direction des Seminars dieserhalb das Erforderliche verfügt, so giebt es doch gleichzeitig der Hoffnung Ausdruck, die Ihnen gewährte Ruhe und Geschäftsenthaltung werde Ihre angegriffene Gesundheit wieder kräftigen, so dass Ihnen nach Ablauf des Urlaubs die Wiederaufnahme Ihrer gesammten akademischen Thätigkeit werde vergönnt sein. Dresden, am 4. November 1876. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts. (gez.) von Gerber."

Ordentliche Mitglieder des Bonner philologischen Seminars von Ostern 1839 bis Herbst 1865:

Eduard Brockhoff aus Bonn
Hermann Probst aus Wesel
Carl Völcker aus Cleve
Joseph Bender aus Siegen
Eduard Roembild aus Halle
Behn-Eschenburg aus Stralsund
Georg Curtius aus Lübeck
Friedrich Breier aus Eutin.

seit 1839/40

Anton Schütte aus Coesfeld
Anton van der Bach aus Cranenburg
Reinhold Schneider aus Wittenberg
Rudolf Nagel aus Cleve

Joseph Houben aus Schierwaldenrath
Eduard Sattler aus Friedberg.

seit 1840

Eduard Wagner aus Minden
Theodor Menke aus Bremen
Roderich Arndt aus Bonn
Heinrich Brunn aus Wörlitz bei Dessau
Wilhelm Ihne aus Fürth.

seit 1840/1

Hermann Langensiepen aus Elberfeld
Jacob Foltz aus Kreuznach
Heinrich Keil aus Gressow in Mecklenburg
Gustav Bromig aus Elberfeld.

seit 1841

Gottfried Eckertz aus Gladbach
August Fromme aus Soest.

seit 1841/2

Karl Prien aus Schleswig
Reinhard Tenhaeff aus Wesel.

seit 1842

Joseph Reisacker aus Düsseldorf.

seit 1842/3

Joseph Klein aus Urbach
Christoph Hammerstein aus Linz
Eugen Mehler aus Emmerich.

seit 1843

Ludwig Sauer aus Düsseldorf
Ludwig Degen aus Mannheim
Anton Schmidt aus Allendorf.

seit 1843/4

Joseph Frei aus Zürich
Baptist Herkenrath aus Siegburg.

seit 1844

Leopold Valentin Schmidt aus Berlin
Alex. Richter aus Wesel
Fr. Rud. Brandt aus Dissen
Carl Rud. Pfahl aus Danzig.

seit 1844/5

August Schleicher aus Sonneberg in Meiningen
Jacob Bernays aus Hamburg.

seit 1845

Otto Nitzsch aus Bonn
Wilhelm Herbst aus Duisburg
Johannes Busch aus Wesel.

seit 1845/6

Franz Weinkauff aus Kreuznach
Alfred Kopstadt aus Rheydt
Anton Lowinsky aus Fordon
Heinrich Keck aus Schleswig.

seit 1846

Georg Bunsen aus Rom
Gustav Wendt aus Posen.

seit 1846/7

Joseph Reinkens aus Burtscheid
Otto Ribbeck aus Erfurt
Joh. Nickes aus Forst bei Aachen
Otto Seemann aus Herford
Joh. Zahn aus Mörs
Wilhelm Sattler aus Bremen
Karl Arenz aus Düsseldorf.

seit 1847

August Wagener aus Roermund.

seit 1847/8

Wilh. Lorenz aus Holstein
Peter Müller aus Aachen
Rudolph Wolter aus Bonn
Wilh. Bogen aus Oedekoven.

seit 1848

Rainer Steinhauer aus Sindorf
Franz Ebben aus Goch
Robert Chalybaeus aus Meissen
Friedrich Staub aus Zürich
Walter Schulz aus Wetzlar.

seit 1848/9

Wilh. Hollenberg aus Heiderich
Joseph Krauss aus Kurhessen
Oscar Gerhard aus Oels
Franz Pauly aus Düren
Joseph Hilgers aus Kohlenscheid.

seit 1849

Carl Spengler aus Blankenburg.

seit 1849/50

Joh. Vahlen aus Bonn
Michael Schmidt aus Thalkleinich

Moses Aach aus Trier
Joseph Deghué aus Bonn.

seit 1850

Erwin Nasse aus Bonn
Waldemar Harless aus Bonn
Wilh. Bachmann aus Münster
Joh. Brandis aus Bonn
Konrad Niemeyer aus Greifswald
Albert Lange aus Wald (Zürich).

seit 1850/1

Adolf Koch aus Bremen
Karl Braun aus Aachen.

seit 1851

Heinrich Stein aus Bewerungen
Hugo Ilberg aus Hohenmölsen
Theodor Hug aus Zürich.

seit 1851/2

Joh. Peter Binsfeld aus Neuerburg
Paul Grautoff aus Lübeck
Georg Thilo aus Halle.

seit 1852

Jacob Schmitz aus Hohenbudberg
Wilhelm Schmitz aus Calcum.

seit 1852/3

Moritz Wilms aus Herford
Karl Schnelle aus Freiburg in Thüringen
Eduard Goebel aus Attendorn
Friedr. Wilhelm Conrads aus Bedburg
Wilh. Steinhart aus Schönburg in Prov. Sachsen.

seit 1853

Emil Hübner aus Düsseldorf
Joh. Cruse aus Holstein
Hermann Petri aus Lemgo
Anton Klette aus Crossen.

seit 1853/4

Detlef Detlefsen aus Neuendeich in Holstein
Arnold Hug aus Zürich
Friedrich Münscher aus Hersfeld.

seit 1853

Franz Bücheler aus Cleve
Wilh. Junghans aus Lüneburg
Matthias Müller aus Vianden (Luxemburg).

seit 1854/5

Gustav Becker aus Lübeck
Joh. Küppers aus St. Tönis in der Rheinprov.
Aug. Reifferscheid aus Bonn
Adolph v. Velsen aus Koblenz
Richard Nötel aus Arnsberg
Friedrich Jasper aus Schleswig.

seit 1855

Joh. Matth. Stahl aus Bensen in der Rheinprov.

seit 1855/6

Joseph Frey aus Barmen
Peter Langen aus Köln
Wilh. Kocks aus Mühlheim an d. Ruhr.

seit 1856

Alfred Schottmüller aus Berlin
Adolph Kiessling aus Naumburg.

seit 1856/7

Friedrich Hanow aus Sorau
Eugen Petersen aus Oldenburg in Holstein
Dr. jur. Hermann Deiters aus Bonn.

seit 1857

Hermann Usener aus Weilburg
Joseph Wiel aus Poppelsdorf
Wilhelm Wehle aus Schleswig
Heinrich Jacob aus Kassel.

seit 1857/8

August Wilmanns aus Vegesack
Gustav Uhlig aus Stettin
Wilh. Germar aus Holstein.

seit 1858

Curt Wachsmuth aus Naumburg
Hermann Peter aus Meiningen
Gustav Krüger aus Braunschweig.

seit 1858/9

Rudolf Bouterwek aus Elberfeld
Wolfgang Helbig aus Dresden
Joseph Klein aus Bonn

Paul Marquard aus Berlin
Richard Pietzsch aus Altenburg.

seit 1859

Ludwig Tillmanns aus Frankfurt a. M.
Bruno Nake aus Dresden
Richard Schneider aus Gotha.

seit 1859/60

Dietrich Volkmann aus Bremen
Hermann Hollander aus Hamburg
Albert Zippmann aus Koblenz
Bernhard Foss aus Altenburg
Edmund Vogt aus Bonn
Otto Bernhardt aus Meiningen.

seit 1860

Gustav Meyncke aus Neubrandenburg
Hermann Perthes aus Bonn.

seit 1860/1

Otto Benndorf aus Greiz
Carl Dilthey aus Bieberich
Christian Heimreich aus Schleswig-Holstein
Paul Böhme aus Halle
Adolf Buff aus Giessen.

seit 1861

Gustav Richter aus Naumburg.

seit 1861/2

Heinrich Hirzel aus Leipzig
Otto Korn aus Sorau
Joseph Hasenmüller aus Bonn
Gustav Ungermann aus Crefeld
Ludwig Schwörbel aus Elberfeld
Wilh. Weissbrodt aus Sayn
Carl Dziatzko aus Neustadt in Oberschlesien
Alexander Riese aus Frankfurt a/M.
Hugo Schuchardt aus Gotha.

seit 1862

Hermann Schrader aus Hamburg
Heinrich Bubendey aus Hamburg
Friedrich Blass aus Osnabrück
Georg Wegener aus Breslau
Wilhelm Wagner aus Frankfurt a/M.

seit 1862/3

Theodor Barthold aus Kösen
Wilhelm Brambach aus Bonn
Karl Stürenburg aus Hildburghausen.

seit 1863

Hugo Wachendorf aus Bonn
Richard Müller aus Glogau
Joseph Kamp aus Merzenhausen
Eduard Hiller aus Frankfurt a/M.

seit 1863/4

Walter Berger aus Cottbus
Johannes Hermann aus Trier
Otto Richter aus Berlin
Wilhelm Vorländer aus Minden
Albert v. Bamberg aus Rudolstadt
Bernhard Eschenburg aus Lübeck.

seit 1864

Rudolf Schöll aus Weimar
Georg Laubmann aus Hof
Theodor Plüss aus dem Aargau
Albert Schmidt aus Wittenberg.

seit 1864/5

Ernst Schulze aus Gotha
Max Kindler aus Naumburg
Franz Jacobi aus Königsberg
Friedrich Matz aus Lübeck.

seit 1865

Julius Sagorsky aus Deutz
Wilh. Fielitz aus Anclam
Hermann Stedefeldt aus Langensalza
Wilhelm Michael aus Halle
Bruno Haushalter aus Wernigerode.

Aus den Bonner Zuhörerlisten der Jahre 1839—1865 wählen wir noch folgende Namen aus:

seit 1839
Joseph Savelsberg aus Aachen.
seit 1840
Alexis Schwanbeck aus Anclam
Albrecht Ritschl aus Stettin.
seit 1840/1
Wilibald Beyschlag aus Frankfurt a/M.
seit 1841
Adolph Torstrik aus Bremen
Onno Klopp aus Leer.
seit 1841/2
Eduard Sievers aus Hamburg
Heinrich Rückert aus Coburg.
seit 1843
Emil Palleske aus Tempelburg in Pommern.
seit 1844
Otto Gildemeister aus Bremen
Reinhold Fock aus Stralsund.
seit 1844/5
Albrecht Weber aus Breslau.
seit 1845
Julius Oppert aus Hamburg
Johannes Adolph Overbeck aus Hamburg.
seit 1845/6
Wilhelm Bleek aus Bonn
Wilhelm Lübke aus Dortmund.
seit 1846/7
Friedrich Schirrmacher aus Danzig.
seit 1847
Valentin Rose aus Berlin.
seit 1847/8
Carl Kruse aus Stralsund.
seit 1848/9
Fritz Spielhagen aus Stralsund
Julius Deuschle aus Bergen
Max Rüdinger aus Cassel.
seit 1849/50
Reinhold Köhler aus Weimar
Georg Hassel aus Frankfurt a/M.
seit 1850
E. Dümmler aus Berlin
Eduard Lübbert aus Breslau (nochmals 1854/5).
seit 1850/1
Gustav Dronke aus Koblenz
Jac. Hunziker aus dem Aargau.
seit 1851
Giacomo Lignana aus Vercelli.
seit 1851/2
Alfred v. Gutschmid aus Dresden.
seit 1852
Herbert Pernice aus Halle.
seit 1852/3
Basil Gildersleeve aus Amerika.
seit 1853
Henri Jordan aus Berlin
Carl Ascherson aus Berlin
Heinrich v. Stein aus Rostock.
seit 1853/4
Emil Hallier aus Hamburg
Jos. Pauly aus Düren.
seit 1854
Franz Schwerdt aus Kirchworbis.
seit 1854/5
Hermann Doergens aus Elberfeld.
seit 1855/6
E. M. Wohlrab aus Reichenbach in Sachsen
Wilh. Kampschulte aus Wickede
Adolph Klügmann aus Lübeck
Peter Parvanoglu aus Triest
Max v. Karajan aus Wien.
seit 1856/7
Arthur Kortegarn aus Bonn
Joh. Honegger aus Genf
Joh. Kvíčala aus Münchengrätz in Böhmen.
seit 1857
Carl Zangemeister aus Gotha.
seit 1857/8
Jac. Bäbler aus Glarus
Wilh. Fröhner aus Karlsruhe
Emil Dohmke aus Meissen
Hugo Gleditsch aus Oberschlesien
Theodor Maurer aus Darmstadt

Wilh. Maurenbrecher aus Bonn.
seit 1858
Carl Agthe aus Nienburg.
seit 1858/9
Franz Umpfenbach aus Giessen.
seit 1860
Fritz Hagenbach aus Basel
Alfred Holder aus Rastatt.
seit 1860/1
Otto Keller aus Tübingen
Theophil Burckhardt aus Basel.
seit 1861
Gustav Schliemann aus Mecklenburg
Otto Hirschfeld aus Königsberg
Eugen Bormann aus Hilchenbach.
seit 1861/2
Johannes Schmidt aus Prenzlau
Bernhard Klein aus Rodenkirchen
Eduard Pfander aus Bern
Rudolf Zoeppritz aus Darmstadt
August Mau aus Kiel
Dr. Alfred Schöne aus Dresden.
seit 1862
Ernst Rautenberg aus Hamburg
Bernhard ten Brink aus Essen
Edgar Löning aus Frankfurt a/M.
seit 1862/3
Richard Dressel aus Bernau
Octavius Clason aus Hamburg
Heinrich Heydemann aus Stettin
Joseph Staender aus Bonn
Albert Fulda aus Duisburg.
seit 1863
Wilhelm Gurlitt aus Gotha
Franz Misteli aus Solothurn
Carl Altenhoven aus Ratzeburg
Emil Brentano aus Frankfurt a/M.
Martin Schanz aus Uechtelhausen.
seit 1864
Jacob Oeri aus Basel.
seit 1864/5
Otto Lüders aus Bonn
Hermann Hagen aus Bern
Hans Wirz aus Zürich
Rich. Arnoldt aus Gumbinnen
Adolf Trendelenburg aus Berlin.
seit 1865
Wilhelm Clemm aus Giessen
Erwin Rohde aus Hamburg
Friedrich Nietzsche aus Naumburg
Hugo Blümner aus Berlin.

Gesammtzahl der R.schen Zuhörer in Bonn während 53 Semestern, von denen eins wegen Krankheit ausfiel: 4345 in Privatis, 968 in Publicis, Summa: 5313; in Leipzig während 22 Semestern: 3665.

Ordentliche Mitglieder des philologischen Seminars in Leipzig.

Seit 1865/6
C. E. Förster aus Leipzig
A. E. Nuster aus Freiberg
F. O. Kallmeyer aus Dresden
Ernst Windisch aus Dresden
A. M. Pfalz aus Borsdorf
H. Th. Hasper aus Zwickau
H. Stier aus Barmen
J. G. Renner aus Dresden
M. Morgenroth aus Saalfeld
H. Cron aus Erlangen
C. Th. Angermann aus Höckendorf
G. C. O. Körting aus Dresden.
seit 1866
W. Roscher aus Göttingen
R. Dressler aus Bautzen
B. Gerth aus Dresden
O. Melzer aus Freiberg.
seit 1866/7
Friedrich Schmidt aus Hof
Georg Andresen aus Holstein

Edmund Götze aus Dresden.

seit 1867

Richard Klotz aus Leipzig
Bernhard Döring aus Dresden
Oscar Lehmann aus Niederleutersdorf
Richard Nitzsche aus Altenburg.

seit 1867/8

Ludwig Jeep aus Wolfenbüttel
Gustav Benseler aus Freiberg
Eugen Kölbing aus Herrnhut
Fr. Herm. Rau aus Zittau
H. Achatius Hager aus Elstra.

seit 1868

Edwin Patzig aus Zittau
Richard Sachse aus Wachau
Heinr. Stürenburg aus Hildburghausen
Emil Jungmann aus Sangerhausen
Alfred Weinhold aus Lauterbach.

seit 1868/9

Hans Marquardt aus Gotha.

seit 1869

Curt Fleischer aus Leipzig
Carl Jacoby aus Gumbinnen
Bernhard Arnold aus Dresden
Jul. Ritter aus Potsdam
Hugo Grobleben aus Wolfenbüttel
Theodor Sorgenfrey aus Leipzig
Reinh. Gottschick aus Anclam.

seit 1869/70

Karl Albrecht aus Leipzig
Ernst Wezel aus Limbach
Richard Meister aus Dresden
Otto Axt aus Niederstriegis.

seit 1870

Theodor Forssmann aus Archangel
Otto Sievers aus Braunschweig
Curt Steffen aus Dresden
Friedrich Hankel aus Esperstedt
Karl Brugman aus Wiesbaden.

seit 1870/1

Theodor Opitz aus Dresden
Walter Gilbert aus Dresden
Justus Siegismund aus Leipzig
Friedrich Aly aus Magdeburg
Michael Deffner aus Donauwörth
Max Oette aus Löbau.

seit 1871

Paul Mohr aus Stendal
Richard Fritzsche aus Leipzig
A. Haebler aus Grossschönau.

seit 1871/2

Ludw. Mendelssohn aus Oldenburg
Fritz Schöll aus Weimar
Theodor Imme aus Culm
Georg Götz aus Hildburghausen.

seit 1872

Bernhard Mangold aus Darmstadt
Eugen Lehmann aus Liefland.

seit 1872/3

Ludwig Hellwig aus Merseburg
Gustav Löwe aus Grimma
August Eigenbrodt aus Giessen
Martin Lange aus Frankenberg.

seit 1873

Eduard Heydenreich aus Dresden
Richard Vierke aus Burg
Theodor Klette aus Crossen
Hermann v. Rohden aus Barmen
Hermann Wäschke aus Anhalt
Conrad Seeliger aus Nossen
John Bläsner aus Memel
R. Schwartz aus Hannover
Carl Berns aus Wetzlar.

seit 1873/4

Reinhold Merzdorf aus Oldenburg
Paul Cauer aus Breslau
Jos. Jürgensen aus Lübeck.

seit 1874

Georg Matthies aus Polnisch-Lissa
Ernst Beermann aus Duderstadt
Rudolf Methner aus Polnisch-Lissa
Theod. Büttner-Wobst aus Dresden
Albert Brause aus Spahnsdorf
Waldemar Mohr aus Stendal.

seit 1874/5

Ferdinand Brandes aus Braunlage
Max Ed. Hölzl aus Oschatz
Paul Vollert aus Greiz
Ernst Redslob aus Weimar
Paul Hennig aus Frankenberg.

seit 1875

Adolf Amfeld aus Gotha
Rudolf Beer aus Camburg
Siegfried Schaffner aus Keilham
Robert Schubert aus Eisenberg
Anton Funck aus Aurich.

seit 1875/6

Richard Schulze aus Bautzen
Malwin Bechert aus Leisnig
Friedrich Neumann aus Dessau
Richard Beck aus Dresden
Arthur Fränkel aus Liefland
Elimar Schwartz aus Eutin
Otto Crusius aus Hannover.

seit 1876

Otto Schmidt aus Reichenbach
Carl Neumann aus Posen
Hans Gilbert aus Bautzen
Hermann Balser aus Darmstadt
Wilhelm Lange aus Prag.

Ordentliche Mitglieder der R.schen societas philologa, soweit sie zu ermitteln waren.

Georg Andresen aus Holstein
A. Ausfeld aus Gotha
Otto Axt aus Niederstriegis
O. Badke aus Jacobsdorf
Joh. Bärwinkel aus Leipzig
M. Bechert aus Leisnig
R. Beer aus Camburg
Curt Bernhardi aus Leipzig
K. Berns aus Kirchhunden
Ludw. Bock aus Frankfurt a/M.
Paul Bombe aus Cottbus
Hilmar Bosse aus Langelsheim
Wilhelm Brandes aus Braunschweig
Karl Brugman aus Wiesbaden
Wilhelm Clemm aus Giessen
Otto Crusius aus Hannover
August Eigenbrodt aus Steinbach
Theodor Forssmann aus Archangel
Arthur Fränkel aus Dorpat
Adolf Fritzsch aus Frankfurt
Richard Fritzsche aus Leipzig
Frommann aus Jena
Walter Gilbert aus Dresden
Georg Götz aus Hildburghausen
R. Grimm aus Petersburg
A. Häbler aus Grossschönau
Otto Härtig aus Grosshennersdorf
Friedrich Hankel aus Esperstedt
Hebrunker aus Memel
Rud. Heine aus Braunschweig
Paul Hennig aus Frankenberg
Otto Hense aus Halberstadt
Eduard Heydenreich aus Dresden
Wilhelm v. Hörschelmann aus Liefland
Ludwig Holzapfel aus Giessen
Feodor Hoppe aus Zborowitz
Carl Jacoby aus Memel
Ludwig Jeep aus Wolfenbüttel
Theodor Imme aus Culm
Emil Jungmann aus Sangerhausen
Adolf Kaegi aus Zürich
Th. Klette aus Crossen
Edmund Lammert aus Sondershausen
Martin Lange aus Frankenberg
Eugen Lehmann aus Liefland
Gustav Löwe aus Grimma
Christian Lütjohann aus Holstein
J. Lunák aus Dolánka
Maass aus Sternberg

Mangold aus Darmstadt
Ludwig Mendelssohn aus Oldenburg
Paul Mohr aus Stendal
Wilhelm Mohr aus Stendal
Wilhelm v. d. Mühl aus Basel
P. Müller aus Marienwalde
C. Neumann aus Posen
Friedrich Nietzsche aus Naumburg
A. Oblasinsky aus Polen
Gustav Oehmichen aus d. Lausitz
Georg Oertel aus Dolzig
Theodor Opitz aus Dresden
E. Redslob aus Zelle
A. Roeper aus Danzig
Theodor Rössler aus Mittweida
Erwin Rohde aus Hamburg
H. v. Rohden aus Barmen
Wilhelm Roscher aus Göttingen
Franz Rühl aus Hanau
Fritz Schöll aus Weimar
W. Scholz aus Wolfenbüttel
Otto Schubert aus Dresden
Paul Schuster aus Sachsen
H. Schwarz aus Leibschau
Conrad Seeliger aus Nossen
K. Seldner aus Wertheim
Justus Siegismund aus Leipzig
Otto Sievers aus Braunschweig
Curt Steffen aus Dresden
Heinrich Stürenburg aus Hildburghausen
Richard Vierke aus Burg
Alfred Weinhold aus Lauterbach
Ernst Wezel aus Limbach
M. Wittich aus Greiz.

Anhang.

Von dem S. 186 f. erwähnten Manuscript begnügen wir uns anhangsweise den ersten allgemeinen Theil im Folgenden fast vollständig mitzutheilen. Die folgenden Capitel mit ihren zahlreichen Einzelheiten würden aus dem Rahmen dieses Buches doch allzu sehr herausfallen und zur Abwehr etwaiger Missverständnisse vielfacher Anmerkungen bedürfen.

Grundzüge
der
Plautinischen Prosodik.

I. Allgemeiner Theil.

§ 1.

Μέτρου πατὴρ ῥυθμός. Der Begriff des Rhythmus ruht in einer gesetzmässigen Aufeinanderfolge von hörbar gemachten Zeitabtheilungen. Werden diese in und durch Sprache hörbar gemacht, so ist es nach üblichem Sprachgebrauch metrischer Rhythmus; seine praktische Ausführung ist die Metrik als Kunst, seine theoretische Darstellung die Metrik als Wissenschaft. Indem die letztere zum Gegenstande der Darstellung hat erstens die Art, wie sich der Rhythmus mit der Sprache verbindet, um überhaupt in ihr zur Erscheinung zu kommen und die einfachsten rhythmischen Grössen zu bilden, und zweitens die Art, wie er diese einfachsten rhythmischen Grössen zu grösseren, gegliederten und geschlossenen Ganzen (Versen, στίχοι), verbindet, zerfällt sie in die Lehre von der Prosodik und die Lehre von der Stichopöie. Ein dritter Theil, der die Verbindung der Verse zu abermals grösseren Ganzen zum Gegenstande hat, ist für die Plautinische Metrik von untergeordneter Bedeutung.

§ 2.

Da der metrische Rhythmus dem Zwecke der Poesie dient, also ein künstlerischer ist, so hat er zum Gesetz für die Aufeinanderfolge seiner Zeitabtheilungen das Gesetz aller schönen Kunst, welches ist Einheit eines Mannichfaltigen. Mannichfaltigkeit haben seine Zeitabtheilungen, sofern sie theils der Kraft, theils dem Masse nach verschieden sind: der Kraft nach gehobene oder nicht gehobene (Arsen und Thesen), dem Masse nach längere oder kürzere. An diesem einfachen Gegensatze in der einen und in der andern Beziehung lässt sich der metrische Rhythmus genügen, indem er auf eine grössere Mannichfaltigkeit sowohl von Kraft- als von Massverhältnissen ein für allemal verzichtet.

Anmerkung. Wodurch die Einheit bewirkt werde, kommt bei der Stichopöie zur Sprache.

§ 3.

Die Art, wie sich der Rhythmus in der Sprache überhaupt zur Erscheinung bringt, kann eine mechanische oder eine organische sein. Mechanisch verbindet sich der Rhythmus mit der Sprache, wenn er auf die qualitative oder quantitative Beschaffenheit ihrer Bestandtheile gar keine Rücksicht nimmt, sondern sie mit völlig freier Willkühr und ohne alle Vermittelung seiner Herrschaft unterthan macht. Auf diesem Wege entsteht eine unvollkommene Metrik, wie in der modernen Poesie der romanischen Völker.[1]) Organisch verbindet er sich mit der Sprache, wenn er sich in dieser die seiner eigenen Natur gleichartigen Verhältnisse aufsucht, an sie sich anschliesst, sie steigert und durchbildet, und in Uebereinstimmung mit ihnen sich zur Darstellung bringt. Er findet sie in Beziehung auf die Kraft in dem qualitativen Unterschiede der accentuirten und accentlosen Sylben, in Beziehung auf das Mass in dem quantitativen Unterschiede der Sylben von längerer oder kürzerer Zeitdauer.[2]) Je nachdem er sich mit diesem oder mit jenem Sprachelement oder mit beiden vermählt, entstehen verschiedene Arten von vollkommnerer Metrik, wie sie die antike Poesie aufweist.

Anmerkung 1. Inwiefern die romanische Metrik für ihre rhythmische Unvollkommenheit einen Ersatz suche durch Aufnahme eines musikalisch-harmonischen Elementes, welches im Reim hervortritt, liegt ausser dem Bereich der gegenwärtigen Darstellung: eben so wie die Verfolgung des Klangelementes in der antiken Poesie, da es hier nur als gelegentliche Neigung, nirgend als Gesetz auftritt (vgl. § 5 Anm. 2).

Anmerkung 2. Indem der Rhythmus den Sprachsylben von längerer und kürzerer Zeitdauer annähernd das arithmetische

Verhältniss eines Einfachen und seines Doppelten aufprägt, beruht hierauf die Vertauschungsfähigkeit von — mit ◡◡, und von ◡◡ mit —, oder die Auflösbarkeit der Länge in zwei Kürzen, und die Zusammenziehbarkeit zweier Kürzen in eine Länge.

§ 4.

Wenn der Rhythmus sich damit begnügt, nur seine gehobenen (accentuirten) Zeitabtheilungen mit den accentuirten Sylben der Sprache, die nicht gehobenen (accentlosen) mit den accentlosen Sylben zusammentreffen zu lassen, so entsteht durch solche einseitige Herrschaft des accentuirenden Princips accentuirende Metrik. Wenn er sich begnügt, nur seine längeren Zeitabtheilungen mit den Sylben von längerer Zeitdauer, die kürzeren mit denen von kürzerer zusammentreffen zu lassen, so entsteht durch solche einseitige Herrschaft des quantitirenden Princips quantitirende Metrik.[1]) Wenn er gleichzeitig beide Verschmelzungen eingeht[2]), so entsteht, je nach einem Uebergewicht des einen oder des andern Princips, accentuirend-quantitirende oder quantitirend-accentuirende Metrik.

Anmerkung 1. So vollkommen, wie es das in § 4 rein hingestellte Gesetz fordert, hat sich jedoch in Wirklichkeit keines der beiden rhythmischen Principe, weder das an die qualitativen Bestandtheile der Sprache sich anschliessende accentuirende, noch das an die quantitativen sich anschliessende quantitirende, vollziehen können. Der Grund liegt in der natürlichen Incongruenz des Sprachstoffs und des Rhythmus, welche nicht schlechthin in einander aufgehen, weil die Sprache mit ihren sehr unregelmässigen Abwechselungen von langen und kurzen, accentuirten und accentlosen Sylben dem weit regelmässigeren Wechsel langer und kurzer, arsischer und thetischer Zeitabtheilungen des Rhythmus keinesweges adäquat ist. Darauf beruhen also unvollkommnere Erscheinungsarten des Rhythmus, und zwar erstens, indem beim accentuirenden Princip mit der Uebereinstimmung der Arsen und Accentsylben nicht durchweg die der Thesen und accentlosen Sylben (§ 10 Anm. 3), beim quantitirenden mit der Uebereinstimmung der Rhythmuslängen und Sprachlängen nicht zugleich die der Rhythmuskürzen und Sprachkürzen Hand in Hand ging (§ 10. 11); — zweitens, indem umgekehrt unter Umständen selbst Arsen durch accentlose Sylben (§ 10 Anm. 2), Rhythmuslängen durch Sprachkürzen (§ 10 Anm. 1) haben ausgedrückt werden können. — In unbeschränkter Ausdehnung ist das Eintreten sowohl einer Sprachkürze für eine Rhythmuslänge als einer Sprachlänge für eine Rhythmuskürze nur am Ende der Verse zugelassen worden, die in keiner rhyth-

mischen Verknüpfung unter einander stehen, sondern von denen jeder einzelne ein abgeschlossenes rhythmisches Ganzes bildet.

Anmerkung 2. Wenn nach Anm. 1 nicht einmal jedes einzelne der beiden rhythmischen Principe, durch gleichmässige Vereinigung seiner je zwei Elemente, für sich selbst zu vollkommener Durchbildung gelangen konnte, so konnte es die Verschwisterung beider, wenngleich eben nur unvollkommen durchgeführter, Principe eben so wenig. Hier stellte abermals die angedeutete natürliche Beschaffenheit des Sprachstoffs so unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen, dass sich niemals beide Principe mit völliger Gleichberechtigung neben einander durchgesetzt haben, sondern stets eines von beiden etwas von seinen Forderungen nachgelassen und dem andern zum Opfer gebracht hat. — Hiernach lässt sich ermessen, mit welchen Hindernissen eine accentuirend-quantitirende Metrik behufs ihrer dreifachen Leistung zu kämpfen hatte, und wie sehr sie gezwungen war, sich mit einer annähernden Lösung der in § 4 gestellten Aufgabe zu begnügen. Sie hätte auch dies kaum vermocht, und überhaupt wäre die Durchführung eines so zusammengesetzten Systems schwerlich jemals zum Vorwurfe genommen worden, wenn es als Erzeugniss einer künstlichen Berechnung anzusehen wäre; vielmehr aber ist es da, wo wir es finden, so sehr gerade auf dem Boden natürlicher und lebendiger Sprachgewohnheit erwachsen, dass im Gegentheil jede andre Norm mehr Berechnung erfordert und mehr Zwang aufgelegt hätte.

§ 5.

Die Metrik der altgriechischen Poesie, so hoch hinauf wir sie verfolgen können, ist eine ausschliesslich quantitirende; eine ausschliesslich accentuirende tritt uns erst in den politischen Versen der Mittel- und Neugriechen entgegen; wie dort dem Sprach- oder Wortaccent, so ist hier der Sylbenquantität gar keine Geltung eingeräumt.[1]) Umgekehrt finden wir in der römischen Poesie ausschliessliche Herrschaft des Accents, mit völliger Unterordnung der Quantität, nur in der ältesten Periode, der des roh gebauten *versus Saturnius.**) In der zweiten Periode, in der neben einem gebildeteren Saturnischen Verse die dramatische Poesie begründet wurde, sind accentuirendes und quantitirendes Princip in ein Gleichgewicht gesetzt, so jedoch (§ 4 Anm. 2), dass das accentuirende bei weitem grössere Zugeständnisse an das quantitirende, als dieses an jenes macht, folglich accentuirend-quantitirende Metrik entsteht[2]); und dieses

---

*) Hiervon ist der Verf. schon in den nächsten Jahren zurückgekommen: vgl. S. 236 f.

Verhältniss blieb der dramatischen Gattung als ein dauerndes in der Folgezeit, auch als schon längst ein wesentlich verschiedenes in den andern Gattungen daneben herging. Dieses ist das in der dritten Periode sich durchsetzende ausschliesslich quantitirende Princip der episch-lyrischen Poesie[3]), die darum auch als die gräcisirende bezeichnet wird.

Anmerkung 1. Allerdings trifft daneben in der altgriechischen Poesie auch Sprachaccent mit Rhythmusaccent, in den politischen Versen auch Sylben-Länge und -Kürze mit Rhythmus-Länge und -Kürze im Einzelnen oft genug zusammen: aber nur zufällig, indem die Uebereinstimmung eben so wenig gesucht als der Widerspruch vermieden wird. Es ist also auch principiell eben so gleichgültig, wenn in heroischen Versen oder iambischen Trimetern alle Arsen auf Accentsylben fallen, z. B.

τῷ γὰρ ἐπὶ φρεϲὶ θῆκε θεὰ λευκώλενοϲ Ἥρη.

τοϲοῦτον οἶδα καὶ παρὼν ἐτύγχανον,

als wenn gar keine, z. B.

φηρϲὶν ὀρεϲκῴοιϲι καὶ ἐκπάγλωϲ ἀπόλεϲϲαν.

πρῆϲαι, γόου δὲ μηδὲν εἰϲίτω δάκρυ,

und gleichermassen, wenn in politischen Versen alle, oder gar keine Rhythmuslängen aus Sprachlängen bestehen, z. B. ersteres

πολλὰϲ μὲν ἄλλαϲ παιδιὰϲ τῶν ϲυμποτῶν γελώντων,

letzteres

ἰδίαιϲ παρενέμιξεν ἀγέλαιϲ βοοτρόφοιϲ

(nach dem Versschema:

⏑ –̋ ⏑ –́ | ⏑ –̋ ⏑ –́ ‖ ⏑ –̋ ⏑ –́ | ⏑ –̋ ⏑).

Anmerkung 2. Das umgekehrte Verhältniss, dass bei allgemeiner Gleichberechtigung doch im Einzelnen das quantitirende Princip gegen das accentuirende zurücktritt und ihm Zugeständnisse macht, charakterisirt die deutsche Metrik, die darum genauer als quantitirend-accentuirende, denn als accentuirend-quantitirende bezeichnet wird. Doch bleiben diese Zugeständnisse vergleichsweise unerheblicher, weil vermöge der Natur der deutschen Sprache, die den Wortaccent nur mit Sylbenlänge verbindet, der Conflict zwischen quantitirendem und accentuirendem Princip gar nicht so gross werden kann wie im Lateinischen. — Durch das Hinzutreten des Reimes zu der Beobachtung des Accents und der Quantität bietet die deutsche Metrik einen Dreiverein dar, hinter dem auch die altrömische zurücksteht, da in dieser die sporadische Erscheinung der Allitteration (§ 3 Anm. 1) nur als ein sehr entferntes Analogon des Reimes gelten kann.

Anmerkung 3. Erst in der Augusteischen Zeit ist auch auf das Drama die rein quantitirende Metrik übertragen worden.

§ 6.

Die scenische Verskunst einestheils, und die episch-lyrische anderntheils, sind als völlig ebenbürtige Geschlechter neben einander anzuerkennen, deren jedes in seiner besondern Eigenthümlichkeit aufgefasst sein will. Nur indem man einseitig von derjenigen Verskunst, welche die frühere allmählich verdrängt hat und endlich zur Alleinherrschaft gelangt ist, als von der bekannteren und zufällig in ihren Gesetzen leichter erkennbaren ausging, sie als das Normale zu Grunde legte und nach ihrem alleinigen Massstabe die ältere beurtheilte, konnte man auf den Irrweg gerathen, die Abweichungen dieser von jener als eben so viele Regellosigkeiten anzusehen und demzufolge die ganze Plautinisch-Terenzische Metrik für ein chaotisches Gemisch von Willkührlichkeiten zu halten. Ganz dasselbe Recht, d. h. Unrecht hätte man zu dem umgekehrten Verfahren gehabt; jede von beiden folgt vielmehr innerhalb ihres Kreises ihren eigenen Gesetzen mit gleicher Consequenz; eine andere Frage ist es, welche von beiden Gesetzgebungen einen im Ganzen schöneren, gebildeteren und die Sprache bildenderen Versbau bewirkt habe. Aber richtiger begriffen und naturgemässer dargestellt wird der Unterschied, wenn man sich gewöhnt nicht sowohl zu fragen, wie und worin die ältere Metrik anders war als die jüngere, sondern vielmehr, wie und worin die jüngere anders wurde als die ältere.

§ 7.

Die accentuirend-quantitirende Metrik des Drama's hatte seit dem Anfang des sechsten Jahrhunderts d. St. durch Livius Andronicus und Nävius (von denen, ausserhalb des Drama's, jener gleichzeitig noch in rein accentuirenden, dieser schon in accentuirend-quantitirenden Saturniern dichtete), sowie durch Plautus bereits ihre vollkommene Gestaltung erhalten, als mit der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts die rein quantitirende Verskunst durch das Epos des Ennius ins Leben trat. Weil es der daktylische Hexameter der Griechen war, durch dessen Nachbildung sie geschaffen und hauptsächlich weitergebildet wurde, und weil der daktylische Rhythmus in gleicher Weise zu den bisher im Drama angewendeten und in diesem immer herrschend gebliebenen Rhythmen im bestimmtesten Gegensatz steht, wie anderseits den erst von nun an in der epischen und lyrischen Poesie entwickelten Rhythmen zu Grunde liegt oder mit ihnen innerlich verwandt ist, nennt man die quantitirende Metrik auch wohl die dakty-

lische, und macht in diesem Sinne mit kurzem Ausdruck den Unterschied von scenischen und daktylischen, oder weil die Vollendung der jüngern Metrik in das Augusteische Zeitalter fällt, Augusteischen Dichtern.

§ 8.

Drei durchgreifende Gegensätze sind es, und als deren natürliche Consequenzen eine Reihe von abgeleiteten Unterschieden, wodurch sich von der Metrik der scenischen Dichter die der daktylischen trennt. Der erste Gegensatz beruhte eben auf dem Aufgeben des Sprachaccents als einer für den sprachlichen Ausdruck des Rhythmus massgebenden Macht. Durch dieses Aufgeben wurde jetzt auch die lateinische Verskunst in reicherem Masse des Reizes theilhaft, den gerade das stete Widerspiel zwischen den zweierlei Accenten, dem des Worts als des Verskörpers und dem des Rhythmus als der Versseele, für den griechischen Sinn gehabt hat, wodurch eine Mannichfaltigkeit erzeugt ward, dass unter hunderten von Versen nie einer dem andern vollkommen gleich war. Denn diesen Reiz hatte die altrömische Metrik nur erst annäherungsweise gekostet, sofern auch sie schon nach § 5 innerhalb bestimmter Grenzen den Wortaccent zum Opfer brachte. Um jenes Widerspiel mit musikalischen Dissonanzen zu vergleichen, so brachte es die Natur der Sprache und ihrer Accentgesetze mit sich, dass in dem lateinischen Hexameter fast regelmässig die Auflösung durch eine Consonanz erfolgte, indem in den zwei letzten Versfüssen sich der Einklang beider Accente herzustellen pflegt.[1]) Indem der griechische Versbau dieses Bedürfniss nicht fühlte, übertrifft er den lateinischen weit an Mannichfaltigkeit der Formen, die durch unendliche Combinationen und Durchkreuzungen der doppelten Accente möglich wurden.

Anmerkung. Der lateinische Hexameter zeigt daher, anders als der griechische (§ 5 Anm. 1), nur höchst selten durchgängigen Widerspruch der Arsen und der Accente, z. B.

Túm variae ínludánt pestés: saepe éxiguús mus.

Aber auch durchgängige Uebereinstimmung beider ist viel seltener als in der durch die Vielgestaltigkeit ihrer Accentuation bevorzugten griechischen Sprache, z. B.

Pócula crébra, unguénta, corónae, sérta parántur.

Die am Schluss eintretende Versöhnung sind Verse wie diese ins Licht zu stellen geeignet:

Cónlucént ignés, noctém custódia dúcit.
Óbstupuít magnó laudúm percússus amóre.

§ 9.

Der zweite und der dritte Gegensatz folgen unmittelbar aus der Natur des daktylischen Rhythmus selbst, jener aus der Natur seiner Arsis, dieser aus der seiner Thesis. In der ersten Beziehung besteht der Unterschied darin, dass in allen bisher geübten Rhythmen die lange Arsis, wie überhaupt jede ursprüngliche Rhythmuslänge (§ 3 Anm. 2), auflösbar war in zwei Kürzen, also im iambischen, trochaischen, anapästischen, baccheischen, kretischen

⏑ ⏕́ ‖ ⏕́ ⏑ ‖ ⏑ ⏑ ⏕́ ‖ ⏑ ⏕́ ⏕ ‖ ⏕́ ⏑ ⏕,

dass dagegen für die daktylische Arsis diese Stellvertretung von ⏖́ für –́ absolut wegfiel. In der zweiten Beziehung beruht der Unterschied darauf, dass mit einer einzigen Ausnahme die bisherigen Rhythmen einsylbige Thesen hatten, im daktylischen dafür zweisylbige Thesis auftrat.[1]) Wenn der letzte Unterschied eine Erweiterung der bisherigen Kunst mit sich führte, so brachte der erste gleichsam als Gegengewicht eine Vereinfachung und Beschränkung bisheriger Mannichfaltigkeit hinzu; und nur insofern jene Erweiterung ihrem innern Wesen nach zugleich die Ausbildung zu grösserer Bestimmtheit in sich schloss, wurde auch sie selbst wieder zu einer Beschränkung nach anderer Seite hin.

Anmerkung. Zweisylbige Thesis hatte zwar thatsächlich auch die scenische Poesie schon, aber (abgesehen von der § 12 behandelten Ausnahme) nicht principiell. Denn wenn sie im iambischen, trochaischen, kretischen Rhythmus statt ⏑ –́ und –́ ⏑ und –́ ⏑ – die Formen ⏑ ⏑ –́ und –́ ⏑ ⏑ und –́ ⏑ ⏑ – aufnahm, so waren dies metrische Erscheinungen, die nicht im Charakter des Rhythmus lagen: Freiheiten, welche ohne Rechtfertigung vor dem Gesetz, nur Duldung in einer aus dem Gesetz heraustretenden Sitte fanden, ihren Ursprung aber darin hatten, dass eine falsche Consequenz (die in der Metrik gewirkt hat wie in der Grammatik) dazu verführte, die Auflösungsfähigkeit der ursprünglichen Rhythmuslängen (§ 3 Anm. 2) überzutragen auch auf die Sprachlängen, die nur incongruenter metrischer Ausdruck für ursprüngliche Rhythmuskürzen waren (§ 4 Anm. 1 und § 10).

§ 10.

Indem sich nämlich der Rhythmus in Sprache auf dem Wege zur Erscheinung bringt, dass er sich mit ihren quantitativen Bestandtheilen verbindet, kann er diese Verbindung vollkommner oder unvollkommner zu Stande bringen (§ 4 Anm. 1): vollkommner, wenn er gleichmässig sowohl seine längern Zeit-

abtheilungen auf lange Sylben, als auch seine kürzern auf kurze Sylben fallen lässt, unvollkommner, wenn er sich mit dem ersteren als dem wesentlicheren begnügt und das zweite als untergeordnet und gleichgültig behandelt. Er kann dies, wo er eben zum Ersatz, neben der quantitativen Uebereinstimmung, noch ein zweites Beherrschungsmittel des Sprachstoffs in Anwendung bringt, welches die qualitative Uebereinstimmung der Accente ist; dagegen einer vollständig deckenden Ausgleichung der Quantitätsverhältnisse bedarf er, wo er keine weitere Stütze von anderer Seite her hat. Hierauf beruht es, dass fast alle der quantitirend-accentuirenden scenischen Poesie eignen Rhythmen solche sind, deren kurze Thesen der quantitativen Bestimmtheit in ihrer sprachlichen Erscheinung entbehren, d. h. nicht nothwendig durch Sprachkürzen, sondern eben so üblich auch durch Sprachlängen ausgedrückt werden; dass dagegen derjenige Rhythmus, für dessen Begriff die quantitative Bestimmtheit der Thesen unweigerliche Forderung ist, der daktylische, erst in und mit der rein quantitirenden Poesie Aufnahme und Entwickelung findet.

Anmerkung 1. Nur im griechischen Hexameter hat die rein quantitirende Metrik sprachliche Unbestimmtheit der Thesis als seltene Ausnahme zugelassen: s. § 11 Anm. 2. — Dass dagegen anderseits die rein quantitirende Metrik der Römer neben der unbedingten sprachlichen Bestimmtheit ihrer Rhythmuskürzen doch die Bestimmtheit ihrer Rhythmuslängen nicht mit gleich ausnahmsloser Strenge im daktylischen Hexameter durchgeführt hat, ist in ihr der einzige Rest einer nicht völlig überwundenen Ausgleichung. Er liegt vor in der vereinzelten Erscheinung einer, wie man es gewöhnlich ausdrückt, durch die Kraft der Arsis verlängerten Kürze, wie:

Ét bicolór myrtús et bácis caérula tínus.
μὴ πρὶν πὰρ νηῶν προτὶ Ἴλιον ἀπονέεσθαι.

In wie engen Grenzen und unter welchen Bedingungen dieselbe Erscheinung sich in der accentuirend-quantitirenden Metrik findet, lehrt § 19.*)

Anmerkung 2. So vollkommen, wie das quantitirende Princip in der rein quantitirenden Metrik, hat sich das accentuirende überhaupt gar nicht erfüllen können. Seine unbedingte Durchführung war eine physische Unmöglichkeit, wenn nicht ganze grosse Klassen von Wortformen vom Versgebrauch schlechterdings ausgeschlossen bleiben sollten. Und zwar in der accentuirend-quantitirenden Metrik, weil Wortaccent und Quantität in einen unlösbaren Widerspruch gerathen können; in der

---

*) Ende einer rhythmischen Reihe, starke Interpunction, Personenwechsel.

accentuirend-quantitirenden sowohl als in der rein accentuirenden, weil überhaupt die Vertheilung der accentuirten und accentlosen Sylben in der Sprache eine weit ungleichere ist als die der Längen und Kürzen. Denn während die Sprache, zumal die lateinische, ungefähr so viel oder nicht viel weniger kurze als lange Sylben hat, ist, dem Wesen des Wortaccents zufolge, wegen der Ueberzahl der vielsylbigen Wörter nicht nur das numerische Verhältniss der accentlosen Sylben zu den accentuirten ein weit zu Gunsten der ersteren überwiegendes, sondern es ist auch die unmittelbare Folge von mehreren accentlosen Sylben eine der regelmässigen Abwechselung des Rhythmus durchaus incongruente: (wogegen die unmittelbare Aufeinanderfolge mehrerer Kürzen wenigstens in der accentuirend-quantitirenden Metrik dadurch unschädlich wird, dass sie paarweise zum Ausdruck von Längen verwendbar sind). Um an jenem Uebergewicht der accentlosen Sylben nicht gänzlich zu scheitern, musste sich der Rhythmus, während ihm für seine langen Zeitabtheilungen stets auch sprachliche Längen zu Gebote standen, in Betreff seiner Arsen zu einer durchgreifenden Ermässigung seiner Ansprüche bequemen. Diese bestand darin, dass er, statt überall den eigentlichen und Hauptaccent zu fordern, der in jedem Worte nur einer ist, daneben auch mit den Nebenaccenten vorlieb nahm und an ihnen einen ihm genügenden Anhaltpunkt fand: nur wieder mit dem Unterschiede, dass das Princip dieses Nebenaccentes in der rein accentuirenden Metrik ein todtes und mechanisches, in der accentuirend-quantitirenden ein lebendiges und organisches war. So fallen z. B. in dem politischen Verse

παραγραμματισμὸς δ' ἐστὶν ἐγγὺς τῆς παρῳδίας

die erste, zweite und sechste Arsis nur auf Nebenaccente, und eben so in dem Plautinischen

An quia latrócinámini, árbitrámini

die zweite, vierte und sechste. Anders ausgedrückt heisst dies so viel wie: es forderte nicht sowohl jede Arsis eine wirkliche Accentsylbe, als vielmehr nur jede wirkliche Accentsylbe eine Arsis. Dass übrigens auch im Rhythmus schon ein analoges Verhältniss von Haupt- und Nebenaccenten (Haupt- und Nebenarsen) stattfand, ist hierbei ohne Einfluss geblieben, und keinesweges etwa, wie man erwarten könnte, zu einem Parallelismus nur der Hauptarsen mit den Hauptaccenten, der Nebenarsen mit den Nebenaccenten benutzt worden; wenn in dem angeführten Plautinischen Verse diese Uebereinstimmung zufällig vorhanden ist, so z. B. nicht in diesem:

Inániméntis éxpleméntum quaérito,

wo die erste und dritte Arsis, welches Hauptarsen sind, auf Nebenaccente fallen. — Was neben dieser durchgreifenden Accommodation noch an kleineren Concessionen hergeht, liegt in Betreff der rein accentuirenden Verse dem hiesigen Zwecke fern, in Betreff der accentuirend-quantitirenden findet es in § . . seine Stelle.

Anmerkung 3. Eben so wenig oder noch weniger reicht die accentuirende Metrik beider Gattungen in Behandlung der Thesen an die Strenge der rein quantitirenden Metrik in Behandlung der Kürzen. Wenn sich für den Ausdruck der Arsen der Rhythmus durch die vielsylbigen Wörter beengt und darum zu der Massregel gedrängt fand, nach einem bestimmten Gesetz zahlreiche accentlose Sylben zu Accentsylben zu stempeln, so waren es die einsylbigen Wörter, von denen er für den Ausdruck der Thesis überhaupt keine Notiz nahm. Daher aus ihnen trotz ihres Accents unbedenklich die Thesis gebildet wurde, dergestalt, dass z. B. in dem politischen Verse

κἂν γὰρ μὴ μεταπέσῃ τις ταῖς τύχαις παλιρροίας

κἂν, μή und ταῖς, in dem Plautinischen

Licétne id scíre quíd sit: nám tu me ántidhac

id, sit und *tu* wie accentlose Sylben mit unterlaufen. Dass die accentuirend-quantitirende Metrik dieses Ignoriren des Accents unter Umständen auch auf zweisylbige Wörter überzutragen im Stande war, zeigt § . . des Nähern.

Anmerkung 4. Die in § 10 und den Anmerkungen 1—3 durchgegangene Reihe von unvollkommenen Erscheinungsarten des Rhythmus lässt sich zu schematischer Uebersicht also bringen. Rein begriffsmässig wären folgende Verhältnisse möglich:

I. Quantitirendes Princip
- *A* vollkommen durchgeführt in der Uebereinstimmnng der Rhythmuslängen mit Sprachlängen, der Rhythmuskürzen mit Sprachkürzen;
- *B* unvollkommner durchgeführt in der Uebereinstimmung
  - *a* der Rhythmuslängen mit Sprachlängen, nicht zugleich der Rhythmuskürzen mit Sprachkürzen,
  - *b* der Rhythmuskürzen mit Sprachkürzen, nicht zugleich der Rhythmuslängen mit Sprachlängen.

II. Accentuirendes Princip
- *A* vollkommen durchgeführt in der Uebereinstimmung der Arsen mit Accentsylben, der Thesen mit accentlosen Sylben;

B unvollkommner durchgeführt in der Uebereinstimmung

a { α der Arsen mit Hauptaccentsylben, nicht zugleich der Thesen mit accentlosen Sylben;
β der Arsen mit Haupt- oder Nebenaccentsylben, nicht zugleich der Thesen mit accentlosen Sylben; }

b der Thesen mit accentlosen Sylben, nicht zugleich der Arsen mit accentuirten.

In dieser scharfen Scheidung entspricht diesen Verhältnissen keine Wirklichkeit. Weder *I. A* und *II. A* gibt es, noch *II. B* α oder *II. B b*, und die übrigen kommen nur in Mischung vor. Mit einer sehr geringen Beimischung von *I. B b* erfüllt sich *I. A* in der rein quantitirenden Metrik des daktylischen Hexameters, mit einer starken von *I. B a* in der der iambischen und trochaischen Verse (§ 11). Ganz auf *II. B* β beruht die rein accentuirende Metrik. Die Grundlage der accentuirend-quantitirenden ist *I. B a* mit einer unerheblichen Beimischung von *I. B b*, womit sich *II. B* β verbindet so gut es kann. — Auf die Steigerung des accentuirenden Princips, vermöge deren dasselbe in der accentuirend-quantitirenden Metrik ausser dem grammatischen oder Wortaccent auch noch den logischen oder Redeaccent berücksichtigt, ist hier nur erst vorläufig hinzuweisen.

§ 11.

Der iambische und der trochaische Rhythmus, die den Kern der scenischen Metrik bilden, verlieren darum nicht den specifischen Charakter, der sie von andern Rhythmen unterscheidet, wenn sie im sprachlichen Ausdruck auch nicht in ihrer reinen Grundgestalt ⏑ –̋ ⏑ –́ und –̋ ⏑ –́ ⏑ erscheinen, also in ihren beiden Hauptversformen nicht so:

⏑ –̋ ⏑ –́   ⏑ –̋ ⏑ –́   ⏑ –̋ ⏑ –́
–̋ ⏑ –́ ⏑   –̋ ⏑ –́ ⏑   –̋ ⏑ –́ ⏑   –̋ ⏑ –́

Per hoc inane purpurae decus precor.
Iussus est inermis ire, inermis ire iussus est.

Und sie waren ja so nicht einmal in der rein quantitirenden griechischen Poesie erschienen, wo indess für die Wahrnehmbarkeit des Rhythmus dadurch gesorgt ward, dass nur einen Fuss um den andern die quantitative Unbestimmtheit der Thesis zulässig war:

⏒ –̋ ⏑ –́   ⏒ –̋ ⏑ –́   ⏒ –̋ ⏑ –́
–̋ ⏑ –́ ⏒   –̋ ⏑ –́ ⏒   –̋ ⏑ –́ ⏒   –̋ ⏑ –́

μόχθον περιϲϲὸν κουφόνουν τ᾽ εὐηθίαν.
ἡλίου λάμποντοϲ· ὑγρὸν δ᾽ ἦλθ᾽ ἐπ᾽ ἀνθρώπουϲ δέοϲ.

In der zugleich accentuirenden und quantitirenden Metrik durfte auch diese Beschränkung fast ganz wegfallen, ohne dass dadurch der rhythmische Gang selbst sofort unkenntlich geworden wäre; darum vertrug das römische Drama quantitative Unbestimmtheit der Thesen bis auf den Schluss des Verses überall:

⏓ ⏕ ⏓ –́   ⏓ ⏕ ⏓ –́   ⏓ ⏕ ⏑ –́
⏕ ⏓ –́ ⏓   ⏕ ⏓ –́ ⏓   ⏕ ⏓ –́ ⏓   ⏕ ⏑ –́

Aedis uenalis hasce inscribit litteris.
Scitne in re aduorsa uorsari? turbo non aeque citust.[1])

Denn durch die Substitution von –́ – für –́ ⏑ und von – –́ für ⏑ –́ wird die Unterscheidbarkeit des trochaischen und des iambischen Rhythmus als eines individuellen darum nicht aufgehoben, weil es einen spondeischen Rhythmus nicht gibt, sondern der Spondeus, so gut wie der Tribrachys, der Molossus, der Proceleusmaticus, nur die metrische Figur oder Variation eines Rhythmus ist.

Nicht anders verhielt es sich mit der thetischen Kürze des baccheischen und des kretischen Rhythmus, wenn sie statt ⏑ ⏕ –́ und ⏕ ⏑ –́ diese Gestalt annahmen: – ⏕ –́ und ⏕ – –́.[2]) Hingegen hätte jede ähnliche, d. h. auf der Substitution einer Sprachlänge für eine Rhythmuskürze beruhende, thetische Unbestimmtheit den daktylischen Rhythmus sofort als solchen vernichtet und durch die Formen –́ ⏑ ⏓ oder –́ ⏓ ⏑ oder –́ ⏓ ⏓ einen wesentlich verschiedenen rhythmischen Charakter substituirt. Und ähnlich wäre auch, wenn der Daktylus durch Zusammenziehung der beiden Kürzen in eine Länge (nach § 3 Anm. 2) die Gestalt eines Spondeus annahm, dieser variirte Daktylus durch die Substitution eines –́ ⏑ für –́ – mit dem Trochäus ununterscheidbar zusammengefallen.[3])

Anmerkung 1. Keine Sache gesetzlicher Nothwendigkeit, sondern nur eine mit grosser Liebhaberei befolgte Observanz ist es, dass an einer bestimmten Stelle lange (oder zweisylbige) Thesis sehr überwiegend festgehalten worden ist. Es ist dies der Fall mit der vorletzten Thesis sowohl im iambischen Senar als im trochaischen Septenar, die bei Plautus durch eine Sprachkürze dort nur etwa in dem je zwölften, hier im je siebenten Verse ausgedrückt wird, und auch so nicht auf jede Weise. Mit dem alten Drama theilt diese Gewohnheit fast die ganze lateinische Poesie, in grösster Strenge die Tragödie des „Seneca“.

Anmerkung 2. Dass es wirklich das Hinzutreten des zweiten rhythmischen Factors, d. i. der Uebereinstimmung von Sprach- und Versaccent war, was den Ausdruck einer Rhythmuskürze durch eine Sprachlänge möglich machte, weil es diese Incongruenz durch eine andere Congruenz aufwog (§ 10), dies wird sehr deutlich

an dem sprachlichen Ausdruck _ _ _ für ⏓ ◡ ⏒. Denn z. B. weder das Paroxytonon *formósi* noch die Folge der Worte *si fórmas* haben jemals einen Kretikus gebildet, weil dieser weder an der Quantität noch am Accent als solcher zu erkennen wäre. An der Quantität sind es die Sylben *quí formó|si* oder *fórmas si* eben so wenig, aber sie werden es durch den Accent, und darum sind solche Kretiker gar nichts Seltenes. Falsch aber und eine unlogische Verwechselung der Begriffe ist es, darum zu sagen, die Kraft des Wortaccentes habe die erste Sylbe von *formosi* zu einer sprachlichen Kürze gemacht. Sie hat das gerade so wenig, wie sie in dem Verse *Aedis uenalis hasce inscribit litteris* die Sylben *ac*, *ve*, *lis*, *inscr*, *bit l*, oder in μόχθον περιϲϲὸν κουφόνουν τ' εὐηθίαν die Sylben μοχθ, ϲον κ, ευ zu Kürzen gemacht hat, oder als durch die Kraft der Arsis die Endsylbe von *myrtus* in § 10 Anmerkung 1 zu einer Sprachlänge geworden ist.

Anmerkung 3. Nur der griechische Hexameter bietet auch diese Erscheinung als Seltenheit dar, wie

τῇ δ' ἐπὶ μὲν Γοργὼ βλοϲυρῶπιϲ ἐϲτεφάνωτο,

worin denn eben eine unleugbare Mangelhaftigkeit liegt.

§ 12.

Einen einzigen Rhythmus hatte die scenische Metrik, der mit dem daktylischen die Zweisylbigkeit (oder im Fall der Zusammenziehung die Zweizeitigkeit) der Thesis gemein hat: den anapästischen.[1]) Aus gleichen Gründen hat auch ihn die Sprache der Regel nach nicht durch Sylben wie _ ◡̈ ⏒ oder ◡ _ ⏒ oder _ _ ⏒ oder anderseits ◡ ⏒ gebildet, sondern quantitative Bestimmtheit der Thesis in ◡ ◡ ⏒ oder _ ⏒ bei ihm im Allgemeinen festgehalten und festhalten müssen, wie beim daktylischen, dessen Umkehrung er ist. Wenn in diesem Berührungspunkte ein vorbereitender Uebergang von der scenischen zur daktylischen Metrik liegt[2]), so besteht daneben noch wesentliche Trennung darin fort, dass der anapästische Rhythmus nicht mit dem daktylischen die Unauflösbarkeit seiner Arsis theilt, sondern mit allen andern scenischen Rhythmen die Auflösungsfähigkeit in ◡◡ ◡́◡ gemein behält. Und dieser Mittelstellung entspricht es, dass im anapästischen Rhythmus einerseits die Vereinigung des Accents mit der Quantität eine unvollkommnere ist als in der übrigen scenischen Metrik, und in dieser Beziehung ein starkes Hinüberneigen zu der Ungebundenheit der daktylischen Metrik sich geltend macht, anderseits, dass die quantitative Bestimmtheit der Thesen nicht mit der Strenge der daktylischen Metrik durchgeführt, sondern in dieser Beziehung die Losreissung von der übrigen scenischen eine unvollkommne geblieben ist.

Anmerkung 1. Gar nicht in Betracht kommen die überaus vereinzelten und nicht einmal durchaus sichern Vorspiele des daktylischen Rhythmus, die z. B. in dem Gebrauch des choriambischen Rhythmus in des Plautus Menächmen I 2, 1 liegen:

Ní mala, ni stúlta sies, ni índomita impósque animi.

Daktylischer Rhythmus selbst, z. B. in der Terenzischen Andria IV 1, 1:

Hócine crédibile aút memorábilĕst,

oder in der Tragödie des Attius, fällt lange nach der Einführung des Hexameters.

Anmerkung 2. Dergleichen vermittelnde Vorstufen, in denen eine künftige Entwickelung wie in einem Keime vorgebildet lag, liessen sich schon erkennen in der theilweisen Aufopferung des Wortaccents (§ 8) und in der Zulassung der unrechtmässigen zweisylbigen Thesis (§ 9 Anmerkung).

§ 13.

Nur daraus, dass der anapästische Rhythmus, zwischen zwei metrische Gattungen getheilt, mit dem für die neue Gattung noch nicht durchgebildeten Sprachstoff ungewöhnlich zu ringen hatte, erklärt es sich, dass er gewisse Freiheiten mit der daktylischen, andere mit der scenischen Verskunst gemein hat, in noch andern Punkten die letztern sogar steigerte: was sich in der Verbindung der Versfüsse zu Versen so gut wie in der Bildung der Versfüsse aus Sylben verfolgen lässt. Und so wird es verständlich, wie er selbst in dem Stücke, auf dem eben sein Berührungspunkt mit der neuen Gattung beruht, d. i. in der zweisylbigen Thesis, hinter dem vollkommenen sprachlichen Ausdruck, den dieser Thesis die neue Gattung gab, zurückbleiben und sich ausnahmsweise mit dem unvollkommenen Ausdruck begnügen konnte, den alle Thesiskürzen in der ältern Gattung hatten. Denn während es im Allgemeinen unbestreitbar ist, dass er die quantitative Bestimmtheit der Thesen als Gesetz für sich anerkannte, dürfen doch als Reste nicht völlig überwundener Ausgleichung von Rhythmus und Sprache die nicht gar seltenen Beispiele betrachtet werden, in denen der Anapäst zwar nicht als – ◡ –́, aber doch in der allerdings rohen Form ◡ – –́ auftritt, wie Mil. glor. 1019. 1024. 1031. 1061. 1085. 1087. 1088. 1091:

set hic númquis adést? vel adést vel nón.
age age út tibi máxume cóncinnumst.
adsum: ímpera sí quid uís. quid illaéc.
talentúm Philíppum huíc opus aúrist.
quin érgo abis, quándo résponsúmst.
quid núnc stas? quin abis? ábeo.

atque áded audín? dicíto docté.
gubernábunt dóctius pórro.

In diesen Fällen von sprachlichen Kürzen zu reden ist so wenig genau wie in den § 11 Anm. 1 besprochenen; sprachliche Länge steht hier nur als ungenauer Ausdruck für rhythmische Kürze.

[Es folgen analoge Fälle quantitativer Unbestimmtheit der Thesis in iambischen Octonaren und in den regelmässigen Dialogversmaassen.]

§ 14.

Theils aus Noth, um die in §§ 8. 9. aufgezeigten drei grossen Neuerungen des Versbaues durchzuführen, theils in der freien Absicht, eine der Würde und Feierlichkeit des Epos zusagende sprachliche Form zu gewinnen, verlangte und bewirkte die daktylische Metrik eine sehr wesentliche Umgestaltung der bisherigen Sprachmittel, die den noch ungewohnten Zwecken erst dienstbar und gefügig gemacht werden mussten. Die Sprache des Drama's beruhte ganz auf der Grundlage der Umgangssprache des täglichen Lebens; zumal in der Komödie[1]) forderte weder die Natur der Gattung eine Steigerung des gewöhnlichen Gesprächstones, noch die Natur ihrer Rhythmen ein Abweichen von dem Gewöhnlichen, indem vielmehr das Drama seinem Kerne nach eben nur diejenigen Rhythmen ausbildete, die in dem natürlichen Charakter der lateinischen Sprache selbst lagen, welches ist der trochaisch-iambische. Im Gegensatz hierzu musste sich das Epos eine Sprache schaffen, die erstens überhaupt durch Abweichung von der alltäglichen Gewohnheit sich erhob und idealen Forderungen gerecht ward, und die zweitens in ihren Formen den specifischen Forderungen des daktylischen Rhythmus entsprach, der in der Sprache an sich wenig ausgeprägt vorlag.[2]) So trat Kunstpoesie, mit einer nicht sowohl naturwüchsig poetischen als absichtsvoll poetisirten Sprache und Metrik, gegenüber der im Grunde nur versificirten Prosa, aus der die populäre Dichtungsart des Drama's bestand[3]), und die hier selbst in den vom Dialog unterschiedenen, den lyrischen Partien des griechischen Drama's einigermassen vergleichbaren Cantica nur wenig durch höhere poetische Färbung gesteigert erscheint.

Anmerkung 1. Selbst die Tragödie unterscheidet sich im Ton der Rede, wenigstens was den Dialog angeht, nicht genug von der Komödie, um nicht mit dieser einen gemeinschaftlichen Gegensatz zum Epos zu bilden. Der Grund liegt grossentheils darin, dass die Umgangssprache selbst, auch wie sie in der Komödie erscheint, im Einklange mit altrömischem Wesen über-

haupt schon den Charakter einer gewissen feierlichen Gravität trägt, die auch ohne erhebliche Steigerung den Anforderungen tragischer Rede allenfalls genügte.

Anmerkung 2. Der Einfluss dieser beiden Motive lässt sich durch die ganze Grammatik verfolgen, tritt am fühlbarsten hervor in der Flexion und in der Wortbildung, hat sich aber auch auf die Syntax erstreckt. Geleitet hat dabei grossentheils die Analogie desjenigen Vorbildes, dem eben die metrische Gattung selbst entnommen war: der Typus des Griechischen ist es, der auf die lateinische Formenbildung übertragen namentlich im Casusgebiete eine Sprachgestalt hervorrief, die zu der im Drama mit grösster Strenge bewahrten, ursprünglich lateinischen und volksthümlichen, den entschiedensten Gegensatz bildet. So wenig daher Plautus Formen wie *Penelope Helenes Circen* kennt für *Penelopa Helenae Circam*, oder *Telestida Bacchidĕs Bacchidăs* für *Telestidem Bacchidēs, Sosias Sosian* für *Sosia Sosiam*, *Sinon Agamemnon* für *Sino Agamemno*, *Achillis* für *Achilli*, *schemate* für *schema* u. s. w.: so wenig ist ihm *Aetnā* oder *Palaestrā* zuzutrauen statt *Aetnă Palaestră*. — Die Ausführung dieses Gesichtspunktes fällt nicht in die Darstellung der Plautinischen Verskunst selbst.

Anmerkung 3. Auf dem Unterschiede von volksthümlicher und Kunst-Poesie beruht der methodische Satz, dem Plautus keine vereinzelten Licenzen zuzutrauen, z. B. nicht unter vielen hunderten von Beispielen des dreisylbigen *faciam* und ähnlicher Formen ein ein- oder zweimaliges *facjam*, nicht unter mehr als 60 Beispielen des zweisylbigen *aqua* (um alle gleichartigen Fälle zu übergehen) ein zweimaliges *aqüa* u. d. m. Einzelheiten solcher Art können von der Berechnung eines mit theoretischem Bewusstsein in einer idealen Kunstform Dichtenden ausgehen; die natürlich erwachsene tägliche Gewohnheit des Volkes, die der römische Dramatiker zwar durch Masshaltung veredelt, aber nicht eigenmächtig alterirt, führt ihre Bildungen in durchgreifenden Analogien reihen- und massenweise durch, und prägt eine objective Gleichmässigkeit aus, die dem subjectiven Belieben keinen Spielraum gestattet und keine Geltung zuerkennt.

Register.